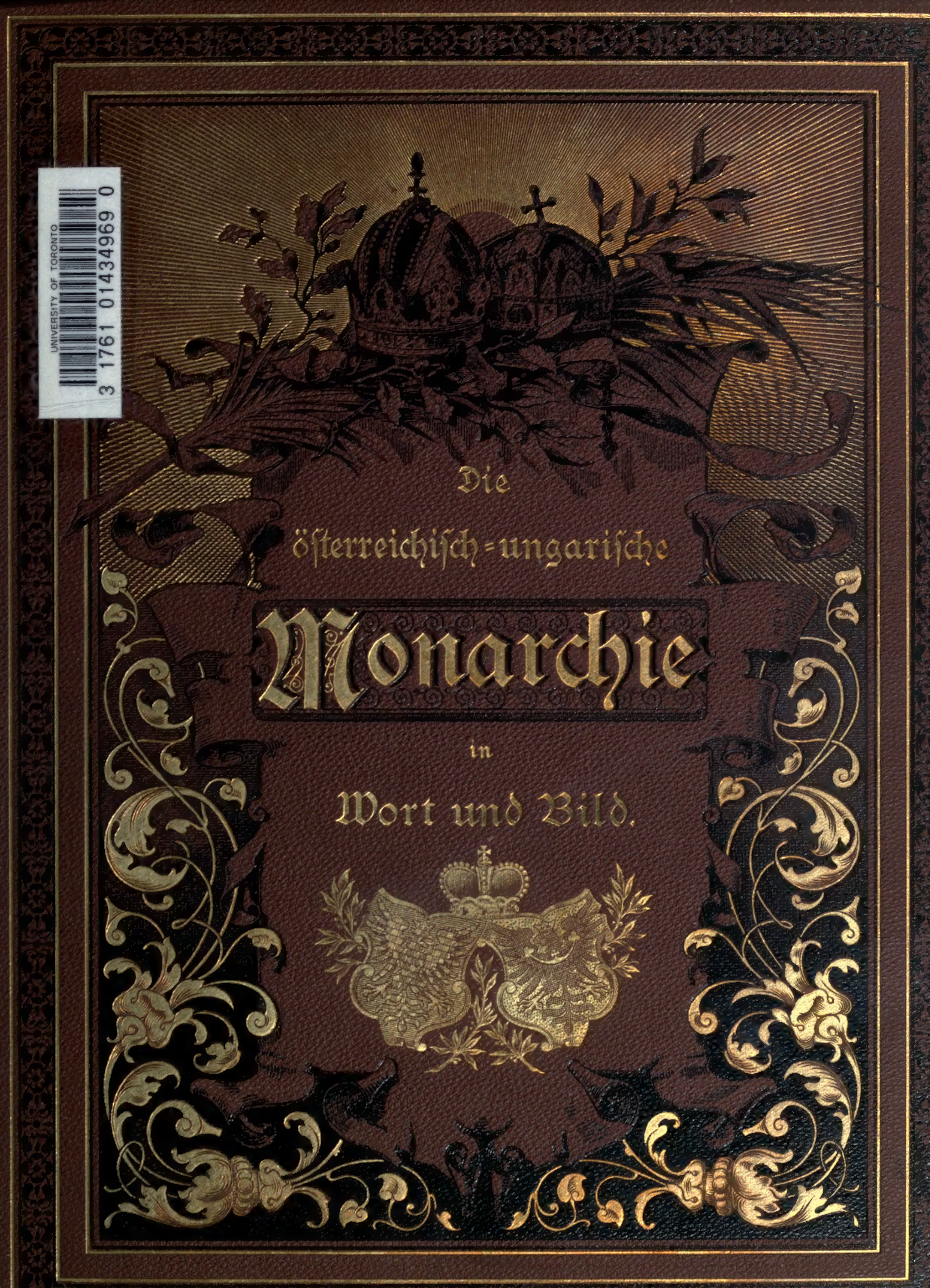
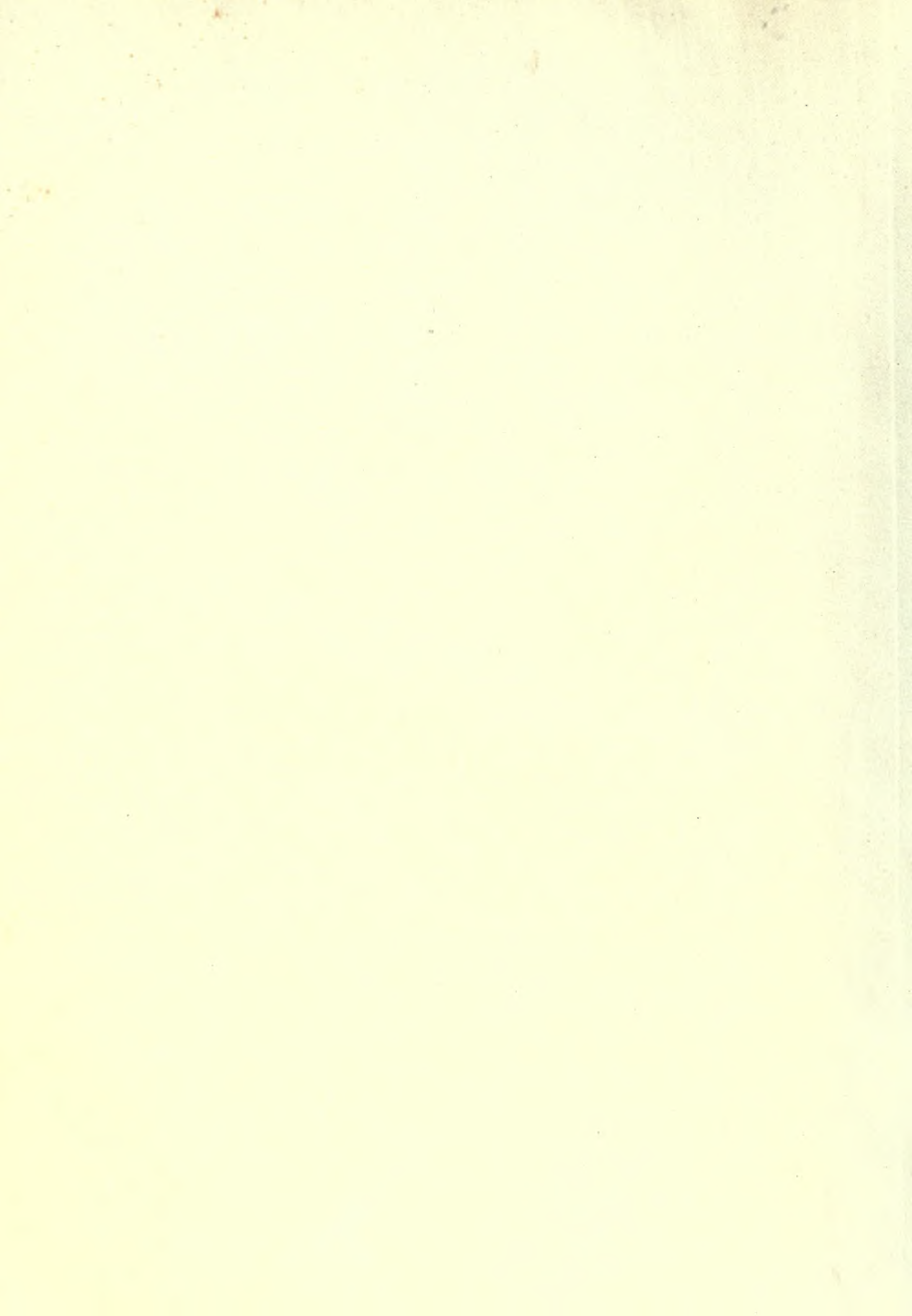

Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.













Chromoxylographie von Hermann Paar. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Iglauerinen, Hanake und Jazek aus Jablunkau.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Mähren und Schlesien.



Wien 1897.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Inhalt.

Mähren.

Seite

Landschaftliche Schilderung, von Heinrich Sonneck 3

Vorgeschichte und Geschichte:

Zur Vorgeschichte, von Alexander Makowsky 53

Geschichte bis 1526, von Vincenz Brandl 67

Geschichte bis zur Gegenwart, von Franz Ritter Krones von Marchland . . 92

Volkskunde:

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Emanuel Ritter Kusý von Dúbrav 115

Volksleben der Deutschen, von Paul Strzemcha 130

Die Sagen der Deutschen, von Moriz Trapp 164

Dialecte der Deutschen, von Gustav Waniek 171

Volksleben der Slaven, von Franz Bartoš 177

Die Tracht der mährischen Slaven, von Josef Klvaňa 221

Ortsanlagen, Wohnungen, Sagen und Märchen der Slaven, von Victor Houdek 235

Musik, von Christian Ritter D'Elvert 263

Literatur und Theater:

Deutsche Literatur und deutsches Theater, von Leo Smolle 383

Slavische Literatur, von Franz Bílý 296

Bildende Kunst:

Architektur und Plastik, von August Prokop 319

Malerei, von Wilhelm Schram 271

Kunstindustrie, von Karl Schirek 385

Volkswirthschaftliches Leben (redigirt von Karl Menger):

Landwirthschaft, Weinbau und Viehzucht, von Max Ritter von Proskowetz . 405

Forstwirthschaft, von Johann Homma 425

Jagd und Fischerei, von Victor Heeger 440

Bergbau und Hüttenwesen, von Richard Krepler 448

Gewerbe, Industrie und Verkehr, von Otto Lecher und Max Hoenig . . . 465

Schlesien.

Seite

Landschaftliche Schilderung, von Anton Peter 485

Vorgeschichte und Geschichte:

Vorgeschichte, von Richard Kulka und Alexander Makowsky 517

Zur Geschichte, von G. Biermann 525

Volkskunde:

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Emanuel Ritter Kusý von Dúbrav 543

Das Volksleben der Deutschen, von Anton Peter 550

Dialect der Deutschen, von Gustav Waniek 578

Slavisches Volksleben, von Franz Sláma 583

Die Musik, von Eduard Mestenhauser 604

Literatur:

Deutsche Literatur, von Gustav Waniek 611

Czechische Sprache und Literatur, von Vincenz Prasek 616

Polnische Literatur, von Armand Karell 621

Bildende Kunst, von Albert Rille 627

Volkswirthschaftliches Leben (redigirt von Karl Menger):

Landwirthschaft und Viehzucht, von Rudolf Ritter von Walcher und G. Micklitz 653

Forstwirthschaft, von Karl Strzemcha 669

Jagd und Fischerei, von Victor Heeger 681

Der Bergbau, von Richard Krepler 686

Das Hüttenwesen, von Theodor Kutscha Ritter von Lißberg 691

Die Curorte, von Julius Mattern 701

Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr, von demselben 711

Verzeichniß der Illustrationen.

Mähren.

Seite

Kopfleiste: Alttitschein 3
Die Landeshauptstadt Brünn von Norden gesehen 5
Die Landeshauptstadt Brünn von Süden gesehen 7
Der Krautmarkt in Brünn 9
Der Hof des alten Franzens-Museums in Brünn und die Kathedrale 13
Das Adamsthal 15
Die Macocha 17
Die Slouper Höhle 19

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Stadt und Burg Boskovitz, von Johann Nowopacký 21
Znaim, von demselben 23
Das Thayathal bei Frain, von Ladislaus Edler von Benesch 25
Der Stadtring in Iglau, von Hugo Charlemont 27
Das Heulosthal bei Iglau, von demselben 29
Groß-Ullersdorf, von Johann Nowopacký 31
Das Gesenke vom Bradlstein bei Deutsch-Liebau, von Ladislaus Edler von Benesch . 35
Ruine Hochwald bei Stadt Freiberg, von Rudolf Bernt 37
Die Karpathen von der Höhe westlich von Freiberg, gegen den Kotouč und Stramberg, von Ladislaus Edler von Benesch 39
Der Curort Rožnau mit dem Radhošt, von Hugo Charlemont 41
Helfenstein bei Leipnik, von demselben 43
Olmütz, von Rudolf Bernt 45
Die Polauer Berge mit der Rosenburg und der Maidenburg, von Ladislaus Edler von Benesch 47
Nikolsburg, von Johann Nowopacký 49
Aus dem Park zu Eisgrub: der babylonische Thurm, von Robert Ruß 51
Schlußvignette: Burg Buchlau, von Hugo Charlemont 52
Kopfleiste: Prähistorische Funde aus Mähren, von demselben 53
Lößfunde von Brünn (links ein „Idol“), von demselben 55
Gräberfunde bei Kromau, von demselben 59
Bronzefunde aus Mähren, von demselben 61

Seite
Die Höhle Bejčiskála und Funde aus derselben, von Hugo Charlemont 63
Stierfigur aus der Bejčiskála, von demselben 65
Die Zderadsäule bei Brünn, von Karl Ritter von Siegl 71
Wandgemälde aus der romanischen Rundkapelle in Znaim (Heidentempel); mit Benützung der Aufnahme Theophil Melichers, von demselben 73
Burg Vöttau an der Thaya, von Rudolf Bernt 77
Siegel des Markgrafen Přemysl; nach dem Original an einer das Stift Klosterbruck betreffenden Urkunde vom Jahre 1233 im Landesarchiv zu Brünn, von Karl Ritter von Siegl 79
Burg Eichhorn, von Rudolf Bernt 83
Znaim in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts; aus dem Codex des Znaimer Stadtrechtes, von Karl Ritter von Siegl 85
Ctibor von Cymburg; nach dem Holzschnitt in dem Rechtsbuch „Knijhy Hadanij Prawdy a Lži“ (Prag 1539); nach dem Original in der k. k. Hofbibliothek zu Wien . . 87
König Ludwig II.; nach der Miniatur vom Jahre 1523 im Codex des Znaimer Stadtrechtes, von Karl Ritter von Siegl 89
Karl von Zierotin (Žerotin); nach dem Gemälde in der Stadtbibliothek zu Breslau, von Wilhelm Hecht 93
Cardinal Franz I. von Dietrichstein; nach einem Stich aus Khevenhillers „Ann. Ferd.“, von demselben 95
Don Louis Ratuit de Souches; nach dem Grabmal in der Jakobskirche zu Brünn, von Karl Ritter von Siegl 97
Der Lehenssaal in der Residenz zu Kremsier, von demselben 99
Kremsier um das Jahr 1691; nach einem Stich aus dem Werke des Urban Franz Augustin Heger, von Friedrich König 101
Brünn um das Jahr 1664; nach dem Bild auf der Karte Mährens von Comenius . 102
Olmütz um das Jahr 1664; nach derselben Quelle 103
Das alte Landhaus in Brünn, von Rudolf Bernt 105
Karl Friedrich Freiherr von Kübeck; nach dem Stich: J. Kriehuber pinx., J. Krepp sc. 107
Kremsier; nach dem Aquarell von Jakob Alt aus dem Jahre 1842 in der k. u. k. Fideicommiß-Bibliothek in Wien, von Karl Ritter von Siegl 109
Das Kopal-Denkmal in Znaim, von Hugo Charlemont 111
Schlußvignette: Das Landeswappen im „Privilegium“ vom Jahre 1462; nach dem Original im Landesarchiv zu Brünn, von Karl Ritter von Siegl 114
Kopfleiste, von Emil Pirchan 115
Typus eines Schönhengstlers, von Hugo Charlemont 117
Typus einer Schönhengstlerin, von demselben 119
Typus eines Hannaken, von Josef Kinzel 121
Typus einer Hannakin, von demselben 123
Typus eines Slovaken, von demselben 125
Typus einer Slovakin, von demselben 127

Seite

Umzug des Christkindleins im Kuhländchen (Gemeinde Botenwald), von Rudolf von Ottenfeld 133
Das Saatreiten am Ostersonntag in der Gegend von Neutitschein, von demselben . . 137
Kaiserkirchweih in Černovitz: Tanz unter dem Maibaum, von demselben 141
Kaiserkirchweih in Černovitz: Reigen der Mädchen unter dem Maibaum, von demselben 143
Hochzeitszug der Schönhengstler, von Moriz Ledeli 147
Bäuerlicher Hochzeitszug bei Iglau, von Hugo Charlemont 149
Der Berghäuerzug in Iglau, von demselben 153
Mädchen: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Iglau; nach einer Skizze von Josef Manes, im Besitze der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag . . 157
Frau: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Iglau; nach derselben Quelle . . 159
Iglauer Goldhaube und Brautkranz, von Hugo Charlemont 161
Frauentracht aus der Gegend von Wischau, von Josef Köpf 162, 163
Der Rabensteinkopf im Thayathal, von Hugo Charlemont 169
Hannake aus der Umgebung von Olmütz (mit einer Ottermütze); nach einer Skizze von Josef Manes im Besitze der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag . . 179
Mädchen und ein Mann aus Javornik bei Velká (Slovakei, Kreis der Hochländer), von Josef Köpf 181
Wallfahrt in Velehrad, von Eduard Veith 183
Das Gesinderecht (právo chasy) am Faschingmontag: Der Umzug; nach einer Aufnahme in Meřovitz bei Kojetein, von Josef Kinzel 185
Das Gesinderecht: Gericht, ebenda, von demselben 187
Typen und Motive bemalter Ostereier aus dem vaterländischen Museum in Olmütz; mit Benützung der Publikationen des Museums, von Karl Ritter von Siegl . . . 191
Das Königsjagen (Honění krále) am Pfingstmontag in der mährischen Slovakei, von Moriz Ledeli 193
Altmährischer ceremonieller Tanz am Pfingstmontag: Královničky, Königinnen oder Königstöchter, von Eduard Veith 195
Althannakische Hochzeit; Copie eines Ölbildes in Namèscht bei Olmütz (Besitz der Familie Houdek), von Hugo Charlemont 199
Braut und Kranzeljungfer aus Mařatitz bei Ungarisch-Hradisch (Slovakei, Kreis der Tiefländer), von Gottlieb Kempf 203
Burschen, Bräutigam und Braut aus Landshut bei Lundenburg (Slovakei, Kreis der Podluzaken), von demselben 205
Familie aus Vacenovitz bei Gaya und Rückenansicht einer Braut aus demselben Dorfe (Slovakei, Kreis der Podhoraken), von Josef Köpf 207
Franz Sušil; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht 211
Junges Slovakenpaar aus der Umgebung von Velehrad, von Hugo Charlemont . . 221
Hannaken aus der Umgebung von Holeschau, von Julius Berger 223
Das Binden des Kopftuches bei den Hannakinnen (fünf Ansichten); nach einer Skizze von Josef Manes, im Besitz der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag 225

Seite

Walachischer Bräutigam aus der Gegend von Rožnau, von Adolf Liebscher 226
Bursche und Mädchen aus Vlčnau bei Ungarisch-Brod (Slovakei), von Gottlieb Kempf 227
Mann aus Kaňovitz bei Ungarisch-Brod (Kreis der Zálešaken) und Bursche aus Groß-Vrbka bei Strážnitz (Kreis der Hochländer) in der Slovakei, von Julius Berger 229
Bäuerin aus Bilovitz bei Ungarisch-Hradisch: Slovakische Volkstracht; nach einer Skizze von Josef Manes, im Besitz der Bildergallerie der Stadt Prag 231
Bursche aus Březolup bei Ungarisch-Hradisch: Slovakische Volkstracht; nach derselben Quelle (alle Skizzen des Malers Josef Manes stammen aus den Fünfziger-Jahren) 233
Althannakisches Bauernhaus mit Thürvorsprung (žudr) aus Loučan 237
Slovakisches Haus mit bemaltem Thürvorsprung aus Mařatitz bei Ungarisch-Hradisch (der Bursche aus der Umgebung von Lundenburg) 243
Slovakische Wohnstube 247
Walachisches Wohnhaus: Holzbaute aus Rožnau 249
Chaluppe am Radhošt 251
Sämmtlich von Hugo Charlemont.
Der Hosteinberg bei Bystřitz, von Johann Nowopacký 253
Zur Sage vom Tunkl, von Hans Schwaiger 259
Farbiges Trachtenbild: Iglauerinen, Hannake und Jazek aus Jablunkau, von Hugo Charlemont; chromoxylographisch ausgeführt von Hermann Paar; gehört zu den Artikeln über Volkskunde Mährens und Schlesiens.
Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Olmütz; nach dem Gemälde von Amerling im Lothringersaal der Franzensveste in Laxenburg (1831), von Wilhelm Hecht 267
Paul Wranizky; nach dem Stich von Boßler 269
Wenzel Müller; nach der Lithographie: Georg Decker del. 1835, F. Wolf lyth. . . . 273
Raphael Georg Kiesewetter von Wiesenbrunn; nach der Lithographie von Hähnisch (1847) 275
Anton Emil Titl; nach der Lithographie von Eybl 279
Kopfleiste: Stadt Fulnek, von Rudolf Bernt 283
Die Aushängetafel der Iglauer Meistersinger; nach dem „Postenbrief“ im Rathhaus zu Iglau, von Karl Ritter von Siegl 285
Josef Freiherr von Petrasch; nach dem Stich bei Balzer, von Wilhelm Hecht . . . 287
Charles Sealsfield (Karl Postl); nach einem Holzschnitt, von demselben 289
Das Theater in Brünn, von Rudolf Bernt 293
Holzschnitt sammt Text aus dem Buche „Hádání Prawdy a Lži“ (Prag 1539); nach dem Original in der k. k. Hofbibliothek zu Wien 299
Titelblatt der „Kralitzer Bibel“ (1579); nach dem Original in der k. k. Hofbibliothek zu Wien 303
Amos Comenius; mit Benützung zweier Stiche (J. Kleinhard del. 1772, J. Balzer sc. und eines älteren Stiches), von Wilhelm Hecht 305
Schlußvignette, von Marie und Sophie Görlich 318
Kopfbild: Motiv aus dem großen Saal in Kremsier, von Rudolf Bernt 319

Seite

Theile von der alten Herzogsburg in Olmütz, von Rudolf Bernt 321

Der „Heidentempel“ in Znaim, mit einem Stück der Innenmalerei, von demselben . . 323

Das Königskloster bei Brünn, von Anton Weber 325

Aus der Jakobskirche in Brünn, von Hugo Charlemont 327

Die gothische Holzkirche in Hotzendorf, von demselben 329

Burg Pernstein, von demselben 331

Porträt Pilgrams, vom Orgelfuß im Dom zu St. Stefan in Wien, von Karl Ritter von Siegl 333

Aus der Jesuitenkirche in Brünn, von Rudolf Bernt 335

Schloß Frain, von demselben 337

Schloßhof von Austerlitz; nach der Publikation des mährischen Gewerbemuseums „Burgen und Schlösser Mährens“ (1888) 339

Das Riesenzimmer auf Schloß Ungarschitz (Fürst Collalto), von Karl Ritter von Siegl 341

Der große Saal in Kremsier, von Rudolf Bernt 345

Der Dom in Olmütz, von demselben 347

Das Portal der Kirche in Tišnovitz, von Karl Ritter von Siegl 349

Die Vorhalle der Kirche in Trebitsch, von Anton Weber 351

Das Rathhausportal in Brünn, von demselben 353

Der Pilgram'sche Orgelfuß im Dom zu St. Stefan in Wien, von Karl Ritter von Siegl 355

Stucco-Arbeiten der älteren ehemaligen Schloßkapelle in Teltsch (Leopold Graf Podstatzki-Liechtenstein), von demselben 357

Das Portal zu Johrnsdorf, von Rudolf Bernt 361

Schloßhof und Brunnen in Bučovitz, von demselben 363

Der Friedhof von Střílek, von Hugo Charlemont 365

Sculptur vom Friedhofe zu Střílek, von demselben 367

Miniatur R aus dem ältesten Municipialrecht der Stadt Brünn (XIV. Jahrhundert), von Karl Ritter von Siegl 372

Initiale E, J, S, K, O aus mährischen Bauern-Cancionalen; nach der Publikation „Mährische Ornamente. Herausgegeben vom Verein des patriotischen Museums in Olmütz“, von demselben 373

Daniel Gran: Deckengemälde im Saale des alten Landhauses in Brünn; nach der Original-Ölskizze im Franzensmuseum, von demselben 375

Martin Ferdinand Chvátal (Quadal): Der Modellsaal der Akademie der bildenden Künste in Wien; nach dem Originalgemälde in der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, von demselben 377

Ferdinand Krumholz: Kaminfeger in Paris; nach einer Photographie 379

Julius Berger: Aus dem Deckengemälde: „Die Mäcene der bildenden Künste im Hause Habsburg“; nach dem Original im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien 381

Seite

Emil Pirchan: Madonna; nach einer Photographie 383
Volksstickereien aus Mähren; nach der Publikation des patriotischen Museums in Olmütz, 1890 . . . . 386, 387
Motive mährischer Buchmalereien; mit Benützung der Publikationen des patriotischen Museums in Olmütz 389
Barockofen im mährischen Gewerbemuseum zu Brünn 391
Fayence-Schüssel, um 1870 in Znaim entstanden; nach dem Original im mährischen Gewerbemuseum zu Brünn 393
Taufbecken in der Pfarrkirche St. Jakob zu Iglau (1599); nach Photographien im mährischen Gewerbemuseum zu Brünn 395
Schmiedeiserne Parapetfüllung am Gebäude der Finanz-Landes-Direction in Brünn . 399
Chorstühle in der ehemaligen Karthäuserkirche zu Königsfeld bei Brünn 401

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

Schlußvignette: Gedenktafel am Geburtshause Rudolf von Eitelbergers in Olmütz (Militärkaserne); nach dem Entwurfe Stefan Schwartz', von Willibald Schulmeister 404
Kopfleiste: Der Kaiser Josef-Pflug; nach dem Original im Franzensmuseum zu Brünn 405
Erntebild aus der Hanna 409
Aus der Gegend von Doloplas in der Hanna (Gerste- und Zuckerrüben-Cultur) . . . 411
Aus der Gegend von Eibenschitz (Spargelcultur) 413
Aus der Gegend von Polau (Weinbau) 415

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Kuhländer Rind (Stier, Kuh und Kalb), von Friedrich Georg Rheinfelder 417
Koliba mit Schafen bei Rožnau, von demselben 419
Pferdemarkt bei Brünn, von Moriz Ledeli 423
Waldpartie aus dem fürsterzbischöflichen Forstamtsbezirk Ostravitz (Friedland), von Robert Ruß 427
Der Sudeten-Gebirgsstock vom Haidstein bei Mährisch-Schönberg, von demselben . . 429
Holzflößen auf der Bečva, von Hugo Charlemont 431
Das Brennholz-Schlitteln im walachischen Beskyden-Gebirge, von Robert Ruß . . . 433
Vsetin, von demselben 437
Jagdschloß „Neu-Waltersdorf" im Bezirke Sternberg (Eigenthum des regierenden Fürsten Johann Liechtenstein), von demselben 441
„Franzens-Jagdhaus" im Altvater-Gebirgsstock (Eigenthum der Herren Franz und Friedrich Freiherr Klein von Wisenberg), von demselben 443
Stollen silberhältiger Bleierze und Schieferbrüche in Altendorf bei Bautsch an der Oder, von Hugo Charlemont 451
Fürstlich Salm'sche Hütten im Punkvathale bei Blansko (Bezirk Boskovitz), von demselben 459

Seite

Hütten des Fürsterzbisthums Olmütz in Friedland (Bezirk Mistek), von Hugo Charlemont 461
Rothschild'sches Eisenwerk in Witkowitz (Bezirk Ostrau), von demselben 463
Die ersten Arbeiterhäuser Brünns, von Rudolf Bernt 467
Invalidenhäuser der Brünner Eisenarbeiter, von demselben 469
Ein Theil der Tuchfabrik Köfiller in Brünn, von demselben 471
Hugo Altgraf zu Salm-Reifferscheid; nach dem Stich in Hormayr's „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (1840) 473
Leopold Graf Berchtold; nach der Medaille von Guillemard im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von Karl Ritter von Siegl 475
Spinnsaal der Brünner Kammgarn-Spinnerei, von Hugo Charlemont 477
Die Industriestadt Neutitschein, von Robert Ruß 479
Schlußbild: Windmühle bei Holeschau, von Hugo Charlemont 482

Schlesien.

Kopfleiste: Der Schloßberg in Teschen, von Robert Ruß 485
Schloß Johannesberg, von demselben 487
Motiv aus Friedeberg, von Hugo Charlemont 489
Gegend bei Freiwaldau 491
Der Hohe Fall 493
Karlsthal gegen Würbenthal gesehen 495
Aus dem Altvatergebirge 497
Stadt Engelsberg 499

Sämmtlich von Robert Ruß.

Die Landeshauptstadt Troppau, von Rudolf Bernt 501
Stadt Jablunkau; nach einem Aquarell von Jakob Alt aus dem Jahre 1840, in der k. u. k. Fideicommiß-Bibliothek in Wien 503
Aus der Barania: Bialka (Weiße Weichsel) 507
Wasserfall im Thale der Weißen Weichsel 509
Aus der Barania: Czerwony wierch 511
Lysá Hora 513
Schlußvignette: Motiv aus Karlsbrunn 516

Sämmtlich von Robert Ruß.

Kopfrandleiste: Funde aus Kreuzendorf 517
Funde aus Kreuzendorf, Kathrein und Jägerndorf (Schellenburg) 519
Bronzefunde: Gürtelblech ꝛc. 521
Funde von Groß-Ellgoth 523

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Seite
Die Ruinen der Burg Lobenstein, von Rudolf Bernt 527
Siegel des Herzogs Nikolaus II. von Troppau; nach dem Original an einer Urkunde vom Jahre 1318 im k. k. Staatsarchiv zu Wien, von Karl Ritter von Siegl . . . 529
Teschen im XVII. Jahrhundert; nach Merians Topographie (Frankfurt 1650), von Friedrich König 533
Fürst Karl von Liechtenstein; nach dem Stich von J. B. Veldo 535
Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz; nach der Photographie eines Gemäldes, von Wilhelm Hecht 539
Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen; nach dem Stich von Jakob Adam (1782) . . . 541
Schlußvignette: Siegel des Herzogs Přemysl I. von Teschen; nach dem Original an einer Urkunde vom Jahre 1358 im k. k. Staatsarchiv zu Wien, von Karl Ritter von Siegl 542
Kopfleiste: Typen von Sudetenbewohnern, von Josef Kinzel 543
Typus eines Ostschlesiers (Gorale aus Istebna, Bezirk Jablunkau), von demselben . . 545
Typus einer Ostschlesierin (aus Mistrzonowitz bei Teschen, im Hochzeitsschmuck), von demselben 547
Der Seehirt vom Moosebruch bei Reihwiesen; nach einer Sculptur von Bernhard Kutzer, von Karl Ritter von Siegl 559
Der große Seenteich, die Landschaft der Seehirt-Sage, von Robert Ruß 561
Wirthschaftsgebäude aus Bömischdorf bei Freiwaldau (fränkischer Bau), von Hugo Charlemont 569
Bauer und Bäuerin aus der Freiwaldauer Gegend, von Josef Kinzel 573
Bauer aus der Umgebung von Bielitz, von demselben 575
Leinweber, von demselben 577
Mädchen und Frauen der Teschener Gegend, von demselben 585
Slavische Tracht aus der Umgebung von Teschen; nach der Studie von Josef Manes in der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag 587
Alter Gorale (Hirte aus Istebna), von Hugo Charlemont 588
Junger Gorale, von demselben 589
Alter Jazek, von Josef Kinzel 591
Nach der Taufe, von demselben 593
Dorfgasse von Komorau bei Troppau 595
Häuser in Jablunkau 597
Glockenthurm in Kostelec (Kirchdorf) 599
Chaluppe bei Troppau 601
Chaluppe im Bialka-Thal (Weiße Weichsel) 603
Sämmtlich von Hugo Charlemont.
Karl Ditters von Dittersdorf; nach dem Stich von Löschenkohl 605
Schloß Grätz bei Troppau, von Robert Ruß 607
E. S. Engelsberg (Eduard Ritter von Schön); nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht 609

Seite
Schlußbild: Gorale die Fujara blasend, von Hugo Charlemont 610
Johann Christian Freiherr von Zedlitz; nach der Lithographie von Josef Kriehuber 613
Titelbild des Troppauer Landbuches aus dem Jahre 1523, mit dem Wappen des Landkämmerers Ogirz z Fulsstejna a na Bilowcy; nach dem Original im k. k. Landesgericht zu Troppau, von Karl Ritter von Siegl 617
Paul Křižkovský; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht 619
Wacław Alexander Maciejowski; nach dem Holzschnitt in der Zeitschrift „Kłosy“ (Warschau 1883), von demselben 623
Gothische Holzkirche in Kamitz, von Hugo Charlemont 629
Die Pfarrkirche in Troppau, von Rudolf Bernt 631
Inneres der Kirche in Kostelec (bereits abgebrochen), von Hugo Charlemont . . . 633
Das Innere der Jesuitenkirche in Troppau 635
Wallfahrtskirche in Friedeck 637
Das Postgebäude in Zuckmantel 639
Palais Blücher in Troppau 641
Kirche in Trzyniec 643
Sämmtlich von Rudolf Bernt.
Adalbert Schindler: Ein verwundeter Officier empfängt in einer Mönchzelle die letzte Oelung; Original im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien; mit Benützung der Lithographie von Leopold Müller (1846) 645
Grabstein aus Schloß Johannesberg, von Karl Ritter von Siegl 647
Grabstein aus dem Friedhof zu Jauernig, von demselben 649
Schlußvignette: Erzengel Michael in der Pfarrkirche zu Würbenthal; nach der Sculptur von Bernhard Kutzer, von demselben 652
Kopfleiste: Landwirthschaftliche Lehranstalt in Ober-Hermsdorf, von Rudolf Bernt . 653
Bauernhof in Weichsel 661
Groß-Herrlitz 667
Altvaterbäume 671
Waldpartie unterhalb Lysá-Hora 673
Holzverkohlung mit Schwemmeinrichtung und Holzlände an der Ausmündung des Řečicabaches in den Ostravicafluß im östlichen Schlesien 677
Erzherzogliches Jagdhaus in Schwarz Weichsel 683
Sämmtlich von Robert Ruß.
Moderne Kohlenschachtanlage im Ostrauer Revier (Graf Wilczek), von Hugo Charlemont 689
Gewerksdirector Ludwig Hohenegger; nach einer Lithographie von Josef Kriehuber (1853) 695
Partie vom erzherzoglichen Eisenwerk „Kaiser Franz Josef-Hütte“ zu Trzyniec nächst Teschen, von Hugo Charlemont 697
Aus dem erzherzoglichen Stahlwerk „Rudolf-Hütte“ zu Trzyniec nächst Teschen, von demselben 699

Seite

Gräfenberg; nach dem Aquarell von Jakob Alt aus dem Jahre 1840, in der k. u. k. Fideicommiß-Bibliothek zu Wien 703

Aus Karlsbrunn, von Robert Ruß 707

Ernsdorf, von Rudolf Bernt 709

Bielitz, von demselben 715

Aus der Tuch- und Schafwollwarenfabrik von Russo & Finzi in Troppau (Fez-fabrication), von Hugo Charlemont 717

Die fürstbischöfliche Dampfbrettsäge in Waldeck bei Jauernig, von demselben 719

Der Sudsaal der erzherzoglichen Zuckerfabrik in Chybi, von demselben 725

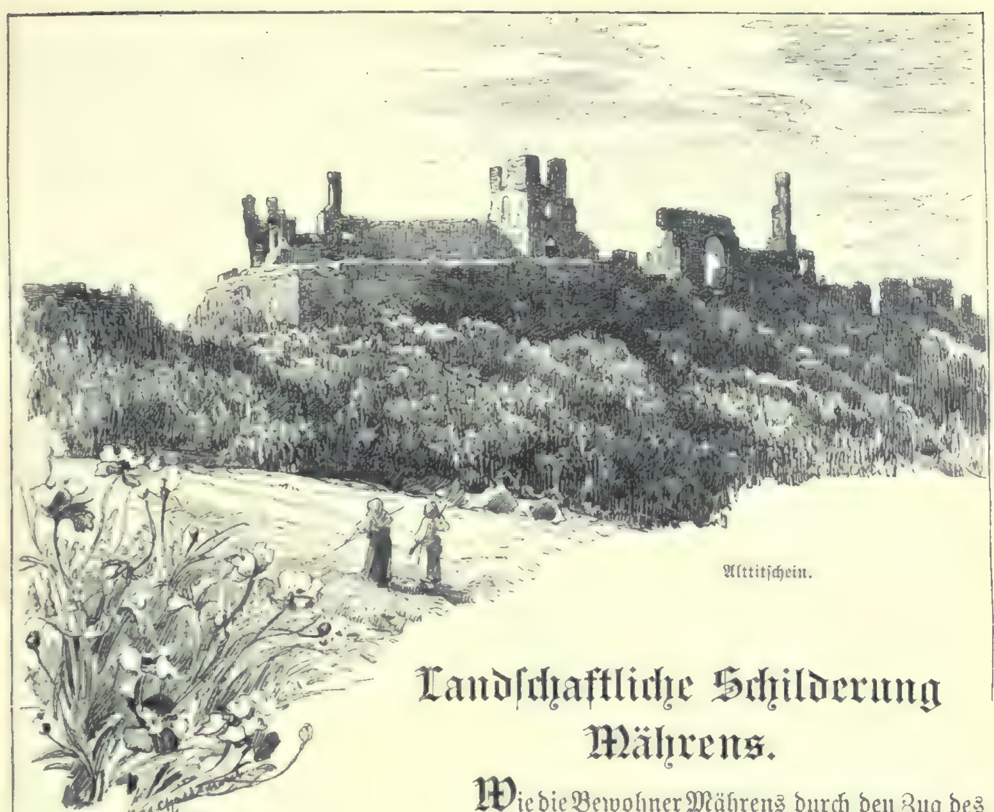
Schlußvignette: Gegend bei Trzyniec und Landeswappen von Schlesien, von Rudolf Bernt 730

Berichtigung:

Seite 270, Zeile 9 von unten, anstatt Pegscha: Peyscha und anstatt Burzina: Březina.

Mähren.





Alttitschein.

Landschaftliche Schilderung Mährens.

Wie die Bewohner Mährens durch den Zug des Herzens seit mehr als dreieinhalb Jahrhunderten mit dem Herrscherhaus der Habsburger verbunden sind, so wird auch dieses Land wie kaum ein anderes schon durch seine natürliche Beschaffenheit an das Stammland unserer Dynastie, an Österreich gewiesen. Zumeist gegen Süden offen und dahin abfallend, führt es nahezu alle seine Gewässer der Donau zu, und nach Süden gehen die wichtigsten Straßen und Bahnen.

Geographisch nimmt Mähren eine ganz eigenthümlich vermittelnde Stellung ein. Es ist das Bindeglied zwischen dem germanischen Tiefland und den Ostalpen; bei Weißkirchen liegt das uralte Völkerthor, durch welches ebenso die staatenbildenden Schaaren der Kelten, Germanen und Slaven nach Süden zogen, wie auch die staatenverwüstenden Mongolen einbrachen. Mähren vermittelt ferner die Verbindung zwischen Böhmen und Niederösterreich einer- und zwischen Böhmen und Ungarn anderseits, und so stand es denn auch durch seine Geschichte mit diesen Ländern seit jeher in den innigsten Beziehungen.

Bei alledem ist aber Mähren zugleich ein geographisch selbständiges Gebiet: im Westen bildet der böhmisch-mährische Höhenzug, im Norden das Gesenke und im Osten ein

Theil der Karpathen die natürliche Landesgrenze, und wenn auch im Süden die Thaya nicht als ein eigentlicher Abschluß angesehen werden kann, so erheben sich doch in der Nähe jener Gegend, wo die zur Donau eilenden Gewässer wie die Rippen eines Fächers sich vereinigen, die Polauer Berge als ein natürlicher Grenzstein oder besser gesagt, als ein weithin sichtbarer hochaufragender Wartthurm, der anzeigen soll, daß hier das Burggebiet von Mähren beginnt.

In Bezug auf die Bodengestaltung finden wir daselbst die verschiedenen Formen der Erdbildung vereint, wobei nur die Extreme derselben vermißt werden. Die mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Bergriesen der Alpenwelt, öde Hochthäler, wo jede Vegetation erloschen ist, wo Gießbäche und Lawinen tosend und krachend niederstürzen und der Mensch die oft wunderbaren Formen der Felsen und des Eises mit stillem Grauen betrachtet, sind hier nicht vorhanden. Nirgends verliert das Gebirge den Charakter des Lieblichen, welches selbst da noch hindurchschimmert, wo sich die Berge zu imposanteren Massen wie im Norden und Osten aneinanderreihen. Aber auch die Ebenen dehnen sich nirgends so weit aus, daß das Auge nichts als eine Fläche erblickt, sondern es wird überall vom flachen Lande aus auch dessen gebirgige Umrandung gesehen. Überall herrscht frisches, pochendes Leben, nirgends hört die Vegetation, wenn sie auch manchmal einförmig wird, ganz auf, überall kann sich der Mensch häuslich niederlassen. Will er jedoch, gedrückt von Sorgen und beladen mit Kummer, die Gesellschaft fliehen und mit sich und seinem Schmerz allein sein, so findet er auch hierzu Orte genug; selbst die Einsamkeit eines Urwaldes mit seiner düsteren und ergreifenden Pracht kann er genießen.

Einen besonderen Reiz gewährt die Abwechslung von Acker=, Wiesen= und Waldland, wozu sich in dem südlichen Theile auch Weingärten gesellen. Die Wälder bedecken etwa ein Viertel der Bodenfläche und bilden hier und da große zusammenhängende Complexe; besonders ist dies in dem Gesenke und in den Karpathen der Fall, allein auch im Innern des Landes, wie z. B. nördlich von Brünn, liegt ein Waldgebiet von sehr bedeutender Ausdehnung.

Der westliche und nordwestliche Theil von Mähren gehört einer Bodenerhebung an, welche man gewöhnlich das böhmisch=mährische Bergland, richtiger aber das böhmisch=mährische Plateau nennt. Dasselbe besteht größtentheils aus Granit, Gneiß und Glimmerschiefer, denen sich am Ostrande die Schichtgesteine des Rothliegenden, sowie die der Culm= und Devonformation, von dem Brünner Syenitzug durchbrochen, anschließen; es erscheint gegen Osten und Südosten durch eine Linie begrenzt, welche von Hohenstadt über Müglitz, Proßnitz und Wischau nach Brünn und von da in südöstlicher Richtung bis an die Grenze Niederösterreichs läuft.



Die Landeshauptstadt Brünn von Norden gesehen.

Ueber dieses Plateau zieht in der Nähe der politischen Landesgrenze von Mähren und Böhmen in vielen Windungen und mit der Hauptrichtung von Süd-West nach Nord-Ost in einer mittleren Seehöhe von 500 bis 600 Meter im südlichen und 400 bis 500 Meter im nördlichen Theile die Hauptwasserscheide Europas, welche hier die Gewässer des Elbegebietes von dem der Donau trennt. Häufig führt sie über ganz unbedeutende Bodenanschwellungen, so daß der Übergang aus einem Stromgebiet in das andere oft ganz unmerklich ist. Die Flüsse, welche in der Nähe der Wasserscheide entspringen, nehmen in ihrer Hauptrichtung den Lauf gegen die Polauer Berge, in deren Nähe sich die größten derselben vereinigen und der March zueilen. Während daher die Thaya in ihrem Mittel- und Unterlaufe eine zumeist östliche Richtung einschlägt, fließt die Iglawa, abgesehen von ihrem Oberlaufe, in südöstlicher und die Zwittawa, sowie die untere Schwarzawa nahezu in rein südlicher Richtung.

Das Gefälle aller Gewässer dieses Plateaus ist nicht besonders groß, weil sich das Land nur allmälig senkt, was sich aus dem Unterschiede der höchsten Berge in der Nähe der böhmischen Grenze von etwa 800 Meter gegenüber denen in der Nähe jener Umgrenzungslinie des Plateaus ergibt, woselbst, z. B. nicht weit von Brünn, noch Erhebungen von über 500 Meter vorkommen. Wenn nun zugleich beachtet wird, daß die absolute Höhe der Flußthäler in der Nähe der Hauptwasserscheide 500 bis 600 Meter, dagegen in der Nähe von Znaim, Eibenschitz, Brünn nur etwa 200 Meter beträgt, so muß es ganz erklärlich werden, daß der landschaftliche Charakter gegen den Ausgang der Flußthäler großartiger und abwechslungsreicher ist als in den höheren Theilen dieses Plateaus; denn während hier das Land nur allmälig von den Ufern der Bäche und Flüsse emporsteigt und selbst in größerer Entfernung von diesen selten mehr als 100 Meter höher gelegen ist, was also sanfte Neigungen und ein mehr welliges Terrain bedingt, ragen dort die Berge entweder unmittelbar aus den Thälern oder wenigstens in der nächsten Nähe derselben oft mehr als 200 Meter über die Thalsohle empor.

Dies zeigt sich insbesondere in dem Gebiet nördlich von Brünn, woselbst auch noch andere Ursachen mitwirken, eine beinahe vollkommene Berglandschaft von abwechslungsreicher Schönheit zu schaffen. Einerseits bilden nämlich die Schwarzawa und Zwittawa zwei tiefe Hauptthäler, in welche zahlreiche von kleineren und größeren Bächen durchfurchte Seitenthäler münden, wodurch das ganze Gebiet in eine große Menge von Bergkuppen und Bergrücken aufgelöst wird, anderseits verursacht auch die größere Verschiedenheit der hier auftretenden Gebirgsarten eine größere Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung. Mit steil abstürzenden und zerklüfteten Felsen, engen Thälern und zahlreichen Höhlenbildungen wechseln sanft aufsteigende Bergkuppen und liebliche Thalweitungen, wodurch der Name „Mährische Schweiz“, welcher diesem Theile der Berglandschaft gegeben wurde, ganz

Die Landeshauptstadt Brünn von Süden gesehen.

gerechtfertigt erscheint. Doch bleibt im Großen und Ganzen auch diesem Gebiete der Charakter der Hochebene gewahrt; denn wenn auch die Berge an manchen Orten steil abfallen, so ist ihr Gipfel dennoch nirgends horn-, nadel- oder domförmig, sondern sie bilden oben meistens mäßige Ebenen oder sehr sanft aufsteigende Kuppen, und weil die Thäler gewöhnlich ziemlich eng und an den Abhängen bewaldet sind, so sieht man von einem höheren Punkt über sie hinweg, und wir erblicken nur eine sich wellenförmig hebende und senkende Hochebene.

Dort, wo die Schwarzawa und Zwittawa aus dem Berglande hinaus in die Ebene treten und sich einander nähern, liegt die Stadt Brünn. Das charakteristische Merkmal derselben ist der Spielberg, der vorletzte Hügel, welcher sich von dem nördlichen Berglande zwischen die genannten Flüsse vor ihrer Vereinigung hineinschiebt. Ehedem kahl und mit starken Befestigungen versehen, ist er jetzt mit schönen Baumpflanzungen bedeckt, welche besonders auf der Nord- und Ostseite gedeihen, von zahlreichen Wegen durchschnitten sind und den Spaziergängern kühlen Schatten gewähren. Von den Befestigungen haben sich blos die Schanzen am Gipfel des Berges erhalten, über welche die als Kasernen benützten Gebäude emporragen. Durch einen breiten Sattel vom Spielberg getrennt, erhebt sich südöstlich davon der letzte etwas niedrigere Hügel jenes Berglandes, der Petersberg, welcher die thurmlose Domkirche trägt und in seinem südwestlichen Theile eine ziemlich steil abfallende Stufe bildet, den sogenannten Franzensberg. Auf diesem ragt, von schönen Anlagen umgeben, ein Obelisk aus mährischem Marmor empor, welcher zur Erinnerung an die glückliche Beendigung der Kriege mit Frankreich unter Napoleon I., zu Ehren Kaisers Franz I., im Jahre 1818 errichtet worden ist. Am nordwestlichen Abhang des Petersberges liegt der abschüssige Krautmarkt, ein etwas unregelmäßiges Viereck bildend, in dessen Mitte sich ein steinerner Röhrbrunnen (aus dem XVII. Jahrhundert) mit einer aus roh behauenen Steinen erbauten Grotte befindet, in welcher Herkules den aus der Unterwelt heraufgeschleppten Cerberus an einer Kette festhält. In einer kleinen, gegen Süden gerichteten Sackgasse dieses Platzes, der unbedingt zu dem ältesten Theile der Stadt gehört, steht das Franzens-Museum mit seinen reichen, insbesondere auf die Natur und Geschichte Mährens bezugnehmenden Sammlungen.

Der Spielberg wird von der Stadt im Süden, Osten und Norden umschlossen, und während er sich einem grünen Vorgebirge gleich in die Häusermassen hineinschiebt, sind in diese noch viele andere prächtige Anlagen wie grüne Inseln hineingebettet, wodurch der Fabrikscharakter der Stadt weniger hervortritt, diese selbst ein äußerst freundliches Aussehen gewinnt und die Wolken von Rauch und Qualm, welche den zahlreichen und gewaltigen Fabriksschloten entströmen, gern übersehen läßt. Vom Gipfel des Spielberges kann man einen großen Theil der landschaftlich schönen und abwechslungsreichen

Der Krautmarkt in Brünn.

Umgebung der mährischen Landeshauptstadt überblicken: gegen Süden eine fruchtbare Ebene mit wogenden Saatfeldern, Gärten, Wiesen, vielen und reichen Ortschaften und den im Hintergrunde scheinbar ganz isolirt aufragenden Polauer Bergen, gegen Osten ein welliges, reich angebautes Hügelland, gegen Norden und Westen waldgekrönte Höhen und die herrlichen Thäler der Zwittawa, Ponawka und Schwarzawa, welche durch mäßig hohe, oben ziemlich flache Bergrücken mit einzelnen etwas höheren Kuppen von einander getrennt sind. Unter diesen ist eine, welche den Namen „Stromberg" führt und sich auf dem zwischen der Ponawka und Zwittawa hinziehenden Rücken erhebt, etwa eine Stunde nördlich von Brünn, besonders bemerkenswerth. Der Gipfel dieses Berges (404 Meter) bildete nämlich den nördlichen Endpunkt der Basis zu einer der ersten Gradmessungen in Österreich-Ungarn, welche der Geograph Liesganig im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia 1765 ausgeführt hat und deren südlichen Endpunkt Warasdin in Kroatien bildete. Vom Stromberg aus gesehen liegt die Stadt Brünn ziemlich tief und selbst der Spielberg, welcher sich von Süden ganz stattlich präsentirt, erscheint nur als ein niedriger Hügel. Nordwestlich vom Stromberg und gerade drei Stunden nördlich von Brünn ragt der durch seine Form auffällige Svinoschitzer Berg empor, vom Volke Babylom genannt, mit einem schroffen, weithin sichtbaren Felskamm, welcher aus gewaltigen Blöcken und Platten eines röthlichen Quarzconglomerates aufgebaut ist. Der höchste Punkt desselben (563 Meter) ist zugleich die bedeutendste Erhebung der ganzen Umgebung von Brünn.

Verfolgen wir die Zwittawa von Brünn aufwärts, so bewegen wir uns noch eine Stunde in einer sich allmälig gegen Norden immer mehr verengenden Ebene, indem die flachen Höhenzüge, in welche das böhmisch-mährische Plateau ausläuft, immer näher an den Fluß herantreten, bis derselbe oberhalb Obřan ganz eingeengt und zu vielen Krümmungen gezwungen wird. Je weiter man in das enge Thal vordringt, desto reizender wird es. Bald treten steile, zerrissene Felsen, in deren Spalten und Rissen doch noch Gesträuche und Bäume Wurzel gefaßt haben, an den Fluß heran, bald sind die Thalwände ganz mit dichtem Wald bedeckt, bald ziehen sich an denselben, wenn sie weniger steil sind, Wiesen und Felder hinan. Entlang des Flusses führt eine Straße, der Fürstenweg genannt, alle Windungen desselben mitmachend, während die Eisenbahn dieselben mittelst kürzerer und längerer Tunnels vermeidet. Öfters treten die bewaldeten Höhen so nahe aneinander, daß neben dem eingeengten Flußbett kaum noch Raum für den Fahrweg bleibt, ja manchmal mußten für denselben sogar die Seitenfelsen des Thales durchbrochen und gesprengt werden. Durch die Krümmungen des Flusses und die denselben einschließenden Bergreihen werden viele Thalkessel gebildet, welche nur dort etwas größer sind, wo, wie bei Adamsthal, die Bergreihen mehr auseinandertreten.

Adamsthal selbst, drei Stunden nördlich von Brünn entfernt, ist äußerst malerisch gelegen. Während am rechten Zwittawa-Ufer der Thalhang, mit dichten Laub- und Nadelwäldern bedeckt, ziemlich steil mehr als 200 Meter über die Thalsohle emporragt und eben nur den nothwendigen Raum für das Geleise der Bahn gewährt, breitet sich am linken Ufer eine kleine, mit saftigen Wiesen bedeckte Niederung aus, an welche sich ein allmälig ansteigendes Terrain mit schönen Gartenanlagen, prächtigen Landhäusern, einer gothischen Kirche sammt Pfarrhaus und Schule und den sonstigen Häusern des Ortes anschließt. Dann aber steigt der Thalhang steiler empor, und auf einem etwas vorspringenden Berge desselben, dem Spitzberg, blickt aus den Baumkronen in einer Höhe von 491 Meter ein Aussichtsthurm hervor, von dem man eine herrliche Rundsicht und einen prachtvollen Einblick in das tief zu den Füßen des Beschauers gelegene Zwittawathal genießt. Steigt man den rechtsseitigen steilen Thalhang auf einem Serpentinenweg empor, so gelangt man durch prächtigen Hochwald in einer Stunde nach Wranau, einem Dorfe, welches wegen seiner hohen (455 Meter über dem Meere) und rings von duftenden Nadelwäldern eingeschlossenen Lage ein beliebter Sommeraufenthalt der Brünner ist. Wegen eines Marienbildes, das bei der Zerstörung und Verbrennung der in der Nähe gelegenen Burg Novýhrad durch die Schweden im dreißigjährigen Kriege unversehrt geblieben war und dann nach Wranau gebracht wurde, ist dies zugleich ein berühmter Wallfahrtsort geworden.

Bei Adamsthal, und zwar dort, wo die dampfenden Schlote und der Lärm der Arbeit eine Maschinenwerkstätte vermuthen lassen, mündet von Osten her der Kiriteinerbach in die Zwittawa. Das von demselben durchrauschte Thal bietet dem Auge durch die abwechselnden Bilder einer theils wilden und düsteren, theils lieblichen und anmuthigen Landschaft einen hohen Genuß. Bald über herrliche Wiesen, bald unter schattigen Buchen führt der Weg an aufgelassenen Hochöfen, Eisenhämmern, Pulverstampfen und malerisch gelegenen Mühlen vorüber in das liebliche Josefsthal zur sogenannten Schweizerhütte, in deren Nähe die Evagrotte gelegen ist, der Anfang eines weit verzweigten Höhlengebietes. Etwas weiter gelangen wir am rechten Ufer des Baches zu einer steil abstürzenden 40 Meter hohen, grauweißen, waldgekrönten Felsenwand, der Becziskala, an deren Fuße sich eine gewaltige, portalartige Schlucht aufthut, der Eingang zu einer bedeutenden Höhle. Durch eine 50 Meter lange, 20 Meter breite und durchschnittlich 12 bis 16 Meter hohe Halle gelangt man in einen 320 Meter langen Hauptgang von 3 bis 18 Meter Höhe und wechselnder Breite, von dem noch mehrere Seitengänge abzweigen. Mit einer Lampe oder Fackel kann man ohne Gefahr die verschiedenen theils domartigen Säle und Räume, theils immer mehr sich erniedrigenden und verengenden Gänge, deren zerklüftetes Gestein keilförmig über dem Haupte hängt, durchwandern und

die mannigfaltigsten Gestalten, welche die Gewässer seit Jahrtausenden ausgenagt haben, bewundern. Steigt man rechts von dieser Höhle einen Fußpfad empor, so gelangt man in eine Felsgrotte, welche einem hohen Saale oder einer Kapelle ähnlich ist und daher auch der steinerne Saal oder Tempel genannt wird.

Etwa eine Stunde von der Beczişkala südöstlich liegt im Kiriteinerthal die Höhle Výpustek (Durchgang), wahrscheinlich so genannt, weil sie zwei Eingänge hat, welche den vorderen Theil derselben miteinander verbinden. Die Höhle gehört zu den längsten Höhlen Europa's und besteht aus einem wahren Labyrinth von unterirdischen Gängen und Sälen, so daß man ohne Führer nur schwer den Rückweg finden kann. Da sie überdies eine Menge von Abgründen besitzt, aus denen das Brausen unterirdischer Gewässer unheimlich heraustönt, so kann sie ohne kundigen Führer und sehr gute Beleuchtung gar nicht besucht werden. Die blendend weißen Tropfsteine und Kalkspate verleihen ihr einen ganz besonderen Reiz.

Wandern wir die Zwittawa entlang von Adamsthal aufwärts, so gelangen wir nach drei Viertelstunden an den Fuß des Novýhrader Berges, welcher den Fluß zu einem großen Bogen westwärts nöthigt, den die Bahn durch einen sehr langen Tunnel vermeidet. Auf dem Gipfel dieses steil aufragenden und bis auf kleinere Stellen beinahe durchaus mit Wald bedeckten Berges befinden sich die Ruinen der alten Burg Novýhrad. Mit Entzücken schweift von hier der Blick auf das von der Bahn durchzogene, tief unter dem Beschauer gelegene Flußthal, aus dem der düstere Eingang eines Tunnels entgegenschaut, auf die ringsum sich erhebenden dicht bewaldeten Berge, auf das freundliche mit Äckern bedeckte Hügelland von Blansko und bleibt etwas länger an dem kleinen holzgedeckten Kirchlein von Katharein haften, welches aus einem rechten Seitenthale der Zwittawa herüberschaut.

Etwa drei Kilometer nördlich von Novýhrad mündet links in die Zwittawa der Punkva-Bach, dessen Thal eine solche Menge von Naturschönheiten vereinigt, wie sie kaum irgendwo anders in Mähren zu finden sind. Wenn wir von der Eisenbahnstation Blansko aus in dieses Thal treten, so befinden wir uns für einige Zeit mitten in der lärmenden Welt der Arbeit und des Erwerbes. Das Pochen der Hämmer, das Kreischen der Maschinen, das Pusten und Pfeifen des Dampfes tönt aus den verschiedenen fürstlich Salm'schen Eisenwerken, welche sich hier befinden, an unser Ohr. Anfangs zeigt das Thal keine besondere Eigenthümlichkeit, die dasselbe begrenzenden Höhen sind nicht bedeutend und theils mit Wald, theils mit Feldern bedeckt. Je weiter wir aber aufwärts wandern, desto ruhiger, aber auch großartiger wird seine Natur. Nach einer zweistündigen Wanderung gelangen wir zur Steinmühle, welche äußerst malerisch an der Vereinigung des Punkva-Thales mit dem Dürre Thal liegt. Dieses zweigt von dem ersteren mehr gegen



Der Hof des alten Franzens-Museums in Brünn und die Kathedrale.

Osten ab, ist gegen drei Viertelstunden lang und besitzt, wie schon sein Name sagt, keine Quelle und keinen Bach. Steile, weiße Felsenwände, in denen hier und da der Eingang zu einer Höhle sichtbar ist, begrenzen es, aber aus den Spalten und Ritzen des Gesteins wuchert reichliches Gestrüpp und riesige Tannen und Fichten haben ihre Wurzeln in dasselbe hineingetrieben, während die Thalsohle von saftig grünem Rasen überzogen ist. Dieser Contrast zwischen dem weißen Gestein und dem tiefen Grün der Pflanzen bringt eine höchst malerische Wirkung hervor. Immer neue Felsengruppen thürmen sich in wechselvollen Gestaltungen empor, deren schönste die sogenannte Teufelsbrücke ist, ein natürlicher Felsenbogen, welcher zwei Klippen in schwindelnder Höhe miteinander verbindet, und den man aus der Ferne gesehen für die Reste einer gewaltigen Felsenburg halten könnte.

In dem obersten Theile dieses Thales hört der Baumwuchs auf und es geht allmälig in ein ödes Plateau über, das sich von hier bis Sloup erstreckt und an den Karst erinnert, dem es wunderbar gleicht. Es befinden sich daselbst viele trichterförmige Vertiefungen, welche das Regenwasser aufnehmen und in das zerklüftete Gestein des Bodens versickern lassen. Die Gewässer, welche aus dem östlich und nördlich davon gelegenen Grauwackengebiete kommen, verlieren sich in Erdlöchern und Höhlen. So stürzen die Wässer, welche sich bei Ostrov in einigen kleinen Teichen vereinigten und dann eine Mühle treiben, unmittelbar vom Mühlrade aus in Löcher. In ähnlicher Weise verschwindet auch der weiße Bach (Bílá voda) bei Holstein und der Luhabach bei Sloup. Das Volk glaubt daher, daß sich unter diesem Gebiet ein großer unterirdischer See befinde, welcher alle Tagewässer aufnehme und dessen Ausflüsse an anderen Orten wieder zu Tage treten. Jedenfalls ist der Bergrücken, welcher das Dürre Thal von dem oberen Punkva-Thal trennt, von unterirdischen Wasserläufen ganz durchwühlt und von einer Unzahl von Höhlen und Grotten durchzogen. Ununterbrochen nagt das Wasser seit Jahrtausenden an dem Kalkgestein und hat hier und da eine Höhle über der anderen geschaffen. Öfters wurden dann die trennenden Decken durchbrochen, es erfolgten Einstürze von Wänden und Zusammenbrüche, die Ursache jener erwähnten trichterförmigen Bodenvertiefungen, welche an die Dolinen des Karstes erinnern.

Auf solche Weise ist jedenfalls auch der gewaltigste Erdsturz dieses Gebietes, die Macocha, entstanden. Durch einen freundlichen Hochwald, nordwestlich von dem Dorfe Vilimovitz aufsteigend, gelangt man, ohne daß irgend welche Anzeichen von etwas Besonderem oder ungewöhnlich Großartigem vorhanden wären, ganz unerwartet an den Rand eines schauerlichen Abgrundes. Eine grauweiße Felswand stürzt über 130 Meter senkrecht in die Tiefe, so daß kaum Jemand ohne Furcht von der einfachen eisernen Umfriedung, welche an dem äußersten Rande dieses Felsens angebracht ist, in die Tiefe



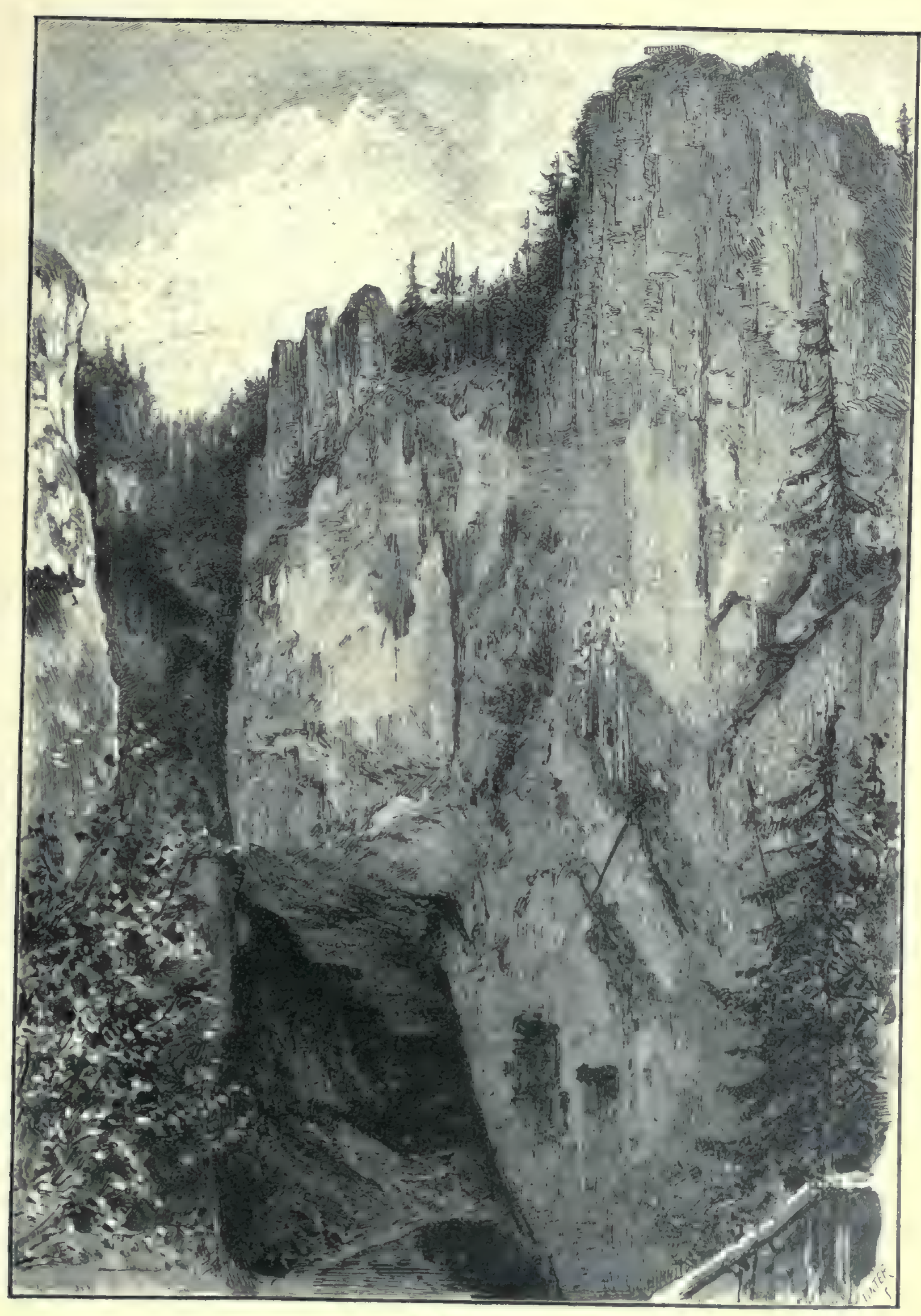
Das Adamsthal.

blicken kann. Wird ein Stein hinuntergeworfen, so dauert es 7 bis 8 Secunden, bis der Schall seines Aufschlagens aus der Tiefe heraufdringt. Die übrigen Felsen, welche den Abgrund, dessen größte oberste Breite 170 Meter beträgt, einschließen und an vielen Stellen Höhlenbildungen zeigen, stürzen jedoch nicht überall so steil wie jene Wand ab, sondern senken sich im obersten Theile, durch mehrere Risse von einander getrennt, allmälig zur Tiefe und werden erst im letzten Drittel senkrecht oder sogar überhängend. In den Spalten und Klüften des Gesteines haben verkrüppelte Bäume und wirres Gesträuch Wurzel gefaßt, an einigen weniger steil abfallenden Stellen ist der Boden mit Tannen bewachsen, und wo diese keinen Halt mehr finden, zeigen sich Farrnkräuter und Moose, wodurch eine erfreuliche Abwechslung in das Grau der Felsen gebracht wird.

Links von der erwähnten Aussichtswarte führt ein Fußweg auf die Nordseite dieses Erdsturzes zur sogenannten Brücke hinab, einer kleinen aus Holz erbauten Terrasse, von welcher man die erhabene Naturschönheit, welche selbst auf Humboldt einen tiefen Eindruck machte, besser überschauen und genießen kann. Rechts von uns steigt die Felswand schroff und steil zu schwindliger Höhe und unter uns gähnt der düstere Schlund mit seinen grausigen Höhlen empor, in welche noch kein Strahl der Sonne gedrungen ist. Von hier aus bemerken wir, daß der Grund des Schlundes durchaus nicht eben, sondern hüglig ist und von einem Bach durchströmt wird, welcher aus einem kleinen Teiche an der nordwestlichen Felswand kommt und mit starkem Gefälle in einen zweiten sich ergießt, welcher sich gerade unter der südöstlichen höchsten und steilsten Felswand befindet. Es ist erwiesen, daß dieses Wasser am Grunde der Macocha mit den Gewässern des Ostrover Gebietes und der Slouper Höhlen zusammenhängt.

Gegenüber der Macocha und nur durch das Öde Thal davon getrennt, erheben sich auf steiler Höhe und rings von dichtem Wald umgeben die Ruinen der uralten Burg Blansko und südlich derselben bricht im engen Thale unter einer schroffen Felswand ein klarer, von Forellen belebter Bach hervor, die Punkva, welche kurz zuvor den Grund der Macocha durchrauscht hat. Allein auch jetzt darf sie sich noch nicht für immer des warmen Sonnenlichtes freuen, sondern muß noch einmal unter einem Felsen verschwinden, um bald darauf in einem herrlichen Thale emporzukommen, das ihren Namen trägt und durch einen ganz besonders üppigen Pflanzenwuchs bemerkenswerth ist, zwischen und über welchem graue Kalkfelsen in mancherlei Formen zu erblicken sind.

Über dem Punkva-Ausfluß hinaus gegen Norden nimmt das Thal das Gepräge öder Wildniß und Zerstörung an, daher auch der Name „Ödes Thal". Hier und da verengen dasselbe ungeheure senkrechte und furchtbar zerklüftete Felswände, in deren Höhlen Raubvögel ihre sichere Wohnung aufschlagen. Der Weg windet sich zwischen mächtigen Felsblöcken hin, welche vor Zeiten von den Wänden rechts und links heruntergerissen wurden,



Die Macocha.

und führt an einer Stelle durch eine von der Natur selbst gebaute freistehende Felsenpforte, das Mausoleum genannt. Zwischen und über den Felsen streben schlanke Tannen und Fichten empor und würzen die Luft mit balsamischen Düften. Allein nur selten verirrt sich dahin ein Singvogel, denn es fehlt diesem Thal, gleich dem „Dürren", das belebende und Leben erhaltende Element, das Wasser. In demselben allmälig aufwärts wandernd, nimmt die Schroffheit der Seitenhänge immer mehr und mehr ab und wir gelangen nach einer Wanderung von einer Stunde in das Thal von Sloup, welches sich durch seine interessanten Höhlenbildungen auszeichnet. Leider sind dieselben bisher noch immer nicht so gewürdigt, wie es ihre Schönheit verdient, durch welche sie den vielbesuchten Höhlen des Karstes würdig zur Seite stehen.

Das Dorf Sloup liegt anmuthig in einer von niedrigen Hügeln umsäumten Thalmulde, welche vom Luhabach durchströmt wird. Folgt man dem Laufe desselben, so gelangt man nach wenigen Minuten zu einem ganz isolirten, von allen Seiten steil aufragenden Felsblock, Hřebenáč genannt. Links von demselben liegt in der mäßig hohen, aber schroff abfallenden Felswand der einem kolossalen Gewölbe gleichende Eingang zu einer der berühmtesten Tropfsteinhöhlen dieser Gegend, welche im Jahre 1880 entdeckt wurde. Ein enger Pfad, öfters über Treppen ziehend, führt aus dem Gange einer schon früher bekannten Höhle in einen großartigen Raum von 60 Meter Länge, 50 Meter Breite und 15 bis 25 Meter Höhe. Boden und Wände sind durchaus mit Tropfsteinen bedeckt. Von der Decke hängen größere und kleinere Stalaktiten in den wunderlichsten Gestalten herab, bald als Nadeln und Zapfen, bald als faltige und zusammengewickelte Tücher oder in sonderbaren runden und knäuelartigen Formen. An den Wänden haben sie die Gestalt versteinerter Wasserfälle mit mehreren unten immer breiter werdenden Kaskaden angenommen und von dem Boden erheben sich Stalagmiten in den verschiedensten Größen: einer hat die Gestalt eines riesigen Candelabers und wird auch so genannt, ein anderer, ungewöhnlich groß und schneeweiß, ist wie ein Springbrunnen gestaltet und erhebt sich in verschiedenen Absätzen bis zur Decke. An einer anderen Stelle ist diese mit dem Boden durch eine Menge von dünneren und dickeren Säulen verbunden. Besonders schön ist ein milchweißer faltiger Stalaktit, welcher wie ein breiter gefalteter Vorhang mehrere Meter tief herabhängt und so dünn ist, daß ein dahinter gehaltenes Licht durchschimmert. Kurz, die Höhle besitzt einen Reichthum an überraschenden und die Phantasie anregenden Bildern, welche auch von der größeren Adelsberger Grotte in Krain nicht übertroffen wird.

Während sich diese neuentdeckte Höhle durch Formenschönheit auszeichnet, sind in anderen bereits länger bekannten großartige Funde von Skeletten vorsündfluthlicher Thiere, besonders riesiger Exemplare des Höhlenbären gemacht worden,

Die Slouperhöhle.

wie sie im k. k. naturhistorischen Hof-Museum Wiens und im Naturaliencabinet der technischen Hochschule Brünns zu sehen sind.

Dieses Gebiet der Zwittawa und ihrer Nebenflüsse nördlich von Brünn bis Blansko führt mit Recht den Namen „die Mährische Schweiz".

Nördlich von Blansko wird das Thal der Zwittawa breiter, das Waldgebiet tritt zurück und die Ebene sowie die aus ihr rechts und links ansteigenden Berghänge sind mit Feldern bedeckt. Von den linken Seitenthälern dieses Gebietes ist das der Běla bemerkenswerth. An diesem Flüßchen liegt kaum eine Stunde vor seiner Mündung in die Zwittawa eine kleine Stadt, welche ihren Namen von der alten Burg Boskovitz führt, deren Entstehung in die sagenhafte Zeit der mährischen Fürsten zurück verlegt wird. Dieselbe war jedoch bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts verfallen, weshalb von dem damaligen Besitzer dieses Gebietes der Bau einer neuen, mit Wällen, Mauern und Thürmen versehenen Burg begonnen wurde, welche um 1568 vollendet ward. Aber auch diese hatte keinen dauernden Bestand und nur die stattlichen Ruinen auf dem östlichen Gipfel des Bergrückens, welcher steil gegen Süden in die von der Běla durchrauschte Schlucht abfällt, erinnern an die ehemalige Herrlichkeit. Diese hat sich noch einmal in dem neuesten ganz modern im Viereck ausgeführten Schloßbau entfaltet, welcher den sanfteren Nordabhang einnimmt und mit höchst geschmackvollen Gartenanlagen umgeben ist.

Nordöstlich von Boskovitz erstreckt sich eine Bodensenke bis weit über Gewitsch hinaus unter dem Namen der kleinen Hanna, welcher deren Fruchtbarkeit andeuten soll. Zwischen ihr und dem Thale der Zwittawa befinden sich einige von Nord nach Süd streichende Bergrücken, so der lange geradlinige Kamm des Steinberges und an der Landesgrenze gegen Böhmen der 24 Kilometer lange, stark bewaldete, scharfe Kamm des Schönhengst von 480 bis 520 Meter mittlerer Seehöhe, auf welchem einige Kuppen, wie der Blosdorfer Wald bis 649 Meter und der Hornberg bis 660 Meter aufragen. In dem östlich davon sich ausbreitenden wohl angebauten Hügellande liegt die gewerbfleißige Stadt Mährisch-Trübau mit einem stattlichen Schlosse, das unter Karl von Žerotin im Anfang des XVII. Jahrhunderts der Sammelpunkt zahlreicher Künstler und Gelehrter war, so daß man damals Trübau das mährische Athen nennen konnte. Leider hat sich von den vielen Kunstschätzen, welche dieser fein gebildete und mild gesinnte Edle gesammelt hatte, nur wenig erhalten, weil das Meiste im dreißigjährigen Kriege von den Schweden geraubt wurde.

Auch das Thal der Schwarzawa, welches sich von Brünn in nordwestlicher Richtung über Sebrowitz, Komein und Bysterz hinzieht, bietet eine Menge von Naturreizen. Unmittelbar bevor jener Fluß in die Ebene südlich von Brünn hinaustritt,

durchfließt er das in der nächsten Nähe von der Stadt gegen Westen gelegene anmuthige Schreibwaldthal. Die Berge treten hier von beiden Seiten ganz nahe an den Fluß heran und erheben sich besonders rechts von demselben ziemlich steil und reich bewaldet bis über 400 Meter. Am Fuße derselben liegen viele zum Theil sehr stilvoll erbaute Landhäuser inmitten wohlgepflegter Gärten, während ein reizendes Seitenthal, Brühl genannt, mit einer Kunststraße, von welcher sich herrliche Ausblicke in kleine Nebenthäler und weiter in das offene Land südlich von Brünn eröffnen, auf den Rücken des



Stadt und Burg Boskovitz.

Bergzuges zur Bába mit 415 Meter Seehöhe führt. Im Sommer gewähren die im üppigen Grün prangenden Fluren und Gärten nebst den Eichenwaldungen an den Abhängen der kühn aufstrebenden Berge und dem von zahlreichen Kähnen belebten Flusse ein landschaftliches Bild von solcher Lieblichkeit, daß es ganz erklärlich ist, wenn die Städter oft und gern in diese so nahe gelegene Sommerfrische hinauseilen, und daß insbesondere an Sonn- und Feiertagen Tausende von Menschen hierher kommen, um die reine und würzige Luft zu athmen und Herz und Auge an der Schönheit der Gegend zu erfreuen.

Flußaufwärts öffnet sich allmälig das enge Thal und geht in eine breite Ebene mit herrlichen Wiesen und Feldern über, zwischen denen das freundliche Dorf Sebrowitz liegt.

Von da führt die Landstraße in nordwestlicher Richtung immer in der Nähe des Flusses, welcher durch die an ihn herantretenden Berge zu zahlreichen Windungen genöthigt wird, über Komein und Bysterz zu der altehrwürdigen, einst landesfürstlichen Burg Eichhorn. Schroff aufsteigende und meist von buschigem Dickicht versteckte Felsen tragen das dicke Gemäuer, das manchen Sturm erlebt hat und um welches oft der Schlachtruf der Feinde ertönte. Der Felsrücken, auf dem die noch immer gut erhaltene und bewohnte Burg steht, ist durch eine tiefe Schlucht in zwei Theile getheilt, welche durch eine steinerne Brücke mit kühn gewölbtem Bogen verbunden sind. Über die gewaltigen Ringmauern ragen uralte Wartthürme, ein massiv viereckiger und zwei runde mit spitzen Ziegeldächern empor. Der Sage nach soll diese Burg Herzog Konrad, welcher um die Mitte des elften Jahrhunderts Mähren beherrschte, erbaut und Eichhorn benannt haben, weil er hier bei einer Rast im Walde von einem schönen Schlosse träumte und beim Erwachen eine ungewöhnlich große Anzahl von Eichhörnchen in den Bäumen ringsumher bemerkte.

Nordwestlich von diesem Schlosse liegt der Marktflecken Eichhorn-Bytyška in einer gut bebauten Thalweitung und weiter flußaufwärts in einer etwas größeren das freundliche Städtchen Tischnovitz am Fuße der mehr als 200 Meter über die Thalsohle aufragenden Květnica, eines bewaldeten Berges, der als Fundort vieler Mineralien bekannt ist.

Von hier aus gegen Norden wird das Thal der Schwarzawa wieder enger, ja es treten die Berge öfter so nahe an den Fluß heran, daß die Straße denselben verlassen muß, wie das zwischen den Dörfern Boratsch und Doubravnik der Fall ist. Bei dem Markte Nedvěditz zweigt sich gegen Westen ein Seitenthal ab, von dessen nördlicher Begrenzung ein steiler zum Theil bewaldeter Felsenhügel aus Glimmerschiefer vorspringt, auf dem die sagenberühmte und stolze Burg Pernstein wie ein Märchen aus alter Zeit herüberschimmert.

Östlich von Pernstein, dem Juwel unter den alten Schlössern Mährens, besitzt das Land den Charakter einer reich bewaldeten Berglandschaft, weil mehrere ausgesprochene Höhenzüge diesen Landstrich in nordsüdlicher Richtung durchstreichen und einzelne Bergstöcke von relativ bedeutender Höhe vorkommen, von denen besonders der Sekoř (704 Meter) 7 Kilometer östlich von Pernstein hervorgehoben werden muß.

Wenden wir uns nun zu dem südlichsten Theile des böhmisch-mährischen Plateaus, und zwar dorthin, wo die Getreidefluren desselben in die freundlichen Weingelände Niederösterreichs übergehen. An dieser Grenzlinie liegt die Stadt Znaim, welche selbst den vielgereisten Dichter Seume so anmuthete, daß er in seinem Spaziergange nach Syrakus sagt: „Hier möchte ich wohl wohnen, so lieblich und freundlich ist die ganze Gegend selbst unter dem Schnee." Das Terrain, auf dem die Stadt erbaut ist, fällt gegen

Stadt Znaim in der Gegenwart.

Südwesten und Westen in dunklen Gneisfelsen steil zur Thaya und dem hier in diese einmündenden Granitzbach ab, welcher in einer tief eingerissenen Schlucht dahinrauscht, während es sich gegen Südosten terrassenförmig zur Niederung herabsenkt. Diese Lage der Stadt in Verbindung mit den Resten mittelalterlicher Bauten, deren graues Mauerwerk und trotzige Thürme sich von den in nächster Nähe davon errichteten neuen Gebäuden seltsam abheben, mit den dem Felsen abgerungenen Spazierwegen und den vielen Zier- und Weingärten gewährt einen Herz und Auge erfreuenden Anblick. Eine reizende Aussicht gewährt der Bräuhausgarten der Stadt, dessen Brüstung an dem Rande der hier fast senkrecht zur Thaya abstürzenden Felsen erbaut ist. Der Blick schweift von hier nach Südosten über die Häuser der unteren Stadt, über die kühn in der Höhe von 45 Meter den Fluß übersetzende Eisenbahnbrücke der Nordwestbahn und über reichbebaute Gelände bis zu dem großartigen, in einem schönen Parke gelegenen Gebäude von Klosterbruck, einem ehemaligen Kloster, in dem früher die k. und k. Genie-Akademie untergebracht war und welches jetzt als Kaserne verwendet wird, während flußaufwärts der sogenannte Rabenstein, eine Masse gewaltiger Felstrümmer, am linken Thaya-Ufer entgegenschaut und gegen Nordwesten die tief eingerissene Schlucht des Granitzbaches der Landschaft eine gewisse Düsterheit verleiht, welche jedoch sofort durch den Anblick der jenseits dieser Thalschlucht hochgelegenen freundlichen Probstei Pöltenberg gemildert wird.

Das Thayathal von Znaim aufwärts ist durch viele Naturschönheiten ausgezeichnet. Der Fluß schlängelt sich mäanderförmig bald zwischen steil abstürzenden nackten Felsen, bald wieder zwischen bewaldeten Bergrücken dahin, während von den Thalhöhen Burgen und Schlösser auf den Wasserspiegel niederschauen, wie Neuhäusel, Hardegg (Niederösterreich), Frain und Freistein. Von der Höhe der erstgenannten Burg kann man den vielgewundenen Lauf der Thaya am deutlichsten erkennen. Dieselbe wird nämlich von drei bewaldeten Hügeln gezwungen, sich um diese in den wunderlichsten Krümmungen herumzuwinden, so daß man von hier aus drei verschiedene Flüsse zu sehen glaubt.

Als der Glanzpunkt des Thayathals kann Frain bezeichnet werden. Ein 145 Meter hoher, senkrecht zum Flusse abfallender und auf drei Seiten unzugänglicher Felsen mußte in den Zeiten roher Gewalt zur Errichtung einer Burg einladen. Die natürliche Festigkeit brauchte man nur wenig durch künstliche Vertheidigungsmittel zu ergänzen, um ein Ritterschloß zu schaffen, das als uneinnehmbar gelten konnte. Als die Bedeutung der alten Ritterburgen schwand, verfiel die von Frain doch nicht ganz der Zerstörung, sondern aus ihren Ruinen erblühte neues Leben. Neben und auf den Resten der alten Burg, von der außer einigen Mauern und zwei gegen den Fluß zu gelegenen Thürmen nichts mehr vorhanden war, wurde am Ausgang des XVII. und im Anfang des XVIII. Jahrhunderts ein neues Schloß erbaut, dessen imposantem Äußeren auch die innere Einrichtung und Anlage

entspricht. Die Aussicht von der Höhe des Schlosses auf das von hohen und steilen Bergen eingeschlossene Thal, in dessen Tiefe die Thaya den am jenseitigen Ufer reizend gelegenen Marktflecken im engen Bogen umarmt, um sich dann zwischen weiteren Felsen und Schluchten hindurchzuwinden, und auf die mit dunklen Wäldern bedeckten Höhen der Umgebung ist wunderschön.

In dem östlich von Frain am linken Thaya-Ufer zum Flusse steil abfallenden Thalhang befindet sich eine Schlucht, Eisleiten genannt, welche mit über- und durcheinander geworfenen Gneisplatten bedeckt ist, in deren engen Spalten selbst im Hochsommer Eis zu finden ist.



Das Thayathal bei Frain.

Wenn man aus dem lieblichen Thayathal hinauf nach Norden wandert und aus den thaufrischen Wäldern nach etwa zwei Stunden hinaustritt in die Gegend von Schönwald-Frain, der zweiten Station der österreichischen Nordwestbahn nordwestlich von Znaim, so kann man es kaum begreifen, daß man sich in der nächsten Nähe einer so lieblichen Landschaft, wie wir soeben gesehen, befindet; denn die Gegend ist nun ziemlich einförmig geworden. Vor uns liegt das böhmisch-mährische Plateau mit seiner welligen Beschaffenheit, infolge deren sich nirgends ein bedeutender Gesichtskreis eröffnet. Die niedrigen und kurzen Bergrücken und deren sanfte Abdachungen sind entweder gleich dem übrigen Boden mit Kartoffeln, Hafer und Korn bebaut oder tragen dunkle Nadelwälder; wo der magere

Boden für Feldfrüchte weniger geeignet erscheint, dehnen sich große Hutweiden aus, was die Melancholie der ganzen Gegend nur noch erhöht. Auch die Städte und übrigen Ortschaften dieser Gegend bieten keinen besonderen Reiz und nur da und dort wird unser Blick etwas mehr gefesselt, wie z. B. nordwestlich von Jarměřitz, wo das alte Schloß Sadek, welches schon in der Husitenzeit eine Rolle spielte, durch seine dominirende Lage auf einem ziemlich isolirten Berg hervortritt.

Betrachten wir noch kurz das vierte und mittlere der Hauptthäler, welche das böhmisch-mährische Plateau durchschneiden, nämlich das der Iglawa, so finden wir, daß dasselbe ärmer an Reizen und im ganzen ziemlich einförmig ist, weil es gerade in der Mitte des wenig Abwechslung bietenden Plateaus liegt. Der Oberlauf dieses Flusses an der Grenze von Böhmen und Mähren geht durch schmale Wiesengründe, an welche sich ein flachwelliges Hügelland von der soeben geschilderten Beschaffenheit anschließt. Hier und da treten die bewaldeten Hügel mit steilerem Abfall bis an den Fluß selbst heran, denselben einengend, ohne daß aber in dieser Umrandung größere Einbuchtungen oder Seitenthäler entständen. Erst bei Iglau, der zweitgrößten Stadt Mährens, hart an der böhmischen Grenze, dort wo die Iglawa von ihrer nordöstlichen Richtung in einem Bogen zur südöstlichen übergeht, wird die Gegend anziehender und freundlicher, wozu freilich die Stadt selbst das Meiste beiträgt, welche ziemlich regelmäßig gebaut ist, und der man heute ihr hohes Alter kaum mehr ansieht; denn nahezu Alles, was an eine alte Stadt erinnert, ist verschwunden: die festen Mauern und Wälle, welche sie ehemals umschlossen, sind größtentheils abgetragen oder überbaut, die tiefen und breiten Gräben sind ausgefüllt, breite Straßen und Anlagen befinden sich an ihrer Stelle und kaum ein Haus ist zu finden, das an eine frühere Zeit erinnerte. Nur der Frauenthorthurm, welcher 1515 erbaut wurde, ragt als der bedeutendste Rest alter Befestigungskunst im Westen der inneren Stadt empor. Einen überraschenden Anblick gewährt der Hauptplatz, welcher die Gestalt eines Rechteckes hat und zu den größten Stadtplätzen des Reiches gehört.

Im Osten der Stadt und unmittelbar an diese grenzend liegt das tief eingeschnittene Thal des kleinen Igelbachs, Heulos genannt, mit saftigen Wiesengründen und sorgfältig gepflegten Parkanlagen, welche auf der östlichen Berglehne einen förmlichen Nadelwald bilden; gegen Norden und Süden ist der Abfall etwas weniger steil, während sich gegen Nordwesten an die Stadt ein ziemlich ebenes Gebiet anschließt, auf dem gegen Obergoß und Altenberg zu noch die Spuren des ehedem daselbst blühenden Silberbergbaues aus den vielen Halden zu erkennen sind.

Während sich an die Ufer der Iglawa in der unmittelbaren Nähe von Iglau breite Wiesengründe anschließen, von welchen das Terrain allmälig ansteigt, wird das Flußthal weiter abwärts wieder enger mit rasch abfallenden, theils kahlen, theils bewaldeten

Gehängen, aus denen öfters dunkle Granit- und Gneisfelsen heraustreten, so im Helenenthal und bei Klein-Beranau, an welchen Orten sich die großartigen Löw'schen Fabriksanlagen zur Erzeugung von Schafwollstoffen befinden, und weiter gegen die Ortschaft Wiese mit einem modernen, am rechten Ufer des Flusses in einem schönen Park gelegenen Schlosse.

Weiter abwärts gegen Trebitsch tritt der Wald mehr zurück und es sind die Abhänge gegen den Fluß zumeist als Weide- oder Ackerland benützt. Sowie man über dieselben



Der Stadtring in Iglau.

emporsteigt, zeigt sich wieder die einförmige Plateaulandschaft, in welcher nur die vielen und mitunter ziemlich großen Teiche einige Abwechslung gewähren. Dieselben sind eben diesem Theile des böhmisch-mährischen Plateaus eigenthümlich, welcher sich von Datschitz über Teltsch und Triesch bis in die Gegend von Saar erstreckt und von der böhmischen Grenze bis Groß-Meseritsch reicht, welches Gebiet man daher auch mit dem Namen „das mährische Teichplateau" bezeichnet.

Nordöstlich von Iglau steigt die Plateaulandschaft immer mehr empor und erreicht ihre größte Erhebung in der Gegend nördlich von Saar und Neustadtl, woselbst sich

der Kaiserstein bis 812, die Žakova hora bis 814 Meter und die Křovina bis 829 Meter erheben. Freilich scheinen alle diese mit dichtem Wald bedeckten Bergkuppen nicht besonders hoch, weil sie sich über die nächsten Thalbildungen kaum mehr als 100 Meter erheben. Bei der Rauheit des Klima's der Gegend ist es erklärlich, daß die Waldcultur daselbst im Vordergrunde steht. Ja, auf der Žakova hora ist ein ziemlich ausgedehntes Gebiet ein vollständiger Urwald, in welchem noch nie Axt oder Säge ertönte. —

Zehn Kilometer nördlich von Mährisch-Trübau liegt die von West nach Ost gerichtete Einsenkung eines Nebenflusses der March, der mährischen Sazava, längs welcher die Bahn von Olmütz nach Böhmisch-Trübau führt, und an diese Thalsenke reihen sich im Norden mehrere reichbewaldete Höhenzüge, von denen der Altvaterwald in seinen höchsten Punkten, dem Baudenberg bis 957 und dem Ebereschberg bis 999 Meter, emporsteigt. Dieser ist wieder durch das tief eingeschnittene Marchthal von einem imposanten Gebirgsstock getrennt, welcher an der Grenze von Böhmen, Mähren und der preußischen Grafschaft Glatz liegt und unter dem Namen des Glatzer oder Spieglitzer Schneeberges bekannt ist. Sein kahler, hoch über die umliegenden Berge emporragender Scheitel bildet eine umfangreiche, unbedeutend gewölbte Fläche (das charakteristische Merkmal der meisten Kuppen des Sudetengebirges), welche nirgends eine vollständige Rundsicht bietet, so daß man, um diese zu genießen, einen Rundgang um die Hochebene antreten muß. Herrlich ist der Blick gegen Norden über die liebliche Grafschaft Glatz, großartig besonders beim Schwalbenstein, einer freien, weit vorragenden Felsmasse am Osthänge des Berges, auf die sich gegen Südosten emporthürmenden Berghäupter, die zwischen denselben gelegenen Thalgründe und weiter hinaus in die reich bebaute Ebene des Marchflusses bis an die Vorberge der Karpathen.

Da die Seehöhe des Spieglitzer Schneeberges 1422 Meter beträgt, so reicht er bereits über die Waldgrenze empor und ist im Jahre kaum vier Monate von Schnee frei. Im Juni aber wandelt sich sein Gipfel in eine weite blühende Bergwiese um, so daß dann das Vieh der Schweizerei, welche am Westrande des Plateaus in einer Seehöhe von 1214 Meter auf preußischem Boden erbaut ist, mehrere Monate hindurch die trefflichste Weide findet. An seinem Südabhange befinden sich die sogenannten Quarklöcher, drei kleine Kalksteinhöhlen, deren Wände mit quarkähnlichen Tropfstein- und Kalksinterbildungen bedeckt sind.

Nach allen Richtungen entsendet der Schneeberg bedeutende Rücken: so in Mähren gegen Süden die Dürre Koppe (1322 Meter), von welcher sich der Schwarzberg (1275 Meter) und der Lattichberg (1308 Meter) abzweigen, welch letzterer wieder in den Baudenberg (944 Meter), die Bodenkoppe (1119 Meter) und den Sauberg (1088 Meter) ausläuft;

nach Osten und Nordosten den an der Landesgrenze liegenden Steinhügel und Saalwiesenberg (1076 Meter), an den sich dann gegen Südosten der Tietz-Hübel (1022 Meter), der Wiesenberg (1124 Meter), der Fichtlich mit 1109 und der große Keilberg mit 984 Meter anschließen. Die einzelnen Rücken und deren Ausläufer und Vorlagerungen sind durch rasch dahineilende, von Forellen belebte Bäche getrennt, unter denen der Klein-Mohrauer und Graupabach und die Zuflüsse des letzteren, der Stein- und Schnellbach



Das Heulosthal bei Iglau.

am wichtigsten sind. Alle diese fließen der hoch oben am Spieglitzer Schneeberg unfern der Kuppe aus einer unscheinbaren Quelle entspringenden March zu, welche das nach ihr benannte Thal als ungestümes Kind in raschem Laufe durcheilt. Am Graupabach liegt umrahmt von Bergen das freundliche Altstadt und nordwestlich davon am Fuße des „Steinhügels" das hochgelegene Dorf Spieglitz.

Südöstlich von dem genannten Großen Keilberg senkt sich der Gebirgskamm in dem Ramsauer Sattel (von dem etwas südlich davon gelegenen Dorfe Spornhau auch

Spornhauer Paß genannt) bis auf 759 Meter herab, was schon in alter Zeit die Anlage einer stark benützten Landstraße und in der neuesten einer Eisenbahn zur Verbindung des nördlichen Mährens mit Schlesien über Freiwaldau veranlaßte.

Südlich von diesem Paß liegt das Städtchen Goldenstein auf einer von hohen Bergen, welche jedoch gegen Norden und Westen stark entwaldet sind, eingeschlossenen, vom Bordbach bespülten Anhöhe mit den Überresten einer alten Burg, von wo aus man einen Theil des malerischen Thales überblicken kann.

Östlich von Spornhau steigt das Terrain rasch empor, zieht sich von hier in einem gewaltigen über 20 Kilometer langen Rücken bis zum Altvater in südöstlicher Richtung und wendet sich dann im Bogen nach Südwesten, ohne auf dieser bedeutenden Strecke irgendwo unter 1000 Meter hinabzusinken. Dieser Rücken führt mit seinen vielen Ausläufern und Abzweigungen den Namen „Hohes Gesenke". Aus ihm ragen einige nackte Kuppen hoch empor, so der Hochschar (1351 Meter), der Kepernik (1424 Meter), der Rothe Berg (1333 Meter), an dessen Westabhang sich eine kleine stark besuchte Kapelle mit einer heilkräftigen Quelle und einem Unterkunftshaus (die Bründlhaide oder das Haidbründl) befindet, der Heiligberg (1170 Meter), der Kleine und der Große Seeberg (1194 und 1304 Meter), der Leiterberg oder Kleinvaterberg (1367 Meter), der Altvater (1490 Meter), der höchste Punkt des Gesenkes und Mährens überhaupt, der Peterstein (1446 Meter), die Hohe Haide (1464 Meter), der Heiligenhübel (1422 Meter), der Maiberg (1381 Meter), die Schieferhaide (1355 Meter), der Backofenstein (1333 Meter) und der Backofen (1312 Meter).

Über diesen langgedehnten Rücken, wie sich ein zweiter von ähnlicher Ausdehnung nirgends sonst in Mähren findet, geht nicht nur ein Theil der Hauptwasserscheide Europa's, sondern auch von Ramsau bis zur Hohen Haide die Grenze gegen Schlesien. Die schönste Aussicht von allen diesen Punkten gewährt unstreitig der auch durch seine reiche Flora berühmte Kepernik oder Glaserberg (auch Goldensteiner Schneeberg genannt), von dessen kahlem Scheitel das Auge nicht nur einen großen Theil Mährens überblickt, sondern auch ungehindert, wie von der Schneekoppe des Riesengebirges, über die reichangebauten und mit Städten und Dörfern besäeten Fluren nordwärts des Gebirges schweifen kann. Südlich von dieser Kuppe und nur durch eine geringe Einsenkung von ihr getrennt, erhebt sich der Fuhrmannsstein (1377 Meter), welcher seinen Namen von einigen mit Moos bewachsenen halbverwitterten Felsblöcken seines Gipfels führt, die aus der Ferne einem Fuhrmannswagen mit Roß und Knecht nicht unähnlich sehen und dadurch auch Anlaß zu einer Sage gaben, welche an die von Frau Hütt in Tirol erinnert.

In einer Schlucht, welche von dem Rücken zwischen dem Kepernik und dem Fuhrmannsstein zuerst nach Südosten und dann nach Südwesten steil herniedergeht,



Groß Ullersdorf.

fließt die Rauschende Teß, welche sich bei Engelsthal mit dem eigentlichen Teßfluß vereinigt. Dieser hat seine Quellen in einem tief eingeschnittenen, zum Theil von felsigen Abstürzen begrenzten Thal, welches gegen Nordosten von dem Hauptkamm des Gesenkes (vom Heiligberg bis zum Maiberg) und gegen Südwesten von einem nur wenig niedrigeren Rücken gebildet wird, der vom Maiberg aus über zwei Kuppen, welche gerade so wie die nördlich gegenüberliegenden des Hauptkamms, ebenfalls Großer und Kleiner Seeberg (1243 und 1266 Meter) heißen, dann über die Lange Leiten (1346 Meter), den Ameisenhübel (1343 Meter), Haidstein (1244 Meter) und Bärenherd (1162 Meter) geht und nach rechts und links zahlreiche Äste aussendet, welche durch tiefe Schluchten getrennt sind, aus denen ungestüme Bäche hervorbrechen. Die bedeutendsten Abstürze mit darunter sich ausbreitenden Geröllhalden liegen in dem vom Altvater gegen Westen steil abfallenden Feldgraben, aus dem ein Quellbach der Teß schäumend und tosend niederrauscht.

Von Engelsthal geht eine Landstraße anfangs neben der Teß durch Winkelsdorf, um dann, das Thal verlassend, in vielen und großen Schlangenwindungen den Hauptrücken des Gesenkes an jener Stelle zu überschreiten, wo sich derselbe zwischen dem Rothen Berg und dem Heiligberg bis auf 1011 Meter herabsenkt. Es ist dies die höchste Kunststraße Mährens, von der man beim Emporsteigen einen immer herrlicheren Ausblick in das nach Süden gerichtete Thal des Teßflusses genießt, während die Höhe, an welcher das sogenannte Rothenberg-Wirthshaus steht, wohl das höchste fortwährend bewohnte Haus Mährens, eine nicht minder prächtige Aussicht nach Schlesien gewährt. Von hier kann man bequem am Kamme des Gebirges fortschreitend die früher erwähnten Berggipfel erreichen.

Während in der Thalsohle überall üppige Wiesen grünen, sind die Abhänge des Gebirges bis etwa 1200 Meter mit Buchen-, Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt. Gegen die Waldgrenze zu werden die Bäume niedriger, ihr Wuchs wird knorriger und gedrungen und ihre Äste stehen dicht gedrängt und reichen bis auf den Boden. Oft sind die Wipfel bereits abgestorben, während der untere Theil des Stammes noch saftig ist. Stirbt der Baum mit der Zeit ganz ab, so löst sich allmälig die Rinde vom Stamme los und dieser steht dann als bleichendes Gerippe mit ausgestreckten dürren Armen da, bis er schließlich morsch geworden von einem der Stürme, die hier oben öfters furchtbar toben, niedergeworfen wird. Durch Anpflanzen der Legeföhre und Krummholzkiefer, welche früher dem Gesenke ganz fehlten, sucht man in neuerer Zeit die Waldgrenze höher hinauf zu rücken. Der fast überall über diese emporragende Hauptkamm des Gebirges zeigt geradeso wie am Spieglitzer Schneeberg weite mit Gras, Moos und Haidekraut, mit Heidel- und Preiselbeeren bewachsene Flächen, über welche sich die abgerundeten Kuppen mit geringer Steigung erheben. Doch tritt an vielen Orten auch das Gestein zu Tage,

manchmal in senkrecht aufsteigenden, isolirten Felsen, wie wir es am Fuhrmannsstein gesehen, oder in längeren scharfen Felskanten. An manchen Stellen des Rückens, besonders in einigen Einsenkungen desselben und öfters dort, wo vom Hauptrücken ein Seitenkamm abzweigt, befinden sich Moore und Sümpfe, die man in solcher Höhe nicht vermuthen sollte, deren Entstehung sich jedoch leicht aus der geringen Neigung des Bodens, welche ein rasches Abfließen des Wassers hindert, erklärt.

Von den vielen Thälern dieses Gebietes sind zwei besonders hervorzuheben, das March- und das Teßthal. So herrlich und abwechslungsreich auch das erstere ist, so gebührt doch unstreitig dem letzteren der Vorzug. Der oberste Theil desselben mit steilen dichtbewaldeten oder in jähen Felsen abstürzenden Abhängen hat bis Winkelsdorf eine nordwestliche und von da bis Engelsthal eine westliche Richtung. Nachdem sich hier der Fluß mit der von den „Drei Grenzen“ kommenden Rauschenden Teß vereinigt hat, wendet er sich in einem allmälig breiter werdenden Thal nach Südwesten. Über die Ortschaften Reutenhau und Kozianau mit ausgedehnten Eisenwerken und bedeutenden Bleichereien gelangt man zu dem am Westfuß des Ameisenhübels herrlich gelegenen Städtchen Wiesenberg mit einem schönen Park und Schloß und von hier in einer Stunde nach Ullersdorf, welches sich entlang des Lustbaches am Westrande der bereits ziemlich breiten Thalweitung der Teß hinzieht und durch seine heilkräftigen warmen Quellen ein stark besuchter Badeort geworden ist. Üppige Wiesen wechseln mit gut bestellten Feldern und Gartenanlagen ab und der etwas entfernter gelegene Wald wird durch einen gut gepflegten Park ersetzt. Von hier aus nimmt sich die hochgewölbte Kuppe des Ameisenhübels in ihrer charakteristisch abgerundeten Form prächtig aus. Den schönsten Anblick des Thales mit seinen langgestreckten Ortschaften und dem herrlich im Hintergrunde aufsteigenden Hauptrücken des Gesenkes gewährt die Höhe des Karlsberges (auch Hutberg genannt, 640 Meter), welcher sich unmittelbar bei dem am Südende von Ullersdorf befindlichen alten Schlosse als Ausläufer des rechtsseitigen Thalhanges erhebt.

Östlich von Ullersdorf und nur durch einen am linken Teßufer aufsteigenden Höhenzug davon getrennt, liegt das reizende Thal des Mertabachs mit den Ortschaften Wermsdorf in völlig windgeschützter Lage und dem durch seine großartigen Hochöfen und Eisenwerke bekannten Zöptau. An dieses schließt sich Petersdorf an, welches sich nach der Einmündung der Merta in die Teß am linken Ufer der letzteren weiter erstreckt, begleitet am rechten von dem langgedehnten Reitendorf. Die netten Häuser dieser Ortschaften inmitten der fruchtbaren Thalsohle üben einen angenehmen Eindruck aus.

Nahe am Ende des Teßthales liegt Mährisch-Schönberg, der Hauptort für die Leinenindustrie Mährens. Schon der Name deutet auf die reizende Umgebung der Stadt hin. Gegen Westen und Norden an die Ausläufer des Gebirges gelehnt, blickt sie

gegen Osten und Süden in eine fleißig bebaute Thalweitung, welche von der zur March eilenden Teß reich bewässert und nach diesen Richtungen von einem lieblichen Berglande begrenzt wird, das als eine Fortsetzung des hohen Gesenkes vom Backofenstein an zu betrachten ist. Eine Einsenkung, welche von Frankstadt bei Schönberg in südöstlicher Richtung gegen Deutsch-Liebau streicht und von einer Eisenbahn durchzogen ist, trennt den nördlichen mehr gebirgigen von dem südlichen mehr hügeligen Theil dieser Berglandschaft. Aus letzterem ragt als weithin sichtbarer Waldberg der Bradlstein (601 Meter) empor, von dessen Felsenspitze ein großer Theil Nordmährens dem Beschauer seine charakteristischen Formen zeigt. Das Gebirge, welches sich südöstlich vom hohen Gesenke bis zum Sattel bei Weißkirchen zwischen der Bečva und Oder erstreckt, führt den Namen „das niedere Gesenke“ und trägt im Allgemeinen jenen Charakter, welcher dem Berglande östlich der Zwittawa eigen ist, mit dem auch der geologische Bau übereinstimmt: breite plateauförmige Rücken von 400 bis 600 Meter Seehöhe mit vielen flachen Kuppen und nur selten entwickelter Kammbildung. Einförmigkeit ist somit die Haupteigenschaft dieses ziemlich rauhen Gebietes, das übrigens gleich dem hohen Gesenke von einer fleißigen und zugleich genügsamen Bevölkerung bewohnt wird, die sich ebenfalls stark mit der Leinenindustrie beschäftigt, deren Mittelpunkt hier Römerstadt ist. Vor Zeiten wurde wohl auch der Bergbau stark betrieben, woran noch der Name des Städtchens Bergstadt erinnert.

Doch hat auch dieses Gebiet trotz der geringen Abwechslung seiner Bodenformation und seiner Vegetationsverhältnisse einige Reize. So befindet sich drei Viertelstunden südlich von Bergstadt in dem schauerlich schönen, von Felsen und bewaldeten Bergen stark eingeengten Haugen-Thale ein bedeutender Wasserfall, der dadurch merkwürdig ist, daß das Wasser über eine 21 Meter hohe Felsenwand zuerst in einen trichterförmigen Vorsprung derselben stürzt, aus demselben in tausend Strahlen emporgeschleudert wird und dann erst in einem zweimaligen Absatz zur Tiefe braust. Eine zweite Merkwürdigkeit des Gebietes ist ferner der nordnordwestlich von Hof unfern der schlesischen Grenze gelegene kegelförmige 780 Meter hohe Raudenberg nicht so sehr wegen seiner entzückenden Fernsicht, als ganz besonders, weil er ein ehemaliger Vulkan ist. Vor Allem fällt es auf, daß die Abhänge bis fast zum Gipfel wohl bebaut sind; das lockere vulkanische Gestein verwitterte leicht und hat eine gute Ackererde von eigenthümlich röthlicher Färbung geliefert. An den Rändern der Felder liegen ganze Wälle von Lavablöcken und blasigen Schlacken, welche die Landleute dahin zusammengetragen haben. Gegen den Gipfel des Berges zu verschwinden die Felder, weil das festere basaltische Gestein, das überall aus dem Boden hervorragt, den Anbau verhindert; nur einzelne starkstämmige, niedere Lärchen und struppige Wachholderbüsche haben ihre Wurzeln in die Klüfte des Gesteins geschlagen. Den obersten Theil des Gipfels bildet ein kleines von Basalttrümmern bedecktes Plateau,



Das Gesenke, vom Bradlstein bei Deutsch Liebau aus gesehen.

auf dem sich eine Triangulirungspyramide und ein hohes Kreuz erheben. Neben dem letzteren zeigt sich eine kreisförmige Vertiefung, wahrscheinlich der frühere Krater, der nach dem Dorfe Raudenberg zu einen Durchbruch hatte.

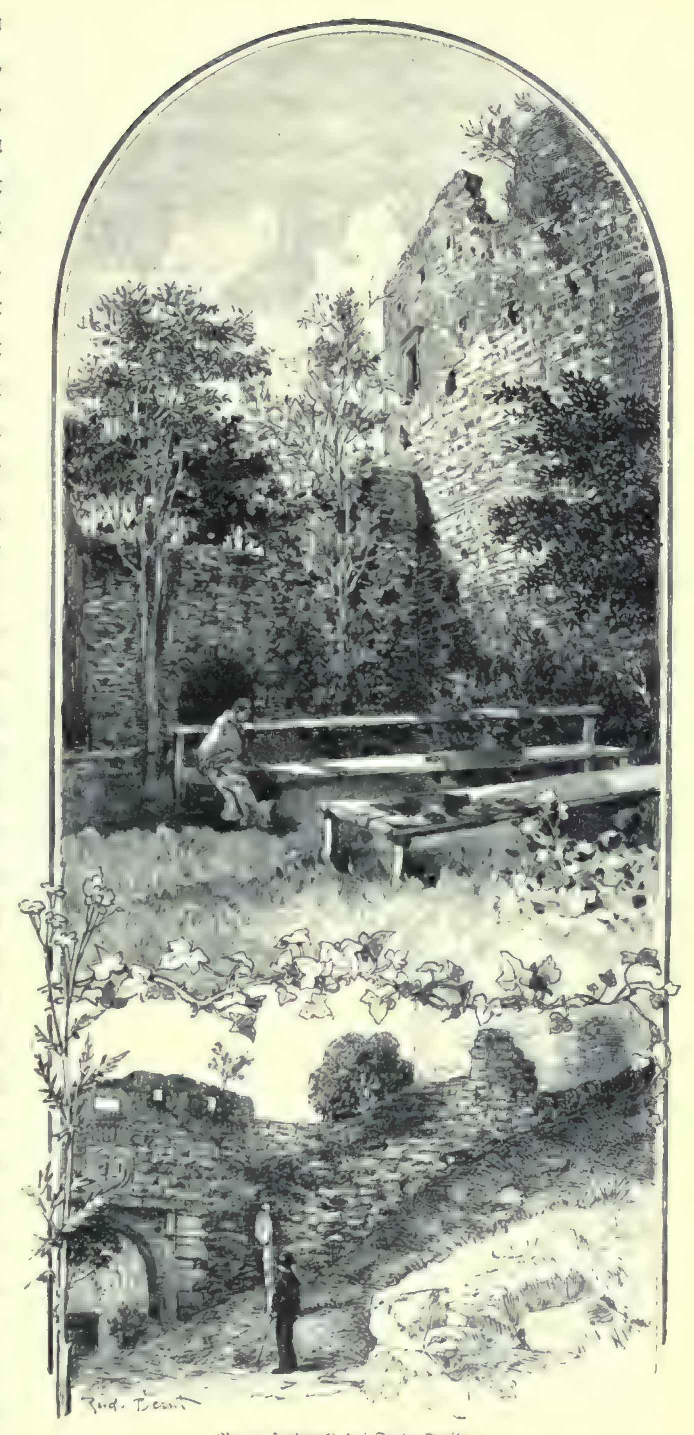
Der südöstliche Theil des kleinen Gesenkes, welcher von der daselbst entspringenden Oder auch das Odergebirge genannt wird, fällt in einem lieblichen Hügellande rasch gegen die Bečva ab. Nördlich von Weißkirchen wird dasselbe durch eine nur 292 Meter hohe Bodenanschwellung mit den Karpathen verbunden. Es ist dies zugleich der niedrigste Übergangspunkt der europäischen Hauptwasserscheide, welche hier das Stromgebiet der Donau von dem der Oder trennt.

Der nördlich davon an der noch jugendfrischen Oder und den letzten Ausläufern des Gesenkes und der Karpathen gelegene Theil Mährens führt den Namen Kuhländchen, eine anmuthige Gegend mit weiten und üppigen Wiesenflächen, herrlichen Auen, fruchtbaren Feldern, zahlreichen wohlgepflegten Obstgärten, welche sich an den sanften Abhängen der Hügel hinziehen und hier und da ganze Wäldchen bilden, freundlichen und wohlhabenden Dörfern, deren schmucke, fast durchgehends mit Ziegeln gedeckte Häuser sich in langen Linien an den Ufern der Bäche hinziehen, und mit einer hochentwickelten Rindviehzucht. An diesen landwirthschaftlichen Reichthum schließt sich unmittelbar ein unterirdischer Bergsegen von gewaltiger Ausdehnung an, das reiche Steinkohlengebiet von Mährisch-Ostrau, die Grundlage jener großartigen Etablissements, welche insbesondere das südlich davon gelegene Vitkovitz zu einem Industriegebiet ersten Ranges machen. Die düsteren Grubenhäuser, die gewaltigen Hochöfen, aus denen mitunter thurmhohe Feuergarben zum Himmel emporlodern, die Coaksöfen mit ihren kleinen Flammen, die ausgedehnten Maschinenwerkstätten mit den unzähligen Riesenschloten, dem Lärm der Dampfhämmer und dem Brausen der Räder, alles das macht in Verbindung mit der von Dampf und Rauch erfüllten Luft einen geradezu betäubenden Eindruck.

Allein auch im Süden des Kuhländchens, wo der mächtige Kegel des Alttitscheiner Burgberges mit seinen alten geborstenen Mauertrümmern sich erhebt, blüht eine reiche Industrie. Der Mittelpunkt derselben ist die anmuthig gelegene Stadt Neutitschein, deren zahlreiche Fabriksschlote die hier herrschende gewerbliche Thätigkeit andeuten. Auch die bereits erwähnte Eigenthümlichkeit der langgedehnten und sich aneinander schließenden Ortschaften finden wir hier im größten Maßstabe ausgebildet. Am Titschbach liegen die Ortschaften Murk, Seitendorf, Söhle, die Stadt Neutitschein, dann Schönau und Kunewald in einer 16 Kilometer langen Linie hintereinander; das Ende des einen Ortes ist zugleich der Beginn des anderen.

Etwa 6 Kilometer östlich von Neutitschein liegt das kleine Städtchen Stramberg an dem Abhang eines Kalkhügels, dessen Gipfel von einem gewaltigen Rundthurm,

vom Volk einfach Trouba (das ist Röhre) genannt, dem Reste einer alten Burg, gekrönt wird. Er ist an 40 Meter hoch und besitzt ungewöhnlich starke etwa 3 Meter dicke Mauern, welche bei ihrer Festigkeit noch manchem Jahrhundert trotzen dürften. Südlich von dieser Ruine durch einen Sattel getrennt steigt der sagen- und höhlenreiche Berg Kotouč bis 539 Meter (230 Meter über die Thalsohle) empor. Derselbe besteht aus dem reinsten Jurakalk und fällt gegen Süden und Südosten in furchtbar steilen, über 130 Meter hohen Wänden ab. An der Nordseite führt ein guter Weg durch Wald und Wiesen auf seinen langgestreckten Scheitel, auf dessen höchstem Punkte in der Nähe des steilen Absturzes ein Kreuz errichtet ist. An manchen Stellen des Berges zeigen sich Reste ehemaliger Befestigungen, welche die Sage auf die Kämpfe zwischen den Christen und Mongolen im XIII. Jahrhundert zurückführt. Noch heute werden in der dortigen Gegend am



Ruine Hochwald bei Stadt Freiberg.

Christi Himmelfahrtstage Pfefferkuchen in Gestalt von Ohren verkauft, zur Erinnerung an die Gewohnheit der wilden mongolischen Horden, den gefangenen Feinden die Ohren abzuschneiden. Wichtiger jedoch sind die Höhlen, welche sich an den Abhängen dieses Berges befinden (die Šipka-Höhle und das Teufelsloch), wegen der vielen daselbst gemachten prähistorischen Funde. Das vorzügliche Kalkmaterial des Kotouč hat die Errichtung von großen Kalköfen und anderer damit in Verbindung stehender Werke hervorgerufen, und es wurde, um dieses Kalkgebiet in großem Maßstabe auszunützen, eigens von hier eine Bahn über Freiberg nach Stauding zum Anschluß an die Hauptlinie der Kaiser Ferdinands-Nordbahn gebaut.

Noch eine dritte Burg, und zwar die größte Mährens, liegt in diesem Theile der karpathischen Vorberge des Odergebietes, die jetzt dem Fürsterzbischof von Olmütz gehörige ehemalige Veste Hochwald, die Akropolis, so könnte man sagen, des Städtchens Freiberg, dessen Bürger sich in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges wiederholt mit ihren Angehörigen dahin zurückzogen und, ihre Stadt den Feinden preisgebend, alle Angriffe auf die Burg mit solcher Umsicht und Tapferkeit abschlugen, daß mit Einbeziehung ähnlicher Verhältnisse das Sprichwort entstand: „Brieg, Freiberg und Brünn machen die Schweden dünn.“ Die Ruinen der Burg breiten sich auf einem nach allen Seiten ziemlich steil abfallenden bewaldeten Berge eine Stunde östlich von Freiberg aus. Derselbe bildet, in weitem Umkreise eingehegt, einen wohlgepflegten Thiergarten, in dem wahre Riesen von Buchen, Eichen und Linden stehen, unter deren Schatten niedliche Damhirsche grasen. Die Burg besteht aus zwei Haupttheilen, der Vorburg und dem Hauptschlosse, welche durch einen tiefen Wallgraben geschieden sind. In der Vorburg befindet sich ein Turnierhof, welcher die Höfe aller übrigen Burgen Mährens an Größe übertrifft und zugleich eine noch jetzt ziemlich gut erhaltene Kapelle enthält. Eine zweite lag im Hauptschlosse, das aus mehreren Abtheilungen bestand, von denen der Herrensitz, welcher zwei Stockwerke umfaßte, nach den vorhandenen Mauerresten ein großartiges Bauwerk gewesen sein muß. Bemerkenswerth ist noch der Schloßbrunnen, welcher 178 Meter tief war, heute aber zum Theil verschüttet ist. Noch im vorigen Jahrhundert blickte die Veste in stolzer unversehrter Schönheit von ihrer Höhe herab, bis sie 1762 durch einen verheerenden Brand in Trümmer fiel, aus denen sie nicht wieder erstand. Die Aussicht von der Höhe der Burg ist ungewöhnlich lohnend. Im Süden und Osten reiht sich Berg an Berg, über die Berge der nächsten Umgebung ragen die entfernteren Häupter der Karpathen bedeutend empor, die höchsten davon, wie der Radhošt, die Kněhyňa und die bereits in Schlesien liegende Lysá Hora, mit kahlem Scheitel, während gegen Westen das Kuhländchen mit seinen Städten und Dörfern, seinen reichbebauten Hügeln und den welligen Linien des Odergebirges vor dem Beschauer liegt und nach Norden der Blick weit in die schlesische Ebene schweifen kann.

Von den Gewässern, welche aus diesem Theile der Karpathen zur Oder eilen, sind **Ostravica** und **Lubina** die bedeutendsten, beide tolle Kinder des Berglandes, welche im Frühjahr, wenn der oft klafterhohe Schnee der Hochthäler schmilzt, aber auch im Sommer nach längeren heftigen Regengüssen gewaltig anschwellen und weit und breit Zerstörung hintragen. An der Ostravica liegt, südlich von Mährisch-Ostrau, das durch seine Baumwollindustrie bekannte **Mistek** und ihm gegenüber auf schlesischem Boden das Städtchen Friedeck. Weiter aufwärts wird das Flußthal enger, und die gewaltigen Bergeshäupter der Lysá Hora (1325 Meter) und des Smrk (1282 Meter) schauen finster in die Tiefe hinunter, in welcher **Friedland** und Čeladna (letzteres an einem Nebenfluß der Ostravica) mit bedeutenden Eisenwerken in herrlicher Bergumrahmung liegen. Die Lubina



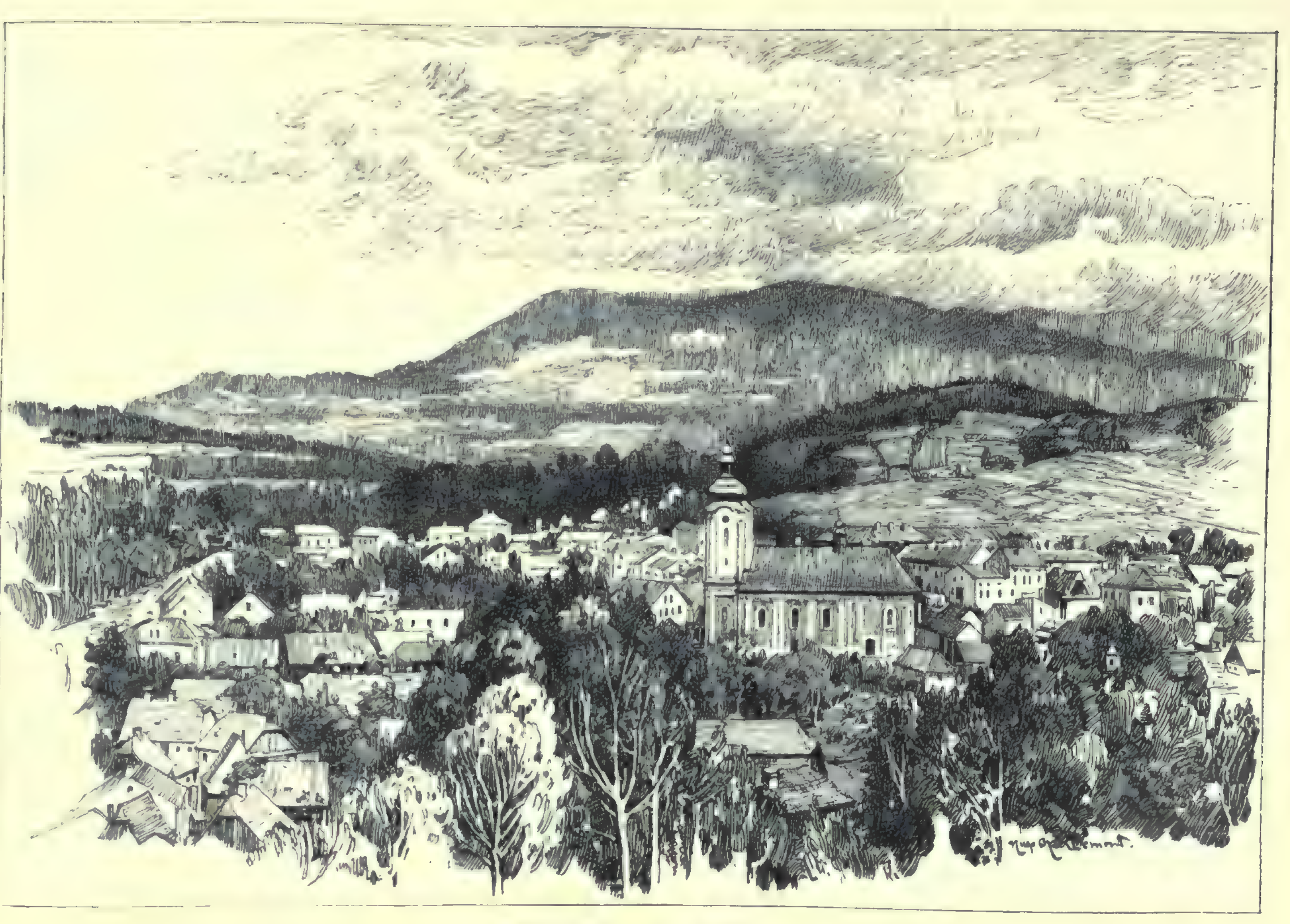
Die Karpathen von der Höhe westlich von Freiberg, gegen den Kotouč und Stramberg.

durchströmt westlich davon ein Thal, welches sich bei **Frankstadt** kesselartig erweitert und besonders gegen Osten und Süden von bedeutenden Bergen begrenzt wird. Dort ragt die Felsenspitze Skalka (965 Meter), das Südende des Bergrückens Ondřejnik empor, und südlich davon, durch eine tiefe Einsenkung getrennt, die Veliká Stolava mit 1053 Meter. An diese schließt sich ein breiter Gebirgskamm an, welcher in der **Kněhyňa** eine Höhe von 1257 Meter erreicht, hier gegen Westen umbiegt und über die Teufelsmühle (1207 Meter) und die Tanečnica (1081 Meter) zum sagenberühmten **Radhošt** (1130 Meter), welcher eine herrliche Fernsicht bis zu den Giganten der Hohen Tatra bietet, streicht. Westlich davon senkt sich der Gebirgsrücken bis auf 548 Meter herab, um dann sofort wieder auf mehr als 800 Meter aufzusteigen und in allmäligem Abfall und vielen Verzweigungen bis zur oben genannten Senke von Weißkirchen sich zu erstrecken. Über diesen Rücken läuft

von hier bis zur „Teufelsmühle“ südlich von der Kněhyňa ein weiterer Theil der Hauptwasserscheide Europas und geht von da in südöstlicher Richtung über die Vysoká (1024 Meter) zum Beskydek (953 Meter), um sodann in nordöstlicher Richtung an der Grenze von Mähren und Ungarn zu verbleiben.

Die Dörfer, welche an den Abhängen dieses Gebirges liegen, sind zum Unterschied von denen in den Thälern zumeist ganz aus Holz erbaut und weit von einander entfernt. Häusergruppen sind sehr selten und meist nur in der Nähe der Kirchen zu finden. Im Sommer leben die Bewohner dieser Gegend, Walachen genannt, hoch im Gebirge in den Paseken, einer Art Sennhütten; um diese herum befinden sich die aus Ruthen und Reisig geflochtenen Hürden für die Schafe, welche bei günstiger Witterung auf die oft weit entlegenen Salaschen (Bergweiden) getrieben werden. Letztere sind besonders an den Südabhängen des Radhošt mit den würzigsten Kräutern bewachsen, und davon erhält die Milch der Schafe einen lieblichen Geschmack und die daraus bereitete Molke eine besondere Heilkraft, welche noch vermehrt wird durch den Harzgeruch der endlosen Kiefer- und Tannenwälder, welche die Berge ringsum bedecken. Daher kommt es auch, daß jährlich Tausende von Kranken das im unteren Bečvathal südwestlich vom Radhošt gelegene Rožnau aufsuchen, hier die Heilung ihrer kranken Lungen erwartend. Aber auch auf jeden Gesunden übt die üppige Vegetation des gegen rauhe Winde geschützten Thales mit den bewaldeten Hügeln, den himmelan strebenden Gebirgskolossen und den krystallklaren, von Forellen belebten Bächen, welche, aus den verschiedenen Seitenthälern hervorbrechend, sich mit der das Hauptthal in reißendem Laufe durcheilenden „Unteren Bečva“ vereinigen, einen bestrickenden Reiz aus.

Die zahlreichen Quellen dieses Flusses liegen gegen fünf Stunden östlich von Rožnau auf der Kladnata bis zur Vysoká, einem Theile jenes Höhenzuges, welcher von der Kněhyňa zum Beskydek streicht. Von letzterem Berge und mehreren weiter südlich davon an der ungarischen Grenze gelegenen Höhen stürzen ebenfalls viele muntere Quellen zur Tiefe, welche vereinigt den Namen „Obere oder Vsetiner Bečva“ führen. In einem von schönen Waldbergen und freundlichen Geländen begrenzten Thale eilt sie, fortwährend von Seitenbächen verstärkt, anfangs in südwestlicher und dann ziemlich rasch nach Norden umbiegender Richtung dahin, bis sie sich westlich von dem Städtchen Walachisch-Meseritsch mit der Rožnauer Bečva vereinigt. Nun werden die Berge niedriger, das Thal jedoch breiter und freundlicher, und der Fluß durchrauscht die Wiesengründe desselben in vielen Windungen und oft mehrere Arme bildend. Vor Weißkirchen treten die Berge noch einmal ganz nahe an den Fluß heran, wodurch das Thal die Gestalt eines Engpasses annimmt. Hier liegt am linken Ufer das Bad Teplitz mit lauen, erdigen Stahlquellen von großem Kohlensäuregehalt und gegenüber auf einer kalkigen Höhe der anderen



Der Curort Rožnau mit dem Radhošt.

Flußseite das sogenannte Gevatterloch, ein Erdfall (propast) von etwa 70 Meter Tiefe. Am Grunde desselben erblickt man einen Wassertümpel, dessen Spiegel mit dem der Bečva steigt und fällt.

Bei dem schön gelegenen Weißkirchen, wo das sudetische und karpathische Gebirge in einander übergehen, nimmt die Bečva eine südwestliche Richtung an und fließt in einem sich immer mehr öffnenden Thale voll herrlichen Wiesenflächen und prachtvollen Gärten an Leipnik und Prerau vorüber, um sich bei Kremsier mit der March zu vereinigen. Vom linken Ufer steigen die Berge anfangs noch ziemlich unvermittelt empor, an manchen Stellen mit bedeutenden Abstürzen, so gegenüber von Leipnik, woselbst von einer schroffen, bewaldeten Höhe die Ruinen der großen alten Burg Helfenstein trotzig herniederschauen. Leipnik selbst gewährt einen schönen Anblick, da die alten Ringmauern mit Thürmen und Zinnen noch zum Theil erhalten sind, über welche die Pfarrkirche mit einem isolirten hohen Glockenthurm emporragt.

Gegen Prerau zu tritt das Hügelland immer mehr zurück, und es geht das Bečvathal in die große Ebene der March über, welche sich längs dieses Flusses von den Abhängen des mährisch-schlesischen Gesenkes und der daran sich reihenden Karpathen bis zu den Ausläufern des böhmisch-mährischen Höhenzuges erstreckt, — das fruchtbarste Gebiet Mährens mit dem trefflichsten Boden für Weizen, Gerste und Zuckerrüben. Daher finden wir hier nicht nur schöne und große Dörfer, deren nette Häuser die Wohlhabenheit ihrer Bewohner anzeigen, sondern auch zahlreiche Malz- und Zuckerfabriken, besonders im südlichen Theile des Gebietes, welches von einem rechtsseitig mündenden Zufluß der March „die Hanna" heißt.

Wenn gegen Ende des Frühlings die Saaten bereits hoch emporgeschossen sind und ein leichter Wind das Halmenmeer in wellenförmige Bewegung setzt, wenn aus dem Grün der üppigen Getreidefelder lange Streifen roth und weiß blühender Mohnpflanzungen hervorleuchten, ein leichter Duft aus den Wiesen und Auen aufsteigt, welche von den Flüssen in vielen Armen und zahlreichen Windungen durchfluthet werden, wenn aus den Büschen und Wäldern das Flöten der Amsel und der Schlag der Nachtigall an unser Ohr tönt, wenn die starken Rinder und kräftigen Pferde auf ihren Weideplätzen grasen, während gewaltige Schaaren weißschimmernder Gänse die Wasserflächen beleben, dann gewährt wohl auch dieses Gefilde mit seinen zahlreichen Dörfern, Märkten, bethürmten Städten und der fernen Bergumrahmung ein schönes und herrliches Bild.

In dem nördlichen Theile dieser Fruchtebene liegt am rechten Ufer der March auf zwei felsigen Hügeln die zweite Landeshauptstadt Mährens, Olmütz, ehemals eine sehr bedeutende Festung mit gewaltigen Mauer- und Erdwällen, breiten und tiefen Wallgräben und großen Außenforts auf den flachen Hügeln der Umgebung. Wenn aber auch die Stadt

Helfenstein bei Leipnik.

aufgehört hat, eine Festung zu sein, so sind denn doch noch die meisten der früheren Umfassungsmauern vorhanden, welche mit den darüber aufragenden Gebäuden, der restaurirten Domkirche mit ihrem massigen Thurme, der Residenz des Fürsterzbischofs, den Palästen der Domherren, den großartigen Kirchen und Klöstern mit ihren Thürmen und Kreuzen einen prächtigen Anblick gewähren. Der Mangel eines nahen Waldes wird durch die sorgfältig gepflegten Anlagen eines weitläufigen Stadtparkes mit großen Baumgruppen, langen schattigen Alleen, Blumenbeeten, Wiesenflächen und einem ziemlich großen Teiche ersetzt.

Gegen Nordosten steht eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf einem ganz isolirten niedrigen Hügel des linken Marchufers das im Viereck erbaute großartige Gebäude des Prämonstratenser Stiftes „Kloster Hradisch" mit einer herrlichen Hauptfront und je einem Thürmchen an jeder Ecke. Gegenwärtig wird es als Militärspital verwendet. Sechs Kilometer nordöstlich davon erhebt sich der an seiner Westabdachung kahle „Heilige Berg", zu den südlichen Sudetenausläufern gehörig, welcher auf seinem Gipfel eine berühmte und jährlich von vielen Tausenden von Wallfahrern besuchte Marienkirche trägt. Von der Kuppe dieses Berges (382 Meter) genießt man eine entzückende Aussicht über das gesegnete Marchthal.

Fünfzehn Kilometer nördlich von Olmütz lehnt sich an die letzten Hügel, mit denen hier das Gesenke gegen die Ebene abbricht, die freundliche, durch ihre Baumwoll- und Leinenindustrie wichtige Stadt Sternberg mit einer großen Landesirrenanstalt und einer altersgrauen Burg, welche Jaroslav von Sternberg an der Stelle, wo er der Sage nach 1241 den Mongolen eine entscheidende Niederlage beigebracht hat, erbaut haben soll. An der Westgrenze der Hanna liegt das durch seine großartigen Getreidemärkte wichtige Proßnitz, zugleich nicht weit von dem westlichen Berglande und daher der Vermittler zwischen diesem und der Ebene. Von den Städten aus dem südlichen Theile derselben ragt vor allen Kremsier am rechten Ufer der March hervor, berühmt durch eine prächtige Sommerresidenz des Fürsterzbischofs von Olmütz und einen schönen und abwechslungsreichen Schloßpark, welcher von einem Arme der March durchströmt wird.

Wir können von diesem Gebiete nicht scheiden, ohne noch eines Punktes zu gedenken, der sich von der Ebene im Osten charakteristisch abhebt, nämlich des Hosteinberges bei Bystřitz. Derselbe ragt als der mächtigste unter den Vorbergen, welche die Karpathen hier gegen die Ebene aussenden, bis 736 Meter empor und ist durch den in der Königinhofer Handschrift verherrlichten sagenhaften Kampf berühmt geworden, welchen eine auf Gott und die heilige Maria vertrauende Christenschaar daselbst siegreich gegen die Mongolen bestand. Vom Gipfel dieses Berges, welcher mit einer Wallfahrtskirche geschmückt ist, kann man nahezu ein Drittel des Landes überschauen, da der Blick von den



Olmütz.

Häuptern der Sudeten und über die ganze Hanna bis an die Karpathenkette an der ungarischen Grenze und vom Alttitscheiner Bergkegel bis weit in das südliche Mähren und über die Höhen des südwestlich von Kremsier gelegenen Marsgebirges schweifen kann.

Sowie sich das Marchthal südlich von Kremsier allmälig verengt, so verbreitert es sich wieder unterhalb Napajedl zu einer Ebene, welche von da bis Lundenburg an der Thaya häufig einem englischen Parke gleicht. Die March fließt durch dieses Gebiet ziemlich trägen Laufes und in unzähligen Krümmungen, oft sich theilend und buschige Inseln bildend, an üppigen Wiesen, wogenden Getreidefeldern und schönen Auen vorüber, während die vielen Ortschaften an den Rand der Flußebene gegen die dahin abfallenden Hügel gerückt sind, um den jährlich vorkommenden Überschwemmungen nicht allzusehr ausgesetzt zu sein. Doch liegen sie hier und da auch knapp am Flusse, wie das von Ottokar II. begründete Ungarisch-Hradisch, das sehr oft von den schlammigen Fluthen der March umschlossen wird, welche ihre flachen Ufer manchmal stundenweit überschreitet. Gegenüber von dieser Stadt am rechten Ufer des Flusses, dort, wo sich jetzt das Dorf Altstadt befindet, soll einst die Hauptstadt des großmährischen Reiches, das berühmte Velehrad oder Dovina (Děvin) gestanden haben, der Sitz des Landesfürsten und die Wiege des Christenthums für die slavischen Völker. Sie wurde jedoch 908 von den anstürmenden Magyaren so gründlich zerstört, daß sich keine Spur ihrer ehemaligen Herrlichkeit erhielt.

Weiter abwärts sind die sanften Abhänge des Marsgebirges am rechten und der Karpathen am linken Ufer nicht nur mit Feldern und großen Obstgärten bedeckt, sondern es beginnt auch der Weinbau mehr hervorzutreten, so bei Poleschovitz und ganz besonders bei Bisenz, wo überdies ein starker Gemüsebau herrscht und sehr viele Gurken gepflanzt werden, welche in dem dortigen mehr sandigen Boden vorzüglich gedeihen. Bemerkenswerth ist hier ferner eine im Schloßpark stehende riesige Linde, welche über 600 Jahre alt sein soll. Manche Theile des ebenen Gebietes gegen Rohatec zu besitzen einen sehr schlechten sandigen Boden, und da treten an die Stelle der Rübenpflanzungen und grasreichen Wiesen magere Kartoffelfelder und monotone Kieferwaldungen.

Der südliche Theil der in Mähren gelegenen Karpathen ist ein weitverzweigtes Berg- und Hügelland, welches sich an den Hauptrücken an der ungarischen Grenze anschließt und eine mannigfaltige Abwechslung von bald steil aufsteigenden, bald abgerundeten Hügeln, längeren Bergrücken und öfters ziemlich bedeutenden Hochebenen zeigt, welche üppige Weideplätze für die Herden bilden. An der Landesgrenze steigen die Höhen bis gegen 1000 Meter empor (Velká Javořina 968 Meter, Große Lopenik 942 Meter, Makyta 923 Meter), wodurch das Klima daselbst um so rauher und unfreundlicher wird, als das Gebirge dem Zutritt der wärmeren Südwinde hemmend entgegensteht, während die kalten Nordostwinde ungehindert in der Hauptrichtung des Gebirges streichen können.

In den höheren Lagen herrscht der Nadelwald, in den tieferen der Laubwald vor, welcher hier und da in niedriges Gestrüpp übergeht. Die in den Thälern und an den Abhängen der Berge gelegenen Dörfer sehen gegenüber den wohlgepflegten Ortschaften des Flachlandes in der Regel wenig einladend aus und verrathen schon durch ihr Äußeres die Armuth ihrer Bewohner.

Aus der Marchebene führen einige Thäler tief in das Innere dieses Gebirgslandes hinein, so das der Dřevnica über Zlin und Visovitz und das der Olsava über Ungarisch-Brod. Diese Stadt hat noch ein ganz alterthümliches Aussehen, da sie allseits von festen Mauern, deren Schießscharten Kreuzesform besitzen, umgeben ist, was in Verbindung mit ihrer Lage auf einem ziemlich isolirten Hügel einen malerischen Eindruck



Die Polauer Berge mit der Rosenburg und der Maidenburg.

hervorruft. Der eine halbe Stunde südlich davon gelegene Marktflecken Nivnitz ist die Geburtsstätte des großen Pädagogen und fruchtbaren Schriftstellers Joh. Amos Comenius. Von Ungarisch-Brod führt ein anmuthiges gut bebautes Seitenthal, welches später von waldigen Hängen begrenzt ist, nach dem Salzbad Luhačovitz, einem Dorfe mit einem von schönen Parkanlagen umgebenen Schlosse und einer sehr bedeutenden Curanstalt. Diese liegt eine Viertelstunde nördlich vom Dorfe zwischen mit Laubwaldungen bedeckten Bergen, ist mit schönen Villen, Gartenanlagen und schattigen Alleen versehen und besitzt wegen ihrer heilkräftigen Quellen einen wohlverdienten und weitverbreiteten Ruf.

Im Marsgebirge westlich von Ungarisch Hradisch erinnern uns mehrere Kegelberge an die Eigenthümlichkeit der Karpathen. Besonders zwei sind es, welche in der Nähe der Dorfes Buchlovitz wegen ihrer kühnen Form und großen Ähnlichkeit unsere

Aufmerksamkeit fesseln, der Buchlauer Schloßberg (520 Meter) mit einer stolz aufstrebenden Burg und der Modlaberg (510 Meter) mit einer der heiligen Barbara geweihten Kapelle. Sie liegen dicht nebeneinander, nur durch eine flache Thalmulde getrennt. Die Burg Buchlau ist terrassenförmig angelegt und größtentheils in bewohnbarem Zustande. Durch ein aus gewaltigen Mauern bestehendes Vorwerk gelangt man über eine feste Holzbrücke zur Hauptburg, aus deren Hofe eine Steintreppe auf eine große Terrasse führt. Daselbst befindet sich ein schwerer, von einer Linde mit wagrecht sich ausbreitenden Ästen überschatteter steinerner Tisch, auf welchem die zum Tode Verurtheilten ihre letzte Mahlzeit genossen. Der Sage nach soll ein dem Henker Verfallener diese Linde mit den Wurzeln nach aufwärts gepflanzt haben, um durch das Zweigetreiben derselben seine Unschuld zu erweisen. Ein gewaltiger Thurm mit der Aufschrift „Fortissima turris nomen Domini 1546“ führt in die gut erhaltene Herrenburg, welche aus einem dreistöckigen Hauptbau und zwei zweistöckigen Flügeln besteht.

Etwas mehr als eine Stunde nordöstlich von Buchlovitz liegt das Dorf Velehrad mit einer großen doppelthürmigen und prächtig ausgeschmückten Wallfahrtskirche, an die sich das Gebäude der ehemaligen im Jahre 1202 gegründeten Cistercienser-Abtei anschließt. Dicht an der Straße steht im Friedhof ein hübsches gothisches Kirchlein; dort soll einst das erste christliche Gotteshaus Mährens gestanden haben, in welchem Cyrillus und Methodius predigten und angeblich auch der Böhmenherzog Bořivoj getauft wurde. Ein mit Obstbäumen bepflanzter viereckiger Platz, welcher ringsum von einem Erdwall und Graben umgeben ist und vom Volke Hrádek genannt wird, soll der Rest jener großen Burg Svatopluks sein, deren Name sich in jenem Dorfe erhalten hat, während die gleichnamige große Stadt an der March vollkommen verschwunden ist.

Das Gebiet, welches sich von hier gegen Norden und Nordwesten erstreckt, ist von mehreren mit Buchen- und Eichenwäldern, seltener mit Nadelholz bedeckten Höhenzügen erfüllt, aus denen der Brdoberg bis 587 Meter ansteigt. An dieses Waldgebiet reiht sich gegen Westen und Norden ein niedriges Hügelland mit vielen flachen Kuppen, geringer Waldcultur, dagegen blühendem Ackerbau. Der geringere Wasserreichthum dieses Gebietes kennzeichnet sich in den Windmühlen, welche auf den Gipfeln vieler Hügel stehen. Einige ganz niedrige Erhebungen umschließen bei Tscheitsch ein Becken, welches früher von einem Teiche ausgefüllt war, dem sogenannten Tscheitscher-See, jetzt aber trocken gelegt ist. Dasselbe ist interessant als Fundort einiger besonderer Pflanzen; auch finden sich in dieser Gegend viele freilich minderwerthige Braunkohlen. Durch einen schmalen und niedrigen Sattel bei Lultč, zwischen Wischau und Neu-Raußnitz, in dessen Nähe ein Denkmal die Stätte kennzeichnet, wo Kaiser Josef II. mit eigener Hand den Pflug führte, hängt das Marsgebirge mit dem böhmisch-mährischen Plateau zusammen.

Durch die fruchtbaren Niederungen des Raußnitzbaches, welcher sich unterhalb Austerlitz mit der Litava vereinigt, gelangen wir in das Thal der Česava, welches in die weite Thalebene der Schwarzawa südlich von Brünn hinausführt. Hier liegt inmitten von trefflich geleiteten Musterwirthschaften das alte Benediktinerkloster Raigern mit einer schönen doppelthürmigen Kirche. Eine fruchtbare, von Rebhügeln begrenzte Ebene zieht sich die Schwarzawa entlang nach Süden, woselbst sie sich mit der Iglawa vereinigt und in das herrliche Flachland an der Thaya übergeht, das mit saftigen Wiesen und



Stadt Nikolsburg.

bedeutenden Auwäldern bedeckt ist, während sich an die Hügel rechts und links prächtige Weingärten und reiche Obstpflanzungen hinaufziehen.

Die Einförmigkeit, welche dem ebenen Lande sonst eigen ist, wird hier durch ein Gebirge unterbrochen, welches südöstlich von jenem Vereinigungslauf der Flüsse unvermittelt aus der Ebene emporsteigt und auf dessen pittoresken Contouren der Blick schon von weitem haften bleibt. Es sind die stolzen Polauer Berge, welche, derselben Formation wie die Kalkberge bei Stramberg angehörig, nur im Süden durch einen niedrigen Sattel mit den Falkensteiner Bergen Niederösterreichs zusammenhängen, nach allen übrigen Richtungen dagegen isolirt aus der Ebene aufsteigen, wodurch sie eben einen mächtigen Eindruck erzeugen. Der östliche Theil dieses Gebirges besteht aus einer Reihe zusammenhängender mit Wald bedeckter Kuppen, von denen selbst die höchsten nur

wenig mehr als 300 Meter erreichen, der westliche Theil dagegen aus zerklüfteten wilden Felsmassen und einem ziemlich breiten kahlen Rücken, dessen Abhänge nur mit großer Mühe bewaldet werden konnten. Freilich besteht der Wald oft nur aus bloßem Gebüsch, da hohe Stämme auf dem felsigen Grunde kein Fortkommen finden. Den höchsten Punkt erreicht dieser Gebirgskamm im Maidenberg (550 Meter), welcher in einer malerischen Felswand nordwärts zur Thaya abfällt und eine Aussicht gewährt, welche mit der vom Hosteinberge an Schönheit wetteifert. Am nordöstlichen Ende dieser Wand liegen auf einer 428 Meter hohen Felsterrasse die Ruinen der Maidenburg, welche aus der Ferne weit imposanter aussieht, als sie in Wirklichkeit ist. Nördlich von derselben und etwa 100 Meter tiefer ragen drei dunkle scharfkantige Felszinnen hoch über den Wald empor; es sind dies die sagenberühmten Maidensteine.

Ein reizendes Bergthal mit steilen Felsenwänden, die sogenannte Klause, trennt den Maidenberg von dem südwestlich davon gelegenen Kesselberg, an den sich weiter südlich der Tafelberg reiht. Dieser trägt auf einem kahlen, schroffen und durch eine tiefe Kluft in zwei Theile gespaltenen Felsen die Überreste der Burg Waisenstein (oft auch Rosenstein genannt). Von hier gelangt man über den Turoldberg, wo sich einige schwer zugängliche Höhlen befinden, zu dem sich an den Fuß der Polauer Berge schmiegenden Nikolsburg mit einem umfangreichen Schlosse in durchaus bewohnbarem Zustand, das, auf einem mäßigen Kalkhügel erbaut, hoch über die niedrigen Häuser der Stadt emporragt. An den Abhängen dieses von der Sonne durchglühten Kalkgebirges gedeihen die Weinreben und einige Obstgattungen, insbesondere Pfirsiche, zu besonderer Güte, ja manche daselbst gewonnene Rothweine, wie z. B. die von Polau, können mit berühmten französischen Sorten Burgunds rivalisiren.

Die natürliche Verbindung, in welcher Mähren und Niederösterreich durch das Thal der Thaya und March stehen, wurde in der Nähe jenes Marksteines der Polauer Berge durch die Kunst ungewöhnlich verschönert. Zu Anfang dieses Jahrhundertes floß hier die Thaya von Eisgrub bis Lundenburg träge zwischen niedrigen mit Weidengebüsch bewachsenen Ufern dahin. Nach größeren Regengüssen traten die schlammigen Fluthen aus, überschwemmten meilenbreit das ebene Land und bildeten an tieferen Stellen bleibende Sümpfe, aus denen das schwankende Schilfrohr traurig emporsah. Nur einzelne Auen und Laubwälder unterbrachen die Einförmigkeit der Gegend. Da begann im Jahre 1805 Fürst Johann von Liechtenstein die Thaya mit ihren Pfützen und Sümpfen zu reguliren. Hunderte von Menschen waren durch viele Jahre beschäftigt, das ganze Flußgebiet umzugestalten und ein großes Netz von miteinander verbundenen Teichen und Bächen anzulegen. In sechs Jahren wurde unter anderem ein Wasserbecken hergestellt, das eine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit ist und von einem Arm der Thaya gespeist wird, während man das gewonnene Erdreich zu Anschüttungen und Anfüllungen von tieferen Stellen verwendete.

Überdies wurden aus allen Gegenden der Erde die verschiedenartigsten Bäume und Gesträucher, welche in diesem Klima gedeihen konnten, herbeigeschafft und angepflanzt, und auf diese Weise entstand im Laufe der Jahre ein Park, der seinesgleichen kaum irgendwo wiederfindet. Üppige Wiesen wechseln mit dunklen Waldpartien, sonnige Wege mit schattigen Laubgängen und wundervollen Aussichtspunkten. Hunderte von Brücken führen in allen Formen über die durch den Park rauschenden Bäche und auf eine Menge von Inseln. Da verliert sich ein Bach in dunkle Grotten, dort stürzt er rauschend über Felsklippen und eilt einem großen Teiche zu, dessen spiegelnde Oberfläche von allerlei Wasservögeln belebt wird. Der östliche Theil dieses Parkes enthält geradezu imposante Baumgruppen von vielhundertjährigen knorrigen Eichen



Aus dem Park zu Eisgrub: der babylonische Thurm.

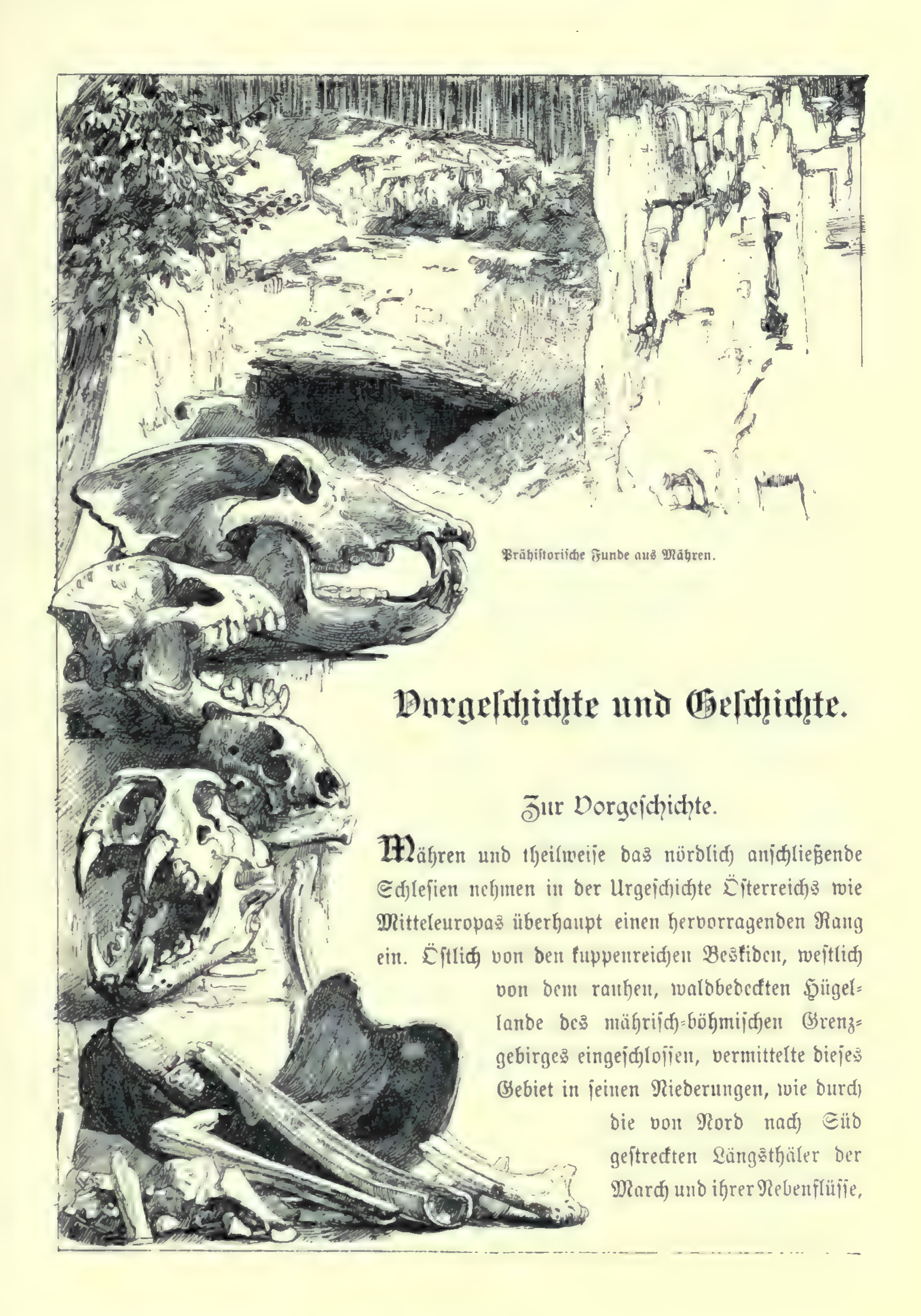
und einer großen Menge amerikanischer Linden, welche sich gleich vom Boden aus in mehrere starke Stämme theilen. Die Schönheit der Anlagen wird noch durch eine Menge von Pavillons, Jagdschlössern, Fischer- und Forsthäusern erhöht, insgesammt mit ausgesuchter Pracht und Zierlichkeit gebaut, so daß man nicht weiß, ob man mehr die Kunst oder die Natur, die sich hier thatsächlich die Hand zum Bunde gereicht haben, bewundern soll. Besonders

erwähnenswerth ist der orientalische Thurm (vom Volke „der babylonische“ genannt), welcher sich 68 Meter hoch in Gestalt eines Minarets über einen moscheeartigen Unterbau erhebt und von dessen Laterne man die schönste Aussicht über die ganze Anlage und deren Umgebung genießt. Alles aber wird übertroffen durch das prächtige Hauptschloß, dessen äußere Erscheinung an das berühmte Windsor in England erinnert und das durch seine Größe, seine zierliche Gothik und durch die Pracht der damit in Verbindung stehenden Gärten und großen Glashäuser, in denen die schönsten und seltensten Pflanzen der Erde zu finden sind, einen geradezu überwältigenden Eindruck hervorruft.

Durch diesen wundervollen Park, den schönsten, welcher überhaupt in Österreich-Ungarn vorkommt, und der sich noch weit bis Feldsberg in Niederösterreich erstreckt, geht auch die Grenze zwischen diesem Land und Mähren. Ein Stück derselben durchschneidet vier hintereinander gelegene Teiche, welche daher mit ihrem nördlichen Theil auf mährischem, mit ihrem südlichen Theil auf österreichischem Boden liegen. Am Westufer des zweiten (von West gegen Ost gerechnet) ließ Fürst Johann von Liechtenstein ein großartiges, kuppelgeschmücktes Arkadengebäude, eine Art Gloriett, mit offenen Bogen, Terrassen, Spiegelsälen und blumenumschlungenen Rampen erbauen und durch den mittleren Bogen desselben ein schmales Wasserband leiten, welches, genau die Grenze bildend, gegen Osten zum Teich führt. Dieses Grenzmal, das als einzig in seiner Art bezeichnet werden kann, bringt die zu Anfang unserer Schilderung erwähnte natürliche Zusammengehörigkeit der Länder Mähren und Niederösterreich in künstlerisch sinniger Weise zum Ausdruck.



Burg Buchlau.



Prähistorische Funde aus Mähren.

Vorgeschichte und Geschichte.

Zur Vorgeschichte.

Mähren und theilweise das nördlich anschließende Schlesien nehmen in der Urgeschichte Österreichs wie Mitteleuropas überhaupt einen hervorragenden Rang ein. Östlich von den kuppenreichen Beskiden, westlich von dem rauhen, waldbedeckten Hügellande des mährisch-böhmischen Grenzgebirges eingeschlossen, vermittelte dieses Gebiet in seinen Niederungen, wie durch die von Nord nach Süd gestreckten Längsthäler der March und ihrer Nebenflüsse,

ferner durch das weite Thal der Oder die Verbindung zwischen dem Süden und Norden von Central-Europa. Diese Flußthäler erleichterten Einzelnen wie ganzen Völkerschaften den Verkehr zu allen Zeiten sehr bedeutend, weßhalb auch schon die ältesten Verkehrs- und Handelsstraßen diese Richtung nahmen. Es darf uns daher nicht wundern, daß sich zahlreiche Spuren menschlicher Besiedelung aus den ältesten Perioden längs dieser Flüsse und auf den benachbarten Anhöhen vorfinden und stets neue Funde gewonnen werden.

In herkömmlicher Weise theilen wir die vorgeschichtliche Zeit in eine Diluvial-, Stein- und Metallzeit, wenngleich eine scharfe Begrenzung dieser Perioden auch speciell für Mähren unthunlich erscheint.

Diluvialepoche und ältere Steinzeit. In der Entwicklungsgeschichte unserer Erde umfaßt die Diluvialepoche jene Periode, in welcher nach Abschluß der Tertiärzeit eine solche Depression des Klimas eingetreten war, daß der größte Theil Nord- und Mitteleuropas von einem Inlandseise, von Gletschern, die vom Norden her hoch in die Vorberge der Sudeten, dem Grenzgebirge Mährens und Schlesiens, reichten, bedeckt war, während ein mächtiger Eisstrom sich durch die Oderspalte tief in das Land Mähren ergoß. Die aus Gletscherthon, Sand und Gerölle mit Findlingssteinen bestehenden Endmoränen von Würbenthal über Jägerndorf bis Troppau in Schlesien und die aus gleichem Materiale bestehende Wasserscheide zwischen Zauchtl und Weißkirchen in Mähren bezeugen noch heute, als sichere Spuren dieser Eiszeit, die südlichen Grenzen der Vergletscherung dieses Gebietes, während alles südlicher gelegene Land eisfrei war.

Von den Gehängen der ursprünglich kahlen Hügel und Berge erstreckte sich ein mit Flugsand gemengter gelber Lehm, der Löß, tief in die Niederungen des Landes. Dieser durch Winde von den Höhen und Gletscherterrains herabgewehte mineralische Staub, in Schluchten und Thälern schneewehenartig bis zur erstaunlichen Mächtigkeit von 10 bis 20 Meter angehäuft, bedeckte sich nach und nach mit einer nordischen Steppen- und Waldflora. In diesem Löß finden wir nunmehr die Reste der damaligen, einem nordischen Klima entsprechenden Thierwelt eingebettet. Mammut und Wollnashorn, Wisent, Elen und Riesenhirsch, Renthier, Wildpferd und viele kleinere Steppen- und Waldthiere belebten herdenweise die Niederungen, während die mächtigen Raubthiere der Diluvialzeit, der Höhlenbär, der Höhlenlöwe und Wolf, die Höhlenhyäne und der Vielfraß (Fjälfraß = Felsenbewohner) die zahlreichen Höhlen und Schlupfwinkel des Randgebirges zu ihrem Standorte erkoren.

Nicht nur der Löß, sondern auch die Kalksteinhöhlen Mährens enthalten die Beweise der Anwesenheit von Diluvialthieren, aber auch die ersten Spuren des Menschen, welcher diese Thiere theils zu seiner Ernährung, theils zu seinem persönlichen Schutze erlegte. Wir müssen daher Löß- und Höhlenfunde in Mähren unterscheiden.

Als **Lößfunde** bezeichnen wir einzelne oder depôtartig angehäufte thierische Skelettheile mit spärlichen rohen Steinwerkzeugen und Artefacten und von tief im Löß eingebetteten Brandspuren begleitet, welche als Lagerplätze des Menschen in der Diluvialzeit betrachtet werden müssen. Solche deutliche Spuren der Anwesenheit des Menschen in der Diluvialepoche Mährens sind zuerst in einer Ziegelei unterhalb des Schlosses in Joslovitz beobachtet worden, woselbst 6 Meter tief im Löß eine schwache



Lößfunde von Brünn links ein aus einem Mammut Stoßzahn geschnitztes „Idol“.

Holzkohlenschichte mit vielen vom Menschen aufgeschlagenen Knochen diluvialer Thiere nebst rohen Steinwerkzeugen entdeckt wurde.

Ungleich reichhaltiger erwies sich die Lößstation bei Předmost nächst Prerau, unweit des Zusammenflusses der Bečva mit der March, denn hier finden sich die zum Theil bearbeiteten und angebrannten Skelettheile von 16 verschiedenen Diluvialthierarten, worunter besonders junge Mammute hervorzuheben sind. Die Vermengung dieser Knochenreste mit vielen rohen Steinwerkzeugen und Artefacten aus Knochen und Elfenbein, ja selbst mit einem starken menschlichen Unterkiefer läßt an der Anwesenheit des Menschen daselbst in der Mammut und Renthierperiode der Diluvialzeit nicht zweifeln.

Von großer Beweiskraft sind die zahlreichen Lößfunde in der Umgebung von Brünn, in dessen Ziegeleien — namentlich am Rothen Berge — depôtartig angehäufte, mit Schlagmarken und Brandspuren versehene Reste von 16 diluvialen Säugethierarten, besonders Mammut und Nashorn, vermengt mit Renthier und Wildpferd, vorgefunden wurden. Lagen von Asche und Holzkohlen in Tiefen bis 12 Meter im Löß, einzelne rohe Stein- und Knochenartefacte und spärliche menschliche Skeletreste bezeugen auch hier deutlich die damalige Anwesenheit des Menschen.

Jeder Zweifel mußte schwinden durch die im Herbst 1891 4·5 Meter tief im Löß der Franz Josefstraße in Brünn erfolgte Auffindung eines fast vollständigen menschlichen Skelettes, umgeben von Knochen und Zähnen des Mammuts, Nashorns und Wildpferdes, zugleich mit höchst merkwürdigen Artefacten. Außer mehreren Hundert in Stücken geschnittener Röhrenschnecken (Dentalien), die, bei dem Skelet des Menschen gelegen, einen Haar- oder Halsschmuck repräsentiren, fanden sich mehrere größere und kleinere kreisförmige, zum Theil centrisch durchlochte, randlich eingeritzte Scheiben aus Stein, Mammutzähnen und Rippen, ferner eine 22 Centimeter lange aus Mammut-Stoßzahn geschnitzte nackte menschliche Figur, die wohl als Idol zu betrachten ist.

Höhlenfunde. Zahlreicher sind die Belegstücke von Diluvialfunden aus den mährischen Höhlen, doch unterliegen sie insofern einer gewissen Unsicherheit, als zeitweilige Überflutungen, namentlich aber die im Laufe der Zeiten erfolgten Aufwühlungen des Bodens dieser Höhlen durch Thiere und Menschen nicht selten eine Vermengung zeitlich verschiedener Objecte verursacht haben.

Unter den Höhlen Mährens verdienen die Kalksteinhöhlen der Devonformation nördlich von Brünn eine besondere Erwähnung, so die Höhlenlabyrinthe von Sloup und Kiritein (Vejpustek), die berühmte Beczifkala und die Evahöhle im Josefsthal, die Höhlen von Mokrau und Ochoz.

In ihren durch feste Kalksinterdecken geschiedenen Lehmschichten enthalten sie die vollen Beweise der Anwesenheit des Menschen in der Diluvialepoche mit längst ausgestorbenen riesigen Raubthieren: Höhlenbär, Löwe, Hyäne, Luchs und Vielfraß, die ihre Beute, junge Mammute, Rhinoceros, Wisent und Renthier und andere, in die Höhlen geschleppt haben. Lagerfeuer und mit Schlagmarken versehene Knochen verschiedener Diluvialthiere, viele rohe Steinwerkzeuge und spärliche menschliche Skeletreste bezeugen die Anwesenheit des Menschen. Daß dieser auch den Kampf mit dem Höhlenbären aufgenommen, beweist der Fund eines durch ein Steinwerkzeug verletzten Bärenschädels in der Slouper Höhle.

Die Steinwerkzeuge der Diluvialzeit bestehen aus harten, spröden Quarzvarietäten, Hornstein, Flint, seltener Jaspis und Bergkrystall (Zitnýhöhle), die sich sämmtlich im

Lande selbst vorfinden. Die Werkzeuge erhielten ihre Form durch rasche Schläge und lassen einen mehrfachen Formentypus erkennen: Messer und Schaben, Speer- und Lanzenspitzen und rohe Äxte, die an Holzstäben und Stielen befestigt waren.

Ähnliche Funde von Knochen diluvialer Thiere, durchbohrte Zähne, rohe Steinwerkzeuge und ein besonders merkwürdiger menschlicher Unterkieferrest wurden in den Kalksteinhöhlen von Stramberg bei Neutitschein aufgeschlossen.

Die bisherigen Löß- und Höhlenfunde in Mähren aus der Diluvialepoche deuten auf einen nomadisirenden Jäger als Urbewohner hin, dessen Abstammung noch unerforscht geblieben ist. Die spärlichen menschlichen Überreste, besonders die extrem dolichocephalen Schädel mit geringer Capacität, niederer Stirne, wulstigen Augenbrauenbogen bilden die Merkmale einer niederen Entwicklung, die ihn von dem gegenwärtig lebenden Menschen unterscheiden.

Neolithisches Zeitalter und Beginn der Metallzeit. Überaus zahlreich und mannigfach sind die Funde aus den späteren Perioden der Vorzeit Mährens.

Gleichwie die Diluvialepoche unserer Erde ohne scharfe Grenze, ohne irgend eine allgemeine Flut, welche den diluvialen Thieren, dem Mammut und Wollnashorn, dem Höhlenbär und anderen plötzlich den Untergang bereitet hätte, in das heutige Alluvium übergeht, so finden wir einen allmäligen Übergang von den älteren zur jüngeren Steinzeit, an vielen Stellen rohe Stein- und Knochenwerkzeuge, gemengt mit polirten und geschliffenen, mit mannigfachen Bein- und Hornartefacten, zu welchen sich nach und nach Objecte aus Metall, zuerst aus Bronze, Kupfer und Gold, später aus Eisen und Silber gesellen. Ein wesentlicher Unterschied indessen waltet bezüglich der begleitenden Thierwelt ob. An die Stelle diluvialer Wald- und Steppenthiere, die zum Theil ganz ausgestorben, zum Theil wie das Ren und der Vielfraß in nordische Gegenden gedrängt sind, treten Wolf und Fuchs, Hirsch und Reh, Wildschwein, Biber und andere Jagdthiere, während der Mensch das Pferd und Rind, Ziege und Schaf, Torfschwein und Torfhund zu zähmen und seinen häuslichen Zwecken zu unterwerfen verstand.

Mit den Werkzeugen und Geräthen aus Stein, Bein und Geweihen, die man in alluvialen Schichten Mährens, in Höhlen wie im freien Felde, im Untergrund der Städte und Dörfer, im Schutt einstiger Lager- und Wohnstätten und besonders in Grabstätten angetroffen, fanden sich auch Thongefäße, Schmuck und Waffen aus verschiedenen Zeitperioden, deren Altersbestimmung um so schwieriger ist, als bei deren Aufsammlung nicht alle Momente der Lagerung und des Zusammenseins in Betracht gezogen und häufig blos auffälligere Objecte, besonders metallischer Natur beachtet wurden.

Die Steinwerkzeuge der neolithischen Periode bestehen nicht mehr blos aus Quarzvarietäten, sondern häufig aus sehr harten und zähen Gesteinsarten, Granit und Diorit,

Kiesel- und Hornblendeschiefer, die sich häufig in Mähren finden, und nur aus wenigen fremden Gesteinen, wie Jadeït. Doch ist zweifellos ein nicht geringer Theil dieser Objecte, deren schwierige Herstellung sie als sehr werthvoll erscheinen ließ, auf dem Tauschwege oder durch Wanderschaft in das Land gebracht worden, denn wahrhaft überraschend ist die große Menge der im Brünner Becken, im Hanna- und Marchthal sowie um Kromau und Znaim bisher aufgefundenen Steinwerkzeuge. Unter diesen in verschiedene Formen gebrachten mächtigen Äxten und Hämmern, Meißeln und Bohrern, Schabern und Messern und nicht selten geschliffenen und polirten Steingeräthen haben schon frühzeitig die künstlich durchbohrten Hämmer die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und bei den Landleuten zu abergläubischen Gebräuchen als sogenannte Donner- und Blitzsteine Anwendung gefunden.

Zu den Steingeräthen gehören auch die hie und da, besonders in Gräbern bei Kromau, Obřan, Raigern, Znaim, beobachteten Mühlsteine und Kornquetscher, nämlich große flache Gesteinsplatten mit concaver Oberfläche und mehr oder weniger abgenützte Gesteinskugeln bis zur Faustgröße, mit deren Hilfe Getreidekörner zu Mehl zerrieben wurden. Ursprünglich wurden die Platten als Opfersteine und die Kugeln als Schleudersteine gedeutet.

Viel mannigfaltiger sind die Werkzeuge und Geräthe aus Bein und Geweihen. Arm- und Fußknochen, Zehen und Krallen, Rippen und Schulterblätter von kleineren Thieren und Vögeln fanden ihre Verwendung. Die aus diesen erzeugten Nadeln, Ahlen, Bohrer, Messer und Griffel und Handhaben für Steinwerkzeuge bekunden einen bedeutenden Fortschritt der Technik. Von nicht geringem Interesse sind künstlich durchbohrte, einseitig abgeschliffene Arm- und Fußknochen von Pferd und Rind, die offenbar als Schlittknochen, wie bei den heutigen Eskimos, theils als Schleifschuhe, theils als Unterlagen von Holzschlitten Verwendung gefunden haben. Derartige Schlittknochen, zuerst 1864 in Olmütz gefunden, sind jetzt schon in mehreren Orten in Mähren (Kromau, Znaim 2c.) beobachtet worden. Aus der Kromauer Gräberstätte stammt auch eine kleine Hirtenpfeife aus Hirschgeweih.

Mannigfaltig sind die nichtmetallischen Schmuckgegenstände. An Stelle der durchbohrten Zähne diluvialer Thiere treten solche von Hausthieren, vom Schwein, Rind und Hund und von kleineren Raubthieren, ferner buntgefärbte kleine Schnecken und perlmutterglänzende Flußmuscheln. Seltener sind die aus recenten Meeresmuscheln geschnittenen Perlenstücke und Armbänder (Kromau). Später erst treten Perlen aus Glas (Beczißkala, Znaim) und Bernstein (Proßnitz, Müglitz, Ptin, Höhlen um Brünn 2c.) an deren Stelle. Bernstein bildete einen Haupthandelsartikel von der Ostsee nach dem Süden von Europa längs der Bernsteinstraße, welche unser Land von Nord nach Süd durchzog.

Als neues Culturelement der jüngeren Steinzeit Mährens tritt das Thongefäß auf, dessen der Diluvialmensch nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung wohl noch entbehrte. In dieser frühen Zeit geschah die Anfertigung der Gefäße noch ohne Töpferscheibe,



Gräberfunde bei Kromau.

die erst durch die Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nach Mähren gelangt sein dürfte. Der Thon wurde, um das Zerspringen der Gefäße zu verhüten, innig mit grobem Sand und kleinen Steinchen gemengt, das Gefäß selbst mit der Hand geformt, außen und innen mit flachen Steinen oder Beingriffeln geglättet und hierauf am offenen Feuer schwach gebrannt, oft auch nur an der Sonne getrocknet. Der eindringende Rauch verdichtete sich in den Poren zu kohligen Theilchen, wodurch das Gefäß graphitisch wurde: indessen erhielten viele Gefäße eine Beimischung oder mindestens einen Überzug von Graphit, der sich nicht selten im westlichen Mähren vorfindet.

Die Form und Größe der in Mähren bisher beobachteten Gefäße ist äußerst mannigfaltig. Im Allgemeinen lassen sich Urnen, Töpfe mit und ohne Handhabe (bloße

Knöpfe oder Henkel), Näpfe, Schalen und Schüsseln mit seitlichen Löchern zum Aufhängen oder mit centralem Fußgestelle unterscheiden. Die Größe der Urnen und Töpfe schwankt von 5 Centimeter bis 1 Meter Höhe und Durchmesser. Die kleineren Gefäße erhielten zumeist eine Ornamentirung durch gerade oder wellige Striche, Furchen und Leisten, auf welchen mittelst der Finger oder Stäbchen Grübchen eingedrückt wurden. Eine besondere Verzierung zeigen die henkellosen Töpfe aus der Kromauer Gräberstätte, welche mit Holzkämmen, Bein- und Bronzestiften erzeugt wurden. Diese zierlichen Gefäße besitzen auch von außen und innen einen rothen Überzug, durch Eintauchen des Gefäßes in einen feinen Thonbrei erzeugt; einige haben auch eine Bemalung mit rothen, braunen und schwarzen Farben, einfarbig oder Striche und Streifen. Wir erblicken in der Ornamentirung und Bemalung das erste Erwachen eines ausgesprochenen Schönheitssinnes.

Als besonders reichhaltig an Thongefäßen haben sich die Gräberstätten von Kromau (weit über 100 Stück), Obřan bei Brünn, Müglitz, Loschitz und Trschitz bei Olmütz ergeben.

Zu den keramischen Gegenständen gehören zahlreiche, an vielen Punkten im Lande gefundene linsen- bis scheibenförmige, centrisch durchbohrte Thonkörper von 2 bis 5 Centimeter Durchmesser, Spinnwirtl genannt, weil man sich der Ansicht hinneigte, daß dieselben zum Beschweren einer Spindel gedient haben, demnach als sichere Anzeichen des Flachsbaues gelten. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese oft verzierten Thonkörper, zu welchen sich ähnliche aus Bein und Stein gesellen, gleich den Glas-, Bernstein- und Muschelperlen, auf Darmseiten gefaßt, als Halsschmuck wie bei den heutigen Wilden getragen wurden. Weit seltener sind aus Thon, ausnahmsweise aus Stein geformte cylindrische, konische oder pyramidale Körper von 8 bis 12 Centimeter Länge, welche theils axial, theils in der Spitze durchlocht sind; sie werden als Webstuhlgewichte gedeutet. Derartige Funde stammen aus Kromau, Vedrovitz, Nikolsburg, Gaya, Znaim und Olmütz.

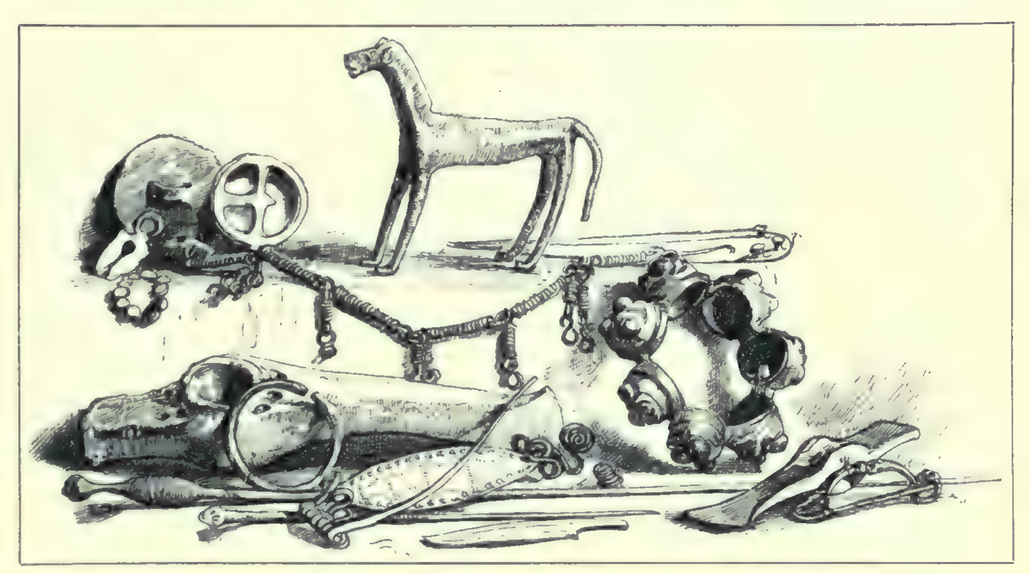
Fast gleichzeitig mit den geschliffenen und polirten Steinwerkzeugen treten in Mähren die ersten Spuren metallischer Objecte auf, zuerst als Schmuck, später als Geräth und Waffe. Das Material ist Kupfer und Bronze, später Eisen, Gold und Silber, welche den Übergang zur historischen Zeit einleiten.

Kupfer und antike Bronze, eine Legirung von 9 Theilen Kupfer und 1 Theil Zinn, sind offenbar nur als Handelsgegenstand in das Land gekommen, weil hier gediegenes Kupfer sehr selten ist und Zinnerz vollständig fehlt, indessen verrathen hie und da im Lande gefundene rohe Kupfer- und Bronzeklumpen, namentlich aber Gußformen aus Thon und Stein (so am Spielberge und bei Obřan nächst Brünn, Kallendorf bei Znaim u. s. w.), daß einzelne kleinere Schmuckobjecte auch im Lande selbst angefertigt worden sind.

Unter den Schmuckgegenständen aus Bronze und Kupfer sind als besonders häufig hervorzuheben: Arm- und Fuß-Spiralen, gegliederte und nicht selten ciselirte Ringe,

Armbänder (Raigern); Fingerringe (Ptin, Klentnitz, Müglitz, Vedrovitz); Schläfenringe (Tscheitsch, Kromau, Groß-Teinitz); Ohrringe (Kromau, Dukovan, Straßnitz); Haar- und Gewandnadeln (Klentnitz, Leipnik) und sogenannte Fibeln, ähnlich unseren heutigen Heftnadeln, durch mannigfache Form und Größe ausgezeichnet. Noch häufiger finden sich oft depôtartig angehäufte henkelartige Bronzeringe (Torquis), die nunmehr als Halsringe gedeutet werden.

Zu den Geräthen und Waffen, die nicht selten durch besondere Form und Ciselirung mit den Hallstatter Bronzen übereinstimmen, gehören hohl oder massiv gegossene Äxte und Celte (Eibenschitz, Kromau, Tisnovitz), Schwerter (Polehraditz, Neuserovitz,



Bronzefunde aus Mähren.

Lösch, Morschitz und andere), Dolche und sichelartig gekrümmte Messer (Drahanovitz, Trschitz u. s. w.), die wohl weniger zum Schneiden des Getreides, wie gewöhnlich angenommen wird, als zum Wegbahnen durch Waldgebüsche gedient haben.

Cylindrisch geformte Bronzegefäße oder Cisten sind bisher blos in der Beczişkala und bei Nakel nächst Olmütz aufgefunden worden. Bemerkenswerth sind die bei Stramberg und Ungarisch-Hradisch gefundenen Bronzeringe in ganz bestimmten Gewichts- und Größenverhältnissen, die wahrscheinlich als Ringgeld gedient haben. Ganz besonders hervorzuheben sind die aus Bronze gegossenen kleinen Thiergestalten, wie Pferde, Rinder, die als seltene Grabbeigaben, als Objecte eines religiösen Cultus gedeutet wurden. Indessen kann man wohl mit größerer Sicherheit behaupten, daß diese Thiergestalten der Ausdruck eines allen Völkern, allen Zeiten innewohnenden Triebes sind, den ersten

Versuchen ihres plastischen Wirkens zunächst organische Wesen ihrer Umgebung, bald Haus- bald Waldthiere, zu Grunde zu legen. Hierher gehört die kleine Pferdefigur aus dem Grubenfelde von Obřan bei Brünn und der angeblich aus der Beczišfala stammende Apisstier, der wie die Mehrzahl der Bronze-Objecte den Charakter der Bronzen der Hallstatt-Periode an sich trägt.

Was die Objecte aus Eisen betrifft, so steht die Thatsache fest, daß mit mährischen Fundobjecten aus Bronze und Kupfer solche aus Eisen höchst selten beobachtet wurden und daß dieses Fehlen nicht auf eine nachträgliche Zerstörung durch Rost zurückgeführt werden kann. Anderseits deutet das gleichzeitige Vorkommen von Objecten aus Bronze, nämlich Fibeln, Spiralen, Cisten und dergleichen, aus Glas und Bernstein (Perlen), aus Gold (Schläfenringe) mit mehreren rohen Eisenklumpen (Luppeneisen) und eisernen Schmiedehämmern in der Vorhalle der Beczišfala bei Brünn auf eine uralte Eisenindustrie in Mähren. Thatsächlich finden sich in dem waldigen Terrain bei Rudiß nächst Blansko, noch heute dem Sitz eines regen Eisensteinbergbaues, hie und da kleine Eisenschlackenhügel mit Bruchstücken von rohen Thongefäßen, in welchen Eisen aus Erzen geschmolzen und in Luppeneisen umgewandelt wurde. Dieses Terrain gehört dem Waldgebiete zwischen der Moldau im West und der March im Ost an, in welches schon die römischen Classiker, z. B. Ptolemäus, den Sitz einer bedeutenden Eisenindustrie „im Lande der Quaden“ verlegten.

Diese bedeutungsvollen Funde aus der Beczišfala werden mit vielen ähnlichen in Mähren, so auf der Alikletna bei Lösch, bei Buchlau, Znaim, Klentnitz bei Nikolsburg, Bernhardsthal und Pirnitz, woselbst gleichzeitig Waffen und verschiedene Objecte aus Eisen beobachtet wurden, der La Tène genannten jüngeren Periode zugerechnet, welche den Übergang zur historischen Zeit vermittelt, wie dies gleichzeitig gefundene römische Münzen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung beweisen.

Von der größten Bedeutung für die Urgeschichte Mährens sind die zahllosen prähistorischen Gräberstätten, welche die sichersten Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Sitten und Gebräuche, Werkzeuge und Geräthe, Waffen und Schmucksachen der damaligen Bewohner geboten haben.

Im Allgemeinen finden wir in Mähren beide Hauptarten der Bestattung, nämlich mit oder ohne Leichenverbrennung, doch zeigt sich in diesem scharfen Gegensatze das vermittelnde Glied, daß oft nur einzelne Theile des menschlichen Körpers verbrannt und in Urnen beigesetzt wurden, oder gleichzeitig beide Bestattungsarten für verschiedene Stände (Verbrennung der Krieger zum Beispiel) in Übung waren. Ein wesentlicheres Unterscheidungsmerkmal bildet indessen die Art des Grabes, als welche wir in Mähren vornehmlich Flach- oder Reihengräber, viel seltener Hügelgräber unterscheiden.



Die Höhle Beczikala und Funde aus derselben.

Letztere bestehen aus künstlich aufgeworfenen, oft sehr umfangreichen Erdhügeln von kreisförmiger Basis und oft von ansehnlicher Höhe, von 3 bis 9 Meter, in welchen die nicht selten verbrannte Leiche nebst Gefäßen beigesetzt wurde, z. B. bei Bučovitz, Bochtitz, Kvasitz, Nebotein bei Olmütz und an mehreren Orten im Thaya- und Iglawathal, woselbst sich solche Hügel vorfinden und theilweise noch der Untersuchung harren. Die häufigste Form ist die der Flachgräber, in welchen die Todten oft in bestimmten Reihen und Richtungen, bald von Nord nach Süd mit nach Ost gewendetem Gesicht (Kromau, Mönitz), bald von Südost nach Nordwest (Kunewald bei Gaya) bestattet wurden. In der Mehrzahl der Gräber finden sich Thongefäße (ein oder mehrere Exemplare) von verschiedener Form, oft gefüllt mit Knochenresten von Haus- und Jagdthieren, nicht selten mit kleinen Flußmuscheln. Man betrachtet diese thierischen Reste als Überbleibsel eines am offenen Grabe gehaltenen Todtenmales, nach welchem die mitgebrachten Gefäße und Werkzeuge (Steinmesser und dergleichen) in das Grab versenkt wurden. Als Liebesbeigaben erscheinen verschiedene Objecte, Schmuck und Waffen (Raigern), Thiergestalten (Obřan) und Geräthe, Schlittknochen und dergleichen (Kromau und Znaim). Särge aus Stein (Sarkophage) und Holz fehlen in Mähren, doch deuten gebrannte Lehmstücke und Steine auf eine Auskleidung des Grabes, während die Körper mit feiner Erde und der Asche des Todtenmales bestreut wurden. Brandgräber oder Ustrinen, bei welchen die verbrannten Leichentheile zugleich mit Schmuck in Urnen, gruppen- oder kreisförmig angeordnet, beigesetzt wurden, sind besonders im Marchthal von Müglitz über Olmütz bis Kremsier und seltener um Brünn (Obřan, Vorstendorf ꝛc.) aufgefunden worden. Sogenannte Dolmen oder Hünengräber finden sich in Mähren nicht.

Die Frage nach den menschlichen Wohnsitzen in der neolithischen und Bronzezeit beantwortet sich dahin, daß zweifellos eine große Zahl unserer heutigen Städte und Ortschaften in Mähren an derselben Stelle oder in nächster Nähe einstiger prähistorischer Wohnorte erbaut worden sind, wie dies die zahlreichen im Schutt und Untergrund derselben vorfindlichen Objecte bezeugen.

Brünn — das Eburodunum der Quadenzeit — Olmütz, Müglitz, Kremsier, Znaim, Kromau, Nikolsburg, Mönitz und Gaya und viele andere Orte bezeichnen die Stellen einstiger prähistorischer Ansiedlungen. Zahllose andere Wohnsitze in den fruchtbaren Niederungen des südlichen und mittleren Mährens sind durch die später erfolgte reiche Besiedlung und Umgestaltung des Bodens fast unkenntlich geworden und verrathen sich nur durch die vielen Grabstätten. Die hie und da, so bei Klobouk, Lechvitz bei Znaim und andere, im Löß aufgefundenen künstlichen Gänge und Höhlen, Erdställe genannt, verdanken wie im benachbarten Niederösterreich als Zufluchtsstätten im Kriege einer späteren Zeit ihre Entstehung. Entschieden als prähistorische Wohnsitze müssen jedoch in

Mähren die auf Hügeln und Bergen bald an Gebirgsrändern, bald oberhalb der Thaleingänge situirten Wallringe angesehen werden, welche in deutschen Gegenden Hausberge (oder auch Schwedenschanzen), in slavischen Hradiska genannt werden.

Ein einfacher oder durch Gräben geschiedener doppelter Ringwall von aufgeworfener Erde oder Steinen umschließt eine ebene, kreisförmige bis elliptische Fläche oft von beträchtlicher Ausdehnung; so umfaßt der „Burgstadtl“ genannte Ringwall bei Kromau eine Fläche von 12 Hektar; noch beträchtlicher ist die vom sogenannten Tatarenring umschlossene Fläche am Gipfel des Hosteinerberges bei Bystřitz.

Mehr als 50 solche Wallringe, besser oder weniger gut erhalten, sind bisher in Mähren beobachtet worden; längs des Marchthals und am Eingang in die Seitenthäler, von Straßnitz über Kremsier, Olmütz bis Müglitz, von hier über Trübau, Gewitsch bis Boskovitz; im Gebiete der Thaja (Znaim, Křepitz, Bilovitz bei Lundenburg), der Schwarzawa (Rozna und Popitz), der Iglawa (Vedrovitz, Mißkogel, Senohrad u. a.), der Zwittawa (Obřan, Skalitz). Aus der Thatsache, daß sich innerhalb dieser Wallringe nur wenige prähistorische Objecte vorfinden, daß dieselben an schwer zugänglichen Orten als Thalsperren errichtet sind, daß einige sich von Bruchsteinen umschlossen zeigen, die mittelst eingeschlossenem Holz und heftigem Feuer zu compacten glasartigen Massen verschlackt worden sind (daher Glas- oder Schlackenburgen), z. B. Obersko bei Busau, Vorburg in Olmütz und andere, können wir schließen, daß diese Ringe nur als zeitweilige Wohnsitze der Bevölkerung in Kriegszeiten gedient haben. Spuren von Pfahlbauten sind bisher nur an den sumpfigen Ufern der March bei Nakel und in Olmütz selbst nachgewiesen worden, bestehend aus starkem durch einen Holzrost verbundenem Pfahlwerke.



Stierfigur aus der Becziskala.

Die Frage nach den prähistorischen Bewohnern Mährens in der jüngeren Steinzeit und Bronzeperiode begegnet großen Schwierigkeiten und läßt sich nur im Einklang der geschichtlichen wie archäologischen Forschungen mit den sprachlichen wie kraniologischen Untersuchungen zur Entscheidung bringen. Allerdings sind die geschichtlichen Nachrichten über die ersten Bewohner Mährens äußerst lückenhaft, unsicher und daher mit großer Vorsicht zu benützen.

Griechische und römische Classiker, wie Strabo, J. Cäsar, Tacitus, Ptolemäus, Dio Cassius und Andere berichten, daß Markomannen und Quaden um das Jahr 70 bis 50 v. Chr. die ursprünglichen Bewohner Böhmens wie Mährens, nämlich den keltischen Stamm der Bojer, verdrängt und sich bis an die Donau angesiedelt haben.

Diese Völker führten mit den Vandalen, Alamannen, Longobarden, Nariskern und anderen den gemeinsamen Namen Sueven und gehörten zu den Ost-Germanen, welche vom mittleren Deutschland bis an die Grenzen Pannoniens verbreitet waren. Im vierten Jahrhundert n. Chr. traten die Bajuvaren, Gothen und andere Völker an ihre Stelle, bis nach Abzug derselben im fünften bis sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung slavische Völkerschaften von Osten her in die von Germanen verlassenen Länder Böhmen und Mähren einwanderten.

In diesem geschichtlichen Bilde sehen wir ein Kaleidoskop von Völkern, die beutelustig übereinander herfielen, die Gegner vertrieben oder vernichteten.

Hervorragende Geschichtsforscher, Mommsen, Prinzinger und andere haben die große Unwahrscheinlichkeit dieser geschichtlichen Nachrichten hervorgehoben, indem Völker, die an der Scholle haften und sich von ihr ernähren, nicht „wie Frühlingsschnee“ kommen und vergehen, weßhalb wir in den verschiedenen Namen vielleicht nur die in aufeinander folgenden Zeiten verschiedenen Bezeichnungen verwandter Volksstämme erkennen dürften. Archäologische wie sprachliche Forscher (Lindenschmit, Grimm) haben die einheitliche Abstammung, die natürliche Entwicklung der Kelten und Germanen festgestellt, daher wir im Allgemeinen Keltogallier von Frankreich bis an den Rhein und Keltogermanen vom Rhein bis an die Weichsel unterscheiden.

Diese Ansicht von der Einheit der Kelten und Germanen, nämlich die auf gute historische wie sprachliche Beweise gestützte Behauptung, daß Kelten und Germanen ein und dasselbe Volk in Leibesbeschaffenheit und Sprache, Sitten und Religion gewesen, hat durch die eingehenden Untersuchungen der Schädel diesbezüglicher Gräber eine unerwartete Bestätigung erfahren. Nach den Messungen H. Schaaffhausens sind diese Schädel alle Langschädel (dolichocephal), unterscheiden sich blos durch größere oder geringere Capacität. Auch die Reihengräber Mährens, die sich schon durch ihre Beigaben als frei vom römischen Einfluß beweisen, zeigen in ihren wohlerhaltenen dolichocephalen Schädeln volle Übereinstimmung mit den Reihengräbern Deutschlands und bezeichnen somit den altgermanischen Typus. Gleichwie die Schädel aus der Gräberstätte von Rebesovitz bei Raigern, welche der hervorragende mährische Forscher Med. Dr. Wankel eingehend untersucht und im Gegensatz zu den späteren slavischen Schädeln als germanisch bezeichnet hat, tragen auch die wohlerhaltenen Schädel aus den Gräberstätten von Kromau, Gaya und anderen Orten in Mähren in voller Übereinstimmung mit denen von Niederösterreich (Stillfried,

Oberhollabrunn) den ausgesprochenen dolichocephalen Charakter und gehören einem germanischen Volke (Quaden) an.

Römerzeit. — Die La Tène-Periode, welche mit dem Auftreten der eisernen Waffen und Geräthe, ferner mit der von den Römern überkommenen Töpferscheibe zur Anfertigung der Thongefäße zusammenfällt, vermittelt den Übergang der vorgeschichtlichen Zeit zur historischen. Hierher gehören die schönen Funde von Groß-Latein bei Olmütz, Malenovitz, Bracov und Bernhardsthal bei Lundenburg und viele andere. Die Vermengung der Erzeugnisse aus Metall und Thon mit solchen römischen Ursprungs bezeugen den Verkehr mit den Römern, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ihre Herrschaft bis an die Donau (Carnuntum, Vindobona rc.) ausgedehnt hatten. Theils Handelsbeziehungen längs der Mähren durchziehenden Bernsteinstraße, theils kriegerischen Ereignissen verdanken wir das Vorkommen von römischen Bronzen, zu welchen die schönen Figuren von Mönitz, Buchlau und wahrscheinlich auch die Stierfigur aus der Beczifkala gehörten; ferner römische Münzen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wie dies die Funde von Muschau, wo die Anzeichen eines einstigen römischen Lagers vorhanden waren, ferner von Znaim, Velehrad, Olmütz, der Alikeltna bei Lösch und andere beweisen.

Geschichte Mährens bis 1526.

Die Zeit der Römer. Wie die meisten Länder Mitteleuropa's scheint auch Mähren in der ältesten Zeit von einem Volke finnischer Abstammung bewohnt oder besser gesagt, durchstreift worden zu sein, über dessen Geschichte uns nichts bekannt ist. Das erste, aber nur sehr matte Dämmerlicht fällt auf die zwischen der Donau und den herkynischen Waldgürteln gelegenen Landstrecken, als die furchtbare Völkerwoge der Cimbern und Teutonen von den Gestaden der Ostsee sich gegen die Südländer Europa's heranwälzte (112 v. Chr.). Da heißt es, daß die Cimbern im heftigen Anprall den Weg nach Süden durch den herkynischen Wald erzwingen wollten, daß sie aber durch die Bojer, deren Wohnsitze nach Mommsen das heutige Baiern und Böhmen gewesen sein mochten, zurückgeworfen wurden. In welcher Gegend der Angriff erfolgte, kann kaum annähernd bestimmt werden. Auch ist es keineswegs festgestellt, daß die herkynischen Bojer Stammverwandte jener Bojer sind, die der zahlreichen Nation der Kelten angehörten, da es, wie Mommsen sagt, „überall sehr zweifelhaft ist, ob die Bojer, die man bei Bordeaux, am Po, in Böhmen findet, wirklich auseinandergesprengte Zweige eines Stammes sind und nicht blos eine Namensgleichheit obwaltet". Zwar hat uns Ptolemäus einige Städtenamen unzweifelhaft keltischen Ursprungs aufbewahrt, von denen drei, Eburodunum, Meliodunum und Felicia vermöge

der Gradangaben des genannten Geographen nach Mähren verlegt werden könnten, allein diese Gradangaben sind, wenn man auch Correcturen anbringt, so unbestimmt und zweifelhaft, daß man keine Sicherheit über die Lage dieser Städte gewinnen kann. Ob daher die herkynischen Bojer keltischer Abstammung waren, von wo und wie weit ihr Gebiet sich erstreckte und ob sie namentlich auch in Mähren wohnten, läßt sich mit absoluter Sicherheit nicht feststellen; ebensowenig ist die auf die bekannte Stelle in der Germania des Tacitus sich stützende Meinung, daß die Bojer aus ihren Sitzen durch die Markomannen verdrängt wurden, unanfechtbar; es geht vielmehr aus Contzens umsichtiger Darstellung (in dessen Werke: Wanderungen der Kelten) hervor, daß „die Vertreibung der Bojer aus Böhmen durch die Markomannen und deren Niederlassung daselbst unter Marbods Herrschaft zwei verschiedene um beiläufig ein Jahrhundert auseinander liegende Ereignisse sind“.

Wie weit die Markomannen das ehemalige Bojerland einnahmen, läßt sich mit voller Sicherheit nicht feststellen; sicher ist, daß die mit ihnen von jeher verbündeten Quaden sich in Mähren, wenn nicht in seiner ganzen Ausdehnung, so doch im südlichen und östlichen Theile desselben festsetzten. Der Hauptstock des Quadenvolkes saß im heutigen Oberungarn (Slovakei), wo er bis zum Fluße Gran reichte. Auch der Umstand, daß Kaiser Mark Aurel das erste Buch seines bekannten Werkes mit den Worten schloß: „Geschrieben im Lande der Quaden am Fluße Gran;“ ferner der Umstand, daß die römischen Heere häufig bei Aquincum (Alt-Ofen) oder bei Bregetium (gegenüber von Komorn) sich sammelten, um von dort aus ins Quadenland einzubrechen, spricht dafür, daß der Hauptsitz der Quaden im nordwestlichen Theile des heutigen Ungarns war, wo sie an die damals schon mit slavischen Elementen vermengten sarmatischen Jazygen grenzten.

In diesem Gebiete wurden die Gefolgschaften der beiden aus Böhmen vertriebenen Fürsten Marbod und Katwald durch Kaiser Tiberius angesiedelt (21 n. Chr.) und der Quade Vannius aus dem Geschlechte des Tudrus als König eingesetzt, der durch 30 Jahre regierte, aber wegen seiner Römerfreundlichkeit durch den Hermunduren Vibilius, welchen die mißvergnügten Neffen des Vannius, Vangio und Sido, unterstützten, der Herrschaft beraubt wurde, worauf sich die beiden in dieselbe theilten (51 n. Chr.). Sido lebte noch im Jahre 69 n. Chr. und kämpfte als Anhänger der Flavier in der Entscheidungsschlacht bei Cremona (69 n. Chr.), nach welcher Flavius Vespasianus den römischen Thron bestieg. Seit dieser Zeit verschwindet das einheimische Königsgeschlecht der Quaden, welche nach Tacitus' Aussage von da an durch Könige aus fremdem Stamme beherrscht wurden, die aber den Römern genehm sein mußten und denen die Pflicht oblag, mit ihren Truppen die römischen Heere zu unterstützen. Falls sie sich weigerten, dies zu thun, wurden sie zur Verantwortung gezogen, wie es unter Kaiser Domitian (81 bis 96 n. Chr.) geschah, welcher wegen verweigerter Truppensendung in seinem Kampfe gegen die Daken die Quaden

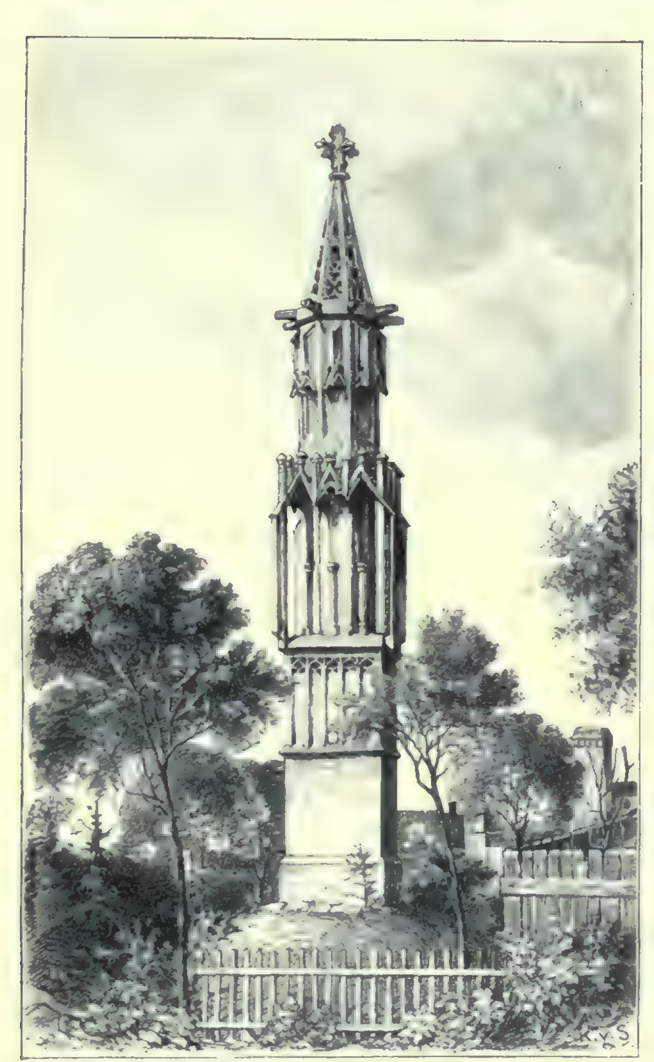
mit Krieg überzog, aber von ihnen geschlagen wurde. Durch diesen Sieg kühn gemacht, versuchten die Quaden die eine Meile lange zwischen ihrem und dem römischen Gebiete liegende Landstrecke, welche von ihnen nicht überschritten werden sollte, zu betreten; allmälig wurden sie kühner und drangen bis an die Donau vor. Durch dieses Vorwärtsdringen kamen sie aber in häufigen Conflict mit den römischen Besatzungen, welche in den befestigten Lagern zu Vindobona (Wien), Carnuntum (Petronell), Bregetium und Aquincum die Donaugrenze des römischen Reiches zu bewachen hatten. Die Bedrückungen, welche die Quaden von diesen römischen Truppen zu erdulden hatten, wurden endlich so unerträglich, daß eine Empörung ausbrach, an der außer den Quaden und Markomannen auch andere im Donaugebiete wohnende Völker sich betheiligten. Folge dieser Empörung war der sogenannte Markomannen-Krieg, in welchem die Quaden und ihre Verbündeten bis in die heutige Mark Treviso vordrangen, dort die Stadt Opitergum (jetzt Oderzo) zerstörten und plünderten, dann Aquileja belagerten (167 n. Chr.), von wo sie aber zurückgedrängt wurden. So dauerte dieser Krieg, in welchem Kaiser Mark Aurel selbst (161 bis 180) die römischen Heere befehligte, durch volle 15 Jahre, bis der Kaiser mit den Quaden, um sie von den übrigen aufständischen Völkern zu trennen, einen Separatfrieden schloß (175 n. Chr.), in welchem ihnen die lästige Bedingung auferlegt wurde, daß sie die Märkte in den römischen Provinzen nicht besuchen durften, eine Bedingung, die auch die Markomannen in dem mit ihnen etwas später abgeschlossenen Frieden zu erfüllen versprachen; nur wurde ihnen noch der Befehl ertheilt, daß ihre Märkte und Sammelplätze fürderhin von keinem anderen Volke besucht werden sollten. Außerdem legte der Kaiser 20.000 Mann römische Truppen in die Grenzfestungen, welche die Quaden vielfach belästigten und plagten; die Quälereien wurden so unerträglich, daß die Quaden sich entschlossen, mit Kind und Kegel zu den Semnonen auszuwandern, aber der Kaiser verhinderte sie gewaltsam, diesen Entschluß auszuführen. Bei solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der Friede nicht lange dauern konnte und daß eine neue Empörung im Jahre 178 n. Chr. losbrach, deren Ende der Kaiser nicht mehr erlebte (gestorben zu Wien 17. März 180 n. Chr.). Sein Sohn Commodus (180 bis 192 n. Chr.) schloß noch im Sterbejahre des Vaters mit den Aufständischen Frieden, in welchem zu den früher erwähnten Bedingungen noch die weiteren hinzukamen, jährlich ein gewisses Quantum Getreide in die römischen Kastelle abzuliefern, ein bestimmtes Truppencontingent (die Quaden 13.000 Mann) zu stellen und ihre Versammlungen nur einmal im Monat und zwar in Gegenwart eines römischen Centurio abzuhalten.

Trotz dieser lästigen Bedingungen verhielten sich die Quaden und ihre Nachbarvölker durch längere Zeit ruhig; denn erst um das Jahr 236 hören wir von einem Kriege des Kaisers Julius Maximinus, in welchem er das Land der Quaden verheerte. Anderseits

unternahmen die Quaden und die sich ihnen anschließenden Nachbarvölker, wenn ihnen die Umstände günstig schienen, Raub- und Beutezüge in die römischen Provinzen, auf deren einem sie (270 n. Chr.) bis Placentia vordrangen und dort ein römisches Heer vernichteten. Schlimmer erging es ihnen 80 Jahre später, als sie mit den Sarmaten vereint das römische Pannonien verwüsteten; Kaiser Constantin überschritt die Donau bei Aquincum und brach verheerend in das Sarmatenland ein; die Plünderer flohen, verfolgt von den römischen Truppen; an den Grenzen des Quadenlandes kam es zur Schlacht, in welcher die Quaden vollständig besiegt wurden, so daß sie flehentlich um Frieden baten, der ihnen auch gewährt wurde. Durch diese wiederholten Raubzüge kamen die Römer zur Einsicht, daß die bisherigen Grenzbefestigungen nicht hinreichten, um die römischen Provinzen vor feindlichen Einfällen zu sichern, und Kaiser Valentinian I. (364 bis 375 n. Chr.) gab daher den Befehl, eine Anzahl neuer Kastelle im Lande der Quaden zu errichten. Als ihr König Gabinius den kaiserlichen Feldherrn Marcellianus ersuchen ließ, er möge ihm einen Ort bezeichnen, wo er mit ihm wegen des Baues neuer Kastelle unterhandeln könnte, lud der Feldherr den König zu sich und ließ ihn meuchlings ermorden. Durch diese entsetzliche Frevelthat empört, erhob sich das ganze Quadenvolk wie ein Mann und zog, von Racheburst erfüllt, mit den Sarmaten ins römische Gebiet, eroberte und verbrannte die Hauptzwingfeste der Donauvölker, Carnuntum, und zog von den rauchenden Trümmern derselben mordend und plündernd tief nach Pannonien bis gegen Sirmium (das heutige Mitrovitz). Hier erhielten die Quaden Nachricht, daß der Kaiser unter den Trümmern von Carnuntum ein mächtiges Heer versammelt habe, um ins Quadenland einzurücken. Bestürzt traten sie den Rückzug an, um die Heimat zu beschützen. Bald sank vollends ihr Muth; sie baten um Gnade, worauf ihren Abgesandten bedeutet wurde, ihre Volksgenossen mögen nach Carnuntum kommen, dort werde der Kaiser die Sache untersuchen und entscheiden. Wirklich ging ein großer Theil der Quaden in die genannte zerstörte Stadt, ein anderer Theil, der den Römern nicht traute, flüchtete in das Gebirge. Das Mißtrauen war vollkommen gerechtfertigt. Denn kaum waren die Quaden vor Carnuntum angekommen, als sie von den Römern umzingelt und niedergemetzelt wurden bis auf wenige, welche die Nachricht von der hinterlistigen, eines Kaisers unwürdigen Rache ihren Volksgenossen in das Gebirge hinterbrachten. Nach diesem furchtbaren Schlage verschwindet der Name der Quaden aus der mährischen Geschichte. Ihre weiteren Schicksale haben wir hier nicht zu erzählen und erwähnen nur, daß sie im Verlaufe der sogenannten Völkerwanderung ihre bisherigen Wohnsitze verließen, welche während dieser Wanderung von verschiedenen Völkern bald längere, bald kürzere Zeit eingenommen wurden.

Mähren unter den Mojmariden. Nachdem sich die Wogen der Völkerwanderung gelegt hatten, finden wir die Landstriche, welche das heutige Böhmen und Mähren bilden,

von dem slavischen Stamme der Čechen bewohnt. Wohl ist es wahrscheinlich, daß einzelne slavische Schaaren in den großen Völkerbund der Sueven aufgenommen waren und in den genannten Ländern Wohnsitze fanden, doch sind diese nur als gleichsam vorgeschobene Posten zu betrachten; die massenhafte Ansiedlung der Čechoslaven in Böhmen erfolgte wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts, um welche Zeit auch die Avaren bereits in den Donau- und Theißgegenden hausten. Lange Zeit hatten die Mährer unter dem furchtbaren Joche dieses wilden Reitervolkes zu dulden, von dem sie vorübergehend durch Samo (622 bis 662), vollständig aber durch Karl den Großen befreit wurden, welcher 796 die Macht der Avaren brach, so daß die Mährer nun selbst diese ihre Feinde häufig angriffen und die von ihnen eingenommenen Landstriche vom Manhartsberg bis zur Mündung der Gran in die Donau in Besitz nahmen, und demnach das Gebiet der Mährer die heutige Markgrafschaft, das heutige Oppaland, einen Theil Niederösterreichs und die ungarische Slovakei umfaßte. Das ist der Grundstock jenes Reiches, welches die Mojmariden aufbauten — zum Unterschied von Nieder-Mähren an der bulgarischen Morava — von den byzantinischen Geschichtschreibern Groß- (oder Ober-) Mähren genannt. Hierdurch wurden die Mährer in die Machtsphäre des deutschen (fränkischen) Reiches einbezogen und schon im Jahre 822, in welchem der Name „Mährer“



Die Zderadsäule bei Brünn.

(Marahaner) zum erstenmale in den Annalen genannt wird, brachten mährische Abgesandte auf dem Reichstage zu Regensburg dem Kaiser Geschenke dar.

Um diese Zeit tauchten in Mähren zwei Fürsten auf: Mojmar im westlichen Theile und Privina, der in Neutra saß; sie geriethen aus unbekannten Ursachen in Streit, der mit der Flucht Privina's zu Radbod, dem Grenzgrafen der Ostmark, endigte (830). Der unglückliche Ausgang des Krieges hatte aber die wohlthätige Folge, daß Privina, zum Christenthum bekehrt, in Traismauer getauft wurde, von welcher Zeit an das Christenthum im Neutraer Gebiet schnell Wurzel faßte. Die Freundschaft Privina's mit Radbod dauerte jedoch nicht lange; ein Zwist nöthigte den flüchtigen Mährerfürsten, mit seinem Sohne Kozel zu Salacho, dem Grenzgrafen in Kärnthen, zu ziehen, auf dessen Verwendung Kaiser Ludwig dem Privina einen Theil von Unter-Pannonien am Flusse Sala zu Lehen ertheilte, wo er am Plattensee die Moosburg erbaute und hierauf auch in dieser Gegend eifrig das kirchliche Wesen förderte. Das Gebiet um Neutra und Moosburg wurde der Passauer Diöcese und somit der Salzburger Metropole untergeordnet.

Während Privina mit dem deutschen Reiche in Frieden lebte, suchte sich Mojmar von der fränkischen Oberhoheit zu befreien, aber der Versuch mißlang, da König Ludwig (der Deutsche) nach einem siegreichen Zuge nach Mähren Mojmar absetzte und dessen Neffen Rastiz (Rastislav), der an dem Onkel zum Verräther wurde, den Mährern als Fürsten einsetzte (846). Aber auch Rastiz setzt die Versuche seines Onkels, das Abhängigkeitsverhältniß Mährens vom deutschen Reiche zu brechen, fort, schlägt ein Heer König Ludwigs, das 855 in Mähren einbrach, läßt sich in Verbindungen mit den unzufriedenen Elementen im fränkischen Reiche ein und sucht auch den dem deutschen Reiche feindseligen Hof von Byzanz in sein Interesse zu ziehen.

Aber nicht blos in politischer, sondern auch in kirchlicher Richtung wollte er Mähren dem deutschen Einflusse entziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch im Gebiete der Mojmariden das Christenthum durch deutsche und italienische Missionäre Wurzel geschlagen hatte, aber die große Volksmasse durchdrang die neue Lehre nicht, weil die Missionäre der Volkssprache entweder gar nicht oder nur wenig mächtig waren. Um nun Lehrer zu gewinnen, welche das Christenthum in der Volkssprache predigen könnten, erbat sich Rastiz der slavischen Sprache kundige Glaubensboten von dem griechischen Kaiser Michael; dieser schickte ihm die zwei der slavischen Sprache vollkommen mächtigen Söhne des Patriziers Leo, Constantin (später Cyrill genannt) und Method, die im Jahre 863 in Mähren eintrafen, in einer Zeit, die dem apostolischen Wirken nicht sehr günstig war, da man in Mähren wieder zum Kriege gegen König Ludwig rüstete, welcher auch im August des Jahres 864 in Mähren einfiel, den besiegten Rastiz zwang, Geiseln zu stellen und durch einen Eid das alte Tributär-Verhältniß Mährens zum deutschen Reiche anzuerkennen.



Wandgemälde aus der romanischen Rundkapelle in Znaim (Heidentempel).

Aber trotz dem Kriegsgetöse gedieh das Werk der beiden Glaubensboten erfreulich; ein Theil der heiligen Schrift wurde in die slavische Sprache übersetzt, zu welchem Zweck Constantin eigene slavische Schriftzeichen erfunden hatte; junge Mährer wurden für den kirchlichen Dienst herangezogen und die Messe in slavischer Sprache gelesen. Diese Erfolge, durch welche die deutschen Missionäre überflüssig wurden, fanden bei den Bischöfen von Passau und Salzburg keine Gunst und sie benützten den Umstand, daß beide Brüder in ihrer Jugend Freunde des Irrlehrers Photius gewesen waren, dieselben in Rom als der Häresie verdächtig anzuklagen. Vom päpstlichen Stuhl zur Verantwortung nach Rom berufen, vertheidigten sich die beiden Brüder mit solchem Erfolge, daß nicht nur ihre Rechtgläubigkeit anerkannt, sondern auch die slavische Liturgie gestattet wurde; Papst Hadrian II. weihte beide zu Bischöfen (869). Cyrill starb in Rom, Method aber wurde zum Erzbischof von Pannonien ernannt und kehrte nach Mähren zurück, wo wieder die Kriegsfackel loderte. Schon 864 kämpften die Mährer gegen Ludwig, welcher Rastiz in dessen Burg Dovina (Dèvín, das heutige Theben) belagerte und zwang Geiseln zu stellen. Aber schon 869 mußten wieder zwei fränkische Heere nach Mähren, deren eines die vielbewunderte Hauptfestung des Rastiz (Velehrad, in der Nähe des heutigen Ungarisch Hradisch) und mehrere Befestigungen aus Holz und Verhaue verbrannte, während das zweite das Gebiet von Neutra, in welchem des Rastiz Neffe, Svatopluk, herrschte, vollständig verwüstete. Dieser hochstrebende Mann ertrug nur ungern die Abhängigkeit von dem streng

herrschenden Onkel; wie Rastiz früher die unzufriedenen fränkischen Großen und Söhne König Ludwigs gegen diesen unterstützte, so begab sich Svatopluk sammt seinem Fürstenthum unter den Schutz des deutschen Königs, und als ihn deshalb Rastiz zur Verantwortung ziehen wollte, überlistete er ihn, nahm ihn gefangen und lieferte ihn den Deutschen aus, worauf Rastiz auf dem Reichstage zu Regensburg 870 zum Tode verurtheilt, von König Ludwig aber zur Strafe der Blendung begnadigt wurde. Er starb geblendet in einem Kloster. Aber Svatopluk genoß nicht sofort die Früchte seines Verrathes; da er verdächtigt wurde, daß er einen Aufstand gegen die Franken plane, ward er gefangen und nach Deutschland geschickt. Diese Erfolge benützten die Bischöfe der Metropole Salzburg, welche die Erneuerung der alten Erzdiöcese Pannoniens als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, um die früheren Grenzen ihrer Diöcese wieder herzustellen. Der Salzburger Erzbischof Adalwin lud, ohne dazu berechtigt zu sein, den Erzbischof Method vor sein Gericht, welcher der Vorladung Folge leistete, ohne daß er hierzu verpflichtet war. Die Leidenschaften waren so entbrannt, daß man den mährischen Erzbischof sogar thatsächlich mißhandelte; dritthalb Jahre wurde er in Gewahrsam gehalten und erst auf strengen Befehl von Rom im Frühjahr 873 freigelassen.

Die Mährer, empört über die unwürdige Behandlung, welche ihre beiden Fürsten Rastiz und Svatopluk erdulden mußten, erhoben sich unter Führung eines Verwandten ihres Fürstenhauses, Slavomir, welcher Priester war. Die Franken glaubten den Aufstand dadurch unterdrücken zu können, daß sie Svatopluk freigaben und mit einem Heere nach Mähren schickten, um die Empörung zu ersticken. Doch in Mähren angelangt, fiel Svatopluk im Einverständniß mit seinen Landsleuten über die Franken her, von welchen nur wenige dem Verderben entrannen. Von dieser Zeit an blieb Svatopluk ein gefährlicher Gegner des deutschen Reiches. Wenn auch der Forchheimer Vertrag (874) den Krieg, welcher 872 zwischen Svatopluk und König Ludwig geführt wurde, in der Weise beendigte, daß durch zehn Jahre (874 bis 884) Friede zwischen Großmähren und dem deutschen Reiche herrschte, so sann der mächtige Mährerfürst doch beständig auf Wege und Mittel, um sich der Oberhoheit des deutschen Reiches vollständig zu entziehen. Er benützte nicht nur die Mittel, welche schon Rastiz angewendet hatte, um den deutschen Herrschern Verlegenheiten zu bereiten, insbesondere durch Unterstützung der unzufriedenen Elemente im Reiche selbst und namentlich durch Freundschaftsbündnisse mit den benachbarten Böhmen und über Böhmen hinaus mit den Elbeslaven, die über seine Anregung mehr als einmal gegen das Reich mit den Waffen in der Hand aufstanden. Auch die Zerwürfnisse im fränkischen Kaiserhause nach dem Tode Ludwig des Deutschen und der aufstrebende Ehrgeiz des allerdings tüchtigen unehelichen Sohnes Karlmanns, Arnulf, wie auch die Dreitheilung Deutschlands kamen Svatopluk zu statten. So benützte er einen Streit zwischen Wilhelm und Engelschalk, den

Söhnen des Grenzgrafen Wilhelm, und Aribo, dem Grafen der Ostmark; während Herzog Arnulf die Brüder Wilhelm und Engelschalk in Schutz nahm, unterstützte Svatopluk in der richtigen Erkenntniß, daß Arnulf bei seiner Tapferkeit und Kriegserfahrenheit ihm unter allen Mitgliedern des Kaiserhauses am gefährlichsten werden könne, den Markgrafen Aribo wider Arnulf, dessen Land von dem Mährerfürsten beinahe zur Wüste umgewandelt wurde. Der Kampf zwischen Arnulf und Svatopluk wurde durch Vermittlung Kaiser Karl des Dicken beendigt, der mit Svatopluk in Königsstetten bei Tulln eine Zusammenkunft hatte, bei welcher dieser einen großen Theil Unter-Pannoniens bis zur Drau zu Lehen erhielt (884).

Ein Jahr nach dem Vertrage von Königsstetten starb Erzbischof Method (April 885), der auch in den letzten Jahren seines Lebens mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Im Jahre 878 zum zweitenmale in Rom wegen Häresie verklagt, mußte er sich 879 zum zweitenmale vertheidigen und that dies, wie das erstemal, mit glänzendem Erfolge, so daß Papst Johann VIII. ihn für vollkommen rechtgläubig erklärte und den Gebrauch der slavischen Sprache bei der Liturgie wieder gestattete. Nichtsdestoweniger erwuchsen dem Erzbischof viele bittere Augenblicke, namentlich durch den Alamannen Wiching, einen intriganten Mann, welcher Bischof in Neutra wurde und gegen den Erzbischof selbst durch gefälschte päpstliche Breven Mißtrauen verbreitete. Wiching war auch die Ursache, daß nach dem Tode Methods dessen Lieblingsschüler aus dem Lande vertrieben wurden, welche dann in Bulgarien das Werk ihres Meisters fortsetzten.

Obwohl Svatopluk im Jahre 884 gegen Arnulf kämpfte, so trat er doch an dessen Seite, als dieser im Jahre 887 die Hand nach der deutschen Königskrone ausstreckte, welche er auch erlangte. Aber Arnulf war nicht der Mann, welcher das dem Reiche gefährliche Anwachsen der Macht Svatopluks länger geduldet hätte. Es kam zum Bruche und infolge dessen zum Kriege zwischen beiden, den Arnulf nicht nur mit seinen eigenen Truppen, sondern auch mit Hilfe des Slovenenfürsten Brazlav führte (892, 893). Wenn auch Svatopluk in diesem Kampfe nicht besiegt wurde, so nahte doch dem großmährischen Reiche eine Gefahr, die umso größer wurde, als der kriegserfahrene mächtige Mährerfürst im Jahre 894 starb. Es näherten sich den Grenzen Mährens, wie es heißt, von Arnulf dazu angeeifert, die kühnen Reiterschaaren der Magyaren, die zwar im Jahre 901 und 903 von den Mährern geschlagen wurden, deren immer wieder erneuerten Angriffen aber Mähren auf die Länge der Zeit umsoweniger widerstehen konnte, als die Söhne Svatopluks, Mojmar II. und Svatopluk II., unter sich uneinig, sich gegenseitig befehdeten und so den Zusammenbruch des großmährischen Reiches beschleunigten. Die Schlacht bei Preßburg (906), in welcher die Mährer das Heer König Ludwig des Kindes unterstützten, entschied das Schicksal Mährens; das Reich der Mojmariden wurde vernichtet und so ungünstig waren die Verhältnisse, daß nicht einmal der kleinste Versuch

unternommen werden konnte, um das Reich zu erneuern, auf dessen Trümmern zwei neue Reiche, Böhmen und Ungarn, erwuchsen.

Mähren unter den Přemysliden. Nach dem Sturz des großmährischen Reiches blieb Mähren eine Zeitlang in der Gewalt der Magyaren, von welchen es erst infolge der Schlacht auf dem Lechfelde (955) befreit wurde, indem der böhmische Herzog Boleslav I., der Verbündete Kaiser Otto des Großen, des Magyarenbesiegers, Mähren und Böhmen vereinigte. Zwar wurde Mähren kurze Zeit von den Polen und später nochmals von den Magyaren besetzt, es wurde aber den letzteren von dem böhmischen Herzog Udalrich und namentlich von dessen Sohne Břetislav entrissen, welcher seinen Sitz in Olmütz aufschlug und das Land als Herzog von Mähren verwaltete. Seine Kriege mit Polen seien hier nur deshalb erwähnt, weil er aus einem Theile der großen polnischen Kriegsbeute das erste Kloster in Mähren, Raigern bei Brünn, gründete (1048). Als er nach dem Tode seines Vaters den böhmischen Thron bestieg (1037), vereinigte er Mähren mit Böhmen, in welcher Vereinigung es in der Folgezeit dauernd verblieb.

Aber diese Vereinigung wurde die mittelbare Ursache mannigfacher Kriege und Verwüstungen, denen das Land ausgesetzt wurde. Die nächste Veranlassung bot das von Břetislav im Jahre 1054 eingeführte Senioratserbfolgegesetz, wornach immer der älteste des Přemyslidenhauses die Regierung in Böhmen antreten sollte, während die jüngeren Prinzen mit Gebietsantheilen Mährens apanagirt wurden. Dieses Erbfolgegesetz, an dessen Stelle erst im Jahre 1216 die Primogenitur eingeführt ward, wurde jedoch nicht immer befolgt und überdies strebten die in Mähren apanagirten Prinzen die möglichste Unabhängigkeit von dem böhmischen Herrscher an, so daß Mähren bald und auf längere Zeit der Schauplatz verderblicher innerer Kriege wurde, welche den Wohlstand des Landes nicht zur Blüte kommen ließen. Schon der erste Nachfolger Břetislavs, sein ältester Sohn Spytihněv, welcher zu Lebenszeiten des Vaters Mähren verwaltet hatte (1047 bis 1054), mußte die üblen Folgen des neuen Erbfolgegesetzes verkosten. Als er die Regierung in Böhmen antrat, theilte er Mähren unter seine drei jüngeren Brüder in der Weise, daß Vratislav das Olmützer-, Otto das Brünner- und Konrad das Znaimer-Gebiet als Apanage erhielten, eine Dreitheilung, welche durch längere Zeit dauerte (bis 1197); nur vorübergehend wurde auch die Jamnitzer- und Břeclaver- (Lundenburger-) Provinz einzelnen Prinzen als Apanage angewiesen. Die jüngeren Brüder ertrugen nur ungern die Oberhoheit des böhmischen Herzogs; es kam zu offener Empörung, an deren Spitze Vratislav von Olmütz stand. Die Empörung wurde unterdrückt und Spytihněv ließ Mähren wieder in seinem Namen verwalten. Doch söhnte er sich durch Vermittlung des ungarischen Königs bald mit Vratislav aus, welcher ihm in der Regierung folgte (1061) und unter seine jüngeren Brüder, Otto den Schönen und Konrad, Mähren derart theilte,



Burg Vöttau an der Thaya.

daß jener den nordwestlichen Theil mit dem Sitze in Olmütz, dieser den südöstlichen mit Brünn als Hauptstadt erhielt.

Vratislav, obwohl in die deutschen Reichsangelegenheiten vielfach verwickelt, behielt die Bedürfnisse seiner Länder fest im Auge; wir heben hier, was Mähren anbelangt, nur die Gründung des Olmützer Bisthumes hervor (1063), welche dem Lande eine selbstständige Verwaltung in kirchlichen Angelegenheiten sicherte, obwohl die Unterordnung Mährens unter die Mainzer Metropole natürlich verblieb.

Auch Vratislav, welcher für seine Person die Königswürde von Kaiser Heinrich IV. erhielt, hatte Mißhelligkeiten mit seinem Bruder Konrad in Brünn, den er mit Waffengewalt zur Ruhe bringen mußte, der aber nichtsdestoweniger ihm in der Regierung Böhmens nachfolgte (1092), jedoch schon nach acht Monaten starb. Sein Nachfolger, Břetislav II., verletzte der erste das von Břetislav I. gegebene Erbfolgegesetz, indem er zur Nachfolge, welche dem Seniorate gemäß dem Brünner Herzog Ulrich gebührte, seinen Bruder Bořivoj bestimmte, dem auch Kaiser Heinrich IV. auf Bitten Břetislavs die

böhmische Fahne übersandte zum Zeichen, daß er ihm Böhmen als Lehen verleihe. Ulrich griff, um sein Recht zu vertheidigen, zu den Waffen, wurde aber besiegt und ins Gefängniß nach Böhmen abgeführt; es gelang ihm aber aus dem Kerker zu entspringen und zu seinem Bruder Lutold von Znaim zu entfliehen, worauf beide Brüder den Kampf gegen Břetislav begannen, der sie jedoch besiegte und ihr Gebiet dem Bořivoj verlieh.

Nachdem das Senioratserbfolgegesetz einmal verletzt war, scheute man sich nicht mehr vor weiteren Angriffen auf dasselbe, so daß die Geschichte Mährens in den nächsten hundert Jahren von inneren Kriegen und von Verwüstungen des Landes viel zu erzählen weiß, so in den Jahren 1105, 1110, 1125 u. s. w. Sehr heftig entbrannte der Kampf zwischen den Přemysliden nach dem Tode Herzogs Soběslav (gestorben 1140); dieser hatte nämlich schon 1138 seinen ältesten Sohn Vladislav gegen das Senioratserbfolgegesetz zum Nachfolger bestimmt; als aber Soběslav todt war, widersprachen die böhmischen und mährischen Barone jener Bestimmung und wählten auf den Rath des ausgezeichneten Olmützer Bischofs Zdik den ältesten Sohn des im Jahre 1125 verstorbenen böhmischen Herzogs Vladislav I., der ebenfalls Vladislav hieß, zum Herzog von Böhmen (1140). Als dieser aber die Zügel der Regierung kräftig in die Hand nahm und namentlich die böhmisch-mährischen Barone und die nach Unabhängigkeit strebenden mährischen Fürsten in die gebührenden Schranken verweisen wollte, erklärten ihn diese des Thrones verlustig, worauf, besonders durch die Bemühungen der mährischen Přemysliden Konrad II. von Znaim, Vladislavs von Brünn, Ottos III. von Olmütz nach dem Senioratserbfolgegesetze Konrad II. von Znaim den böhmischen Thron bestieg. Bischof Zdik, auch Heinrich genannt, blieb dem Herzog Vladislav II. treu und begab sich, als er die Niederlagen der Anhänger desselben sah, zum deutschen König Konrad III., um ihn zur Hilfe für Vladislav II. zu bewegen; der König gewährte auch die Hilfe, so daß sich Vladislav II. auf dem Throne behaupten konnte. Die mährischen Fürsten erklärten hingegen den Olmützer Bischof für einen Landesfeind, besetzten und plünderten die bischöflichen Güter, so daß der Bischof genöthigt war, den Bann über Mähren zu verhängen. Als dann ein böhmisches Heer das Land besetzte, nahmen die Verwüstungen bedeutend zu und hörten erst auf, als die Fürsten das Land verließen.

Gerade damals verweilte in Böhmen und Mähren der päpstliche Legat-Cardinal Guido, um den Verordnungen der Curie gegen die Simonie und die Ehen der Geistlichkeit auch in den böhmischen Ländern Geltung zu verschaffen. Seinen Bemühungen gelang es auch, eine Versöhnung zwischen dem Bischof Zdik und den mährischen Fürsten einerseits und zwischen diesen und dem Herzoge Vladislav II. andererseits zustande zu bringen, die vollständig schien, da die mährischen Fürsten in ihre früheren Besitzungen wieder eingesetzt wurden. Allein in ihnen verblieb ein tiefer Groll gegen den Olmützer Bischof; als dieser

im Winter des Jahres 1145 sich auf die Reise nach Rom begab, überfielen ihn Konrad von Znaim, Vratislav von Brünn und Dipold von Jamnitz bei Hausbrunn unweit der böhmischen Grenze und nur wie durch ein Wunder gelang es dem Überfallenen, sich in einem Gebüsch zu verbergen, ohne daß es den Verfolgern gelang, seine Spur zu entdecken. Zufolge dessen wurde von Rom aus der Kirchenbann über die mährischen Fürsten ausgesprochen und Herzog Vladislav II. erhielt die Aufforderung, durch den weltlichen Arm dem Bannspruch Geltung zu verschaffen. Dipold unternahm zur Sühne eine Romfahrt, Vratislav starb vom Schlage gerührt, nur Konrad von Znaim trotzte dem böhmischen Heere, welches das Gebiet des Fürsten derart verheerte, daß es einer Wüste glich; erst dann bat er um Verzeihung, die ihm auch zu Theil wurde. Nach seinem Tode (1150) erhielt sein Sohn Konrad Otto das Znaimer Gebiet.



Siegel des Markgrafen Přemysl.

Diese beständigen Parteiungen und Kämpfe der Přemysliden hatten zur nothwendigen Folge, daß die Herrscher Deutschlands, die so oft von den böhmischen Thronerben um ihre Gunst und Hilfe gebeten wurden, jedesmal die Gelegenheit benützten, um ihren Einfluß in den böhmischen Ländern zu befestigen und zu erweitern. Niemals aber äußerte sich dieses Bestreben in so schwerwiegenden Thatsachen, als zur Zeit Kaiser Friedrichs I. Vladislav II. hatte seinen ältesten Sohn, den Olmützer Fürsten Friedrich, gegen das Senioratsgesetz zum Nachfolger bestimmt, welcher auch, von Kaiser Friedrich I. unterstützt, den Thron bestieg. Als aber der neue Herzog große Steuern ausschrieb, um den dem deutschen Kaiser gegenüber eingegangenen

Verbindlichkeiten nachzukommen, empörten sich die böhmischen Barone, vertrieben Friedrich und setzten den Znaimer Fürsten Konrad Otto zum Herzog ein. Friedrich floh zum deutschen Kaiser, welcher unter Androhung von Gewalt den Streit dahin entschied, daß Friedrich wieder als Herzog in Böhmen angenommen werde. Mähren aber wurde unter dem Titel einer Markgrafschaft als ein unmittelbares Lehen des deutschen Reiches erklärt und dem Herzog Konrad Otto verliehen, der sich dann auch Markgraf von Mähren nannte. Als er aber der Aufforderung des Herzogs Friedrich, diesem Titel zu entsagen und die Oberhoheit des Herzogs von Böhmen anzuerkennen, sich nicht fügen wollte, sandte dieser seinen Bruder Přemysl Otakar mit einem starken Heere nach Mähren, welcher in der mörderischen Schlacht bei Lodenitz (10. December 1185) die Mährer besiegte, worauf Konrad Otto dem Titel eines Markgrafen von Mähren entsagte und sich mit Friedrich so vollständig aussöhnte, daß er nach dessen Tode (25. März 1189) auf den Herzogsstuhl in Böhmen gelangte, den er aber nur durch zwei Jahre innehatte. Konrad Otto danken wir die erste Codification der Rechtsgewohnheiten Mährens, welche unter dem Namen der Jus Conradi oder Statuta ducis Ottonis bekannt sind.

Konrad Otto hatte zwar dem Titel eines Markgrafen entsagt, aber sechs Jahre nach seinem Tode erhielt Mähren bleibend den Titel eines Markgrafthums bei Gelegenheit des Thronstreites zwischen Přemysl Otakar I. und Heinrich Vladislav. Letzterer, um neues Blutvergießen zu verhindern, begab sich aller Ansprüche an Böhmen und erhielt (1197) dafür Mähren unter dem Titel einer Markgrafschaft als Lehen der böhmischen Krone, in welchem staatsrechtlichen Verhältniß Mähren fortan verblieb.

Unter dem Markgrafen Heinrich Vladislav zeigen sich die ersten Spuren deutscher Colonisation in Mähren, welche unter seinen Nachfolgern Heinrich Vladislav II. und Přemysl bedeutend zunahm, namentlich als nach der furchtbaren Verwüstung des Landes durch die Mongolen (1241) ein bedeutender Theil der Bevölkerung theils getödtet, theils in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurde. Auch der Einfall der Kumanen (1252) hatte einen ähnlichen Einfluß auf die Vermehrung der deutschen Colonisten in Mähren. Als Hauptförderer dieser Colonisation wirkte der Olmützer Bischof Bruno aus dem Hause der Grafen von Schaumburg (1245 bis 1281), als Kirchenfürst und Staatsmann gleich ausgezeichnet, welcher durch Gründung einer bedeutenden Anzahl von bischöflichen Lehen, welche dem König von Böhmen als Oberlehensherrn unterstanden, das Olmützer Bisthum zu einer einflußreichen Machtstellung in Böhmen und Mähren erhob. Seinem Beispiel folgten die reichen Stifte und Klöster, ja auch mehrere Magnaten des Landes, welche fleißige deutsche Colonisten auf ihren ausgedehnten Ländereien ansiedelten. Infolge dessen erblühte nicht blos das Städteleben, es verbesserte sich auch die social-politische und ökonomische Lage des Bauernstandes, indem an die Stelle des alten

Colonats die Emphitheuse trat, welche den Ackerbauern einen bedeutenden Rechtsschutz gewährte. Hand in Hand damit ging eine durchgreifende Veränderung der öffentlichen Rechtsinstitutionen, indem durch Ertheilung von Immunitäten an die Unterthanen des Olmützer Bisthums und der Klöster und später auch an Hörige einzelner Städte und Großen des Landes neue Rechtszustände geschaffen wurden, die sich so rasch entwickelten, daß sie schon am Schluß des XIII. Jahrhunderts als fest begründet bezeichnet werden können, da namentlich König Otakar II. dieselben in der Markgrafschaft eifrig beförderte.

Die Přemysliden des XIII. Jahrhunderts, insbesondere Otakar II., waren eifrige Förderer des Städtewesens, dessen Entwicklung sie durch Verleihung von Stadtrechten begünstigten, welche theils dem sächsischen oder Magdeburger, theils dem baierischen oder Nürnberger Rechte entlehnt wurden. Die erste Stadt, welche in Mähren deutsches Recht erhielt, war Freudenthal (1213), ihm folgte 1224 Troppau (beide Städte gehörten damals zu Mähren), 1243 Brünn, dessen Recht so aufblühte, daß 63 Städte und Märkte des Landes beim Brünner Stadtrecht Rechtsbelehrungen erbaten. Eine ähnliche Wichtigkeit hatte das Olmützer Stadtrecht, welches durch den Markgrafen Johann 1352 zum Oberhof für alle Städte Mährens, in welchen das Magdeburger Recht galt, erhoben wurde. Große Bedeutung erlangte auch das Iglauer Stadt- und Bergrecht, welch letzteres als Oberhof für Bergsachen in den böhmischen Ländern galt, aber auch den sächsischen Bergstädten Belehrungen ertheilte. Dadurch, daß die mährischen Städte z. B. Brünn in Magdeburg, Olmütz in Breslau Rechtsbelehrungen suchten, entwickelte sich ein reger Verkehr zwischen den mährischen königlichen und mehreren deutschen Städten, worunter außer Magdeburg noch Nürnberg und Köln besonders zu erwähnen sind.

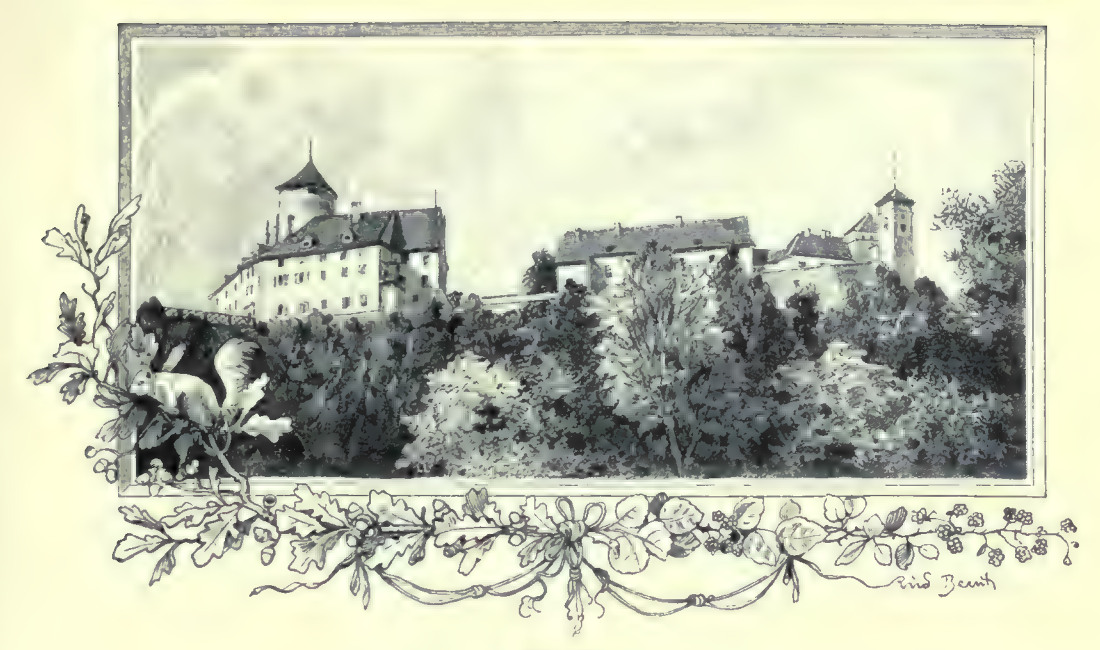
Als der stolze und mächtige Herrscher in der Marchfelder Schlacht gegen Rudolf von Habsburg fiel (1278), blieb Mähren durch fünf Jahre bis zur Erstattung der Kriegskosten im Pfandbesitze Rudolfs, wurde aber unter Otakars Nachfolger Wenzel II. wieder mit Böhmen vereinigt, aber nicht mehr in dem früheren Umfange, da das Oppaland mittlerweile von Mähren losgetrennt und als ein von Böhmen abhängiges Lehensherzogthum dem unehelichen Sohne Otakars II., Nikolaus, verliehen worden war. Wenzels II. Sohn und Nachfolger Wenzel III. schloß die Reihe der Přemyslidenherrscher; er wurde bekanntlich, als er ein Heer in Mähren sammelte, um den Besitz Polens, das sein Vater erworben hatte, sich und seinem Hause zu sichern, in Olmütz durch die Hand eines Meuchelmörders getödtet (1306).

Mähren unter Regenten aus verschiedenen Häusern. Nach dem Aussterben der Přemysliden versuchte der deutsche König Albrecht I. von Habsburg die böhmischen Länder für sein Haus zu erwerben, es sollten aber noch mehr als zwei Jahrhunderte vergehen, ehe die Erwerbung für dauernde Zeiten erfolgte. Es gelang zwar dem Sohne

des Königs, Rudolf, durch seine Heirat mit der Witwe Wenzels II., Elisabeth, den böhmischen Thron zu besteigen, aber dieser vortreffliche Herrscher starb schon 1307 (3. Juli), worauf Heinrich von Kärnthen die böhmische Krone erhielt. Heinrich wurde jedoch bald in Böhmen derart unbeliebt, daß die böhmischen Großen die Krone dem deutschen König Heinrich von Luxemburg antrugen, der sie zwar nicht für sich annahm, aber seinen damals vierzehnjährigen Sohn Johann den Böhmen als König empfahl (1309). Johann verschrieb den österreichischen Herzogen als Entschädigung 50.000 Mark, bis zu deren Auszahlung ihnen die Einkünfte Mährens verpfändet wurden.

Wie in Böhmen, so bestand auch in Mähren eine große Gährung der Parteien, die in offenen Krieg ausbrach, durch welchen namentlich die Städte und das Landvolk zu leiden hatten. Deshalb wurde der junge König als er anfangs Juni 1311 im Lande erschien, begeistert empfangen, weil man von ihm die Bestrafung der Landesschädiger und die Herstellung der Ordnung im Lande erwartete. Nachdem der König den Mährern mit dem Privilegium vom 18. Juni 1311 wichtige Freiheiten ertheilt hatte, welche die Grundlage der späterhin vielfach vermehrten Rechte der Stände bildeten, zog er gegen die Unruhestifter ins Feld und stellte durch Zerstörung der gefürchtetsten Raubburgen die Ordnung im Lande her (1312). Drei Jahre später (1315) kam König Johann wieder nach Mähren, um das Land vor den Beutezügen des Grafen Matthäus von Trenčin zu schützen, dessen Haufen von dem Könige geschlagen und vertrieben wurden.

An der Unzufriedenheit, welche, wie aus der böhmischen Geschichte bekannt, unter dem böhmischen Adel gegen König Johann ausbrach, war auch Mähren betheiligt, wo an der Spitze der Opposition Heinrich von Lipa stand, der zu den bedeutendsten Staatsmännern Mährens gehört, dessen Charakter ebenso fest, aber auch ebenso biegsam wie Stahl war. Es war ein Glück für Mähren, daß nach Beilegung des Streites zwischen dem König und der Adelsopposition Heinrich von Lipa zum Landeshauptmann in Mähren ernannt wurde (1321), da während seiner achtjährigen weisen Verwaltung die öffentlichen Zustände sich wesentlich besserten, so daß, als der siebzehnjährige Königssohn Karl mit dem Markgrafthum Mähren belehnt wurde (1333), das Land sich rasch von den Folgen der Unruhen erholte. Die erste Sorge des Markgrafen Karl war, die von seinem Vater verpfändeten Krongüter in Mähren von den Pfandinhabern auszulösen, um dem markgräflichen Hofstaate eine sichere Grundlage zu verschaffen. Ein großes Verdienst um Mähren erwarb sich Karl als König durch Organisation der Landtafel im Jahre 1348; die Landtafeln bei den kleineren Gerichtsbezirken wurden aufgehoben und es verblieben nur die Landtafeln bei den großen Landrechten in Olmütz und Brünn, in welche allein fürderhin alle Veränderungen im Besitzstande der nicht unterthänigen Grundcomplexe und alle Forderungen des Hypothekarcredits eingetragen werden durften.



Burg Eichhorn.

Die staatsrechtliche Stellung Mährens und des Olmützer Bisthums als Lehen der böhmischen Krone wurde durch die Urkunde Karls IV. vom 7. April 1348 endgiltig fixirt, am 26. December 1349 der Bruder Karls, Johann, mit der Markgrafschaft belehnt, im Jahre 1355 die Erbfolge-Ordnung unter den Nachkommen Karls und Johanns für Mähren und Böhmen festgesetzt und 1364 in Gegenwart einer glänzenden Fürstenversammlung in Brünn zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg ein Erbvertrag abgeschlossen, dem zufolge nach dem Erlöschen aller männlichen und weiblichen Nachkommen des einen Hauses alle Länder desselben dem anderen Hause anheimfallen sollten. Die Regierung Johanns verlief, einige Fehden des mährischen und österreichischen Adels ausgenommen, ruhig, doch hatte das Land (1354 bis 1357) durch die furchtbare Pest, welche damals Europa durchzog, viel zu leiden, so daß die volkreichsten Orte ein gutes Drittheil ihrer Einwohner verloren.

Markgraf Johann theilte in seinem dritten und letzten Testament (26. März 1371) Mähren unter seine drei Söhne in der Weise, daß der älteste Sohn Jodok den Titel eines Markgrafen und Oberherren (Altmarkgraf, starší markrabí) von Mähren erhielt, den beiden jüngeren Söhnen, Johann Sobèslav und Prokop gewisse Besitzungen angewiesen wurden; letztere erhielten ebenfalls den markgräflichen Titel, doch mußten sie die ihnen zuertheilten Güter von Jodok als Oberherrn zu Lehen nehmen und durften von ihnen ohne Einwilligung Jodoks nichts verkaufen, verschenken oder verpfänden. So kam zu der

schon bestandenen Zweittheilung des Landes (die eigentliche Markgrafschaft und das Olmützer Bisthum) noch eine dritte und vierte Theilung, welche dem Bestand einer Centralgewalt nur hinderlich sein konnte und Anlaß zu vielen Mißhelligkeiten zwischen den Söhnen Johanns wurde. Bald nach dem Tode Johanns (gestorben 12. November 1375) kam es zu einem Zwist zwischen Jodok und Johann Sobèslav, der, weil im Jahre 1377 gütlich beigelegt, keine schädliche Wirkung im Lande verursachte. Aber mit dem Jahre 1380 beginnt für Mähren eine trostlose Zeit. Nach dem Tode des Olmützer Bischofs Johann wollten Jodok und Prokop, daß das Kapitel ihren Bruder Johann Soběslav, der Priester war, zum Bischof wähle; als das Kapitel diesem Wunsche sich nicht gefügig zeigte, wurde es aus Olmütz verjagt, dagegen aber über Jodok und die Stadt Olmütz der Kirchenbann verhängt, welcher erst aufgehoben wurde, nachdem von Jodok Genugthuung geleistet worden war. Markgraf Prokop setzte jedoch mit seinen Anhängern die Feindseligkeiten gegen die Olmützer Kirche fort, bis auch er und sein Anhang (1399) mit dem Bann belegt wurden. Prokop ließ dessenungeachtet von den Angriffen auf die bischöflichen Güter und der Plünderung derselben bis zum Jahre 1403 nicht ab, und da auch die Vasallen des Bischofs die Güter Prokops und dessen Anhänger nicht verschonten, wurde ein guter Theil des Landes verwüstet. Er besaß allerdings auch einen politischen Vorwand für seinen Kampf gegen das Olmützer Bisthum; das große Schisma in der katholischen Kirche seit 1378 rief nämlich auch in Mähren tiefe Spaltungen hervor und da Prokop ein Anhänger des Gegenpapstes Clemens VII. war, glaubte er ein Recht zu haben, den Olmützer Bischof und sein Kapitel, welche zu Urban VI. hielten, zu bekriegen. Als zu diesen Wirnissen noch die Uneinigkeit zwischen den Gliedern des Luxemburgischen Hauses kam, als Jodok und Prokop, Sigmund und Wenzel, dann wieder Jodok und Wenzel, Prokop und Sigmund sich hartnäckig befehdeten und in nichts sich gleich waren als in ihrem Hasse, ihrer Rachsucht, ihrem Treubruch und ihrer Ländersucht, verfiel Mähren in die verderblichste Unordnung, in welcher nicht Recht und Frieden, sondern Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit herrschte. Die landrechtlichen Gerichtsbücher jener Zeit sind voll von Klagen über gewaltsame Eingriffe und Wegnahme von fremden Gütern, über Beraubung von Kaufleuten auf offener Straße, deren sich die Anhänger der einen an denen der anderen Partei schuldig machten. Namentlich erlaubten sich Prokops Anhänger jeden Frevel an Eigenthum und persönlicher Freiheit und setzten ihre verderbliche Thätigkeit auch nach dem Tode Prokops (gestorben 14. September 1405) unter ihren Führern Johann von Lamberg, genannt der Falke (Sokol), und Heinrich von Kunstat, genannt der dürre Teufel (Suchý Čert), fort, deren Beinamen schon ihre verderbliche Thätigkeit charakterisiren. Einer ihrer Anhänger besetzte die Burg Eichhorn, von wo aus er die Stadt Brünn und ihre Umgebung plünderte und verwüstete.



Znaim in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Auch das Landvolk hatte viel zu leiden und fühlte die ganze Schwere dieser Zeit umsomehr, als durch den im Jahre 1381 gefaßten Landtagsbeschluß die Freizügigkeit der Unterthanen von einer Grundobrigkeit zur anderen sehr beschränkt wurde.

Markgraf Jodok, zu sehr mit den Kämpfen gegen Wenzel und Sigmund beschäftigt, wie auch von den Geschäften in Luxemburg und Brandenburg, welch letztere Mark er schon im Jahre 1388 von Sigmund erworben hatte, nicht minder auch von dem Streben nach der deutschen Königskrone in Anspruch genommen, hatte nicht die nothwendige Muße und Zeit und wohl auch nicht hinreichende Macht und Streitkräfte, um die Landesschädiger zu Paaren zu treiben. Ein Ziel seines mehrjährigen ehrgeizigen Strebens, die deutsche Krone, erreichte er, indem er zum römischen König gewählt wurde (1. October 1410), aber die Herrschaft in Deutschland trat er nicht an, da er schon in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar des Jahres 1411 starb.

Jodok war mit manchen Fehlern behaftet, aber er hatte auch gute Eigenschaften. Der Olmützer Bischof Johann von Neumarkt lobte seine glänzenden Talente, vermöge welchen er der gelehrteste Fürst seiner Zeit war; er liebte die Kunst und seine Gesandten in fremde Länder erhielten immer den Auftrag, werthvolle Bücher und Kunstgegenstände für ihn zu sammeln und anzukaufen; den berühmten Heinrich von Gmünd ernannte er zu seinem Hofbaumeister und erwarb auch die nach dem genannten Bischof hinterbliebenen Kleinodien und Kunstschätze.

Nach dem kinderlosen Tode Jodoks fiel Mähren als erledigtes Lehen an die Krone Böhmens und König Wenzel IV. ließ das Land, das wie Böhmen selbst einer festen Leitung bedurfte, durch Landeshauptleute verwalten. Denn die Lehren des Johannes Hus wurden auch in Mähren bald verbreitet, da sich hier dieselben nationalen, politischen und kirchlichen Verhältnisse vorfanden wie in Böhmen; namentlich war die Verweltlichung des höheren und die sittliche Ungebundenheit des niederen Clerus in Mähren so arg, daß der neuen Lehre dadurch Vorschub geleistet und dieselbe rasch verbreitet wurde. Dazu kam der ärgerliche Streit zwischen dem Leitomischler Bischof Johann und dem Vyšehrader Domherrn Albrecht (Aleš) um das Olmützer Bisthum, welche beide von je einem Theile des Olmützer Kapitels postulirt wurden; der Streit, der viele widerliche Auftritte im Lande zur Folge hatte, dauerte zwei Jahre und wurde erst 1418 dadurch beigelegt, daß Albrecht das Leitomischler und Johann das Olmützer Bisthum erhielt. Der Husitismus fand viele Anhänger unter dem mährischen Adel und Landvolke, während die fast durchwegs von Deutschen bewohnten königlichen Städte der katholischen Sache treu blieben; es schien fast, daß die römische Kirche trotz des energischen Widerstandes, den der Olmützer Bischof Johann selbst mit den Waffen in der Hand den Husiten engegenstellte, in Mähren alle ihre Anhänger, die ihr unter dem Adel und Landvolke noch treu waren, verlieren werde,

da Wenzels lässige Regierung nichts that, um die religiösen Wirren im Lande zu bannen. Mit dem Tode König Wenzels (gestorben 16. August 1419) trat eine Wendung ein, als sein Bruder Sigmund, König von Ungarn und deutscher Kaiser, Mähren in Anspruch nahm und, von ungarischen und den Truppen seines Schwiegersohnes Albrecht V. von Österreich unterstützt, dasselbe rasch besetzte. Die Mährer huldigten Sigmund als ihrem Markgrafen, obwohl er in Böhmen als König nicht anerkannt wurde. Durch Sigmunds rasches und energisches Handeln eingeschüchtert, verwarfen die Stände auf dem Brünner Landtage 1421 die bekannten vier Prager Artikel, welcher Beschluß allerdings nicht



Ctibor von Cymburg.

verhindern konnte, daß die husitische Bewegung im Lande immer weitere Kreise zog. Die mährischen Husiten gründeten in der Nähe von Ungarisch-Hradisch auf einer Marchinsel bei dem Dorfe Nedakonitz ein befestigtes Lager (Nový Tábor = Neu-Tabor), von wo aus sie unter Anführung zweier abtrünnigen Priester, des Friedrich von Straznitz und des Thomas von Byzovitz, ihre verheerenden Züge unternahmen. An den Truppen des Olmützer Bischofs und des Herzogs von Österreich, Albrecht, fanden sie entschiedene Gegner; letzterer erhielt von König Sigmund als Entschädigung für die gegen die Husiten geleistete Hilfe die Markgrafschaft Mähren (1423) zu Lehen. Um dem verderblichen Treiben der Husiten ein Ende zu machen, schloß der neue Markgraf Albrecht am 9. März 1434

mit den wichtigsten Gliedern des Herren- und Ritterstandes einen Landfrieden auf fünf Jahre, in welchem scharfe Maßregeln gegen die Ruhestörer enthalten sind, die ihre gute Wirkung umsomehr äußern konnten, als unmittelbar nach Abschluß des Landfriedens in der Schlacht bei Lipan (30. Mai 1434) die Hauptmacht der fanatischen Husitenpartei in Böhmen vernichtet wurde, wodurch den gemäßigten Elementen die Abschließung der bekannten Compactaten, welche die Communion unter beiderlei Gestalten zuließen, ermöglicht wurde. Publicirt wurden die Compactaten auf dem Landtage in Iglau (6. Juli 1436).

Albrecht starb 1439. Ihm folgte sein nachgeborener Sohn Ladislaus (Posthumus), welchen die Mährer als erblichen Landesherrn betrachteten, dem sie, als er großjährig geworden, 1453 (am 6. Juli) die Huldigung leisteten, noch ehe er in Böhmen als König gekrönt war. In der, zwischen den Böhmen und Mährern ziemlich lebhaft geführten Controverse über die Meinung der ersteren, die Mährer hätten ihre Huldigung erst nach erfolgter Krönung darbringen sollen, brachten die mährischen Stände den staatsrechtlichen Grundsatz zur Geltung, daß Mähren das Recht habe, einem erblichen Landesfürsten auch vor seiner Krönung in Böhmen zu huldigen. Unter Ladislaus kurzer Regierung beginnen die ernsten Versuche, den Utraquismus einzudämmen und der katholischen Kirche zu ihrer früheren dominirenden Stellung zu verhelfen; ein Mittel hierzu war die Missionsthätigkeit des Johannes Kapistran, welche aber keinen durchgreifenden Erfolg erzielte, da er der böhmischen Sprache nicht mächtig war und ihn überdies der Landeshauptmann Johann von Cymburg, welcher an der Spitze der von dem jungen König in Mähren auf zwei Jahre (1455 bis 1457) eingesetzten Regierung stand, vielfach in seiner Thätigkeit hinderte, so daß die religiösen Gegensätze sich eher zuspitzten als milderten. Dies wurde nach dem Tode des Königs Ladislaus (gestorben 1457) fühlbar, als König Georg Poděbrad die Regierung antrat; die höheren Stände Mährens erkannten ihn als Markgrafen unter der Bedingung an, daß er den Katholiken seinen Schutz verbürgte und im Namen der böhmischen Stände versprach, es solle künftighin kein König von Böhmen ohne Zuziehung der Mährer gewählt werden. Aber die königlichen, deutsch und katholisch gesinnten Städte, von Herzog Albrecht VI. von Österreich unterstützt, versagten Georg die Anerkennung, welche er sich von ihnen mit Waffengewalt erzwingen mußte. Sein anfangs gespanntes Verhältniß zu Kaiser Friedrich III. gestaltete sich glimpflicher, als er diesen gegen die aufständischen Wiener unterstützte, bei welcher Gelegenheit der Kaiser den Mährern das Landeswappen dahin verbesserte, daß er den früher silbern nunmehr durch einen golden geschachten Schild ersetzte (7. December 1462), eine Neuerung, die erst in den Dreißiger-Jahren des XIX. Jahrhunderts in Übung kam, während in früherer Zeit trotz der Ertheilung des Wappenprivilegiums das ursprüngliche Wappen in Gebrauch stand.



König Ludwig II.

Um das Ansehen der königlichen Macht in Mähren zu heben, verordnete König Georg, daß die Beisitzer des Landrechtes und die obersten Landesbeamten nicht nur auf ihr Amt, sondern auch dem König den Eid der Treue ablegen sollten, den sie bis dahin nicht zu leisten hatten; dieser Verordnung widersetzte sich Heinrich von Lichtenburg, Herr auf Böttau und Zornstein, ein alter Gegner Georgs, so hartnäckig, daß sein Widerstand nur durch die Zerstörung Zornsteins gebrochen werden konnte. Auch versprach König Georg auf dem Olmützer Landrechte (13. Jänner 1464) den Ständen auf ihr Ansuchen, daß die Markgrafschaft der Krone Böhmens unter keinem Vorwande durch Verkauf, Tausch, Theilung oder Verpfändung entfremdet werden dürfe. Aber diese enge Zusammengehörigkeit Mährens und Böhmens wurde bald, wenn auch nur auf kurze Zeit unterbrochen. König Georg hatte nämlich für die Aufrechthaltung der von Pius II. und Paul II. verworfenen Compactaten mit dem ungarischen Könige Matthias Corvinus, den die beiden Päpste als Vorkämpfer der Curie gegen ihn gewonnen hatten, schwere Conflicte zu bestehen, die sich in einen Kampf um die Krone Böhmens zuspitzten und auch nach dem Tode Georgs (1471) nicht aufhörten, als der von diesem als König empfohlene katholische Wladislav von Polen den böhmischen Thron bestieg. Matthias setzte auch gegen den neuen König den Krieg fort, bis endlich durch Einwirkung Papst Sixtus' IV. und Kaiser Friedrichs III. im Jahre 1477 Friedenspräliminarien zwischen beiden Königen verhandelt wurden, auf deren Grund der definitive Friede vom 30. September 1478 zustande kam, in welchem unter anderem die Abtretung Mährens, Schlesiens u. s. w. an König Matthias für dessen Lebensdauer enthalten war. Ein wesentliches Verdienst um die Beendigung des Streites und die Beruhigung des Landes erwarb sich Ctibor von Cymburg auf Tobitschau, welcher durch fünfundzwanzig Jahre (1469 bis 1494) als Landeshauptmann fungirte und durch makellosen Charakter, Energie und unbeugsamen Rechtssinn das volle Vertrauen des Königs Georg und der beiden katholischen Könige Wladislav und Matthias errang, obwohl er selbst ein eifriger Utraquist war. Er ist der Verfasser des sogenannten Tobitschauer Rechtsbuches (Kniha Tovačovská), in welchem das alte Gewohnheitsrecht Mährens in staatsrechtlicher und judicieller Beziehung so sachgemäß niedergeschrieben ist, daß dasselbe die Geltung einer amtlichen Codifikation erhielt, welche die Grundlage für alle nachfolgenden Landesordnungen bildete. Auf seine Anregung wurde 1489 beschlossen, daß alle Eintragungen in die Landtafel nicht mehr, wie es bis dahin üblich war, in der nur Wenigen verständlichen lateinischen, sondern in böhmischer Sprache zu geschehen haben. Seinem Einfluß ist es endlich zu danken, daß ein langwieriger Streit zwischen den adeligen Ständen und den königlichen Städten 1486 dadurch gütlich beigelegt wurde, daß dem Adel gestattet wurde, Häuser in den königlichen Städten zu besitzen, und den Städten erlaubt wurde, landtäfliche Güter zu erwerben und

in die Landtafel einzulegen. Die segenbringende Thätigkeit dieses seltenen Mannes ruhte auch nicht, als König Wladislav nach Matthias' Tode die Regierung in Mähren antrat (1490). Obwohl von einem der ältesten Herrengeschlechter des Landes abstammend, befürwortete Ctibor die Gewährung der mehrjährigen Forderung des Ritterstandes, daß auch Mitglieder dieses Standes unter die Beisitzer des großen Landrechtes (auch Herrengericht genannt) aufgenommen werden sollten, und er bewirkte auch, daß sechs Personen des Ritterstandes ins Landrecht berufen wurden (1492). Damals wurde auch, um den zeitraubenden Streitigkeiten bezüglich der Rangordnung ein Ende zu machen, eine genaue Sitzordnung für den Herren- und Ritterstand festgesetzt und bestimmt, daß der König die obersten Landesbeamten nur mit dem Beirath der Herren und nur aus den Herrenfamilien ernennen solle. Im folgenden Jahre (1493) wurde eine einheitlichere Geschäftsführung bei der Landtafel durch die Bestimmung eingeführt, daß künftighin nur ein Kämmerer die beiden Landtafeln in Olmütz und Brünn zu leiten habe, während bis dahin jede ihren eigenen Kämmerer hatte. Die Ruhe des Landes wurde durch strenge Verordnungen gegen die Landesschädiger geschützt und die angeordneten Maßregeln hatten mehr als in früherer Zeit Erfolg, weil sie auch wirklich mit unerbittlicher Strenge angewandt wurden. Zwar wurden nicht alle Schäden verbessert und nicht alle Lücken in der öffentlichen Verwaltung ausgefüllt, namentlich konnte die Verbreitung einer neuen Religionsgenossenschaft, der böhmischen Brüder, aus Böhmen nach Mähren nicht verhindert werden, durch welche die schon bestehende Spaltung im Lande noch mehr erweitert wurde, aber Ctibors von Cymburg Verdienst bleibt es, daß König Wladislav seinem Sohne Ludwig in Mähren ein für jene bewegte Zeit leidlich gut verwaltetes Land hinterlassen konnte. Zwei Tage vor seinem Tode (gestorben 13. März 1516) richtete der König von seinem Sterbebett ein rührendes Schreiben an die mährischen Stände, in welchem er ihnen für die ihm erwiesene Treue dankte und sie bat, dieselbe Treue seinem Sohne zu bewahren.

Da König Ludwig noch minderjährig war, übertrugen die mährischen Stände die Vormundschaft über ihn an Kaiser Maximilian I. und König Sigmund von Polen, um in seinem Namen die landesherrlichen Rechte in Mähren auszuüben. Ludwig selbst trat die Regierung an im Jahre 1520, also in demselben Jahre, in welchem seine Schwester Anna dem Erzherzog Ferdinand von Österreich angetraut wurde. Ludwig regierte selbständig kaum sechs Jahre; er fand auf der Flucht aus der Mohaczer Schlacht (29. August 1526) seinen Tod. Da er kinderlos starb; so war der Moment gekommen, in welchem die seit längerer Zeit geplante, einigemal auch theilweise und zeitweilig durchgeführte Vereinigung der böhmischen, ungarischen und österreichischen Lande unter einem Scepter zum Heile aller dieser großen Ländercomplexe für die Dauer ins Leben treten konnte und auch wirklich ins Leben trat.

Geschichte Mährens bis zur Gegenwart.

Die Schlacht bei Mohács erschließt auch unserem Lande ein neues Geleise seines geschichtlichen Lebens. Im Brünner September-Landtage erscheint die Gesandtschaft des Habsburgers Erzherzog Ferdinand und legt seine Zuschrift vor, worin der Gatte der Jagellonin Anna, der Schwester König Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen, ihren Anspruch auf die erledigten Reiche vertritt und seine Bewerbung um das Markgrafthum Mähren ankündigt. Nicht ohne Schwierigkeiten vollzieht sich in Böhmen die Wahl des Habsburgers (23. October), da vorerst die Nebenbuhlerschaft des Hauses Baiern-Wittelsbach aus dem Felde geschlagen werden muß; umso leichter gestaltet sich die Lösung der Frage in Mähren. Die Olmützer Ständeversammlung (anfangs November) erkennt das Erbrecht der Gemalin Ferdinands an und die „Annahme“ beider zu Landesfürsten Mährens vollzieht sich. Im Laufe des Decembers gelangen die Forderungen und Wünsche der Landschaft zum Austrag.

Anfangs April 1527 begab sich das fürstliche Paar zur Huldigungsentgegennahme nach Brünn, sodann nach Olmütz. Den 26. dieses Monats unterzeichnete Ferdinand I. die Verschreibung zu Gunsten der Rechte und Freiheiten Mährens. Dann rüstet der Hof zur Krönungsfahrt nach Böhmen und trifft den 29. April bei Iglau, am Gemärke beider Länder, mit der Gesandtschaft der Böhmen zusammen, welches Ereigniß nachmals (1565) der Iglauer Stadtrath durch ein Denkmal an Ort und Stelle verewigen ließ.

Als der Enkel Maximilians I. die Herrschaft im Markgrafthum Mähren antrat, fand er ein kräftig entwickeltes Ständewesen vor, dessen Schwerpunkt in den „Herren“ lag, in dem an Vorrechten bestbedachten Adel. Seit den Husitenkriegen wog im Adel Mährens bei allem Einfluß deutscher Verwandtschaften und Bildungsmittel das slavische Wesen mehr denn je in Rede und Schrift vor, während der Bevölkerungskern der landesfürstlichen Städte und Märkte des Markgrafthums noch immer den Deutschmährer darstellt und in Ostmähren, am Gesenke, zusammenhängende Ansiedlungen alten Ursprungs behauptet. Doch wurzelte der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum weniger in nationaler Verschiedenheit als vielmehr in Standesinteressen, die den Adel, voran die Herrenbank, immer bestrebt zeigen, die Stimme des Bürgers in der Landesvertretung möglichst zu dämpfen und ihn namentlich von der Erwerbung landtäflicher Güter fernzuhalten.

Die Glaubensspaltung, seit den Husitenkriegen auch in Mähren heimisch, zeitigt eine wachsende Zahl von Bekenntnissen. Neben den Katholiken und Utraquisten erlangte die sogenannte „Brüder-Union“ eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für Ost- und Westmähren mit den Hauptsitzen: Sternberg, Fulnek, Leipnik, Weißkirchen, Prerau, Ungarisch-Brod, Straznitz, Austerlitz, Bitesch, Kralitz, Eibenschitz, Trebitsch. Sie erfreute sich der

werkthätigen Gönnerschaft einflußreicher Adelsherren, überdauerte alle Verbannungsmaßregeln und verlieh dem geistigen Culturleben Mährens ein bestimmtes Gepräge.

In die Zeiten Ferdinands selbst fällt die Verbreitung der Lehre Luthers auf unserem Boden, vornehmlich in den Städten. Olmütz, Znaim, vor Allem Iglau bilden Hauptheerde des Protestantismus. Mähren wird aber seit 1526 auch die Zufluchtsstätte und neue Heimat der „Wiedertäufer" der Anhänger, Huebmaiers, so gut wie der Gabrieler, Philippiner und der „Hueterischen Brüder".

Während in Böhmen (1546 bis 1547) beim Losbruch des Schmalkaldischen Krieges die glaubensverwandte Ständeschaft zu Gunsten Sachsens rüstet und nach dem Siege der habsburgischen Sache bei Mühlberg für ihre Unbotmäßigkeit büßen muß, bleibt Mähren im Großen und Ganzen, Dank der klugen Haltung seines Landeshauptmanns Wenzel von



Karl von Zierotin (Žerotín).

Ludanitz diesen Wirren fern. Nur Wenige hatten sich mit geringer Mannschaft zum Aufstand geschlagen.

Ohne Schwierigkeit erlangte Ferdinand I. 1549 (12. April) die Anerkennung seines Erstgeborenen Max II. als Nachfolger im Königreich Böhmen und Markgrafthum Mähren. Auch wußte er die Stände für die gemeinsamen Bedürfnisse heranzuziehen, die dem Länderstaate des Hauses Habsburg durch den Kampf um Ungarn und die Türkenkriege erwuchsen und das Band einer Interessengemeinschaft knüpfen halfen.

Die Tage Maximilians II. (1564 bis 1576), des protestantenfreundlichen Herrschers, zeigen Fortdauer und Entwicklung vorhandener Zustände ohne verhängnißvolle Störungen, wenngleich die Anfänge des Jesuitenordens in Olmütz und Brünn, das rasche Emporkommen des Collegiums in erstgenannter Stadt, mit welchem seit 1574 eine Universität verbunden erscheint, und andere Anzeichen der katholischen Restauration wachsende Erregungen und Besorgnisse im entgegengesetzten Lager wachrufen und Stürme voraussehen lassen, die in den trüben Zeiten Kaiser Rudolfs II. (1576 bis 1611) wirklich hereinbrechen. Je mehr wir uns der Eingangsschwelle des XVII. Jahrhunderts nähern, desto deutlicher werden die Vorboten der großen Krise, innerhalb welcher auch unserem Lande eine führende Rolle zufallen sollte.

Zwei Parteien treten zum Schluß des XVI. Jahrhunderts einander immer schroffer gegenüber: die der katholischen Restaurationspolitik des Prager Kaiserhofes befreundeten Adeligen und Regierungsmänner und die im Akatholicismus, namentlich in der Brüdergemeinde wurzelnden Autonomisten Mährens; Führer der letzteren wird Karl von Zierotin (Žerotín — geboren 1564, gestorben 1636). Nach manchen harten Anfechtungen gelingt es ihm, 1603 an die Spitze des Heerbanns seiner Staats- und Glaubensgenossen zu treten. Als Führer der Gegenpartei erscheinen der Landeshauptmann Berka von Duba und der jugendliche, hochstrebende Bischof von Olmütz, Franz I. von Dietrichstein (gestorben 1636). Die Stimmung wird immer kampflustiger und das Ansehen des kraftlosen, unzugänglichen, ja unsichtbaren Herrschers, der seinen Palast auf dem Hradschin in Prag nie verließ und hier seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien lebte, sinkt immer tiefer. 1604 bricht der Aufstand Bocskai's los und reißt Oberungarn mit sich fort, aber auch der leidige „Bruderzwist im Hause Habsburg“ ist bald im Gange und Erzherzog Matthias entschlossen seinen kaiserlichen Bruder, Rudolf II., zur Abdankung zu zwingen. Da gab es denn auch in Mähren 1607 bis 1608 stürmische Tage. Die kaiserliche Partei verliert jeden Halt und der Eibenschitzer Ständetag besiegelt die Wahl Karls von Zierotin zum Landeshauptmann. Mährens Bewegungspartei vereinigt sich mit den ungarischen und österreichischen Gesinnungsgenossen in Znaim (April 1608) unter der Fahne Erzherzogs Matthias und mit seinem Heergefolge bricht dieser in Böhmen ein.

Im Prager Landtag (Mai-Juni) führt Karl von Zierotin das Wort, um die Böhmen ins Lager der Ständeconföderation hinüberzuziehen und dem Kaiser die Thronentsagung nahezulegen. Der Časlau-Liebener Vertrag (25. Juni) vollzieht die Abtretung Mährens an Matthias.



Cardinal Franz I. von Dietrichstein.

Damals stand Zierotin im Vordergrund der Ereignisse. Er war es, der die engere Verbindung Mährens, Österreichs und Ungarns zur gemeinsamen Wahrung ständischer Interessen in der Stèrboholer Föderation am 29. Juni stiftete; ihm schwebt die Gestaltung eines ständischen Reichsparlamentes, eine gemeinsame Vertretung der föderirten Reiche und Länder des Hauses Habsburg vor Augen. Doch hielt er als Legitimist an der Dynastie fest und zeigte sich allen fremden Einflüssen und zersetzenden Ränken unzugänglich,

wie dies alsbald in seiner abwehrenden Haltung gegenüber den verlockenden Anträgen des Sachwalters der deutschen Union, des Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg, zu Tage trat.

Mähren huldigte dem neuen Herrscher und erhielt von ihm die Verbriefung seiner Rechte und Freiheiten. Es kamen friedlichere Jahre, doch verschleierte die äußerliche Ruhe die im Innern fortdauernden Gegensätze, und bald stehen wir vor einer neuen Krise. Zunächst kündigt sich ein politischer Krieg zwischen dem Wiener Kabinet und den Länderständen an, in welchem Zierotin vor Allem das Wort gegen den Cardinalminister Khlesl führt. Im Generallandtage, der zu Linz im Sommer des Jahres 1615 einberufen wurde, erlitt die Regierung mit ihrem Plane eines Feldzuges gegen die Türken eine Schlappe. Anderseits bewies der Prager Generallandtag, vom Herbst desselben Jahres, daß der Partikularismus dem Princip der Föderation überlegen sei. Nur die Mährer gingen mit den Böhmen für den Fall eines feindlichen Angriffs den Vertrag auf wechselseitige Vertheidigung ein, aber die von ihnen zugesicherte Truppenzahl befriedigte die Böhmen nicht. Die Glaubensfrage verwickelt sich immer mehr, die katholische Mission mißfällt den gegnerischen Ständen und zwischen dem Adel Mährens und den landesfürstlichen Städten walten Streit und Verbitterung.

Vor Allem aber sind es die Ereignisse in Böhmen, die bald der Königswahl des Adoptivsohnes Kaiser Matthias', Erzherzogs Ferdinand von der steiermärkischen Linie (1617), folgen und in dem sogenannten Prager „Fenstersturze" der katholischen Statthaltereiräthe vom 23. Mai 1618 ihren Ausgangspunkt haben, mit deren Nachwehen sich die Zukunft Mährens in verhängnißvoller Weise verquickt.

Eine Zeitlang glückt es dem Ansehen Zierotins, sein Land von der Theilnahme am Aufstand Böhmens zurückzuhalten. Ahnungsvoll sprach er aus: die Stände Böhmens sollten nicht zu viel anstreben, denn leicht könnten sie Alles verlieren. Der Wiener Hof benützt ihn als Vermittler. Im August 1618 erscheint der Thronfolger im Landtage zu Brünn und erwirkt den Durchzug für das kaiserliche Kriegsvolk, aber die Forderung eines Landesaufgebotes gegen den böhmischen Aufstand wird abgelehnt. Noch hofft Zierotin auf die Wirksamkeit einer bewaffneten Vermittlung Mährens. In Wien findet sie jedoch einen wenig empfänglichen Boden, denn die schärfere Tonart beginnt dort vorzuherrschen, und als sich Zierotin den 17. September im Prager Landtage einfindet und für die Niederlegung der Waffen das Wort nimmt, um dann bei Hofe für Böhmen mit besserem Erfolge unterhandeln zu können, bekommt er eine herbe Rüge zu hören.

Die Bewegungspartei Böhmens und Österreichs arbeitet vergeblich an der politischen Bekehrung Zierotins. Seine letzten Erfolge im schwierigen Werke der Neutralisirung Mährens knüpften sich an den Brünner December- und Januar-Landtag (1619). Noch lehnt man die Bundesforderungen der Böhmen ab, bald treiben jedoch die Verhältnisse dem unheilbaren Bruche zu.

Der Tod König Matthias' (1619, Februar) bringt mit Ferdinand II. einen Herrscher auf den Thron, der zum Ausharren im Schlimmsten entschlossen ist. Die Anhängerschaft des böhmischen Aufstandes beginnt in Mähren zu überwiegen, denn die Lage Ferdinands gestaltet sich immer verzweifelter. Zierotins Warnungsruf verhallt ungehört, er gilt nunmehr als rückschrittlicher Regierungsmann und legt bald sein undankbares Amt nieder. Schon steht das böhmische Directorialheer unter der Führung des Grafen H. M. von Thurn an der Landesgrenze und bewegt sich von Iglau gegen Znaim. Thurn findet hier eine zahlreiche Versammlung bundesfreundlicher Glaubens- und Gesinnungsgenossen vor. Selbst die katholischen Stände, welche sich unter ihren Führern Karl von Liechtenstein und dem Kirchenfürsten Franz von Dietrichstein in Brünn eingefunden hatten, verleugnen angesichts der Übermacht der Föderirten ihre Gesinnung. Karl von Zierotin allein bleibt Legitimist, unentwegt in seiner Überzeugung, in seinen Worten. Der Brünner Stadtrath muß der Bewegungspartei die Schlüssel der Stadt und der Veste auf dem Spielberg ausliefern; der Jesuitenorden wird aus Mähren verbannt, der Landeshauptmann Ladislav Popel von Lobkowitz, Zierotins Nachfolger und Gesinnungsgenosse, entsetzt und an seine Stelle ein eifriger Anhänger der Föderation, Ladislav Velen von Zierotin, Karls Vetter, gewählt. Der Versuch Nachods, des ständischen Obristen, sein Fußvolk der Fahne des rechtmäßigen Landesfürsten zuzuführen, scheitert; glücklicher vollführt dies Wagestück Albrecht von Waldstein als Oberst des Reiterregimentes und legt damit seine Loyalität glänzend an den Tag. Der Brünner Landtag, zu welchem sich auch die Sendboten der ober- und niederösterreichischen Bundesfreunde einfanden, bestellt (10. Juni) durch Wahl



Don Ratuit de Souches.

ein mährisches Stände-Directorium von 12 Herren, 12 Rittern und 6 Bürgern und erklärt tags darauf den Beitritt zur Conföderation Böhmens- und Schlesiens, aus welchem Lande bereits 6000 Mann in den Olmützer Kreis eingerückt waren, um den Anschluß der Mährer zu erzwingen. Als Thurn von Wien gegen Böhmen zurückweicht, andererseits General Dampierre, der Heerführer Ferdinands, in die Gegend von Nikolsburg und der Polauer Berge vordringt, regt sich wieder die Lust zu Unterhandlungen mit Erzherzog Leopold, dem Bruder und Stellvertreter Ferdinands. Sie bleiben jedoch erfolglos. Und so kommt der Stein immer mehr ins Rollen. Die ständischen Truppen unter Friedrich von Teuffenbach (Tiefenbach) scharmützeln (Juli-August) mit dem Kriegsvolk Dampierres und drängen es von Wisternitz zurück. Die Abgeordneten Mährens beschwören im Prager Landtage (Juli-August) das Waffenbündniß, die Brünner Ständeversammlung (August) beschließt die Aufstellung von 6500 Mann, die Ächtung Dietrichsteins, Waldsteins, Nachods und des Riesenburgers und bedroht Karl von Liechtenstein sammt Allen, welche binnen vier Wochen der Conföderation nicht beigetreten sein würden, mit der gleichen Strafe. Den 16. August wird das endgiltige Bündniß mit Böhmen, Schlesien, der Lausitz und den Österreichern besiegelt und beschworen und bald darauf (19. August) stimmen die Vollmachtträger der Stände zu Prag für die Absetzung Ferdinands II., gleichwie sie dann für die Wahl des Kurfürsten von der Pfalz eintreten.

Der neue König Böhmens hielt am 13. Februar 1620 seinen Einzug als Landesfürst in Brünn und wandte sich dann nach Olmütz. Hier tagte seit December 1619 eine Ständeversammlung, die ihre Verhandlungen über die Kriegsfrage vom 27. Juni an in Brünn fortsetzte. Da man den Olmützer Bürgern nicht traute, so wurden zahlreiche Landleute der Umgebung zur Huldigung in die Stadt entboten.

Je weiter der Frühling vorrückt, desto kriegerischer wird es in Mähren; Polen, dem habsburgischen Kaiser befreundet, läßt Kosakenschaaren, schlimme Gäste, in Ostmähren einbrechen; um Nikolsburg kommt es wieder zu hitzigen Gefechten mit den Kaiserlichen. Die große Entscheidung fällt jedoch dem Spätjahre zu. Ihr Schauplatz ist Böhmen. Hier, am Weißen Berge, wird sie den 8. November 1620 ausgefochten und endigt nach kurzem heißen Kampfe mit einer beispiellosen Niederlage des böhmischen Ständeheeres und seiner Verbündeten. Am tapfersten, bis zur Vernichtung, hatten sich die mährischen Regimenter unter Schlick, Styrum und Stubenvoll gehalten.

Die Sache Habsburgs und des Katholicismus hat gesiegt; die Conföderation ist zersprengt, der Pfälzer Friedrich auf der Flucht. Mähren steht an der Schwelle einer sorgenschweren Zukunft, denn die Mehrheit der Stände ließ sich von der Erhebung Böhmens fortreißen und hat nun die Folgen zu fürchten. Noch ist sie keineswegs gewillt, sich unbedingt zu unterwerfen, und fordert Amnestie für die Häupter der Bewegung.



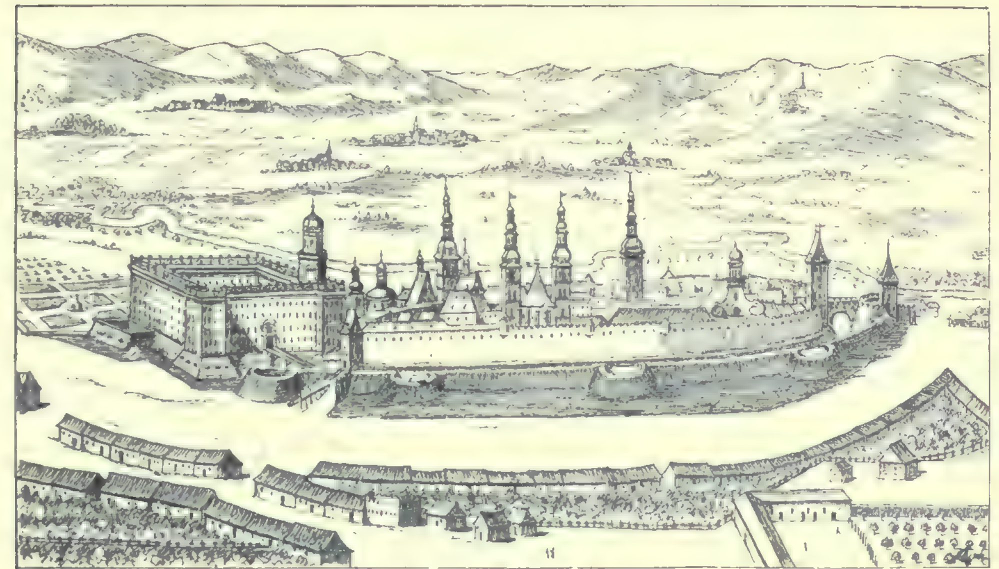
Der Lehenssaal in der Residenz zu Kremsier.

Thurn erscheint in Brünn und arbeitet im voraussichtlichen Falle der Verweigerung für den weiteren Widerstand. Der Brünner November-Landtag athmet diese Stimmung. Man sendet an den in Ungarn dazumal allgewaltigen Fürsten Siebenbürgens, den ungarischen „Wahlkönig" des Neusohler Tages, Gabriel Bethlen, als Verbündeten des Pfälzers eine Botschaft um Hilfe, man bewirbt sich um das Gleiche bei dem flüchtigen Exkönig Böhmens, der zunächst in Schlesien haltgemacht hatte. Jener will sich seine Unterstützung theuer bezahlen lassen, dieser hat nur Vertröstungen feil. Gern würde der hart geprüfte Vaterlandsfreund Karl von Zierotin die schlimmen Nachwehen dessen, wovor er treulich gewarnt, durch seine Fürsprache abwenden, aber Zeiten und Menschen sind andere geworden. Während die Stände Mährens eine Botschaft mit der Erklärung ihrer Ergebenheit an den Kaiser ausrüsten, besetzen die Feldobersten Ferdinands II. die Hauptstädte des Landes. In Wien finden die Abgeordneten kühlen Empfang. Mähren gilt in den Augen der Krone als unterworfen, in die Hände des Landesfürsten auf Gnade und Ungnade sich ergebend, und sein Vertrauensmann und Vollmachtträger wird der Olmützer Fürstbischof Franz von Dietrichstein (1621, 13. Januar), den im Jahre 1619 die Acht der Stände getroffen.

Die Hoffnungen jener, die als Rädelsführer der Bewegung in Mähren von dem Umschwung das Schlimmste zu befürchten hatten, klammern sich noch an den Krieg Gabriel Bethlens mit Kaiser Ferdinand II., an die Parteigängerschaft des Markgrafen von Jägerndorf, der in der Gegend von Neutitschein und Weißkirchen mit seiner Streitmacht auftaucht, während der Fürst Siebenbürgens die Kaiserlichen in der Gegend von Straznitz befehdet. Aber diese Hoffnungen sind eitel; Gabriel Bethlen zieht den Nikolsburger Frieden (Ende 1621) dem längeren Kriege mit dem Kaiser vor und der Jägerndorfer hat bereits seine Rolle ausgespielt. Die neue Waffenerhebung Gabriel Bethlens vom Jahre 1623, welche den kaiserlichen Feldobersten Albrecht von Waldstein (Wallenstein), den Mann einer großen Zukunft, im Feldlager bei Göding festhält, konnte an dem Geschicke Mährens nichts ändern, ebensowenig als im Jahre 1626 der Einbruch der Verbündeten des Siebenbürger Fürsten, Ernst Grafen von Mansfeld und des Herzogs von Weimar auf ihrem eiligen Heerwege nach Ungarn. Damals hatten sich Mährisch-Neustadt und Leipnik der Angreifer so tapfer erwehrt, daß sie die verwirkten Privilegien wieder erhielten.

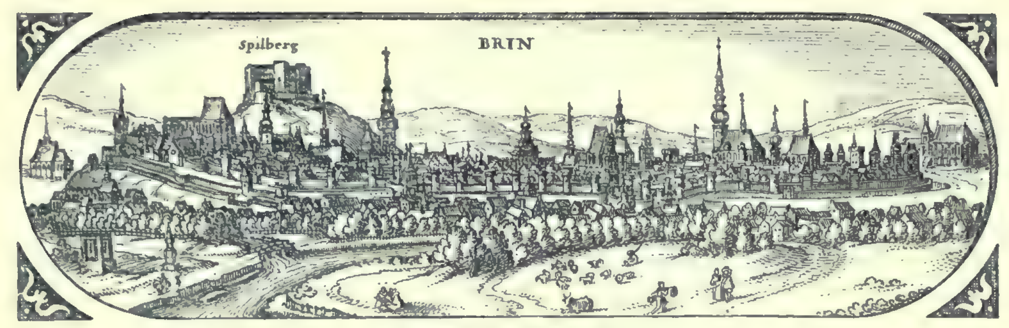
Wir müssen nun aber der Zustände Mährens gedenken, die sich als Folgen der Schlacht am Weißen Berge innerhalb der Jahre 1621 bis 1628 ergaben und theils vorübergehende Erscheinungen, theils bleibende, nachdauernde Thatsachen bilden. Zunächst begann unter dem Vorsitz Dietrichsteins als Verweser der Landeshauptmannschaft der Proceß gegen die in drei Classen eingetheilten „Rebellionsführer"; von den 24 in Haft genommenen wurden 20 zum Tode verurtheilt, diese Strafe jedoch im Gnadenwege

nachgesehen, die Namen von 18 Flüchtigen an den Galgen geschlagen und der Güterverlust, die Confiscation, über 250 Adelsfamilien verhängt. Von den Städten erscheinen namentlich Iglau, Neutitschein, Mährisch-Neustadt, Schönberg, Leipnik, Weißkirchen und Trübau in Mitleidenschaft gezogen. Bald greifen die Maßregeln gegen den Akatholicismus als Verbündeten des Aufstands immer entschiedener durch. Zunächst ereilt das Geschick die Wiedertäufer (1622); sie müssen ihre „Haushaben“ in 24 Ortschaften Mährens räumen und wandern zumeist nach Ungarn aus, wo sie bald unter dem Namen der „Habaner“ auftauchen. Dann kommt (1623 bis 1628) die an Bekennern stärkste Glaubensgenossenschaft, die Brüderunion, an die Reihe. Sie zerstreuen sich weithin; unter denen,



Kremsier um das Jahr 1691.

welche der Heimat schweren Herzens den Rücken kehren, ist auch Amos Comenius, der Brüder-Vorstand der Fulneker Gemeinde. Die mährischen Walachen im Gebiete der Beskiden, 1621 voll Eifer für die Bewegung und zähe Anhänger des neuen Evangeliums, werden seit 1626 mit den strengsten Strafen bedroht. Sie verharren jedoch in ihrer Unbotmäßigkeit und Glaubensanschauung, dem Zwange sich nur äußerlich fügend. Und so haftet der Protestantismus auch in dem Bürgerthum der Deutschstädte, Iglau und Olmütz besonders, unaustilgbar fest, wenngleich das kaiserliche Edict vom 9. März 1628 die Rückkehr zur römischen Kirche gebot und die Widerstrebenden zur Auswanderung verhielt. Bei allen Erfolgen der katholischen Restauration, deren Hauptträger die in Mähren wieder seßhaft gewordene Gesellschaft Jesu wurde, blieb unter der Oberfläche das gegnerische Bekenntniß örtlich unaustilgbar.



Brünn um das Jahr 1664.

Die Ständematrikel Mährens läßt bald die gründliche Wandlung der Verhältnisse erkennen. Zahlreiche Adelsfamilien, durch Jahrhunderte mit den Geschicken der Heimat verbunden, verschwinden für immer; an ihre Stelle treten neue, fremdbürtige Geschlechter, eine bunte Namenreihe, das Ständethum gewinnt ein neues Gepräge. Nimmer liegt der Schwerpunkt der die Geschichte Mährens bestimmenden Kräfte in den Landtagen. Sie werden zu Formen des ständischen Lebens mit der Hauptaufgabe, die Forderungen der Regierung mit der Leistungsfähigkeit des Landes in Einklang zu bringen, die innere Verwaltung, die „Oekonomie" der Landschaft zu regeln. Die „Verneuerte Landesordnung" Mährens vom Jahre 1628 zeigt das monarchische Princip wesentlich stärker entwickelt, die Machtbefugniß des „erblich succedirenden" Landesfürsten namhaft erweitert.

Der dreißigjährige Krieg hatte seit seinem Beginn der Markgrafschaft schwere Opfer aufgelastet, seit dem Sommer des Jahres 1642 wird aber Mähren auch die Heerstraße des entsetzlichen, unabsehbaren Kampfes. Nach dem Schweidnitzer Siege (31. Mai 1642) bricht der Schwedengeneral Torstenson in Ostmähren ein und zwingt Olmütz (15. Juni) zur Ergebung, da der kaiserliche Befehlshaber Miniati die Festungsstadt nicht vertheidigen zu können vorgab und eine Capitulation mit dem Feinde einzugehen sich beeilte. Gleich darauf wendet sich Torstenson (17. Juni) wieder gegen Schlesien zurück, um sich den Weg nach Sachsen zu sichern, und hierher folgt ihm Erzherzog Leopold Wilhelm, nachdem er seit Juli von Brünn und Znaim aus Vertheidigungsmaßregeln in Mähren ins Werk gesetzt hatte.

Die Niederlage der Kaiserlichen und Sachsen vor Leipzig (November 1642) bahnt den Schweden die Straße durch Böhmen nach Mähren, woselbst sie bereits einzelne Haltpunkte, den wichtigsten an Olmütz, innehaben. Torstenson, mit dem Fürsten Siebenbürgens und Ostungarns, Georg Rákóczy, über den gemeinsamen Krieg gegen den Kaiser in Verhandlungen begriffen, die am 25. April 1643 auch zum Abschluß gedeihen, bricht über Iglau nach Mähren vor. Bald beherrschen die Schweden das ganze nordwestliche und nordöstliche Mähren von der Zwittawa bis zum Gesenke, während der neue kaiserliche



Olmütz um das Jahr 1664.

Befehlshaber Graf Gallas, den Schweden aus Böhmen nachrückend, die Marschrichtung gegen Brünn nimmt und dann möglichst langsam, jedem Zusammenstoße abhold, sein Lager nach Kojetein in der Hanna vorschiebt. Seine Söldner werden (Juli bis September) zur Landplage; schlimm haust auch der Feind von Tobitschau bis Fulnek und Weißkirchen, von Neutitschein bis Groß Meseritsch und Saar.

Kaiser Ferdinand III. (1637 bis 1657) erscheint in Nikolsburg, aber das allgemeine Aufgebot scheitert an der Ungunst der Sachlage. Fast wäre der Monarch auf der Rückreise nach Wien von einer schwedischen Streifschaar ereilt und aufgehoben worden. Denn Torstenson, Rákóczys Zuzug erwartend, marschirt auf Brünn los, Gallas folgt ihm. Diese Deckung Brünns, das Nichteintreffen der Waffenmacht Rákóczys und vor Allem die Feindseligkeiten der Dänen in den deutschen Gebieten Schwedens nöthigen den feindlichen Feldherrn zum raschen Rückmarsch über Olmütz, Freudenthal und Jägerndorf. Gallas soll sich an die Fersen des Feindes heften und ihm die Wiederkehr verleiden. General Puchheim versucht die Rückeroberung der von den Schweden besetzten Orte Ostmährens, vor Allem der Stadt Olmütz. Die Schweden behaupten sie jedoch, von den mährischen Walachen verproviantirt, wofür diese nun schwer büßen. Puchheim hält zu Vsetin ein Strafgericht über die hartnäckigen „Sektirer und Rebellen". An 200 wurden hingerichtet.

Die Meisten der Bedrohten flüchten nach Ungarn, wo seit Januar 1644 Alles den neuen Krieg Rákóczys gegen Kaiser Ferdinand III. erwartet. Puchheim und Götz rücken nun dahin ab; die Schweden halten von ihren Eroberungen Olmütz, Sternberg und Fulnek fest. Torstenson treibt aber nach dem glücklichen Waffengange mit den Dänen seinen Gegner Gallas bald vor sich her; nur mit Heerestrümmern rettet sich der kaiserliche Feldherr nach Böhmen. Seine Rolle ist ausgespielt, Mähren mehr denn je bedroht. Und als der schwedische Oberfeldherr den Frühjahrs-Feldzug 1645 gegen die Kaiserlichen (unfern Beneschau in Böhmen) mit dem Siege bei Jankau (24. Februar) eröffnet, gibt es kein Heer, das ihm den Weg nach Mähren und bis weiter vor Wien versperren könnte.

Das ist der Höhepunkt der Gefahr, denn Rakóczy rüstet gewaltig als Bundesgenosse der Schweden. So bedräut von allen Seiten der Schrecken des Krieges unser Land. Iglau, Znaim, Nikolsburg, anderseits Lundenburg und Göding müssen dem Feinde die Thore öffnen; den 4. Mai steht Torstenson vor Brünn, fest entschlossen, die Stadt einzunehmen. Fällt auch dies Bollwerk, so gibt es keinen rettenden Halt mehr im Lande. Sechszehn lange und bange Wochen zogen an dem belagerten Brünn vorüber, aber es trotzte dem Geschützfeuer, den Minen und den wüthenden Stürmen der Schweden. Den tapferen Hugenotten Don Louis Ratuit de Souches, dessen Erzdenkmal noch heute in der St. Jakobskirche emporragt, als Stadtcommandanten, und seinen Waffengenossen, den Schotten Jakob Ogilvy (Oukleben), als Vertheidiger des Spielbergs, unterstützten mit hochherziger Ausdauer die Bürger der Stadt, und auch die Studentencompagnie des Jesuitengymnasiums wand sich ihr Ehrenkränzlein bei dem letzten und schwersten Sturme, welchen der erbitterte Feind (15. August) auf den Petersberg versuchte. Die kaiserliche Gnadenurkunde für die Stadt Brünn rühmt denn auch die „mannhafte Resistenz, tapfere Vigilanz und standhaftige Treue, womit sie sich bei solcher gefährlicher Occasion zu ihr und ihrer Posterität unsterblichem Nachruhm, auch Seinem und Aller Erbkönigreich und Länder hochersprießlichen Nutzen bei der Welt glorios und lobwürdig gemacht.“

Der Mißerfolg von Brünn, der vergebliche Angriff auf Wien, das Scheitern der auf Rakóczy gesetzten Hoffnungen und körperliche Leiden drückten schwer auf den schwedischen Feldherrn. Am 23. August brach er das Lager vor Brünn ab und zog nach Mistelbach in Österreich, um angesichts der kaiserlichen Gegenrüstungen die wichtigsten Plätze Mährens mit Truppen zu verstärken. Im Spätjahre (5. December 1645) aber übergab er den Oberbefehl an Wrangel. Noch schleppt sich der verheerende Krieg, in Mähren seit 1642 eingenistet, bis zum westphälischen Frieden (October 1648) weiter. Bis dahin behaupten sich die Schweden im Besitze von Olmütz, woselbst der patriotische Rathsherr Cirkendorfer und P. Michael wiederholte Anschläge gegen die feindliche Besatzung unternahmen; desgleichen in Neustadt, Sternberg und Fulnek. Iglau hatten sie bereits im December 1647 capitulationsweise an de Souches und Puchheim übergeben müssen.

Der Krieg ließ in unserem Lande nachhaltige Spuren seiner Verheerungen zurück. 63 Schlösser, 22 größere Orte, mehr als 330 Dörfer waren verödet. Olmütz umschloß mit seinen arg mitgenommenen Festungsmauern 242 halb zerstörte, 236 ganz verfallene Häuser. Brünn bezahlte die Belagerung von 1645 mit dem Verluste aller Vorstädte. In Iglau blieben von 401 Wohnhäusern (1645 bis 1647) nur 189 bewohnt, die drei Vorstädte lagen im Schutt. Znaim verarmte völlig und litt überdies (1646) entsetzlich durch die Pest, welche 6000 Menschen hingerafft haben soll. M. Neustadt, Hradisch, Gaya wußten auch vom Elend zu erzählen, das keinem Winkel des Landes fremd blieb.

Gewerbe und Handel lagen schwer darnieder, wie wir dies am besten dem Loos des einst blühenden Tuchmachergewerbes in Iglau entnehmen. Dennoch blieben die Wurzeln städtischen Gewerbes lebensfähig; ihre Triebkraft regte sich bald wieder.



Das alte Landhaus in Brünn.

Brünn, seit 1636 Sitz des königlichen Tribunals, der neu eingerichteten Landesregierung, beherbergte seit 1642 in seinen Mauern auch die vereinigten Landrechte und Landtafeln, welche, bisher getrennt, hier und in Olmütz bestanden, und wurde so naturgemäß die eigentliche Hauptstadt des Landes. Aus den Schrecknissen des Schwedenkrieges (1643 bis 1645) mit argen Schäden, zerstörten Festungswerken und wüsten Vorstädten davongekommen, ließ es die Brünner Gemeinde an den nachdrücklichsten Bitten nicht fehlen, daß die Bollwerke der Stadt erweitert und zu einem geschlossenen Ganzen verbunden würden. Während in ihrem Innern Klöster-, Kirchen- und Häuserbauten aus ihrem Verfall neu erstanden, sollten die Basteien und Außenwerke die ganze Stadt mit der Citadelle auf dem Spielberge als Abschluß schützend umgeben. Doch waren im Jahre

der großen Türken- und Tatarengefahr (1663) die Fortificationen nur zur Hälfte gediehen und begleiten noch den Ausgang des XVII. und die erste Hälfte des folgenden Jahrhunderts mit ihrer stückweisen Entwicklung.

Olmütz blieb bis zum Sommer des Jahres 1650 von den Schweden besetzt. Als es von denselben geräumt wurde und der vom Kaiser neu eingesetzte Stadtrath seine Thätigkeit aufnahm, regte sich wachsende Baulust. Die heimkehrenden Jesuiten schritten an die Errichtung eines neuen Convictes, die Kapuziner brachten neunzehn Häuser an sich und gewannen so den Grund und das Material für ihren Kloster- und Kirchenbau. Auch mehrten sich die wiederhergestellten Bürgerhäuser und die Besiedelung der Stadt aus Umgebung und Ferne nahm zu. Ein kaiserliches Mandat vom Jahre 1654 verfügte — gleichwie für Brünn, Iglau und Znaim — die Wiedererbauung der zerstörten Vorstädte, soweit sie dem Befestigungszweck keinen Abbruch thäte, eine Weisung vom September 1655 betraf die Fortification der beiden Hauptstädte Mährens. So erhielt allmälig Olmütz jenes äußere Gepräge, das in seinen Grundzügen die Abbildung vom Jahre 1664 und das Gemälde im städtischen Rathhause vom Jahre 1674 beiläufig erkennen lassen.

Die katholische Restauration nahm seit 1650 ihre durch den langen Krieg unterbrochene Thätigkeit wieder auf. Der Jesuitenorden wirkt von Olmütz, Brünn, Iglau, Znaim und Hradisch durch weitverzweigte Glaubensmissionen; seine Hochschule an erstgenanntem Ort erholt sich wieder. Geräuschloser, aber nachhaltiger in ihren bescheidenen Zwecken gestaltet sich die Thätigkeit der Piaristen, die den Weg in die von befreundeter Seite ihnen eröffneten Städte findet. Leipnik und Straznitz zählen zu den frühesten Ansiedlungen der Väter der frommen Schulen. — Mit der bunten „Sectirer-Colonie" in Trebitsch wird aufgeräumt und das noch im Jahre 1649 widerspänstige Walachenvolk Mährens gebändigt. Immerhin blieb der Mangel an Pfarrern und Weltgeistlichen noch lange ein Hemmschuh einer durchgreifenden Katholisirung. Der Kryptoprotestantismus behauptet sich an zahlreichen Orten, so auch im Kuhländchen, zu Fulnek, das mit der späteren Gründung der Herrenhutergemeinde (1722) in engem Zusammenhang steht.

Ruhiger gestalten sich für Mähren die Herrschertage Leopolds I. (1657 bis 1705), doch fehlte es nicht an bewegten, gemeinschädlichen Jahren. 1663 streiften Türken und Tataren bis Olmütz und Brünn, das Thaya- und Schwarzawa-Gebiet und den Hradischer Kreis entsetzlich verheerend. 1683 (Juli) entboten die Stände 1700 Mann Fußvolk und 850 Reiter an die ungarische March. Das polnische Hilfsheer unter König Sobieski nahm den Weg durch Mähren an die Donau zum Entsatze Wiens. Aber es hatten sich auch schlimmere Gäste eingefunden: tökölyische Kuruzzen und türkische „Martelosen" brachen in Ostmähren ein, bei welchem Anlasse die Neutitscheiner den bedrängten Frankstädtern gegen die Angreifer wacker beistanden.

Auch der spanische Erbfolgekrieg nimmt die Leistungsfähigkeit Mährens in Anspruch; die ihn begleitende Insurrection Rákóczys (1703 bis 1711) schädigt auch das mährische Nachbargebiet Ungarns. Die Zeiten Josefs I. (1705 bis 1711) gehen zur Neige. Dann folgt der glorreiche Türkenkrieg; auch mährische Truppen stehen unter der Fahne Eugens von Savoyen. Was aber Kaiser Karl VI. (1711 bis 1740) vor Allem am Herzen liegt, die pragmatische Sanction, wird von den Ständen Mährens (1720, 17. October) als angenommen bescheinigt.



Karl Friedrich Freiherr von Kubeck.

Tiefer in die Strömung der Ereignisse und Wechselfälle, die den österreichischen Gesammtstaat bestürmen, erschüttern und doch auch neu befestigen, geräth Mähren seit der Thronbesteigung Maria Theresias (1740 bis 1780), als Preußen den ersten schlesischen Krieg beginnt und sich mit Frankreich, Baiern und Sachsen zum Kampfe gegen die Erbfolge der Tochter Karls VI. und den Machtbestand Österreichs verbündet (28. October 1741), der Kurfürst von Baiern in Böhmen einbricht und sich in Prag zum König krönen läßt (19. December). Der bedeutendste General Friedrichs II., Schwerin, bricht anfangs November über Troppau in Ostmähren ein. Olmütz kapitulirt nach zweitägiger

Belagerung (27. Januar 1742). Tags darauf betritt der Preußenkönig die Festungsstadt und wendet sich dann gegen Brünn, während die Sachsen Iglau besetzen (15. Februar); Nikolsburg und die Umgebung Brünns geräth in Feindeshand, deren Härte ganz Nordmähren von Saar und Groß-Meseritsch bis zum Gesenke, die Hanna von Kremsier bis Prerau und das Ostland um Neutitschein verspüren. Das Herannahen des kaiserlichen Heeres unter dem Prinzen von Lothringen erzwingt die Räumung Iglau's, befreit Brünn von der Einschließung, und die Uneinigkeit der Verbündeten beschleunigt ihren Rückmarsch aus dem Lande. Auch Olmütz sieht (23. April) den Abzug des Feindes, der mit diesem festen Platze den wichtigsten Haltepunkt seiner Invasion aufgibt. Mähren wird erst wieder zum Kriegslager, als dem Frieden von Aachen und den Jahren der inneren Kräftigung Österreichs (1756 bis 1763) der neue, erbitterte Kampf mit Preußen folgt.

Das Jahr 1758, der April, bescheert Ostmähren den Einfall König Friedrichs II. Die Eroberung von Olmütz ist sein Hauptziel. Die regelrechte Belagerung der Festungsstadt nimmt mit 18. Mai ihren Anfang. Commandant Feldzeugmeister Ernst Dietrich Marschall von Bieberstein leitet mit fester Zuversicht die Vertheidigung. Das kaiserliche Entsatzheer unter Daun lagert bei Gewitsch. Den empfindlichen Proviantmangel des preußischen Belagerungsheeres soll der große Convoi beheben, den Ziethen auf dem Wege von Bautsch her zu decken hat. Da werfen sich im Defilée zwischen Altliebe und Domstadtl (30. Juni) Siskowich und Laudon auf die lange Wagenkolonne der Preußen und halten sie fest. Dieser Verlust ist für Friedrich II. unersetzlich und der Vorstoß Dauns beschleunigt den Abzug des Feindes, der nach dem Bombardement vom 2. Juli und dem Gefecht bei Mürau (7. Juli) Ostmähren wieder räumt. Tags zuvor steht Daun vor Olmütz, dessen Bürger (12. November) das Lob der Kaiserin einernten und eine Mehrung des Stadtwappens zuerkannt erhalten.

Der siebenjährige Krieg geht zu Ende und für längere Zeit bleibt das Quellenland der March der Segnungen des Friedens theilhaftig. 1766 erscheint der Mitregent Maria Theresia's, Kaiser Josef II., im mährischen Übungslager. 1769 schlägt er durch Mähren den Weg nach Neiße ein, um hier als Gast des Preußenkönigs zu verweilen. Als er von Brünn nach Olmütz fuhr, sah er bei Rausnitz (im Brünner Kreise) nahe der Straße einen Bauer im Schweiße des Angesichts seinen Acker bestellen. Der Kaiser ließ den Wagen halten und zog eine Furche mit dem Pflug. Fürst Liechtenstein, der Grundherr, verewigte das Ereigniß durch eine Gedenktafel, auf welcher in lateinischer Sprache zu lesen ist: „Dem Kaiser Josef II., dem würdigen Sohne weiland Kaisers Franz und Marien Theresiens, als er 1769 den 19. August durch das ganze Ackerfeld den Pflug lenkte und so den Ackerbau als Nährer des Menschengeschlechts adelte, setzte auf einstimmiges Verlangen der Stände Mährens dies Denkmal Fürst J. W. Liechtenstein." Der Pflug selbst wurde im alten Ständehause zu Brünn verwahrt.



Kremsier im Jahre 1842.

Ein Jahr später (1770, 25. August) reiste Josef II. nach Mährisch-Neustadt, um hier den Gegenbesuch König Friedrichs II. zu empfangen und in den großen politischen Fragen eine Vereinbarung zu erzielen. Acht Jahre später sollte wieder ein drohender Krieg, der Kampf um die baierische Erbfolge, die Sudetenländer heimsuchen. 1778 bis 1779 sammelt sich in Mähren eine Reserve-Armee von 64.000 Mann zu Fuß und 15.000 Reiter an, doch endigt bald der Teschner Friede den hauptsächlich in den Grenzbezirken Böhmens geführten, schlachtenarmen Krieg, ohne daß unser Land von ihm berührt wurde.

Bevor wir jedoch von der Epoche Maria Theresias scheiden, muß der denkwürdigen Neugestaltung des Staates gedacht werden, in deren Bereich auch Mähren trat. Schon in den Tagen Kaiser Ferdinands II. sehen wir das ständische Einnehmeramt von der böhmischen Kammer gelöst und der Wiener Hofkammer untergeordnet; 1636 ein Tribunal für die politische Verwaltung und das Civilrechtswesen geschaffen und in der Herrscherzeit Kaiser Ferdinands III. 1642 von Olmütz nach Brünn übertragen, wo nunmehr auch ausschließlich das Landrecht und die Landtage zusammentreten. So erscheint denn, wie schon angedeutet, auch Brünn seither als die bevorzugte Hauptstadt Mährens. Unter Leopold I. kommt es (1686) zur Bestellung eines Landesausschusses mit je vier Vertretern der drei Stände, während in den Landtagen der dritte Stand, das landesfürstliche Bürgerthum, noch immer eine mehr als untergeordnete Rolle spielt, wie dies die Krone selbst, Josefs I. Mandat vom 27. Januar 1711, rügt.

Tiefer eingreifende Änderungen im Verwaltungssystem Mährens knüpfen sich erst an die theresianische Epoche. Durch die Schöpfung der Kreisämter mit den Sitzen in Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau, Prerau und Hradisch — diese Kreise erscheinen bereits unter Karl VI. festgestellt — gewann das landesfürstliche Verwaltungswesen einen festen Unterbau und die Urbarialreform die wichtigste Stütze. Das königliche Tribunal bleibt nur mehr eine Gerichtsstelle, und zwar Appellationsbehörde, während die politischen Verwaltungsangelegenheiten und die Finanzsachen der „Repräsentation und Kammern" zugewiesen erscheinen (1749), aus welcher sich (1763) das Landes-Gubernium gestaltet.

Das neue gemeinbürgerliche Steuersystem mit der katastralischen Landesvermessung als Grundlage geht Hand in Hand mit der Lockerung der Unterthansverhältnisse, mit der Ablösung der Robot, wobei die Stände eifrig mithalfen, und hängt mit andern Maßregeln zusammen, welche das Aufblühen der Landwirthschaft, des Gewerbes, der Fabrication und des Handels im Auge hatten. Die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) traf mit der bereits in Gang gebrachten Studienreform zusammen. 1778 übersiedelte die Universität von Olmütz nach Brünn, woselbst seit 18. Mai 1777 ein Bisthum errichtet wird, während das Olmützer zum Erzbisthum erhoben wurde.

Die Reformen Josefs II. (1780 bis 1790), welche im Allgemeinen die Centralisirung der Verwaltung, die Beseitigung der Landtage und der ständischen Autonomie, die Hebung des Bauernstandes, andererseits die Klösteraufhebungen und die Bildung eines Religions- und Studienfondes, die Toleranzpatente zu Gunsten der Protestanten und Juden, zahlreiche humanitäre Schöpfungen und eine dem Nützlichkeitsprincip dienende



Das Kopal Denkmal in Znaim.

Studieneinrichtung betrafen, fanden auf Mähren eine in alle Verhältnisse entscheidend eingreifende Anwendung. So kam es zu einer förmlichen Verschmelzung Mährens und Österreichisch Schlesiens in Bezug auf die Landesverwaltung (1782), deren Hauptsitz Brünn blieb. Gubernium, Appellationsgericht, Landrecht, Fiskalamt, „alle Commissionen" sind beiden Provinzen gemeinsam, denn sie stellen nunmehr Eine dar. Schon unter Maria Theresia neigte man einer solchen Verfügung zu, da von dem ehemaligen Schlesien als Gebiete der böhmischen Krone nur Troppau Jägerndorf und Teschen bei Österreich blieben

und Mährens Stände seit jeher den Anspruch auf Troppau als Theil Mährens festhielten. Als Josef II. das Toleranzpatent zu Gunsten der Protestanten erließ, traten mehr als 70.000 Bekenner desselben aus der Verborgenheit hervor. Die Klösteraufhebung entschied über das Geschick von 33 Männer- und 6 Frauenstiften. 1785 nahm das allgemeine Krankenhaus in Brünn seinen Anfang; drei Jahre vorher wanderte die Hochschule von Brünn nach Olmütz zurück, aber nicht mehr als Universität, sondern nur als Lyceum.

In diese josefinische Epoche fällt auch die Umwandlung des zu Anfang des XVII. Jahrhunderts erbauten „Land"- oder Ständehauses auf dem „alten Fischmarkt", dem heutigen Dominicanerplatze, in ein k. k. Monturs-Ökonomie-Commissionsgebäude, in dessen Räumlichkeiten ein Theil des benachbarten aufgelassenen Dominicanerklosters (1783) aufgegangen war. Anderseits wurden 1784 das Gubernium oder Dicasterium und die Landesämter in dem Thomaskloster an der nördlichen Ausmündung der Rennergasse untergebracht, nachdem seine bisherigen Inwohner, die Augustinermönche, in das vormalige Nonnenkloster Altbrünns übersiedelt waren. So erstand das neuere Landhaus in örtlicher Vereinigung mit dem Gubernium. Der Gegenwart gehört das jetzige stattliche Landhaus auf dem Ratuitplatze an. Das Gubernium oder die Statthalterei blieb im Besitz der gesammten Räume des vormaligen Thomasklosters.

Leopold II. (1790 bis 1792) schloß mit den Länderständen Compromisse, die ihnen eine gewisse Selbstthätigkeit wahrten, ohne an den wesentlichen Grundlagen der Staatsgewalt und ihres Aufsichtsrechtes zu rütteln. Er hinterließ seinem Sohne Franz II. (I.) einen geordneten Staat, aber auch die Anwartschaft eines Krieges mit der französischen Revolution, welcher mehr als zwei Jahrzehnte seiner langen Regierung (1792 bis 1835) zu den wechselvollsten und verlustreichsten gestaltete. Unser Land bekam als Heerstraße oder Kampfplatz wiederholt mit den Franzosenkriegen zu thun, abgesehen von den Lasten, die es seit 1792 mittragen mußte, der zunehmenden Rekrutirung seiner Jugend, der Landwehrpflicht, Leistungen in Geld und Naturalien, Verpflegung der durchmarschirenden Truppen u. s. w.

Die Entscheidung des dritten Coalitionskrieges (1805) wurde im Herzen Mährens bei Austerlitz, den 2. December, in heißem Kampfe ausgefochten. Als das Jahr 1809 den neuen Waffengang mit Napoleon I. bescheerte und Österreichs Heer den Rückzug vom Wagramer Schlachtfeld (7. Juli) antrat, trugen sich auf den Straßen, welche Österreich und Mähren verbinden, hitzige Rückzugsgefechte mit den nachdringenden Franzosen zu, deren bedeutendstes noch unter den Mauern von Znaim (11. Juli) stattfand.

Beiden Epochen gehört das Leben und Wirken eines Mannes an, der, aus ärmlichen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, sich selbst eine bedeutende Zukunft verdankte.

1780 zu Iglau geboren, begann Karl Kübeck, nachmals Freiherr von Kübau, seine Laufbahn im Staatsdienst zur Zeit der harten Kämpfe Österreichs mit Napoleon und erweiterte rasch seinen Wirkungskreis in den finanziellen und staatswirthschaftlichen Angelegenheiten unserer Monarchie. In hervorragender Amts- und Vertrauensstellung nahm Kübeck an der Lösung der schwierigsten inneren Fragen theil und trat 1840 an die Spitze der Finanzverwaltung als Hofkammerpräsident. 1848 nahm er seine Entlassung, wurde aber bald wieder dem öffentlichen Leben zurückgegeben und schloß als Präsident des damaligen Reichsrathes 1855, 11. September sein gemeinnütziges Dasein.

Der Restauration Europa's, der Wiederherstellung des Großstaates Österreich folgten längere Friedensjahre. Der März des Jahres 1848 bescheerte unserem Lande gleich den anderen die constitutionellen Errungenschaften und die weiteren Krisen des nachmärzlichen Österreichs. In unser Land, nach Kremsier, wurde der Reichstag aus Wien verlegt. Zu Olmütz, woselbst seit 4. October 1848 Kaiser Ferdinand sein Hoflager aufgeschlagen, kam es am zweiten December zu dem vielbedeutenden Thronwechsel, der die Herrscherzeit Kaiser Franz Josephs I. begründet und Mähren in den Strom einer neuen staatlichen Entwicklung und großer Ereignisse drängt.

In den heißen Kämpfen, welche 1848 bis 1849 um die Einheit und den Machtbestand unseres Staates entbrannten, fochten auch die Söhne des Mährerlandes unter der Fahne Österreichs. Zu den Tapfersten der Tapferen zählte Oberst Karl Kopal, geboren 1788 in dem Znaimer Stadtdorfe Schidrowitz, der unter den Augen Radetzky's (6. Mai 1848) den Friedhof von Santa Lucia mit dem 10. Jägerbataillon gegen feindliche Übermacht unerschrocken vertheidigte und in entscheidender Weise zum Gewinn des Tages beitrug. Bei dem Sturm auf den Monte Berico bei Vicenza tödtlich verwundet, schloß der wackere Kriegsmann (17. Juni) sein pflichttreues Leben. Zu Olmütz fand Ende November 1850 der Abschluß der Verhandlungen statt, in welchen sich Preußen den Forderungen Österreichs und Rußlands fügte.

Als unser Staatswesen seit 1860 in neue Verfassungsbahnen einlenkte, nahmen Mährens Abgeordnete im Reichsrathe den regsten Antheil an der Lösung schwieriger Aufgaben; Landes- und Gemeinden-Vertretungen beeilten sich mit der Durchführung der neuen Verwaltungsgrundsätze und mit der Schaffung dessen, was die wachsenden Bedürfnisse der Zeit und des staatsbürgerlichen Lebens erheischten.

Das verhängnißvolle Jahr des schweren Doppelkrieges Österreichs (1866) beschied dem Marchlande das Los, der Schauplatz von Schlußkämpfen zu werden, die sich an die Königgrätzer Schlacht knüpften und Mähren von Norden nach Süden hin als Heerstraße der österreichischen Nordarmee und des nachrückenden Feindes erschlossen. Nikolsburg wurde 23. Juli der Ort jener Vorverhandlungen, die dann zu Prag ihren

Abschluß fanden und eine lange Reihe äußerer Friedensjahre im Gefolge hatten. Das vierzigjährige Kaiserjubiläum (1888) bewies neuerdings, daß unter den Gebieten der Habsburgerkrone auch Mähren, das Land mit dem roth und goldengeschachten Adler im Wappen, unentwegt in seinem gesammtstaatlichen Bewußtsein und dynastischen Gefühle blieb.



Das Landeswappen im „Privilegium“ vom Jahre 1462.



Volkskunde Mährens.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Um die physische Beschaffenheit der Bewohner Mährens richtig zu beurtheilen, genügt es nicht, die körperlichen Merkmale festzustellen, welche den Individuen der einzelnen charakteristischen Bevölkerungsgruppen des Landes gemeinsam zukommen; es ist auch zu beachten, daß diese Gruppen sich zur höheren socialen Individualität der Gesammtbevölkerung des Landes zusammenfügen, welche als Ganzes gleichfalls ihre besonderen physischen Charaktere besitzt, in denen die Anpassung dieses Bevölkerungsorganismus an die wechselnden natürlichen und durch sein eigenes Culturleben geschaffenen Verhältnisse zum Ausdruck gelangt.

In dieser Beziehung lehren uns die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1890, daß die

Bevölkerung der Markgrafschaft Mähren aus 2,276.870 Bewohnern besteht, welche in 3404 Ortschaften, die 2937 Gemeinden bilden, ansässig sind, so daß bei dem Umstande, als Mähren einen Flächenraum von 22.222 Quadratkilometern umfaßt, 102 Bewohner im Durchschnitt je einen Quadratkilometer Land bewohnen, dieses sonach so dicht bevölkern, daß von den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nur Böhmen, Schlesien, dann infolge der Anhäufung von Menschen in Wien und Triest Niederösterreich und das Triester Territorium eine dichtere Besiedelung aufweisen.

Dieser Bevölkerungskörper gliedert sich in mehr als eine halbe Million Familienverbände und Wohnparteien, welche in 325.337 Wohnhäusern ihr Heim besitzen. Die Ansiedelungen derselben bieten nach Anlage, Ausstattung und Einrichtung eine ebenso große Mannigfaltigkeit wie ihre Bewohner und sind gewiß nicht ohne Einfluß auf ihre physische Entwicklung, ihre Sitten, ihr Temperament und äußerliches Gehaben.

Während in den fruchtbaren Niederungen im Centrum des Landes, im Weinlande des Südens, sowie im Umkreise der Industriecentren des Nordwestens und Nordostens größere und ansehnlichere Ortschaften ein innigeres und bewegteres Zusammenleben größerer Bevölkerungsgruppen gestatten, sehen wir das minder fruchtbare Hochland des böhmisch-mährischen Plateau's mit zahlreichen, aber kleineren Ansiedelungen besäet und in den Gebirgsgegenden der Sudeten im Norden, sowie der Beskiden im Osten die Ortschaften in einzelne, auf weite Strecken vertheilte Gehöfte sich auflösen, welche malerisch die Höhen der Berge erklimmen. Zwischen den Dörfern und Marktorten sind die nicht allzu zahlreichen, im Norden relativ reichlicheren Städte eingestreut, die Mittelpunkte eines regen Verkehrslebens. Die Verschiedenheit dieser Ansiedlungsverhältnisse wird überdies von der nationalen Eigenart der Volksstämme beeinflußt, welche das Land bewohnen.

Während dieser Bevölkerungsorganismus, welcher im Allgemeinen einen ausgeprägt seßhaften Charakter zeigt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in seiner Population sich verdichtet, so daß im letzten Volkszählungsdecennium von 1880 bis 1890 durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle ungefähr 177.500 Individuen, das ist 8·24 Procent zuwuchsen, findet alljährlich eine regelmäßige Wanderbewegung nach auswärts statt, die jedoch im gedachten Decennium nur 53.500 Köpfe, 2·48 Procent, betrug, so daß der effective Bevölkerungszuwachs 124.000 Köpfe in zehn Jahren, sonach etwa 6 Procent ausmacht und von Jahr zu Jahr eine durchschnittliche Vermehrung der Gesammtbevölkerung um mehr als 12.000 Seelen stattfindet.

Diese Verhältnisse spielen sich jedoch nicht im ganzen Bevölkerungskörper gleichmäßig ab, sondern gestalten sich insbesondere unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung und der landwirthschaftlichen Prosperität derart, daß zwei Centren größter Bevölkerungsdichtigkeit zu unterscheiden sind, ein kleineres, welches die industriereichen nordöstlichen

Bezirke des Landes (Neutitschein und Mistek mit Mährisch-Ostrau) umfaßt, und ein größeres, das sich vom Prerauer und Proßnitzer Bezirk (Hanna-Ebene) auf- und abwärts der March nach Nordwest und nach dem Süden des Landes erstreckt und von diesem Kern nach Westen in das Innere des Landes bis über den Brünner Landbezirk sich ausdehnt. Von dem letzteren Dichtigkeitscentrum nimmt die Bevölkerungsdichte nach Westen und Osten viel rascher ab als nach Norden, so daß sie im Bezirk Dačitz und Kromau, sowie auch im Bezirk Ungarisch-Brod kaum die Hälfte jener der Bezirke Prerau und Proßnitz, geschweige der Bezirke Neutitschein und Mistek beträgt.



Typus eines Schönhengstlers.

Besehen wir uns die Bewohnerschaft Mährens von anderen Gesichtspunkten aus, so finden wir, daß dem Geschlechte nach die Zahl der männlichen Bewohner von jener der weiblichen in der Weise überwogen wird, daß im Durchschnitt auf 1000 männliche 1094, also fast um ein Zehntel mehr weibliche Individuen entfallen, ein Verhältniß, welches insbesondere in den Bezirken Ungarisch-Hradisch, Gaya, Wischau, Kremsier, Prerau, Littau, noch mehr aber im Bezirk Mährisch Trübau, Neutitschein, Weißkirchen zu Gunsten des Überwiegens des weiblichen Geschlechtes sich gestaltet, während im Süden und Westen des Landes (Bezirke Nikolsburg, Znaim, Dačitz, Iglau, Neustadtl, Trebitsch) ein viel geringeres Überwiegen des weiblichen Geschlechtes wahrzunehmen ist. Fast möchte es scheinen, daß diejenigen Momente, welche bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung einen größeren Kindersegen begünstigen, auch einem größeren Überschuß des weiblichen Geschlechtes günstig sind, insoferne nicht, wie im Gebiete der Kohlen- und Eisenindustrie im Bezirke Mistek, ein Überschuß zugewanderter männlicher Arbeiter beschäftigt wird.

Bei Würdigung der physischen Beschaffenheit der Bewohner Mährens können auch ethische und sonstige psychische Verhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben, so das Religionsbekenntniß, da die Bevölkerung in Mähren ungefähr 2 Procent Israeliten in sich begreift, welche insbesondere in der Stadt Ungarisch Hradisch und den übrigen Städten mit eigenem Statut, dann in den Bezirken Gaya, Göding, Nikolsburg, Ungarisch-Brod, Wischau, Proßnitz, Kromau, Weißkirchen in einzelnen Städten in größerer Zahl angesiedelt sind, so daß sie im Bevölkerungstypus selbst eine bemerkbare Gruppe bilden.

Mit Rücksicht auf den Bevölkerungstypus ist weiterhin das Verhältniß der Nationalitäten im Lande, der deutschen und čechoslavischen von großem Belange, da ungeachtet einer überall im Lande wahrnehmbaren, seit Jahrhunderten fortlaufenden, in ihren Wirkungen vielleicht sehr ersprießlichen Racenkreuzung die physischen Nationalcharaktere in den ursprünglichen Ansiedlungsgebieten beider Nationalitäten nicht zu verkennen sind.

Der deutsche Sprachstamm, der mit 665.000 Köpfen dem čechoslavischen mit 1,590.000 Seelen im Verhältniß von 3 : 7 gegenübersteht, theilt sich in einen stärkeren nördlichen, von Schlesien nach Mähren hereinragenden Zweig, den Sudetenstamm, und in einen schwächeren südlichen Zweig, der ein Theil des über die niederösterreichisch-mährische Grenze reichenden baierisch-österreichischen Sprachstammes ist, von dieser Grenze als Grundlinie keilförmig gegen die Landeshauptstadt Brünn zu vordringt und hier fast die deutsche Sprachinsel von Brünn und Umgebung erreicht.

Die Angehörigen des Sudetenstammes, gemeinhin „Gebirgler“ genannt, stellen eine meist mittelgroße, hagere, aber abgehärtete, ausdauernde, betriebsame, ernste und sparsame Bewohnerschaft dar, welche die Gebirgslandschaften der Sudeten und weiter nach Osten das malerische Kuhländchen mit dem Hauptorte Neutitschein besiedelt, dessen Bewohner wegen ihres lebhaften, unternehmenden, zu Industrie und Handel geschickten Naturells einen weitverbreiteten Ruf genießen.

Die Mitglieder des südlichen deutschen Sprachstammes unterscheiden sich von jenen des nördlichen bei gleichem ernsten und arbeitsfreudigen Wesen durch ihre meist untersetzte, breitschulterige, wohlgenährte physische Beschaffenheit, sowie durch ein ausgeprägtes individuelles, nicht selten streitlustiges Selbstgefühl, verbunden mit der Neigung zum behäbigen Lebensgenusse.

Auf diese physische und psychische Anlage nimmt der von ihnen in vielen Gegenden betriebene Weinbau und der Weingenuß, sowie die kräftige Ernährung mit animalischen Nahrungsmitteln ersichtlichen Einfluß, während sich viele der Bewohner der Gebirgsgegenden des Nordens vorwiegend mit vegetabilischer Brot- und Kartoffelnahrung (Haferbrot), ergänzt durch Milch und Käse, begnügen müssen.

Längs der böhmisch-mährischen Grenze bildet die große Sprachinsel der deutschen, durch ihre stattliche Erscheinung und den regelmäßigen Schnitt des längsovalen Gesichtes sich auszeichnenden Schönhengstler um Mährisch-Trübau und Zwittau, dann jene von Iglau und Umgebung, in welcher sich die charakteristische Nationaltracht namentlich bei den durch ihre Wohlgestalt und üppige Entwicklung bekannten Frauen noch erhalten hat, nebst dem in vielen größeren Städten vorhandenen deutschen Bürgerthum, welches ein Element der regsten Betriebsamkeit darstellt, eine verbindende Kette zwischen dem nördlichen und südlichen deutschen Sprachstamm, gleichwie in der deutschen Sprachinsel von und um Brünn, ferner zwischen Neu-Raußnitz und Wischau, dann um Deutsch-Brodek und Wachtel, sowie in und um Olmütz weitere Verbindungsglieder bestehen.



Typus einer Schönhengstlerin.

Die slavischen Bewohner des Landes gehören bis auf eine kleine, drei Dörfer bei Lundenburg umfassende kroatische Ansiedlung dem čechoslavischen Sprachstamm an, bilden jedoch mehrere in somatischer Beziehung, Naturell, Kleidung und Mundart von einander unterscheidbare Volksstämme, denen — abgesehen von manchen anderen gleichartigen Nationaleigenthümlichkeiten — insbesondere die Liebe zum Gesang bei Arbeit und Festlichkeit gemeinsam ist.

Die slavische Bevölkerung des ganzen mährischen Westens bis zum Zwittawafluß und darüber hinaus kann als Fortsetzung der čechoslavischen Bevölkerung des östlichen Böhmen angesehen werden. Ihre Angehörigen werden als Bewohner des böhmisch-mährischen Mittelgebirges und Hochplateau's mit dem Namen Horaken (Bergländer)

bezeichnet und sind bei schlankem, oft übermittelgroßem Wuchse und bei infolge der meist geringen Ertragfähigkeit des Bodens mäßigem Ernährungszustande aufgeweckte, wißbegierige, arbeitsame und genügsame Menschen, deren Stimmung eine merkliche Empfindsamkeit innewohnt.

Einen auffälligen Gegensatz zu denselben bilden die im Innern des Landes auf der fruchtbaren schwarzen Erde der Niederungen der Hanna und Mittel-March nächst der Mündung der Bečva ansäßigen Hannaken, ein Menschenschlag von strotzender Gesundheit, von mittelgroßem, zumeist hohem und dabei kraftvollem, untersetztem Wuchse, mit oft edler, beim weiblichen Geschlecht oft symmetrisch schöner Gesichtsbildung. Der Gesichtsausdruck gewinnt durch das von den Männern mit Vorliebe vorn gekürzt, rückwärts lang getragene schlichte Haupthaar und die unter scharf gezeichnetem, mit dichten Augenbrauen besetztem Stirnrande klug hervorblickenden Augen, die ganze Gestalt durch die in manchen Gegenden noch beibehaltene schmucke Volkstracht an Interesse. Unerschütterliche Gemüthsruhe bis zum Phlegma bei auch in bedrängter Lage nicht versagendem Humor, Gutmüthigkeit nicht ohne Schlauheit, Gastfreundlichkeit und Lebensfreudigkeit, selbst Neigung zum Luxus, der sich auch in traditioneller Vorliebe für zahlreiche und schöne Pferde äußert, sind Hauptzüge des hannakischen Charakters.

Den ganzen Südosten Mährens und zwar die fruchtbaren Niederungen des unteren Marchlaufes bis zur Mündung der Thaya, das Hügelland des Marsgebirges und die Abhänge der mährischen Karpathen hält der ausgebreitete Volksstamm der Slovaken besetzt, dessen Hauptmasse sich weithin im nordwestlichen Ungarn ausbreitet. Bei vorwiegendem Längenwachsthum starkknochig und schlank, sind die Slovaken trotz ärmlicher, meist vegetabilischer, durch Schafmilch und Schafmilchkäse verbesserter Kost muskulös mit ausgesprochenem Bewegungsdrang, der auch ihrem erregbaren, in Freude und Leid das Maß leicht überschreitenden, der Stimmung folgenden, im Grunde kindlich gutmüthigen Charakter entspricht, welcher sich in ihrem, von den Melodien zahlloser Volkslieder durchdrungenen arglosen Gemüthe wiederspiegelt. Dieser leicht beweglichen Gemüthsart entspricht auch der Wandertrieb, der den gleichwohl an der Heimat hängenden und zu ihr wiederkehrenden Slovaken eigen ist. Ausdauernd, an Entbehrungen gewöhnt und anspruchslos, dabei mit viel Mutterwitz begabt und technisch ausgezeichnet veranlagt, werden diese Naturmenschen Mährens als Arbeiter überall gern gesehen.

Ihren Nachbarn im Nordosten Mährens, den Walachen, welche, auf den grünen Berghöhen der Beskiden ihre Schafe weidend, das entbehrungsvolle, aber durch großartige Natureindrücke gestählte Dasein eines Hirtenvolkes führen, ist diese Gemüthsweichheit nicht mehr eigen. Schon in ihrer körperlichen Gestaltung bei häufigem Hochwuchs gedrungener, durch ihre bei jeder Witterung und Jahreszeit offene Brust das Bild der

Abhärtung bietend, dunkler an Haar- und Hautfarbe, wetterfest, zeigen sie einen festen, selbstgenügsamen, frohsinnigen, aber auch den Ausbrüchen der Leidenschaft nicht verschlossenen kühnen Sinn, welchem ihre an weichen Klängen ärmeren, lebensfrohen Lieder entsprechen. Aus ihnen war durch mehr als zwei Jahrhunderte ein kriegerisches



Typus eines Hannaken.

Corps, das Partaschen Corps, zur Überwachung der Ostgrenze Mährens gebildet worden, wozu sie sich nach ihrer Veranlagung vortrefflich eigneten.

Obwohl schon die Walachen in mancher Beziehung Ähnlichkeiten mit polnischen Volksstämmen, insbesondere den Goralen darbieten, die wir bereits in Niederschlesien antreffen, bilden die Bewohner nächst der niederschlesischen Grenze im Bezirke Mistek, welche Lachen, mit einem Provinzialausdruck auch Wasserpolaken genannt werden, in körperlichen und sprachlichen Eigenheiten im noch höheren Maße eine solche Übergangsstufe

zu nachbarlichen Bevölkerungstypen, die um so deutlicher wird, je tiefer nach Niederschlesien wir vordringen.

Wenn im Voranstehenden die Gliederung des Bevölkerungsorganismus von Mähren nach Volksstämmen mit kurzen Umrissen gezeichnet wurde, so soll hierdurch keineswegs die Vorstellung erweckt werden, als ob diese Volksstämme scharf von einander abgegrenzt wohnen würden. Im Gegentheil gibt es Übergänge nach allen Richtungen und werden die an den Knotenpunkten der Stammesverschiedenheiten noch wahrnehmbaren Unterschiede durch fortwährende Kreuzung und durch das wogende Zu- und Rückströmen der Bevölkerung zwischen Land und Stadt, zwischen bäuerlichen Ansiedlungsgebieten und Industriecentren allgemein und namentlich bei der Bevölkerung der Städte und Industrie-Orte stark verwischt. Leider kann nicht verkannt werden, daß infolge der streckenweisen Umwandlung des ehedem fast ausschließlichen Agriculturlandes Mähren in Industrieland mit landwirthschaftlichem oder technischem Fabriksbetrieb eine unverkennbare Degeneration der ursprünglichen Stammeseigenthümlichkeiten derjenigen Bewohnerschaft stattfindet, welche ehedem, an alter Sitte festhaltend, dem heimatlichen Boden Naturproducte abgewann und nun als lebender Mechanismus mit den Maschinen der Fabriken um die Wette Kunstproducte schaffen hilft.

Um so schwerer wird es bei diesen Verhältnissen, den verborgenen anatomischen und physiologischen Kriterien nachzuforschen, welche der Racen- und Stammesbildung zu Grunde liegen und bereits in ferner Vergangenheit, zumeist wohl schon vor der Einwanderung der Urahnen der gegenwärtigen Bevölkerung in dieses schöne Land entstanden sein mögen, welches ebenso, wie es die Wasserscheiden von Zuflüssen dreier Meere (Nordsee, Ostsee, schwarzes Meer) birgt, ein Übergangsgebiet für den Strom der Völkerwanderung gewesen und noch heute eine Brücke ist, die verwandte Völkerstämme verbindet und fremde Racen einander nähert.

Ein sinnfälliges Racenmerkmal ist zunächst der Körperwuchs, bezüglich dessen bereits bei der allgemeinen Schilderung der das Land bewohnenden Stämme einige Andeutungen gemacht wurden. Die durchschnittlichen Assentirungsverhältnisse während einer Reihe von Jahren lassen in diese Verhältnisse noch näheren Einblick gewinnen.

So zeigt es sich, daß die westlichen, dem čechischen Stamme näher verwandten slavischen Mährer mit diesem den höheren Wuchs (im Mittel 1·66 Meter) bei ansehnlicher Brustweite (im Mittel 0·838 Meter), welche 50·4 Procent der Länge ausmacht, gemein haben, während die Slovaken durchschnittlich kleiner sind (im Mittel 1·647 Meter) bei mittlerem Brustumfang von 0·824 Meter, der die Hälfte der Körperlänge ausmacht, wogegen die Deutschen mit 1·656 Meter Körperhöhe und 0·827 Brustumfang (50 Procent) die Mitte zwischen beiden einhalten. Mit der Extensität der körperlichen Entwicklung hält jedoch die Intensität derselben nicht immer gleichen Schritt, wenigstens ist dies bei

der čechisch-mährischen Race nicht in gleichem Maße der Fall (18 Procent Tauglichkeit), während die Slovaken bei mittleren Maßen einer vorzüglichen Constitution sich erfreuen (24 Procent Tauglichkeit), die Deutschen zwischen Čechen und Slovaken die Mitte halten (21 Procent Tauglichkeit). Hierbei ist das Tauglichkeitsverhältniß der Deutschen des



Typus einer Hannakin.

Südens ein wesentlich günstigeres als jener des Nordens. Im Allgemeinen ist die mährische Bevölkerung an Menschen großen Schlages nicht arm, da auf 1000 bei der Assentirung Untersuchte 200 bis 220 Männer mit einer Höhe über 1·7 Meter entfallen, ein Verhältniß, welches nur von den Bewohnern Tirols, Kärntens, Krains, Kroatiens, namentlich aber Dalmatiens übertroffen wird. Hingegen betragen die Männer kleinen Schlages (Untermäßige) nur 5 bis 10 Procent der Untersuchten.

Ein weiteres hervorragendes Racen- und Stammesmerkmal ist die oft schon der gewöhnlichen Betrachtung auffällige Gesichtsbildung und die mit der letzteren wesentlich zusammenhängende anatomische Gestaltung des Schädels. Wenn wir in letzterer Beziehung auch nur das Verhältniß der Länge zur Breite der Schädelbasis berücksichtigen, so müssen wir bekennen, daß die von verläßlichen Forschern angestellten Schädelmessungen mährischer Schädel aus alter und neuer Zeit viel zu spärlich sind, um einen Maßstab für ursprüngliche Raceneigenthümlichkeiten gewinnen zu können.

Da der nordländischen germanischen Race eine vorwiegend dolichocephale, der slavischen vorwiegend eine brachycephale Schädelbildung eigen ist, so wäre es in Mähren als einem von zweisprachiger Bevölkerung bewohnten Lande sehr lehrreich zu wissen, in welchem Verhältniß jede dieser Schädeltypen einerseits unter der lebenden Bevölkerung vertreten ist, anderseits unter jener früherer Zeiten vertreten war. Einige Aufklärung in ersterer Beziehung wäre zu erhalten, wenn nach dem Vorgange des hervorragenden Anthropologen k. k. Oberstabsarztes Dr. R. Weisbach bei den Truppenkörpern der einzelnen Territorialbezirke regelmäßige kraniologische Messungen angestellt würden, wie er selbst es hinsichtlich der aus Niederösterreich stammenden Truppenkörper gethan, wobei auch vergleichsweise einige Messungen deutscher Soldaten des Znaimer Bezirkes in Mähren berücksichtigt wurden.

Es hat sich die interessante Thatsache ergeben, daß in dem deutschen Gebiete von der Donau nach Norden die brachycephalen Köpfe, welche in Niederösterreich durchschnittlich zwei Drittel der Bevölkerung bei mäßigem Verhältniß der Länge zur Breite 1000 : 822 ausmachen, sowohl an Zahl als an stärkerem Hervortreten der Brachycephalie zunehmen, so daß der Breitenindex bei den gemessenen Köpfen von Deutschen aus der Znaimer Gegend 846 beträgt. Auch unter den Deutschen des Gesenkes, der Schönhengstler und Iglauer Sprachinsel sind brachycephale Kopfformen zahlreich vertreten, jedoch scheinen neben denselben dolichoide Formen häufiger zu sein als im Süden. Zur dominirenden Schädelform wird jedoch die Brachycephalie bei den slavischen Stämmen, so daß nach Weisbach bei den Slovaken die Verhältnißzahl der Schädelbreite zur Schädellänge (Index) 858, bei den zum čechischen Volksstamme im engeren Wortsinn gehörigen 864 beträgt.

Während der typische deutsche Männerschädel im Allgemeinen leicht und dünnwandig, niedrig, im horizontalen Durchschnitt längsoval, die senkrechte Stirne breit, das breite hohe Hinterhaupt stark gewölbt, das Gesicht groß, lang, nach unten stark verschmälert ist, die Augenhöhlen hoch, die Jochbeine flach sind, die Oberkiefer etwas vortreten, die starken großen Unterkiefer lange, wenig geneigte Äste haben, ist der slovakische Schädel, sowie jener der čecho-moravischen Grenzgegenden schwer und dickknochig, ersterer hoch, letzterer sehr niedrig, beide im horizontalen Durchschnitt der

Birnform sich nähernd; beide sind brachycephal, der čechische noch mehr als der slovakische und beide an der Schädelbasis verschmälert. Beide haben schmale, senkrechte Stirnen und weitabstehende Scheitelhöcker. Während jedoch das Hinterhaupt des Čechen hoch und flach ist, ist jenes des Slovaken stark gewölbt. Während das Gesicht des Slovaken klein, niedrig,



Typus eines Slovaken.

unten sehr breit, die Augenhöhle klein und niedrig ist, ist beim čechischen Typus das Gesicht mittelgroß, unten schmal, die Augenhöhle groß und hoch. Die Jochbeine des slovakischen Typus treten infolge ihrer Länge und Krümmung mehr hervor als beim čechischen Typus. Die Oberkiefer treten bei beiden wenig vor, die Unterkiefer sind bei beiden Typen stark, beim Slovaken jedoch kurz, klein, beim Čechen groß, bei beiden mit geneigten Ästen versehen.

Mit diesen Merkmalen sind die Unterschiede der typischen Schädelbildung zwischen den slavischen Stämmen des mährischen Ostens und Westens charakterisirt, zwischen welchen Verbindungsglieder bestehen, gleichwie nach Nordosten ein Übergang zum polnischen Typus unverkennbar ist. Inwieferne bei den Walachen auch rumänische Volkselemente, welche einzelne Karpathengegenden als Hirten besiedelt haben sollen, auf die physische Gestaltung beeinflußend gewirkt haben, werden erst künftige Untersuchungen klarstellen müssen.

Gewisse Andeutungen in dieser Beziehung sind indessen durch anderweitige besser constatirte physische Racenmerkmale gegeben, namentlich in Beziehung auf die Farbe der Haut, der Haare und der Augen.

Die im Jahre 1880 stattgefundene Aufnahme der bezeichneten ethnographischen Merkmale der Schulkinder Mährens erstreckte sich auf 96 Procent derselben, war sonach eine nahezu vollständige.

Es zeigte sich dabei, daß der blonde Typus, charakterisirt durch lichte Hautfarbe, blonde Haare, blaue Augen in den deutschen Schulbezirken Mährens mit 34·4 Procent, in den čechoslavischen nur mit 15·2 Procent, in den gemischten mit 21 Procent der Zahl der untersuchten Kinder vertreten war, während umgekehrt der braune Typus, durch dunkle Haut und Haarfarbe mit braunen Augen gekennzeichnet, in den čechoslavischen Schulbezirken zu 24 Procent, in den deutschen und gemischten zu 21·8 Procent vorkam.

Einzelne Merkmale, insbesondere lichte (blaue oder graue) Augen sind übrigens viel häufiger als der zugehörige allgemeine Typus, so daß es Kinder mit blauen Augen um 16 Procent mehr gab als Kinder mit allgemein blondem Typus und Kinder mit braunen Augen um 8·3 Procent mehr als solche mit allgemein braunem Typus. Helle Augen (blau oder grau) besitzen überhaupt mehr als zwei Drittel aller Schulkinder in Mähren.

Dabei ist nicht ohne Bedeutung, daß sich in einzelnen Gebieten ein besonders häufiges Vorkommen der grauen Augen bemerkbar macht, welche im Gebiete der Lachen (Wasserpolen) und Walachen bei 40 Procent der untersuchten Kinder, sonach in einer Häufigkeit vorgefunden wurde, wie sie nur wieder bei den ostgalizischen Huzulen und anderen Karpathenstämmen angetroffen wird, und zwar bei den mährischen Walachen wie bei den Huzulen mit dunkler Haut- und Haarfarbe, wodurch vielleicht eine besondere Raceneigenthümlichkeit bekundet wird.

Das Stammgebiet der Walachen im Walachisch-Meseritscher Bezirk, sowie jenes der Slovaken in der Landschaft des Marsgebirges (Bezirk Gaya, Hradisch) ist in Mähren dasjenige, in welchem der blonde Typus am schwächsten, der braune am stärksten vertreten ist, gleichwie unter den Deutschen im Trübauer und Sternberger Bezirk der blonde Typus am stärksten, der braune am schwächsten verbreitet ist.

Im Allgemeinen ist mit lichten Augen häufig auch lichteres Haar verbunden, welches bei den Bewohnern und namentlich den Kindern in den an Schlesien grenzenden Gebieten Mährens als helles Goldblond der Haare besonders häufig beobachtet werden kann. Auch die Sprachinseln der Schönhengstler und Iglauer heben sich in dieser Beziehung



Typus einer Slovakin.

deutlich von der Umgebung ab. Es verdient bemerkt zu werden, daß die ursprünglich blonden Haare vieler Kinder in späteren Jahren häufig eine dunkle Färbung erlangen.

Was die Hautfärbung anbelangt, neigen 70 bis 80 Procent der Bevölkerung dem lichten Teint zu, der in vorwiegend deutschen Gegenden gleichmäßiger hervortritt als anderwärts.

Die Darstellung der physischen Beschaffenheit der Bewohner Mährens wäre keine vollständige, wenn nicht noch gewisser physiologischer und pathologischer Verhältnisse gedacht würde, welche zum Verständniß der Volksbeschaffenheit von größter Bedeutung sind und gerade für Mähren, Dank einer vom Landessanitätsrathe seit dem Jahre 1880 regelmäßig geführten Sanitätsstatistik und sanitären Berichterstattung mit größerer Klarheit als in jedem anderen Lande der Monarchie festgestellt werden können. Insbesondere ist die Schichtung der Bevölkerung nach Altersstufen nicht ohne Interesse.

Von den 2,276.870 Einwohnern Mährens standen zu Ende des Jahres 1890 64.547 im ersten Lebensjahre, worunter noch die Knaben um etwa 200 Köpfe zahlreicher waren als die Mädchen; 52.448 hatten mit Überschreitung des 6. Lebensjahres das schulpflichtige Alter erreicht, worunter sich bereits ebensoviel mehr Mädchen befanden als im ersten Jahre Knaben, 47.209, darunter schon um 700 mehr Mädchen als Knaben, hatten mit Erreichung des 14. Lebensjahres ihrer Schulpflicht genügt, 40.158, darunter 19.600 junge Männer, hatten das 20. Lebensjahr zurückgelegt, 37.660, darunter 17.507 Männer, hatten das 24. Lebensjahr, 35.041 das 30. Lebensjahr erreicht, 20.982 das 50., 14.437, darunter 6.355 Männer, das 60., 8.487 das 70., 2.694 das 80., 332, darunter 147 Männer und 185 Weiber, das 90., 29 das 95. und 23, davon 6 Männer und 17 Frauen, das 100. und darüber.

Von der Gesammtzahl waren 1,330.661, sonach weitaus mehr als die Hälfte ledig, 792.186 verheirathet, 144.023 verwitwet, geschieden oder getrennt.

Was die Langlebigkeit anbelangt, steht Mähren ebenso wie Böhmen und Schlesien insbesondere in Betreff der männlichen Bevölkerung hinter den Alpenländern und insbesondere hinter Dalmatien zurück, welche Länder verhältnißmäßig mehr Männer im Alter über 60 bis 100 Jahre in ihrer Bevölkerung aufzuweisen vermögen als Mähren, während diese Unterschiede beim weiblichen Geschlecht nicht in so bedeutendem Maße hervortreten.

Innerhalb des Landes Mähren sind die Bewohner der südlichen Bezirke Nikolsburg und Znaim, sowie die Bezirke des böhmisch-mährischen Mittelgebirges und Hochplateau's, dann des Gesenkes der Sudeten, insbesondere der Bezirk Römerstadt durch einen höheren Procentsatz von über 60 Jahre alten Leuten gesegnet, während die übrigen Bezirke in dieser Beziehung zurückstehen, insbesondere die Bezirke Walachisch-Meseritsch und Mistek, welche einen großen Theil der Arbeiter an die nahen Hüttenwerke und Kohlenbergwerke abgeben.

Anders verhält es sich bezüglich der Häufigkeit der Geburten, entsprechend der Häufigkeit der ehelichen Verbindungen, welche gerade in den östlichen und centralen

Bezirken des Landes, insbesondere in jenen mit größerer Dichtigkeit der Bevölkerung häufiger stattzufinden pflegen, aber auch von einer größeren Kindersterblichkeit begleitet sind. In den Sudetengegenden, deren Bewohner wegen des wenig erträglichen Bodens zuweilen nur mit Schwierigkeiten einen eigenen Hausstand zu gründen vermögen, ist die Anzahl der unehelichen Geburten häufiger als im übrigen Lande.

Die Sterblichkeit der Bewohner Mährens, welche gleichfalls in den dicht bewohnten Niederungen im Centrum des Landes, sowie in den in sanitärer Beziehung minder entwickelten Gebirgsbezirken an der mährisch-ungarischen Grenze und im Bezirke Mistek wegen der eigenartigen Industrieverhältnisse eine höhere zu sein pflegt als in den übrigen Landestheilen, kommt der mittleren Sterblichkeit des österreichischen Staatsgebietes nahe und beträgt im zehnjährigen Durchschnitt 28 Todesfälle auf 1000 Einwohner.

Infolge der bereits 12 Jahre bestehenden Organisation des Sanitätsdienstes in den Gemeinden — der ersten durchgreifenden Sanitätsorganisation in Österreich — und der hierdurch ermöglichten gründlicheren Bekämpfung der Infectionskrankheiten ist die Sterblichkeit an diesen Krankheiten und die allgemeine Mortalität gegenüber früheren Zeiten auf ein wesentlich geringeres Maß gesunken. Hierdurch sind ohne Zweifel auch manche Gebrechen seltener geworden, welche wie Blindheit, Taubheit, Krüppelhaftigkeit oft in der Kindheit durch vernachlässigte Erkrankungen acquirirt werden. In dieser Beziehung nimmt Mähren unter den Reichsländern eine verhältnißmäßig günstige Stelle ein.

Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung kamen in Mähren auf 10.000 Einwohner nur 8 bis 9 Blinde, 14 Taubstumme, 16 Irrsinnige und 6 Cretins. Während die Blinden im Allgemeinen gleichmäßig spärlich im Lande vertheilt sind, wenn auch eine Zunahme da wahrzunehmen ist, wo Infectionskrankheiten und namentlich Blattern häufiger herrschen, liegt das Gebiet der größten Relativzahlen von Taubstummen, Cretins, Blöd- und Irrsinnigen im Nordosten des Landes in den Bezirken Walachisch-Meseritsch und Holleschau, von wo aus es sich in westlicher Richtung, die Sudeten berührend, mit abgeschwächter Intensität bis in den Boskowitzer Bezirk erstreckt, nach Süden in den Ungarisch-Broder Bezirk, nach Norden in den Mistekere Bezirk übergreift. In manchen dieser Gegenden kann der verderbliche Einfluß des leider verbreiteten Branntweingenusses auf den menschlichen Organismus sowohl in Bezug auf die Degeneration des Nervensystems als auf die minder günstige Entwicklung der Nachkommenschaft nachgewiesen werden.

Wir haben neben den vorwiegenden erfreulichen Thatsachen nicht die Schäden verschwiegen, mit welchen der Bevölkerungsorganismus Mährens behaftet ist, Schäden, die, zum Theile verbesserungsfähig, das kraftvolle Gedeihen der im Kern gesunden Bevölkerung zu bedrohen nicht im Stande sind.

Volksleben der Deutschen.

Sitten und Gebräuche. Die Zeiten gehen ehernen Schrittes hinweg über die Eigenthümlichkeiten der Völker. Die siegreiche Macht der Cultur verpflanzt sich von Volk zu Volk, und mit der wachsenden Bildung ändert sich auch das Fühlen und Empfinden, ändert sich Sitte und Gebrauch. Je mehr auf diese Weise die Menschheit fortschreitet in ihrer Entwicklung zum höchsten Ziele, an welchem angelangt die Bürger der Erde keinen Unterschied mehr kennen werden, desto mehr leiden die einzelnen Theile Einbuße an alledem, was sie voneinander trennt und unterscheidet. Wenn zumal innerhalb der engen Marken eines Landes zwei Völker wohnen, die nach Sprache und Charakter durchaus verschieden sind, und die Zahl ihrer gemeinschaftlichen Beziehungen fort und fort durch die gleichen Gesetze, denen sie gehorchen, durch die Lebensverhältnisse, die ihnen gemeinsam sind, ja — so zu sagen — auch durch dieselbe Luft, die sie athmen, wächst, so ist es ganz erklärlich und sogar als nothwendige Folge erkennbar, daß ihre besonderen Charakterzüge mit der Zeit verwischt werden. So schwindet auch bei den Deutschen Mährens von Tag zu Tag deutlicher die alte ehrwürdige Vätersitte, besonders dort, wo sie in kleinen Inseln inmitten ihrer slavischen Mitbürger wohnen. Manch hübscher und tiefsinniger Brauch kehrt immer seltener und in immer kleineren Kreisen wieder. Gar Vieles, was ursprünglich das Eigenthum der Deutschen war, hat auch bei den Slaven Eingang gefunden und manche slavische Sitte wird heimisch in deutschen Familien. Gar Vieles, was die Deutschen Mährens heute noch als theures Erbe aus längst vergangenen Tagen bewahren, ist natürlich auch nicht ihr eigenstes Eigenthum, es gehört vielmehr dem ganzen deutschen Volke und kehrt bei allen seinen Stämmen und Zweigen mit mannigfachen Umänderungen wieder.

Die Religion bildet für das gesammte Leben des Volkes die wichtigste Basis. Die vorzüglichsten und schönsten Gebräuche schließen sich an die religiösen Feste an. Und wie der Naturdienst der alten Germanen mit dem Christenthum, welches ihn besiegt hat, vielfache Berührungspunkte gefunden, so ergeben sich aus der Betrachtung vieler religiöser Feste und der daran sich knüpfenden Bräuche reichliche Beziehungen auf die alte Götterwelt.

Wenn wir dem Laufe des Kirchenjahres folgen, so begegnen wir gleich an seiner Schwelle der wohlbekannten Gestalt des heiligen Nikolaus, des Gabenspenders, der, gefolgt von dem Knecht Ruprecht, von Haus zu Haus geht, um die braven Kinder zu belohnen und zu beschenken, die bösen zu rügen, wohl auch zu bestrafen. Wo er nicht persönlich erscheint, da stellen die Kleinen am Vorabend des 6. December einen Schuh oder einen Teller hinter das Fenster, und siehe — fast immer findet sich darin eine liebe Gabe. Selbst wenn ihr kindliches Gewissen sie anklagt, daß ihr Betragen kein Lob und keinen

Lohn verdient, ist der Teller gefüllt mit allerhand guten Sachen und Spielzeug, nur daß vielleicht noch eine kleine Ruthe mahnend daneben liegt.

Kein herrlicheres und freudenreicheres Fest aber gibt es im Laufe des Jahres als die Feier der Geburt des Heilands. In der Art, wie es in der Familie begangen wird, ist sein Zusammenhang mit dem Julfest der alten Germanen deutlich erkennbar. Der erste Festtag ist der „heilige Abend“; er wird mit Fasten begangen. Erst bei Eintritt der Dunkelheit wird die Mahlzeit eingenommen, bei der ein Fisch selbst im Hause der Armuth selten fehlt. Das ungeduldige Kind, das hungrig tagsüber nach Speise verlangt, wird damit getröstet, daß es für seine Enthaltsamkeit durch den Anblick des „goldenen Schweinchens“ werde belohnt werden. Nützt dies Versprechen nichts, dann greift die Mutter zur Drohung, Frau Perchta werde kommen und des ungeberdigen Kindes Bauch mit einem Bohrer aufschlitzen, wenn es sich nicht bescheiden würde. (In Schönhengst.) Das abendliche Mahl wird bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt. Honig, Äpfel und Nüsse bilden den Nachtisch. Wo Kinder im Hause sind, da wird selbstverständlich ein Christbaum angezündet. Durch reichliche Geschenke wird dem jugendlichen Gemüth nahegelegt, welch großen Gewinn für die Menschheit die Sendung des Gottessohnes zu bedeuten hat. Wenn längst die Kinder schlafen, sitzen die anderen Hausgenossen noch bei einander, bis gegen die zwölfte Stunde der Hausvater sich erhebt und den übrigen das Zeichen gibt, sich zum Kirchgange zu rüsten. Nur die ganz Alten, die Kranken und die Kinder bleiben zu Hause, die anderen alle ziehen, wohlverwahrt gegen die Winterkälte, das Laternlein in der Hand tragend, zum festlich erleuchteten Hause des Herrn. Auch nach der Mette ist es lebendig im Dorfe. Die Nacht über wird überhaupt wenig geschlafen. Musiker ziehen umher mit Trompete und Waldhorn und blasen „Hirtenlieder“. Die jungen Bursche aber lassen lustig die Pistolen knallen. In sich verschlossene und nachdenkliche Menschen schleichen wohl auch zum Stalle hin und lauschen leise; denn in dieser Nacht sprechen und verstehen die Thiere die Sprache der Menschen, sie steigen empor in der Rangordnung der Schöpfung. Es ist daher nur natürlich, daß sie tagsüber ein besseres Futter bekommen als sonst, ja die fürsorgliche Hausfrau hat sogar jeder Kuh ein Stück mit Honig bestrichenen Butterbrots oder ein Stück „Weihnachtsstriezel“ gereicht. Ferne von den andern mag heute Niemand durch die Dunkelheit gehen, und muß er's, dann schreckt er zusammen bei jedem Geräusch, das sich hören läßt: die bösen Geister schwirren heute durch die Luft umher.

Schon eine Woche vor Weihnachten wird in der Kirche das „Krippl“ aufgestellt, doch auch in den Häusern der Dorfbewohner fehlt es nicht. Dort freilich besteht es aus schön geschnitzten, bunt bemalten Figuren, hier haben es die Kinder aus einem Bilderbogen ausgeschnitten und in dem Moos hinter dem Fenster, das dem Eindringen der Zugluft wehrt, aufgestellt.

In vielen Orten des nördlichen Mähren hält das Christkind am heiligen Abend seinen festlichen Umzug. In früherer Zeit geschah dies in folgender lebendigen Art: zwei Engel, der heilige Josef, das Christkindchen selbst waren die Hauptpersonen des Spiels. Die „Engel“ waren natürlich in weiße, bis zur Erde reichende Gewänder gekleidet, den Kopf schmückten Kränze aus gemachten Blumen, deren Blätter weit herab in das Gesicht fielen, in der Rechten hielten sie ein von bunten Bändern umflattertes Scepter, aus einem Tannenwipfel bestehend, der in drei Triebe endigte. Dort war häufig noch ein Mispelzweig angebunden. In der Linken trugen die „Engel“, welche von jungen Mädchen dargestellt wurden, Körbe mit allerhand Gaben: Obst, Lebzelt, Zuckerwerk, aber auch — rohe Erdäpfel, Krautstrünke, Nußschalen und so weiter. Der heilige Josef erschien als Reitersmann. Ein Bauernbursche stellte ihn dar. Vorne und rückwärts band er sich je ein Sieb fest. An dem vorderen Siebe ward ein hakenförmig gekrümmtes starkes Holz befestigt, das — so wie die ganze Gestalt des Knechtes — mit weißen Tüchern verdeckt ward. Durch die Siebe und das Holzstück gelangte ein „Schimmel“ zur Anschauung, welcher, um noch deutlicher hervorzutreten, vorne aufgezäumt ward; durch zwei aufgenähte rothe Flecke wurden die Augen bezeichnet. An dem gleichfalls mit weißem Linnen überzogenen hinteren Siebe wurde eine Art Roßschweif — oft nur durch lange Papierstreifen angedeutet — befestigt. Rechts und links hingen von der Mitte des Leibes lange rothe Strümpfe herab, die Füße des Reiters darstellend. Das Gesicht des „heiligen Josef“ trug einen aus Flachs oder Moos gemachten langen Bart, der Kopf war mit irgend einem abenteuerlichen Hut bedeckt, die Linke hielt die Zügel des Pferdes, die Rechte einen kurzen Stock. Das Christkindlein selbst — von einer heranwachsenden Jungfrau dargestellt — trug gleichfalls ein weißes Gewand und hielt in der Hand einen kleinen Christbaum. Dieser Gruppe von vier Personen schloß sich ein größeres oder kleineres Gefolge von „Hirten“ oder „Bedienten“ (gewöhnlich drei) an. Die Verkleidung derselben bestand nur darin, daß die Bauernburschen ihre Pelze mit dem Fell nach auswärts umkehrten. Sie hielten hohe Stäbe in den Händen, mit welchen sie zu ihren Gesängen durch Aufstoßen auf den Boden den Takt gaben. So zog die Gesellschaft durch das Dorf und besuchte die Häuser, wo den Kindern ein Christbaum angezündet wurde. Im Hause angelangt, traten erst die „Engel“ in das Zimmer und sprachen ihren Gruß. Hierauf trat der „heilige Josef“ vor und ritt gravitätisch durch die Stube und um den in der Mitte stehenden Tisch. Er erkundigte sich nach der Aufführung der Kinder, sprach aber selbst von ihren zahlreichen Unarten. Zornig schlug er hierbei mit seinem Stabe auf den Tisch. Nun kam das Christkindlein, „die Engel“ berichteten von der nicht ganz guten Aufführung der Kinder:

„Och Chreist, wenn iech Dir's soge sol:
De Welt ies biese Keinder vuol.
De Keinder thun neischt olls schelte onn liege,
Onn de Eltern woß ei dam Tod betriege.“



Umzug des Christkindleins im Kuhländchen.

„Ihr bringt mir schlechte Nachricht!" antwortete darauf das Christkind: „Het iech de Red zuvor geheät, — Do waär jech do ni aigekeät." Nun traten aber die „Engel" als Fürsprecher der Kinder auf, worauf das Christkindlein versöhnt antwortete:

„Wenn meich de Engel a su schien beitte,
Su wil iech iene a Gov rai scheicke.
Daße hoe iech Roß onn Woge,
Druff hoe iech chreistliche Gove
Für de jounge Maedelain,
Für de jounge Knaebelain!"

Darauf öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, der strahlende Christbaum prangte in der Mitte desselben, die „Hirten" kamen herbeigesprungen, tanzten um die Gruppe umher und hoben dann einen Schlußgesang an:

„Laefet, ihr Hirtle,
Laeft olle zugleich,
Nammt Schalmachain
Onn Faifen meit aich!
Laeft olle zumol
Meit fraideraichem Schol
Ouf Bethlehem zom Keinderlain
Zum Krippelein aim Stol."

Mit Absingung dieses Liedes, das durch taktgemäßes Aufstoßen der langen Hirtenstäbe begleitet wurde, war das Spiel beendet und die Darsteller entfernten sich, um es bei einer zweiten oder dritten Familie zu wiederholen. Das Spiel hat sich in mancherlei Variationen bis heute erhalten. Das um Altstadt an den Quellen der March gebräuchliche weist folgende Personen auf: den Vorläufer, Hauswirth, Nikolaus, Josef, Maria, das Christkind, die Engel Gabriel und Manuel, die Hirten. Es ist ausführlicher als das eben besprochene, an das es übrigens oft im Wortlaute erinnert. Der Hausvater verweigert Josef, Maria und dem Christkinde, denen sich die Engel und der gabenspendende Nikolaus anschließen, die Aufnahme in seine Wohnung, um die sie ihn bitten, und verweist sie in seinen Stall. Sie entfernen sich; da ertönt der Gesang der Engel: Gloria in excelsis Deo! Die Hirten, die da schliefen, erwachen und huldigen dem Christkind. Dieses sendet die Engel aus, um nach der Aufführung der Kinder zu fragen. Wieder ist der Bericht kein ganz günstiger, wieder sind aber die Engel Fürsprecher, und die Kinder werden beschenkt. Nun spricht der Hauswirth seine Reue aus, daß er die ihm Unbekannten nicht in seinem Hause beherbergt habe. Der „ungastliche Wirth" kommt auch im Schönhengster Weihnachtsspiele vor, das neben ihm noch folgende Personen aufweist: Herodes, sein Hauptmann, Maria mit dem Jesukind, Josef, Engel, die heiligen drei Könige, Hirten. In der Gemeinde Botenwald im Kuhländchen sind bei dem Aufzug des Christkindleins folgende Personen betheiligt: der Hauswirth, der Vorläufer (Knabe, weiß gekleidet), zwei Engel mit Kronen auf dem Haupte, Maria, Josef, zwei Hirten. Auch das Botenwalder Spiel ist ein Sprosse des einst allgemein üblichen wirksameren Weihnachtsspiels und beweist deutlich, wie die Zeit mit rauhen Händen den Blütenstaub der alten

Volksüberlieferung mehr und mehr verwischt. Der Vorläufer meldet das Nahen der Engel, die Engel verkünden die Ankunft Marias, die alsbald mit einem Korbe und einer kleinen Wiege in den Händen erscheint. Sie fragt nach dem Betragen der Kinder und bekommt zunächst die gewöhnliche nicht günstige Antwort. Auf Fürbitte der Engel und nach Absingung eines Weihnachtsliedes werden die Kinder von Maria beschenkt. Nun tritt Josef ein, dann die Hirten. Josef wiegt das Kind in der Wiege, welche von Maria auf den Tisch gestellt worden, die Hirten bringen ein Lamm und singen den Hirtengesang. Hierauf folgt ein Zwiegespräch zwischen Maria und Josef, in dem die liebevolle Sorge um das Christkind zum Ausdruck kommt. Sie erbitten dann von den Anwesenden „einen Groschen auf Hirsebrei" für das Kindlein. Josef ersucht den Hauswirth, ihm und den Seinen Herberge zu gewähren. Sie wird nicht bewilligt. Da heben im Abgehen die Engel und die Hirten an zu singen: „Gloria, gloria!" Der Hausvater erkennt seinen Fehler und eilt den Fortgehenden nach, sie zurückzurufen.

Den letzten Tag des Jahres (St. Sylvester) erfaßt das Volksbewußtsein in seiner richtigen Bedeutung. Während der Vormittag die Geltung eines Werkeltages hat, geht es Nachmittags fast festtäglich zu. Noch vor Anbruch völliger Finsterniß rufen die Glocken die Gläubigen zur Kirche, wo der Priester eine fromme Betrachtung über Alles anstellt, was uns der letzte Tag des rasch dahineilenden Jahres zu denken gibt, und den heiligen Segen ertheilt. Wenn — nach beschlossener Andacht — auch alle die häuslichen Geschäfte beendet sind, dann setzen sich alle Glieder der Familie, sowie das Gesinde und mancher sonst alleinstehende Mensch, den man zu Gast geladen, um den großen Tisch in der Wohnstube; man läßt sich's noch einmal im alten Jahre recht gut schmecken und erwartet sodann unter Spielen, Scherzen, Singen die Stunde der Mitternacht und mit ihr die Ankunft des neuen Jahres. Ein wichtiger Zeitabschnitt geht zu Ende; an solchen Wendepunkten sieht man gerne zurück auf die Vergangenheit und fast noch lieber voraus in die Zukunft. Besonders die Liebesleute! Die Mädchen werfen den Pantoffel über den Kopf hinweg; ist seine Spitze gegen die Thüre gekehrt, dann wird jene, die ihn geworfen, bald das Haus verlassen, um in das eigene Heim einzuziehen; weist seine Spitze nach dem Innern der Stube, dann ist ihre Zeit noch nicht gekommen und sie muß noch mindestens ein Jahr lang warten. Ein sehr beliebtes Vergnügen an diesem Abend ist das Bleigießen. In blechernen Löffeln wird Blei zerschmolzen und dann ins Wasser geschüttet. Eigenthümliche Figuren werden da offenbar, welchen freilich zumeist erst die Einbildungskraft Gestalt und Namen gibt. Das Orakel verräth nicht blos, ob und wen man heiraten wird, es gibt überhaupt auf jede Frage bezüglich der Zukunft die Antwort. Niemals ist aber die Wirkung so verläßlich, als wenn das Blei von der Einfassung alter Kirchenfenster oder gar der Fenster einer Friedhofskapelle genommen ist.

Am Tage der Erscheinung des Herrn schreibt der Hausvater — in früherer Zeit, da die Schreibekunst noch wenig verbreitet war, war dies ein Vorrecht des Schulmeisters — an jede Thür im Hause die Jahreszahl und mitten hinein die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: C + M + B. Die Kreide ist geweiht, mit welcher das Zeichen gemacht wird, und jedem bösen Einflusse, den Hexen und Teufeln ist hierdurch gewehrt. Mit dem heiligen Dreikönigstage enden die zwölf Nächte, deren erste die heilige Christnacht selber war. Nach ihrer Beschaffenheit schließt der sorgsame Beobachter darauf, wie sich die zwölf Monate des neuen Jahres hinsichtlich der Witterung anlassen werden.

Gleich von Neujahr an und bis tief in den Fasching hinein gehen arme Kinder als „Heilige drei Könige" von Haus zu Haus. Sie haben über ihre gewöhnliche Kleidung ein Hemd angezogen und tragen auf dem Kopfe eine Art papierene Bischofmütze oder eine Krone aus Goldpapier. Der eine hat sich wohl auch mit Kienruß im Gesicht schwarz gemacht. Der mittlere der Drei hat in der Hand einen hohen Stab, an dessen Spitze ein Stern befestigt ist. Wohin sie kommen, dort singen sie irgend ein bezügliches Lied oder sprechen einen Spruch, aber sie bringen keine Gaben mit, im Gegentheil, sie wollen selbst beschenkt sein.

Und nun kommt der Fasching. Da gibt es allsonntäglich bald im Dorfwirthshause, bald in den Dörfern der Umgebung Musik und Tanz. Ein eigener Leichtsinn erfaßt die junge Welt und fröhlicher Lebensgenuß wird die Losung des Tages. Besonders in den letzten drei Faschingstagen wird dem Tanze gehuldigt. Am Faschingsmontag und -Dienstag sieht man vielfach junge Burschen maskirt durch die Straßen ziehen. Die Vermummung ist freilich meist eine recht einfache. Recht alte und zerrissene Kleider, Stroh, Werg und Reisig bilden dabei die Hauptsache. Natürlich darf eine Larve vor dem Gesicht oder wenigstens eine falsche Nase nicht fehlen. Der Grundsatz ist: je häßlicher, desto besser. Als Symbol der Fröhlichkeit führen sie in der Rechten die mit einem Bande geschmückte Weinflasche. Daß es dabei nicht ohne Lärmen abgeht, ist selbstverständlich. Wo eine flinke Tänzerin wohnt, bleiben die Maskirten gerne stehen und wissen es oft so einzurichten, daß dabei etwas „zum Vertrinken" für sie herausschaut. Das einst in viel solennerer Form üblich gewesene „Baßbegraben" — der Abschluß des Faschings — beschränkt sich heute meist auf ein bloßes Umhertragen der Baßgeige in der Tanzstube um die Mitternacht vor dem Aschermittwoch, wobei die Theilnehmer recht traurige Mienen annehmen. Die frohen Klänge der Musik verstummen, die Zeit der Buße kommt heran.

In der „Faste" ist das „Bretzel" ein allenthalben beliebtes Gebäck. Es ist ganz zweifellos die Darstellung des Sonnenrades mit seinen Speichen und hängt mit den Festen zusammen, welche die alten Deutschen aus Anlaß „der Umkehr des Sonnenrades" zu feiern pflegten. Es ist merkwürdig, wie lebendig gerade bei den Deutschen Mährens die



Das Saatreiten am Ostersonntag in der Gegend von Neutitschein.

Erinnerung an den uralten Naturdienst sich erhalten hat. Weisen schon manche Gebräuche in der Zeit des Weihnachtskreises darauf hin, so ist die Zeit des herannahenden Osterfestes eine Zeit ungestümer Sehnsucht nach dem Frühling, nach Wärme und Licht. Dies drückt sich durch eine ganze Reihe tiefsinniger Gebräuche aus, die in bestimmter Reihenfolge von Sonntag zu Sonntag aufeinander folgen bis zum Ostermorgen selbst, der als der wahre „Erlösungsmorgen" festlich begrüßt wird.

Am vierten Sonntag vor Ostern („oculi") wird der „Tod ausgetragen", weshalb der Sonntag der Todsonntag genannt wird. Die Jugend von 12 bis 20 Jahren, zumeist die männliche, verfertigt eine große Strohpuppe, steckt sie in ein altes, unbrauchbar gewordenes Gewand, markirt das Gesicht durch eine Larve und trägt diese den Tod vorstellende Gestalt nachmittags hinaus aufs freie Feld (Deutsch-Jassnik, Seitendorf). Dort angelangt tanzt die ganze Gesellschaft um die auf den Boden niedergelegte Puppe umher, schreit, singt und heult. Endlich fallen alle über die Puppe her, zerbrechen, zerreißen sie in kleine Stücke und machen dann ein Feuer an, welches die Reste der Gestalt gänzlich verzehrt. An anderen Orten wird der „Tod" ins Wasser geworfen, das ihn mit sich fortreißt und fortschwemmt. So ist der Tod „ausgetrieben", er hat keinen Stachel mehr, und ein neues Leben beginnt.

Nichts anderes als die Freude über das allmälige Wiedererwachen der Natur drückt der in ganz Nordmähren verbreitete Gebrauch des „Maigehens" aus. Er findet am dritten Sonntag vor Ostern („Lätare", daher auch „Lätaregehen") statt. Je drei Mädchen finden sich zusammen. Es ist natürlich, daß sie sich aus diesem Anlaß in ihren besten Staat werfen. Eine derselben trägt den Maibaum (die „Maie", wovon der Name „Maigehen"). Er wird durch den Gipfel einer kleinen Tanne oder Fichte gebildet. Die Äste sind häufig nach unten gebogen und an den Stamm gebunden, das Ganze ist mit bunten Papierstreifen, Blumen, gefärbten Eiern u. s. w. geschmückt. Mit der „Maie" ziehen nun die Mädchen von Haus zu Haus und singen ihr Sprüchlein.

So singen sie im „Gesenke":

„Dan Summer brenga m'r hoite,
Wir danka, lieba Loite,
Es guckt jo aus dam Haus
A schinne Jungfer raus;
Werd sich wohl bedenka
Und uns en Gobe schenka,
Werd se a Juhr ei Freuda laba,
Ei Freuda onn ei Ehra
Gott werd se jo wieda beschera."

Im Schönhengster Land singen sie:

„Maie, Maie, summergrün,
Die lieben Engelein singen schin,
Sie singen olle zugleiche
Bis ins Himmelreiche.
Klane Fischeln, grusse Fischeln
Schwimmen auf'm Teiche;
Weiße Rosen, rothe Rosen
Wochs'n auf dem Sträuche;

Weiße Lilien, weiße Lilien
Wochs'n auf dem Stengel,
Der Herr is schin, die Frau is schin,
Die Kinder wie die Engel.
Dort'n steht a hohes Haus,
Schaut a schine Jungfer 'raus;
Wird sich wohl bedenka,
Uns an Groschen schenka.
Schenk Groschen, schenk
Of a goldenes Kränzelein
Daß mir lustig und fröhlich sein."

Die Sängerinnen wurden ehedem meist durch „Fastenbretzen" entlohnt; jetzt erhalten sie entweder ein kleines Geldstück oder Kuchen und Eier.

In die Fastenzeit fiel auch das St. Gregorius-Schülerfest. Papst Gregor I. war ein großer Jugend- und Kinderfreund, und das hatten ihm in Dankbarkeit die kindlichen Herzen lange nicht vergessen. Am 12. März, an welchem Tage im Kalender St. Gregorius steht, zogen in seltsamer Verkleidung die Knaben auf dem Lande umher. Der größte von ihnen war als Bischof angezogen (langes weißes Hemd, papierene Bischofmütze), ihm folgten die anderen Schüler mit hölzernen Säbeln und anderen improvisirten Waffen. In der Iglauer Gegend gingen sie ohne Bischof, dagegen trug einer ein Fähnlein voraus. Der Brauch führte auch den Namen: das Virgatumgehen. Wo reiche oder wohlhabende Leute wohnten, dort wurde Halt gemacht und gesungen. So sangen sie um Iglau herum:

„Gregori, Gregori
Bumme (Buben) sein Nôri,
Madln sein gar nit g'scheidt,
Gebt's uns was, liebe Leut'!"

Zu Gundrum aber (Wischauer Sprachinsel) klang ihr Lied:

„Sanct Gregori schickt uns aus,
Daß wir geh'n von Haus zu Haus;
Wir bitten Sie um kleine Gab',
Daß Sie uns nicht schlagen ab.
Schüler werden wir genannt,
Mit gelobten Leuten wohlbekannt.
Zur Zucht wird die Schul' genannt,
Darin lernen junge Leut'
Beten, lesen, schreiben, rechnen, lehren,
Sanct Gregori wohl verehren.
Sanct Gregori, mein Patron,
Erlange uns die Himmelskron."

Einer der Knaben hatte eine Büchse in der Hand, und darein wurden die Gaben gesammelt, die man den Kindern reichte. Von dem Betrage wurde denselben ein Mahl bereitet oder das Geld unter sie vertheilt. Vielleicht war es ein naiver Versuch, den Kindern die Nützlichkeit des Schulgehens begreiflich zu machen. Heute dürfte der Brauch schon ganz erloschen sein.

In der Nacht vor dem Palmsonntag findet im Schönhengster Gau das „Pflöckschlog'n" statt. In nächtlicher Weile schlagen die Burschen vor dem Fenster ihrer Liebsten — die selbstverständlich schon darauf wartet, aber sich nicht blicken läßt — einen Pflock in die Erde. Er ist das Zeichen ihrer Minne. Und wenngleich die meisten Mädchen noch vor Tagesanbruch den Pflock mit einer bereitgehaltenen Säge ganz nahe an der Erde abschneiden und die Spur dieser Huldigung verwischen, so wären sie doch außerordentlich

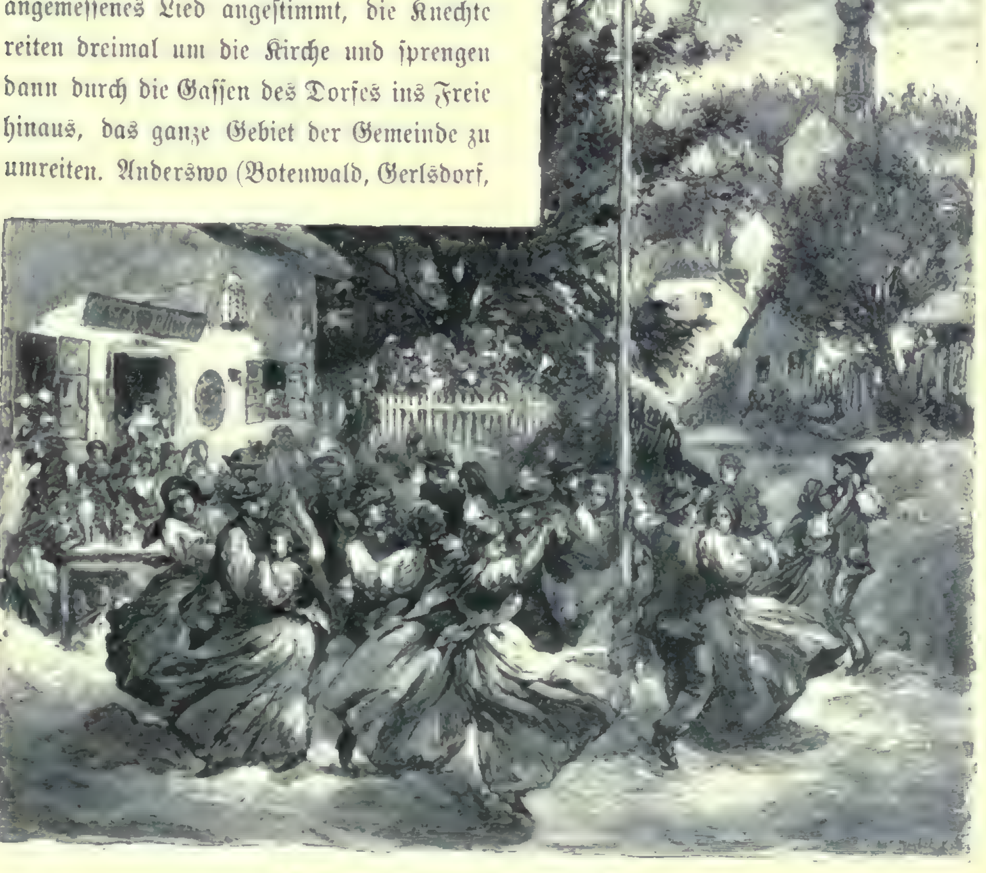
gekränkt, wenn sie hören müßten, diese und jene hätte einen „Pfluck“ gehabt und sie wären leer ausgegangen. Der Pflock muß natürlich fest in der Erde haften; denn so fest wie der Pflock im Boden, so fest haftet die Liebe in des Burschen Herzen.

Mit dem Palmsonntag beginnt die „stille Woche“. Vormittags beim Gottesdienst findet die Palmenweihe statt. Die Stelle der Palmen vertreten aber die Zweiglein der Sahlweide mit ihren eben in der Entwicklung begriffenen Kätzchen. In ihnen offenbart die noch schlummernde Natur die ersten Spuren ihres Wiedererwachens. Die geweihten „Palmsträußchen“ spielen in der Familie eine große Rolle. Drei Kätzchen verschluckt, schützen vor Fieber; den Thieren eingegeben wehren sie bösen Zauber ab. In das Haus, wo ein geweihter Palmstrauß hinter dem Kreuz des Hausaltars steckt, schlägt das Jahr über kein Blitzstrahl ein.

Der stillste Tag der Leidenswoche ist der Charfreitag. Natürlich erfolgt der Besuch der Kirche in festlichen Gewändern. Schon seit Donnerstag ist der Klang der Glocken verstummt; „sie sind nach Rom geflogen um den Segen des heiligen Vaters“. Statt des Glockenklangs erklingt vom Thurme ein eigenthümlich schnarrendes Geräusch, das die Tageszeiten anzeigt und zur Andacht ladet. Die große „Ratsche“ wird dort in Bewegung gesetzt. An vielen Orten aber, wo solch ein großes Instrument fehlt, kommt es der schulpflichtigen Jugend zu, mit „Klappern“ und „Ratschen“ das Dorf durchziehend, die große Ratsche zu ersetzen. Sie nimmt sich dieser Aufgabe allenthalben mit Würde an. Charsamstag früh ist die „Holzweihe“. Die während des Jahres nicht verbrauchten heiligen Öle werden von dem Priester in einem Winkel außerhalb der Kirche verbrannt („Judasverbrennen“). Die Dorfbewohner bringen bei diesem Anlaß Holzscheite mit, die nach Vollendung der Ceremonie geweiht werden. Mit den Kohlen von dem verglimmenden Feuer, das die heiligen Öle verzehrte, bezeichnen die Leute die Holzscheite mit dem Zeichen des Kreuzes. Das geweihte Holz wird verkleinert, es werden daraus kleine Kreuzchen gemacht, welche an den Grenzmarken der Äcker in die Erde gesteckt werden, um den Segen des Himmels der im Schoße der Erde keimenden Aussaat zuzuwenden. Das ist das sogenannte „Kreuz'lstecken“, das unter seltsamen Bräuchen in der Nacht vor dem Ostermorgen vollzogen wird. Schon um die dritte Morgenstunde weckt der Bauer seine Hausleute und bald darauf sind sie auf dem Wege in die Felder, der Bauer voran, dann seine Söhne, die männlichen und schließlich die weiblichen Dienstboten. Betend und singend umkreisen sie den Acker und stecken am gehörigen Orte die Kreuzlein ein, während die am Ende des Zuges schreitende Magd das Feld mit Weihwasser besprengt. Ein Palmzweiglein wird daneben in die Erde gesteckt. Bei Sonnenaufgang eilen die Leute aus ihren Häusern vor das Dorf, um von einem Hügel aus, der gegen Osten den besten Blick gewährt, die Sonne des Ostermorgens bei ihrem Aufgang zu grüßen, denn anders als

sonst geht sie heute auf, in drei Sätzen springt sie aus der Tiefe empor. Dann eilen wohl auch die Mägdelein zum Bach und waschen ihr Angesicht mit dem kalten Wasser, das an diesem Tage die Eigenschaft, schön zu machen, besitzt.

Ein seltsamer Gebrauch, der gleichfalls an den Ostersonntag geknüpft ist, ist das „Saatreiten“. In Stadt-Liebau kommen die Knechte und jungen Burschen noch vor Sonnenaufgang auf schön geputzten Pferden zur Kirche geritten. Hier wird von einer Musikkapelle ein kirchlich-frommes, der Zeit angemessenes Lied angestimmt, die Knechte reiten dreimal um die Kirche und sprengen dann durch die Gassen des Dorfes ins Freie hinaus, das ganze Gebiet der Gemeinde zu umreiten. Anderswo (Botenwald, Gerlsdorf,



Kaiserkirchweih in Černowitz. Tanz unter dem Maibaum.

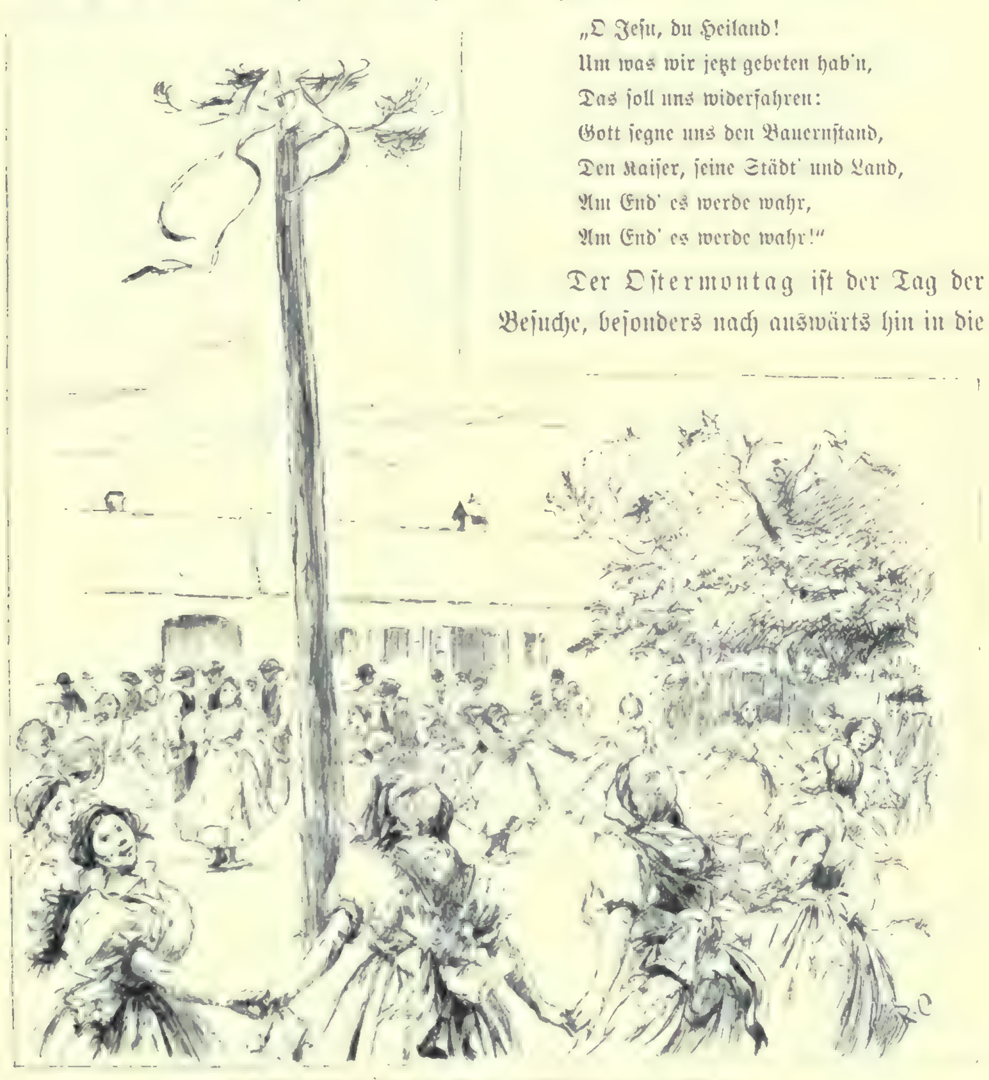
Klantendorf, Sedlnitz, Seitendorf u. s. w.) versammeln sich die jungen Burschen erst nachmittags vor 1 Uhr bei der „Richterei“. Ihre Rosse sind stattlich herausgeputzt, Schweif und Mähne sind mit bunten Bändern durchflochten, den Rücken deckt hier eine Aufsehen erregende rothe Schabracke, ein Erbstück aus alten Tagen, dort wieder eine grüne oder blaue Decke. Einer der jungen Leute führt eine lange Fahne mit goldenem Knauf. Längst haben über die Durchführung des jährlich sich wiederholenden Festes ernste Berathungen stattgefunden. Der Würdigste von allen wurde zum Obmann der Unternehmung gewählt. Auf seinen Schultern ruht nun die ganze Verantwortung. Er hat alles anzuordnen und zu leiten. Schlag Eins reitet die bunte Schaar zur Kirche, dort erwartet sie der Priester. Dieser hält an die „Saatreiter“ eine Ansprache und übergibt sodann ihrem Obmann ein Kreuz, das dieser inbrünstig küssend übernimmt. Er heißt daher auch der „Kraizlevôt'r“. Nun beginnen die Glocken zu läuten, und die Reiter reiten, den Gesang: „Der Heiland ist erstanden!“ anstimmend, hinaus aufs Feld, den Besitz des Ortes zu umkreisen. Manchmal werden sie von Musikanten begleitet. Allwärts, wo es nur angeht, drängt sich das Volk an den Gemarkungen der Felder an die Saatreiter heran, und der „Kraizlevôt'r“ muß ihm das Kreuz zum Kuß darreichen mit den Worten: „Jech weinsch aich gleickseliche Faiertäg onn a glorraiche Auferstehung, Allelujah!“ — Der Segen, der von dem Kreuze ausgeht, ist ein besonders kräftiger und es soll Niemand versäumen, seiner theilhaftig zu werden. Zum Dorfe zurückgekehrt, machen die Reiter noch auf einer nahen Wiese einen Kreis, den rings das Volk umstellt und den sie in gehörigem Abstand von einander und in wohl abgemessener Rundung dreimal umreiten, indessen die Musik irgend einen altväterischen Marsch spielt. Der „Kraizlevôt'r“ hat dabei viel zu thun; denn er muß allen, die darnach begehren, das Kreuz reichen, er darf keinen übersehen und muß in allem und jedem die vorgeschriebene Form beobachten. Haben sie alles Land, das des Dorfes Eigenthum ist, umritten, so kehren sie auf den Kirchenplatz zurück, wo dem ihrer harrenden Priester das Kreuz wieder eingehändigt wird. Die Reiter steigen von ihren Rossen, die von Knechten oder Angehörigen nach Hause gebracht werden. Sie selbst begeben sich mit der überwiegenden Mehrzahl der Dorfbewohner zum nachmittägigen Gottesdienst, um mit frommen Gebeten das Fest würdig zu beschließen.

Es wäre noch einer Sitte Erwähnung zu machen, die gleich den eben besprochenen die Vorgänge im Naturleben zum Ausgangspunkt hat. Der in der alten germanischen Mythologie als Grundton stets wiederkehrende Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Leben und Tod drückt sich — so zu sagen — am handgreiflichsten aus in der oft wiederkehrenden Darstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter. In einigen Dörfern des Schönhengster Gaues gehen gleich am Beginn des Faschings zwei wunderlich gekleidete Gestalten umher — ein müder wankender weißbärtiger Greis

im Pelz mit einer „Pudelmütze“ (der Winter) und hinter ihm, ihn gleichsam vor sich einherjagend, ein bartloser, in leichter Gewandung einherschreitender Jüngling mit buntbebändertem Strohhut auf dem Haupte. Von Zeit zu Zeit wenden sie sich gegen einander und beginnen zu ringen, auch wohl mit Stöcken oder Dreschflegeln aufeinander loszuschlagen. Natürlich obsiegt stets der Jüngling, der Lenz. In der Brodek-Wachtler Sprachinsel findet diese „Frühlingsfeier“ in der Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche statt. Dort werden im Wechselgesang die Vorzüge und Nachtheile der beiden Jahreszeiten auseinandergesetzt. Endlich einigen sich beide zu einem Liede zur Ehre Gottes, der in seiner Macht und Weisheit den Segen spendet:

„O Jesu, du Heiland!
Um was wir jetzt gebeten hab'n,
Das soll uns widerfahren:
Gott segne uns den Bauernstand,
Den Kaiser, seine Städt' und Land,
Am End' es werde wahr,
Am End' es werde wahr!“

Der Ostermontag ist der Tag der Besuche, besonders nach auswärts hin in die



Kaiserkirchweih in Černovitz: Reigen der Mädchen unter dem Maibaum.

benachbarten Dörfer und Städtchen wird da gepilgert in frommer Erinnerung daran, wie Christus mit seinen Jüngern nach „Emaus“ ging. An diesem Tage und am Osterdienstag wird durch ganz Mähren bei Deutschen und Slaven „geschmeckostert“. Hierbei spielt eine aus Lederstreifen oder aus dünnen Ruthen geflochtene Peitsche die Hauptrolle. Mit dieser bewaffnet gehen Montags die Burschen auf die Mädchen, Dienstags die Mädchen auf die Burschen los. Da gibts auch keine Schonung; je kräftiger die Hiebe, desto wärmer ist das gegenseitige Gefühl der Freundschaft oder der Liebe. Ein rothes Ei ist der Zoll, der von weiterer Bedrängniß löst. Das Osterei ist das Symbol des beginnenden Lebens in der Natur. Frühzeitig wurden die Ostereier gefärbt, zumeist roth (Farbe des Lebens) und gelb (nach der Sonne als Spenderin des Lebens), aber man malte bald auch verschiedene Figuren darauf, so namentlich den Hahn, der der Göttin Ostara geheiligt war. In späterer Zeit ist auf den Ostereiern sehr oft die Gestalt des Lammes mit der Siegesfahne zu sehen. Die christliche Bedeutung des Osterfestes kommt so zur Geltung. Bald wurden auch verschiedene Sprüchlein auf die Eier aufgeschrieben, die dem kleinen Geschenk eine besondere Deutung gaben. Was der Mund zu sagen zögerte, das sagte oft ein solcher Spruch. Die „Kunst des Eiermalens“ wird besonders im Kuhländchen geübt. Daß dieselben Verslein häufig wiederkehren, ist natürlich. Einige derselben dürften wohl interessiren, so z. B. mundartlich:

„Adje, klaenes Waldvegerlai,
Schweing' Dich zue Haezlievste nai,
Ni zu huoch onn ni zu nieder, —
Breing m'r a gude Botschaft wieder!“

oder die Gewissensfrage:

„Schotz, iech muß Deich fröge,
Thu m'r de Wohrheit söge:
Lievst Du mich vum Haeze rain —
Ober ies n'r Dai Norretai?“

Der wahre Lenzmonat ist der Mai. Er ist auch der Mond der Liebenden, die seine Ankunft mannigfach feiern. Einst war die Sitte ganz allgemein, daß in der Nacht vor dem 1. Mai die Burschen vor dem Hause des Liebchens einen stattlichen Maibaum aufrichteten. Das nahm so überhand, daß bereits 1748 ein eigenes Decret des mährischen Tribunals an den Rath der k. Stadt Olmütz erging, wodurch es verboten wurde „wegen der daraus entspringenden Beklemmigkeit und Theuerung an Holtz“. — Die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai ist eine verrufene Nacht, in welcher die Hexen ihr Unwesen treiben. Da haben auch die Thiere von ihnen zu leiden. Das Volk sucht den letzteren verschiedentlich zu Hilfe zu kommen. Man legt Messer — die Schneide aufwärts — auf oder unter die Schwelle der Stallthüre, steckt Birkenreiser auf dem Düngerhaufen auf und gibt wohl auch hinter die Stubenfenster die geweihten Zweiglein der Sahlweide. An Kreuzungen im Walde oder aber auf kleinen Plateaus oberhalb der Dörfer an den

Abhängen der Berge halten die Hexen um Mitternacht ihre Zusammenkünfte. Die männliche Jugend des Dorfes pflegte einst an solchen Plätzen in Pech getauchte Besen anzuzünden, sie nach allen Seiten zu schwingen und in die Luft zu werfen, um auf solche Weise dem bösen Hexenspuk zu wehren. Die aufklärende Zeit hat diese Gebräuche der Vergessenheit überantwortet.

Auch das St. Johannisfeuer, das noch vor wenigen Jahrzehnten auf den Bergkuppen der Sudeten allenthalben brannte, wird immer seltener. Dieser Brauch stammt aus der heidnischen Vorzeit, welche alle auf die Sonne bezüglichen Vorgänge festlich beging, also auch den Tag der Sommersonnenwende. Alle Besen, welche im Laufe des Jahres stumpf gekehrt worden, die Kränze und die dürrgewordenen „Bäumchen" vom Frohnleichnamsfest werden — wo der Brauch sich noch vorfindet — bei diesem Anlaß auf dem Gipfel eines hochragenden Berges verbrannt. Burschen und Mädchen springen paarweise und laut jauchzend über das Feuer und ziehen dann — wenn die Gluth erloschen — singend durch die schöne Frühlingsnacht nach Hause. Der Pfingstfestkreis ist überhaupt viel weniger reich an besonderen Sitten und Gebräuchen; es dürfte nicht gefehlt sein zu behaupten, der Grund liege darin, daß zu dieser Zeit die Leute allesammt viel mehr beschäftigt sind und daß also die harte Tagesarbeit sie davon abzieht, träumerischen Dingen nachzugehen. Das Korn reift der Sichel entgegen, im Garten und Weinberg gibt es so Manches zu thun. Bald beginnt der „Schnitt". Während die Hausfrau im Hause selbst sehr dringend beschäftigt ist, weilt der Bauer auf dem Felde und führt sorgsam den Oberbefehl über die Schaar der Schnitter und Schnitterinnen, emsig bemüht, die Frucht zu guter Zeit und trocken nach Hause zu bringen. Da gibt es mannigfache Sorge, da fliegt manch Stoßgebetlein zum Himmel empor, denn um diese Jahreszeit taucht oft ein schwarzes Gewölke empor, das Unheil birgt in seinem Schoße. Ist darum die Ernte glücklich heimgebracht, so fühlen alle ihr Herz erleichtert und feiern freudigen Muthes diesen Umstand durch das „Schnitter-" oder „Erntefest". Es ist ein allgemeines Fest, im Norden und im Süden bekannt. Je reicher der Landwirth, desto größer das Fest. Eine Musikbande holt die Arbeiter vom Felde. Im festlichen Aufzug geht es dem heimatlichen Dorfe zu, zuerst die Musik, dann die Schnitterinnen, von denen die zwei ältesten (manchmal auch die zwei hübschesten) den „Erntekranz" tragen. Er ist aus vollen Ähren angefertigt und reich mit wilden Blumen und Bändern geschmückt. Die anderen Mädchen und die Knechte schreiten hinter den zweien einher, die ersteren mit Sicheln und Rechen, die letzteren mit Sensen, zum Schlusse kommt der Erntewagen mit der ihn vollauf erfüllenden „letzten Fuhr", von den geschmückten Rossen gezogen. Zu Hause angelangt, übergeben die Mädchen der Bäuerin den „Erntekranz" mit einem Sprüchlein. Hierauf werden die Arbeiter bewirthet. Bei größeren Wirthschaften endigt das Fest mit einem Tanz in der

Scheune oder auf einem dazu besonders hergerichteten Platze. Bei Müglitz wird bei der Weizenernte absichtlich ein kleines Stück stehen gelassen und erst dann, wenn der Festzug beginnt, von der „Weizenbraut“ geschnitten.

Am dritten Sonntag im Monat October wird das Kirchweihfest (Kaiserkirchtag) gefeiert. Es ist ein drei Tage währendes Volksfest. Samstag zuvor in den Abendstunden wird auf einem ebenen Platze — zumeist vor dem Orts-Rathhause — der Maibaum aufgerichtet. Er ist mit Äpfeln und anderem Obst behangen, sein vornehmster Schmuck aber ist (in der Sprachinsel um Brünn) ein Seidentüchlein, das der „erste Altbursch“, das Haupt des Vergnügungsausschusses der tanzlustigen Jugend, von der „Altdirn“, das ist seiner Liebsten, erhalten hat und das nun als ein Fähnlein von der Spitze des Baumes herabweht. Die Aufstellung des Maibaumes wird natürlich durch einen ausgiebigen Trunk, an dem nicht nur die Jungen, sondern als wohlwollende Berather auch die Alten theilnehmen, im Ortswirthshause gefeiert. Der Vormittag des Sonntags ist religiösen Pflichten gewidmet. Predigt und Hochamt dürfen nicht versäumt werden. Auch dem nachmittägigen Segen wohnen die meisten aus der Schaar der Jugend bei. Kaum ist dieser jedoch zu Ende, so erklingen von dem um den Maibaum herum gelegenen Tanzplatze die fröhlichen Rufe der Musik. Die Jünglinge, deren Händen die ganze Veranstaltung anvertraut ist, rücken in geordnetem Zuge aus dem Rathhause auf den Tanzplatz; Altbursch und Altdirn eröffnen den Tanz. Langsam kommen die anderen jüngeren Leute aus dem Dorfe heran, und das Herz manches Mägdleins, das zum ersten Male zum Tanze geht, schlägt stürmisch unterm Mieder. Langsam, geschämig, mit niedergeschlagenen Augen naht sie sich der fröhlichen Versammlung. Es dauert aber nicht lange, da hat auch sie der tolle Wirbel erfaßt. Die Bauern sind Aristokraten: Knechte und Mägde dürfen nicht auf ihrem Platze tanzen, sie müssen sich einen eigenen Tanzboden aufsuchen. Von sechs bis sieben Uhr Abends ist Raststunde, damit man zu Hause „das Vieh verrichten“ kann. Dann wird wieder weiter getanzt, oft bis zum Morgengrauen. Am Montag beginnt Nachmittags nach drei Uhr der Tanz aufs neue und setzt sich wieder bis nach Mitternacht fort. Dienstag hat die meisten der fröhlichen Gesellschaft bereits einige Müdigkeit ergriffen: beides, das Tanzen und der Wein, hat zusammengewirkt, doch sobald die Klänge der Musik erschallen, ist Alles vergessen und munter dreht sich wieder die Menge im Kreise. Zumeist wird im Freien getanzt, häufig genug aber zwingt die Ungunst der Witterung die inneren Räume einer Gastwirthschaft aufzusuchen. (Im südlichen Mähren ist das Aufstellen des Maibaumes anläßlich des Kirchweihfestes überhaupt zumeist abgekommen.) Und abermals Samstag, acht Tage nach der Aufstellung des Maibaumes, wird derselbe wieder gestürzt; den die Spitze bildenden Tannenwipfel mit seinem Schmucke nimmt der erste Altbursch in seinen Besitz. Darnach schließt ein fröhliches Zechen den Reigen der Festtage.

Hochzeitszug der Schönhengstler.

Neben dieser „großen“ feiern viele Pfarrgemeinden auch noch eine „kleine“ Kirchweih zu Ehren des Schutzpatrons der Ortskirche. Dabei geht es ganz ähnlich zu wie am Kaiserkirchtag, nur in bescheideneren Grenzen. Anläßlich dieser Dorffeste entwickeln die Bauern eine großartige Gastfreundschaft. In jedem Hause wird ein Stolz darein gesetzt, recht vielerlei Braten und „Kolatschen“ herzurichten, um recht viele Gäste empfangen und bewirthen zu können.

Der Herbst schreitet unaufhaltsam fort, und bald kommt auch der heilige Martin „auf dem Schimmel“ angeritten. Die Martinigans ist ein beliebter Braten an seinem Feste. Aus dem Brustbein der Gans prophezeit der Bauer die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters. Auch die „Martinihörndl“, halbmondförmige Kuchen mit Nuß- oder Mohnfüllung, sind ein willkommenes Essen an diesem Tage.

Die langen Abende verbringen die Leute, besonders in den nördlichen Gegenden, wo der Flachsbau florirt, in den Spinnstuben, die Weiber an dem Spinnrad, die Männer in ihrer Gesellschaft. Und wenn das Rädchen so fröhlich schnurrt, da plaudert sichs gar gut. Da erzählt die Großmutter von längst entschwundener Jugendzeit, die Alten preisen alle die „gute, alte Zeit“, die Jugend aber blickt sehnsüchtigen Auges der Zukunft entgegen.

In den Abendstunden wird viel Licht verbraucht. Die Weber von Stadt-Liebau feiern den Beginn dieser Zeit, da die Lampe in ihre Rechte tritt, durch das Fest der „Lichtschnur“. Die Lichtschnur ist eine Schnur, die quer über den Webestuhl gezogen ist und auf der die Arbeitslampe hängt. Den Sonntag zuvor, ehe sie zum ersten Male wieder bei Licht arbeiten, wird in einem Gasthause Tanzmusik abgehalten. Durch die ganze Breite des Saales wird eine Schnur gespannt — die Lichtschnur — aber sie ist mit Leckerbissen behängt, mit Äpfeln, Birnen, Lebzelt u. s. w. Es ist ein schöner Trost, den sich die armen Leute spenden: aus der Arbeit quillt der Segen.

Ein durch Sage und Brauch ausgezeichneter Tag ist der St. Andreastag (30. November). Am Abend dieses Tages läßt man den Rocken gerne ein Stündchen stillestehen und denkt sinnend der zukünftigen Zeiten. An diesem Abend kann man nämlich durch „Bleigießen“ oder noch besser durch das „Glückversuchen“ die Zukunft erfragen. Das letztere wird in nachfolgender Weise geübt: drei ganz gleiche irdene Töpfe werden in die Stube gebracht. Unter den einen wird ein Stück Erde, unter den zweiten ein Stück Brot, unter den dritten eine Münze gelegt. Jeder in der Versammlung darf dreimal rathen. Wer dreimal das Geld gefunden, wird das Jahr hindurch reiche Einkünfte haben, wenn ihm nicht gar ein Treffer oder eine fette Erbschaft bevorsteht. Wer dreimal auf das Brot getroffen, dem wirds an guter Atzung nicht fehlen, doch wessen Hand dreimal die Erde berührt hat, dem wird sich die Erde wohl bald zur letzten Ruhestatt öffnen. Die Nacht vom



Bäuerlicher Hochzeitszug bei Iglau.

30. November auf den 1. December ist überdies verrufen wegen des wilden Treibens der Hexen auf Kreuzwegen und Bergeshöhen.

Und so schließt sich der Kreislauf des Jahres: der Advent ist wieder da! Schon in früher Morgenstunde ertönt das Kirchenglöcklein und ruft zur „Rorate". Mit Laternen in den Händen eilen Jung und Alt zur Kirche, welche, da jeglicher Besucher sein Licht vor sich hinstellt, bald in stattlicher Beleuchtung prangt. Nicht lange, und wieder schallt und wieder hallt durch Dorf und Stadt der beglückende Ruf: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus!

Neben den Festen und den vielerlei sinnigen Bräuchen, welche die Allgemeinheit feiert, bringt der Lauf des Jahres so manches bedeutungsvolle Ereigniß, das die engeren Kreise der menschlichen Gesellschaft, namentlich den Kreis der Familie veranlaßt, es lust- oder leidvoll zu begehen: Geburt, Hochzeit und Tod.

Mit dem verhältnißmäßig reichsten Glanze werden die Hochzeiten gefeiert. Hier sei jener Sitten Erwähnung gethan, welche im Schönhengster Gau aus alter Zeit herüber sich erhalten haben. Dort findet fast jede Hochzeit am Dienstag statt. Sonntags zuvor gehen die zwei „Driouschknacht" (Hochzeitbitter) dazu einladen, der eine ist verheiratet, der andere ledig. Sie tragen eine Flasche süßen Branntweins mit, und wo sie eintreten, da reichen sie den Leuten, ihre Einladung vorbringend, ein Gläschen dar. Natürlich sind die beiden zu ihrem wichtigen Amte ordentlich ausstaffirt: auf der Brust steckt ein Sträußchen Rosmarin, mit bunten Bändern umflochten, den Hut ziert ein Kranz von Rosen, im Gürtel steckt ein weißes Handtuch, in den Händen tragen sie hohe, gleichfalls mit Bändern verzierte Stöcke. Ist es eine „große" Hochzeit, dann reiten sie wohl auch. Montag stellen sich diejenigen, welche der Einladung folgen wollen, im Hause der Braut ein und bringen verschiedene Geschenke: Milch, Butter, Käse, Eier, Geflügel u. s. w., ist die Braut arm, wohl auch Geld. Am Nachmittag desselben Tages ziehen die „Driouschknacht" mit Musik durch das Dorf und holen die „Meitknacht" (Kranzelführer) ab in das Haus des Bräutigams. Hier erhalten sie ihre Sträuße und zugleich einen Zettel, auf welchem die Namen derjenigen verzeichnet stehen, die sie zur Hochzeit abzuholen haben. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die Theilnehmer des Festes wieder beim Bräutigam, dann geht der ganze Zug, um die Braut zu holen. Diese ist aber nicht zu finden, sie hat sich versteckt. Es würde sich gar nicht schicken, wenn sie so ohneweiteres dem Bräutigam entgegenkäme. Nein, er muß sie erst fleißig suchen und natürlich findet er sie auch. Darauf erbitten beide den Segen der Eltern, den sie knieend empfangen. Es ist ein ernster Augenblick, und Rührung bemächtigt sich aller Herzen. Die Musik spielt dazu ein traurig Stück. Dann gehts zur Kirche, die Musik voran, nunmehr heitere Weisen spielend; doch während die andern jauchzen, den Zusehern auf der Straße Kuchen zuwerfen, aus Pistolen schießen und scherzen, sieht die Braut mit

gerötheten Augen betrübt zu Boden, und noch so manche Thräne rinnt über ihre Wangen. Der erste „Driouschknacht“ führt sie zum Altar. Nach der heiligen Handlung begibt sich der Zug zunächst ins Wirthshaus. Zum ersten Male darf sich der junge Ehegatte zu den „Männern“ setzen, zum ersten Male wird er statt mit Du mit Ihr angeredet. Abends ist große Tafel bei den Eltern der Braut. Das neue Ehepaar wird über den Tisch hinüber in den „Brautwinkel“ geführt. Bald nach Beginn des Mahles bringt der erste Driouschknacht ein Schüsselchen herbei, wirft einige Silbermünzen darauf („d'r Braut ôf a Klep'rla, Einibond onn e Kind'r-Kapla“) und fordert die Anwesenden auf, desgleichen zu thun. In den Pausen des Festmahls bewerfen sich die jungen Leute mit Zuckerln, und sind diese ausgegangen, mit Erbsen, Linsen u. dgl. Gegen Ende des Mahls bringen die Mädchen eine Art Christbäumchen herbei, das mit allerlei Gaben behängt ist, aber auch zahlreiche Spitzen und Dornen aufweist. Davon muß Jeder etwas bekommen, und sollten auch dabei die Hände gräulich zerstochen werden. Schließlich wird als letzte Speise ein Ungeheuer von einem Kuchen aufgetragen, der aus schwärzerem Mehle gebacken ist und an alle Gäste vertheilt wird. Draußen vor den Fenstern steht eine Menge ungeladener Gäste, denen die Theilnehmer an dem Festmahle ab und zu recht ausgiebige Portionen von Kuchen, Fleisch, namentlich aber von Hirsebrei und Zwetschkenmus, welche beide bei keiner Hochzeitstafel fehlen dürfen, verabreichen. Nach der Mahlzeit gehts zum Tanze in das Wirthshaus. Das erste Stück der sich bis zum hellen Tage fortsetzenden Tanzordnung ist der „Brauttanz“, ein langsamer Tanz nach alterthümlichem Muster. Mittwoch ist Mittagmahl beim Brautvater. Nachmittags wird die Braut in die Wohnung des Bräutigams eingeführt. Er kommt ihr vor die Thüre entgegen und wartet ihr mit Kuchen auf, dann führt er sie dreimal um den Tisch herum, hierauf über den Tisch und übergibt ihr die Schlüssel. Daran schließt sich ein Imbiß, worauf der Tanz in der Wirthsstube fortgesetzt wird. Der Donnerstag ist der letzte Festtag. Da wird das Heiratsgut (die Ausstattung der Braut) in ihr neues Heim übersiedelt. Dies geschieht auf mehreren Wagen. Auf dem ersten Wagen, dem „Brautwagen“, worauf der Flachs geladen ist, sitzt ein hübsches, mit einem Kränzlein geschmücktes Mädchen am Spinnrocken und spinnt. Auf einem zweiten Wagen steht ein Bett, es ist mit einer Unzahl von Polstern umgeben und darin liegt — eine Wöchnerin. Auf anderen Wagen folgt anderer Hausrath, Getreide, u. dgl. Die Brautjungfern („Meitmoadlich“) sitzen auf den Fuhrwerken, die „Meitknacht“ reiten daneben auf schönen Pferden. Vor dem Wohnhause der neuen Eheleute angelangt, legen alle die Hand an, das Abladen raschestens zu besorgen, wofür natürlich wieder durch ein Glas Wein oder Schnaps nebst Zubiß bestens gedankt wird. Die jungen Burschen gehen dann noch ins Gasthaus und trinken ein paar Krüge auf des Bräutigams Wohl — und Kosten. Damit ist die Hochzeit zu Ende.

Wie die Begebenheiten des Familienlebens und die festlichen Zeiten des Jahres, so werden hier und da auch gewisse historische Erinnerungstage festlich begangen. So z. B. in Brünn das *Schwedenfest* als Gedächtnißfeier der am 15. August 1645 („Mariä Himmelfahrt") erfolgten Aufhebung der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Torstenson. Vormittags ist festlicher Gottesdienst, nachmittags ein Volksfest im Schreibwalde, dessen Programm indessen ganz modern ist und zu dem historischen Anlasse keinerlei Beziehung hat. Aus der Vergessenheit, in die es zu versinken drohte, wurde neuerdings ein uraltes schönes Fest gerettet: der *Berghäuerzug zu Iglau.* Der Tag des heiligen Johannes des Täufers (24. Juni) wurde dort seit alter Zeit als Gründungstag der Stadt gefeiert. In phantastisch ausgeschmückten Berghäuerkleidern begeben sich die den Festzug bildenden Knaben, etwa hundert an der Zahl, ausgestattet mit den verschiedenen Attributen des Ranges und Amtes, die sie vertreten, als Huetmänner, Nachthuetmänner, Bubenhuetmänner, Bergrichter u. s. w., aus der Stadt von der St. Jakobskirche aus nach dem unferne der Stadt auf einem Hügel gelegenen Kirchlein des heiligen Johannes. Inmitten des Zuges schreitet der „Wünschelruthengänger", der in der Hand die „Wünschelruthe" (einen Zweig des Haselstrauches) trägt. Wer im Besitz derselben ist, dem öffnen sich von selbst die reichsten Adern des in der Erde verborgenen Schatzes an edlem Metall. Den Abschluß bilden Rathsherren und Patrizier mit goldenen Ketten um den Hals, gleichfalls in der sehr kleidsamen Tracht früherer Jahrhunderte. Oben in dem Kirchlein findet ein Festgottesdienst statt. Hier waren, einer alten Überlieferung nach, die Anfänge von Iglau, das bald als eine reiche Bergstadt in den deutschen Landen bekannt und seiner „Bergrechte" wegen berühmt wurde. Der geschichtliche Ursprung der Stadt ist wohl dunkel, die Sage bringt ihn mit einem Waffenträger Karl des Großen zusammen, dessen Name Johannes war; die Heere des großen Frankenkönigs kamen hier anläßlich seiner Kämpfe gegen die Avaren angeblich vorüber.

Volkslieder, Volksschauspiele. — Die Blüte menschlicher Gefühle äußert sich im Liede. Daß auch die deutschen Mährer ihre Lieder haben, ist schon aus dem, was über ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche gesagt wurde, deutlich zu entnehmen. Wie allwärts ist auch bei ihnen die Erhebung zu Gott eine reiche Quelle poetischer Empfindung, daher die zahlreichen Stoßgebete, Weihnachtslieder und anderweitige noch mit dem Heidenthum zusammenhängende Gesänge.

Schon auf das zarte Kindesalter üben Vers und Reim eine unverkennbare Wirkung. Wir lernen diese *Kinderpoesie* kennen beim sogenannten Auszählen:

„Eins, zwei, drei, vier,
Hängt der Mantel hinter der Thür,
Schlägt de Drummel hinten naus,
Pimpes, Pampes, du bist draus!" (Wachtel.)



Der Berghäuerzug in Iglau.

Den Marienkäfer grüßt das Kind mit den Worten: „Muttergotteskäferl, flieg uf die Wâd, — Bring' unsern Herrgott a guldenes Klâd!" (Brünn), oder „Summerkäferle, flieg en Schnitt, — Breng m'r e goldenes Messerla mit!" (Brodek). Die Schnecke wird folgendermaßen angesprochen: „Schnecken, Parecken, — Steck deine vier Hörner heraus, — Sonst schlag' i z'samm dein Hof und Haus!" (Znaim.)

Den Goldafter (Lyparis chrysorrhœa) apostrophiren die Mädchen um Znaim mit den Worten:

„Miller, Miller, Maler,
Buben kosten an Thaler,
Mäd'ln kosten hundert Gul'n,
Buben soll der Teuxel huln!"

Weit verbreitet in Nord und Süden ist die Kinderpredigt:

„Ein Zipfel und eine Wurst,
Der Bauer liegt in großem Durst,
In großem Durst liegt der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben,
Der Weinstock, der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kalb —
Jetzt ist die Predigt halb.
Halb ist die Predig',
Mein Bauch ist noch ledig,
Ledig ist mein Bauch,
Mein Mützel ist rauch,
Rauch ist mein Mützel,
Mein Bruder heißt Fritzel,
Fritzel heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus —
Jetzt ist die Predigt aus!"

Neben solchen Äußerungen eines kindlichen Gemüthes, das sich nur an dem Gleichklange der Worte erfreut, ohne in die Tiefe zu dringen, hatten die Deutschen Mährens echte und ursprüngliche Volkslieder, von denen die meisten, wie leicht erklärlich, erotischen Inhalts sind. Leider sind sie nicht überall rechtzeitig gesammelt worden und daher viele verloren gegangen. Die harte Gegenwart, welche den Landmann zwingt, den Kampf um das Dasein zu kämpfen, läßt ihm nicht die Ruhe, nach seinem Innern zu sehen, und so schwinden — wie Sitten und Gebräuche — auch die Lieder, die Großvater und Großmutter noch gekannt und gesungen, aus der Kenntniß des Volkes. Nur die Lieder der Kuhländler haben vor Jahren (1817 durch Prof. Meinert in dem Buche: „Der Fylgie") einen Sammler gefunden; viele andere Lieder dieses Volkszweiges sind handschriftlich erhalten. Es sind theils religiöse, theils auf Sage und Geschichte basirte, theils rein lyrische Dichtungen, die freilich in mancherlei Variationen gesungen werden. Aus den meisten redet der einfach schlichte Geist des Volkes: Heiterkeit und frohe Laune, wohl auch berechtigter Spott; daß in den erzählenden Gedichten auch der Aberglaube eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist nur natürlich. Allein ein strenges Gerechtigkeits-gefühl athmet durch die Lieder, Treue und freiwillige Entsagung finden ihren Lohn,

das Böse seine entsprechende Bestrafung. Hell klingt der Ruf zu heiterem Genusse des Lebens:

„Loustig, loustig, weil m'r lave!
Weiß m'r doch ni, wenn m'r stave;
Wenn m'r waen gestueve sein,
Waen m'r ni meh loustig sein!“

Der Bursche bringt seinem Mädchen folgendes Ständchen:

„Blih uof, blih uof, Suommerkoen!
Hoe mein schones Liv verloen.
Blih uof, blih uof, Rousestrauch!
Ich schao mir an anders aus.

Blih uof, blih uof, Suommerwaez!
's es mir eim mai Liv su laed.
Blih uof, blih uof, Blimle blö!
Mai schon's Liv ies wieder do!“

Er klagt ihm in rührender Weise seine „unendliche Liebe“:

„Schotzle, wos hoe ich Dir Laeds gethon,
Doß Du Dai Pirschle ni schaoest ö?
Doß Du Dai Aigerlain ounder Dich schleäst,
Doß Du zu mir kae Liv meh treäst?
Schao mir ounder mai Ôgesicht,
Schao, wi mich de Liv hôt zugericht!
Schmeckt m'r ju waber Spaise noch Trank,
Ich bien ju vir lauter Liv asu krank.
Wenn glai der Hiemmel popieren weär,
Onn ide Steanle a Schraiberle weär,
Onn schrieben an ides meit sieve Hend,
Se queme ni meit mai'r Liv zu End'!“

Die Iglawaner besitzen nicht blos viele kirchliche Lieder, sie sind auch reich an weltlichen. Das „Schnaderhüpferl“ — hier charakteristisch „Buhlerlied“ genannt — fand und findet bei den Deutschen dieser Gegend vielfältige Pflege. Der ganze reiche Schatz des Volksherzens offenbart sich in diesen Liedern, die jauchzende Freude und tiefen Schmerz gleich treffend zum Ausdruck zu bringen wissen. Das Mädchen, das, seines Werths bewußt, des Bräutigams harrt, singt:

„Drei schneeweiße Täubla
Fliegen über mei Haus —
Und der Schatz, der m'r b'stimmt is,
bleibt m'r nit aus.“

Das verlassene Dirndl, das den treulosen Buhlen beklagt, wird folgendermaßen getröstet:

„Du darfst ja nit wân,
Du darfst nit a so thân,
Du bist a schön's Madl,
Kriegst bald wieder an.“

Der fröhliche Bursche singt in seinem Übermuth:

„Frau Wirthin, schreibt's auf
Schreibt's ober die Thür —
Daß olli Leut' wissen,
Daß i liederli wir — “

Daß viele deutsche Volkslieder, welche allüberall gesungen werden und das Eigenthum Aller geworden sind, „soweit die deutsche Zunge klingt“, den Deutsch-Mährern nicht fremd sind, ist wohl ganz selbstverständlich.

Auf volksthümliche Dichtungen religiösen Inhalts wurde schon früher aufmerksam gemacht. Viele derselben haben eine dramatische Form, wie z. B. die zahlreichen Weihnachtslieder, von denen bereits die Rede war.

Trachten und Ortsanlagen. — Die heutige Volkstracht entstand aus einem Compromiß zwischen den Traditionen der Vergangenheit und den Forderungen der neuen Mode, wobei die letztere den entschiedensten Sieg davongetragen hat. Nur wenige Spuren der altehrwürdigen Art, sich zu kleiden, sind zurückgeblieben. Es lohnt aber wohl der Mühe, den Blick in die alte Zeit hinüberzulenken und die Tracht der Vergangenheit in kurzer Schilderung festzuhalten.

Im Schönhengster Gau trug vor 50 Jahren der Bauer einen sehr malerischen Anzug. Den Körper bedeckte ein bis zu den Knöcheln reichender brauner oder viel häufiger noch blauer Tuchrock mit großen Metallknöpfen; die Hose war eng, aus Hirschleder gefertigt und an den Knieen mit Riemen an die blauen oder grauen Strümpfe befestigt; die Füße steckten in schnallengeschmückten Schuhen. Die Brust bedeckte eine rothe Weste mit Schößen. Da der erwähnte lange Rock eigentlich ein Paradestück war, das man nur Sonntags beim Kirchengang oder sonst bei festlicher Gelegenheit trug, so hatte der Bauer für den gewöhnlichen Bedarf einen „Spenser", den er über die Weste anzog, ein Kleidungsstück, das sich von der Weste eigentlich nur dadurch unterschied, daß es Ärmel hatte. Im Sommer genügte dem Mann häufig genug die Weste allein. Geradezu eine Merkwürdigkeit war die Kopfbedeckung. Sie war aus Pelzwerk, und zwar nicht aus dem schlechtesten, häufig aus Fischotterfell, angefertigt. Wegen ihrer Gestalt führte sie auch den Namen „Schemelmütze". Sie bestand nämlich im Wesentlichen aus einem grünsammtenen Käppchen, das mit Pelz verbrämt war, allein die eine Hälfte der Verbrämung ragte hoch empor; „Feuermauer" nannte sie der Volkswitz. Daneben sah man auch Kopfbedeckungen von durchaus cylindrischer Form, gleichfalls aus Pelzwerk, vielfach aus Lampelfell, von der Höhe eines modernen Cylinderhutes, seitwärts mit drei bis vier rothen oder blauen Seidenmaschen geschmückt. Später und theilweise schon zur gleichen Zeit erscheint der unschöne breitrandige, grobfilzige, schwarze Hut, den die Alten mitunter mit Quasten, die Jungen aber mit Bändern und Blumen zierten.

Die Gewandung der Bäuerin besteht aus nachfolgenden einzelnen Theilen. Über das rund um den Hals schließende Hemd wird am Festtage, wenn es gilt, Staat zu machen, das „Hempel" (Hemdchen), ein nur bis an die Hüften reichendes Kleidungsstück aus feinerem Linnen mit Puffärmeln und Krauskragen (auch ohne diesen), angezogen. Zu sehen bekommt man davon eigentlich nur die Puffärmel; sie sind die Hauptsache daran und es ist eine ernstliche Sorge der Mädchen, sie in stolzester Schönheit erglänzen zu lassen. Aus ihnen erkennt man, wie jene mit Wäsche und Bügeln umzugehen wissen. Über dieses Oberhemdchen kommt das miederartige, mit Achselbändern versehene „Leibel", das in seiner Ausstattung auf die Wohlhabenheit der Besitzerin einen Schluß ziehen läßt. Es ist nämlich entweder von Wolle oder von Seide, entweder mit einfachen Schnüren geschmückt

oder mit Goldfäden ausstaffirt. Das „Leibel“ ist natürlich stark ausgeschnitten. Über die Brust wird nun noch der „Bund“ gelegt, ein steifes mit Seiden- und Perlenstickerei ausgestattetes Vorhemdchen. Ein zumeist lederner Gürtel bildet den Übergang zu der



Mädchen. Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Iglau

unteren Partie der Bekleidung. Diese besteht aus einem blauen oder schwarzen, unten roth eingefaßten, in viele Falten gelegten Wollrock („Bärkittel“), welcher, wenn er durch einen neuen ersetzt ist, zum Unterrock degradirt wird. Über dem Rock wird die Schürze („Vonne“) getragen, welche durch typische Stickereien am unteren Rand und am Brustlatz geschmückt zu sein pflegt. Nach rückwärts läßt die Schürze nur einen schmalen Streifen des Rockes sehen.

Junge Mädchen tragen rothe, die Weiber blaue Strümpfe; die niedrigen Schuhe sind aus Tuch oder Leder, im ersteren Falle seitwärts und an der Spitze mit Leder besetzt. Den Kopf schmückt ein rothes, gelbgeblümtes Tuch, dessen Enden, kunstvoll verschlungen, wie zwei Fähnlein nach rechts und links flattern. Über das „Leibel“ wird zum Schutz vor Kälte der „Janker“ angezogen, ein anliegender, kurzer Spenser aus grauem, dunkelblauem, seltener grünem Tuche mit seidenem Vorstoß. Die Ärmel liegen am Handgelenk knapp an, werden aber nach oben zu immer breiter. Der „Janker“ wird nicht zugemacht, damit die Herrlichkeiten des „Leibels“ und des „Bundes“ nicht verborgen bleiben. Um den Hals wird — wenn es nicht schon am „Hempel“ ist — ein zierlich gefalteter Leinen- oder ein Spitzenkragen („Kresle“) gelegt. Rauhe Zeit oder Regenwetter nöthigen die Weiblein, mitunter ein großes Tuch umzunehmen, das dann freilich einen weniger schönen Rahmen um ihre Erscheinung bildet, die Vorsicht lehrt sie aber, das Tuch zu jeder Zeit, auch bei heiterem Wetter beim Kirchengang oder bei sonntäglichen Besuchen außerhalb des Heimatdorfes unter dem Arme mitzutragen. — Für die Frauentracht im „Kuhländchen“ ist besonders die Haube charakteristisch. Sie besteht aus drei Theilen, der „Speitz“, der „Bend“ und dem „Boden“. Von dem Boden hängt ein in Maschen gelegtes Seidenband in zwei langen Streifen tief über den Rücken hinab.

Die Tracht der Iglawaner ist zu jeder Zeit gerühmt worden. Über dem hochrothen Leibchen des Mannes, das durch eine Reihe dicht neben einander stehender weißmetallischer Knöpfe geziert ist, hielt ein Hosenträger von grünen, sehr breiten halbseidenen Bändern das schwarzlederne kurze Beinkleid, welches unter dem Knie über dem hellblauen Strumpfe zusammengebunden war. Den niedrigen Schuh schmückte eine metallene Schnalle. Der Oberrock hatte keinen Kragen und war mit großen, weißen Knöpfen versehen, die indessen nicht zum Zuknöpfen dienten; für diesen Zweck waren an den Rändern Drahthaken oder aber Bänder befestigt. Im Winter trug man einen langen Schafpelz von schwarzem Leder mit weißer Verbrämung und an den Füßen wohl auch hohe Stiefeln. Die schmucke Frauentracht hat sich in ihrer Eigenthümlichkeit so ziemlich bis heute erhalten. Der „Bund“, mit dem die Schönhengstlerin die Brust schmückte, heißt hier bei den Mädchen „Hinawider“ (hin und wieder); die Weiber ersetzen den aus steifer Pappe gefertigten, taffetüberzogenen Brustschild durch ein ziemlich dickes Polster mit rothen Bändchen, „Brust“ genannt. Der Rock („Kiddel“) ist so sehr gefaltet, daß er, auseinandergelegt, ein Rad bildet; er wird kurz, nur wenig über die Knie reichend getragen und ist meist aus dunkelblauem steifem Zeug gefertigt und am unteren Rande mit lichtblauen Bändern besetzt. Die Schürze („Fürsteck“) ist weiß oder blau und bedeckt nur den vorderen Theil des Rockes. Bei kalter Witterung im Winter wird über die steifen Hemdärmel das mit Schaffell gefütterte „Pelzal“ angezogen. An Wochentagen und bei der

Arbeit trägt man eine schwarze, oft roth gefütterte Jacke („Juppa“). Der Kopfputz der Frauen war einmal recht eigenthümlich: die Haare waren in viele Zöpfe angereiht, die am Hinterkopf spiralförmig übereinander gedreht und quer durch die Mitte mit einer breiten messingenen oder silbernen Nadel befestigt wurden. Ein breites rothes Band umschloß die Frisur. Den vorderen Kopf bis zur Stirne bedeckte ein weißes oder buntes



Frau: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Iglau.

Tuch („Pline“), dessen beide Enden hinter den Ohren weit hervorstanden. Verheiratete oder Gefallene durften diesen Kopfputz nicht tragen, ihre Haare waren mit gefalteter Leinwand bedeckt; nur das Stirntuch behielten sie bei. Heute ist es damit anders geworden. Die Bäuerinnen tragen nunmehr das sogenannte „Ledertüchel“, welches hinten zopfartig hinabhängt. Diese Tücher sind roth oder braun und geblümt.

In den Kreisen des Bürgerthums spielte ehedem in der Frauenmode die „goldene Haube“ eine große Rolle. An eine rundliche Kopfhülle aus steifem Goldstoff schlossen sich

weite, aus gleichem Stoff gefertigte Flügel an, während das Angesicht selbst durch schmale weiße Spitzen umrahmt wurde. Es gab aber in dieser Art gebaute Hauben auch aus Silberstoff, ja auch aus schwarzer Seide oder Spitzen, letztere wohl für die Zeiten der „Trauer“. Höchst interessant ist die Brautkrone, welche heute noch von den bäuerlichen Bräuten der Iglauer Gegend getragen wird. Sie hat die Gestalt eines ziemlich hohen (bis 30 Centimeter) abgestutzten Kegels und ist aus unzähligen in Silberfiligran verfertigten Blättern und Blumen, aus deren Kelchen statt der Edelsteine bunte Spiegelchen hervorschimmern, zusammengesetzt. Es ist selbstverständlich, daß solch eine Krone sich gar majestätisch ausnimmt. In diesem größten Staate stört nicht einmal die allzu große Breite der Röcke, die sonst der Schönheit dieser Volkstracht einigermaßen Eintrag thut. Dieselbe Breite findet sich in der Brünner Sprachinsel vor, nur daß der gesammte Schnitt des Frauenrockes bei den Iglauerinnen noch etwas Runderes und Gefälligeres an sich hat. Hier liebt es die Bäuerin, auch durch die Buntheit der Farben aufzufallen. Das rothe Kopftuch wird wie eine Haube über dem Kopfe geformt und die Zipfel stehen oben rechts und links ab. Der Rock (hier ist der oberste gemeint, der die große Reihe der Röcke, sechs bis sieben, beschließt) ist für die Sonn- und Festtage aus blauem Stoff verfertigt; darüber liegt eine schillernde Seidenschürze, die den größten Theil des Rockes bedeckt. Über das rothe, blaue oder grüne „Leibel“ (Mieder) wird eine Joppe angezogen, im Sommer aus leichtem Waschstoff in allen Farben, im Winter aus dunklem Tuch und mit Pelz gefüttert. Die Ärmel sind oben bauschig, unten schmal. Die Füße stecken in Halbschuhen oder Stiefelchen; die Strümpfe sind roth oder blau, in neuerer Zeit, zumal bei festlicherem Anlaß, weiß. In der Tracht der Männer ist alles Charakteristische verschwunden. Den Kopf bedeckt eine dunkle Mütze oder ein niedriger Hut. Der dunkle Rock mit Beinknöpfen reicht bis nahe an die Kniee. Ein schwarzes Tuch ist um den Hals geschlungen, eine hoch anschließende Weste bedeckt die Brust. Die Hose wird lang getragen, besonders an Fest- und Sonntagen, doch ist sie manchmal unten mit Leder besetzt. An Wochentagen, wenn es an die Feldarbeit geht, trägt der Bauer häufig enge hirschlederne Kniehosen und an den Füßen hohe kalblederne Stiefeln mit steifen Röhren.

In Südmähren (an der niederösterreichischen Grenze) unterscheidet sich die Tracht in nichts von jener der Bauern des angrenzenden Kronlandes. Sie ist heute eine sogenannte „halbstädtische“. Der Mann trug voreinst, wenn er sich in den Staat warf, einen langen dunklen Rock, kurze, enge Kniehosen, blaue Strümpfe und Schnallenschuhe, dann einen rauhen schwarzen Filzhut, von dem schwarze oder grüne Quasten herabhingen. Der Hut ist jetzt viel kleiner und runder geworden und wird häufig durch die leichtere Mütze ersetzt; der Rock wurde kürzer und die Hose länger. Die Weiber haben das Kopftüchel von ehemals fast ganz abgelegt und erscheinen, zumal am Sonntag, mit bloßem Kopfe,

wenn nicht gar ein neuartiges Hütchen mit Blumen und Bändern denselben ziert. In rauher Zeit wird ein großes Tuch über den Kopf gethan, das zugleich Hals, Brust, Rücken und Arme schützt. Den Oberkörper bekleidet ein enge anliegendes Jöpplein mit kurzen Schößen, der Rock reicht bis an die Knöchel. Schreiende Farben sind nicht beliebt und gelten als unfein.

Die Bauern der Wischauer Sprachinsel, die leider mehr und mehr einschrumpft, tragen enge „Aufziehstiefel", eine schwarze Lederhose, einen „Brustfleck" (Weste mit zwei



Iglauer Goldhaube und Brautkranz.

Reihen von Knöpfen) und eine Tuchjoppe; den Kopf bedeckt ein schwarzer Filzhut, im Winter noch häufiger eine Pelzmütze. Die Frauen haben ihre ursprüngliche Tracht noch ziemlich rein erhalten: kurze Röcke aus dunklem glänzendem Stoffe mit sehr vielen Falten, rothe oder orangefarbige Strümpfe, ein buntes Leibchen, darüber eine dunkle Joppe und eine große Halskrause („Tazl").

Die Ortschaften wurden meist längs des rieselnden Bachs, später an der wichtige Punkte verbindenden Straße angelegt. Zu beiden Seiten strecken sie sich zeilenförmig aus. An erhabenerem Orte, auf Hügeln und kleinen Plateaux bauten die Ansiedler ihre Kirchen und Kapellen. Nicht ferne davon stand das Wirthshaus und später wohl auch die Schule. Diese Bauten bildeten den Mittelpunkt des Ortes, nirgends war es so belebt als hier,

sowohl an Sonn- als auch an Wochentagen. Wuchs das Dörflein durch das Zusammenwirken günstiger Verhältnisse, zumal einer besonders glücklichen Lage an, so wurde zunächst im Anschluß an kirchliche Feste auf dem Platze ein Markt abgehalten, der auch in der Folge bestehen blieb, wenn der ursprüngliche Zusammenhang mit der religiösen Feier schon längst vergessen war. In ziemlicher Regelmäßigkeit erweiterten sich von dem gegebenen Mittelpunkt die beiden Hauptstraßen, denen sich wohl auch hier und da kürzere Nebengäßchen angliederten. Je näher ein Haus dem Mittelpunkt des Ortes stand, umso werthvoller erschien es, und es waren das gewöhnlich auch die größten und schönsten Häuser des Ortes. Nahezu jedes Haus hat seinen hinter ihm liegenden Garten, welcher freilich nur zum geringsten Theile als Ziergarten verwendet wird; er dient vielmehr zur Anpflanzung von allerhand Gemüse und als Obstgarten. Häufig findet sich auch ein Gärtchen vor dem Hause. Es ist nur schmal und durch ein hölzernes Gitter gegen die Straße abgeschlossen. Rosen und Veilchen, Windling und Sonnenblume wachsen in demselben und die Wand des Hauses selbst ist oft mit wildem Wein bedeckt, wenn nicht Pfirsichbäumchen oder wirklicher Wein an der Mauer gezogen werden. Das Haus steht meist mit seiner Breitseite gegen die Straße oder das Rinnsal des Bachs. Es ist ebenerdig und weiß getüncht, ganz unten an der Erde ist ein breiter blauer oder schwarzer Saum gezogen; mitunter sind auch die häufig nur zu kleinen Fenster mit bunt gemalten Sternen oder Blumen umrahmt. Das ganze Haus wird in- und auswendig jährlich ein- bis zweimal „geweißt“, insbesondere vor dem Kirchweihfeste. Das Dach des Hauses war früher sehr oft aus Strohbündeln gebildet, heute kommen Strohdächer nur mehr ausnahmsweise vor. In Nordmähren werden am häufigsten Schieferdächer angetroffen, in den anderen Landschaften sind die Dächer fast ausschließlich



Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

mit gebrannten Ziegeln gedeckt. In besonders holzreichen Gegenden steht noch die Schindel in Verwendung. Den Grundriß der Häuser bildet ein Rechteck. Bei größeren Gebäuden steht die Thür in der Mitte der Hauptfront, rechts und links davon sind je zwei bis drei Fenster und an einer der Seiten ist das Hofthor, das auf den zumeist geräumigen Hof führt. Von der Thüre führt ein Gang gerade durch die ganze Tiefe des Hauses, derselbe endigt mit einer zweiten in den Hof ausmündenden Thür. Der Gang führt auch den Namen Vorhaus. In demselben stehen der Speisekasten, der Wasserständer und mitunter auch ein langer Tisch, an welchem zur Sommerszeit das Gesinde seine Mahlzeiten einnimmt. Von hier aus führt eine Fallthür in den Keller hinab und die Stiege zum „Boden" hinauf. Auf der einen Seite des Ganges ist die Thüre zur Wohnstube mit der Aussicht auf die Gasse und weiter unten jene zur Küche, deren Fenster in den Hof führt. Auf der anderen Seite ist die Prunk- und Gaststube, die gemeiniglich nur des Sonntags zu Ehren eines Besuches sich öffnet. Unter der Bodenstiege ist der Eingang zu einem meist finsteren Gelaß, das als Speisekammer oder als Schlafstätte für die Mägde dient. Das Wohnzimmer wird zu einem großen Theile eingenommen von dem mächtigen Kachelofen, welchen an drei Seiten eine schmale Holzbank umgibt.


Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

Der Thüre gegenüber in der Ecke steht der braune viereckige Tisch in den Winkel gerückt, an zwei Seiten von den längs der Wand laufenden Bänken, an zwei Seiten von je einem Stuhle umgeben. In der Ecke oberhalb des Tisches ist eine Art Hausaltar an der Wand befestigt: ein kleiner Glasschrank, in welchem ein vergoldetes Holzkreuz oder eine Figur der Gottesmutter oder auch beides, von Rosenkränzen, Blumen und kleinen Bildchen umgeben, als Heiligthümer der Familie verwahrt werden. Dort finden wohl auch der Brautkranz der Hausmutter, die Blumen, welche die Mädchen bei der ersten heiligen Communion auf dem Haupte oder auf ihren Kerzen getragen, und andere derlei wichtige Dinge eine bleibende Stätte.

Häufig findet man noch in den Bauernstuben die Bilder des Jesusknaben und des heiligen Johannes als Kind mit dem Lamme auf spiegelndem Untergrund, nach untenhin durch große grell gemalte Rosen abgeschlossen. Den übrigen Hausrath der Stube machen aus das breite und massive Bett mit einer Unzahl schwerer Kissen bedeckt, die rothe oder blaue gleichfalls mit Blumen bemalte Truhe, dann die rauchgeschwärzte Schwarzwälder Uhr. In dem Prunk- und Gastgemach findet sich die bessere und modernere Einrichtung vor. Ein gelb polirter Tisch und gleiche Sessel, vor dem Fenster Vorhänge aus Spitzen, ein Schublad- oder ein Hängekasten, an den Wänden Ölfarbendruckbilder, meistens religiöse Gegenstände, das Herz Jesu und das Herz Mariens oder dergleichen darstellend. Das Zimmer ist sehr sauber gehalten, blütenweiß getüncht, wenn nicht gar gemalt. Es wird nur geöffnet, wenn Gäste kommen, aber es sitzt sich dort bei allem Glanz und Schimmer nicht so gemüthlich und so angenehm wie in der verrauchten und vielfach einfacheren Familienstube. Hinter dem Hause ist der Hof, der von Wirthschaftsgebäuden (dem Pferde-, Kuh- und Schweinestall, der Futterkammer und dem Wagenschopfen) umschlossen wird. Der Schopfen steht oft frei mitten im Hofe, während die Rückseite des letzteren durch die Scheune eingenommen wird, durch deren Thor man in den Garten tritt.

Hoch im Gebirge gelegene Dörfer bestehen wohl auch aus zerstreut liegenden, weit von einander entfernten Häusern, nur hier und da ist eine größere Gruppe derselben beisammen. Die Felder erstrecken sich dann rings um das Haus; der Besitz des Bauern besteht nicht aus einzelnen Theilen, sondern bildet ein Ganzes, aber freilich, es ist ein karger und magerer Boden, der den Schweiß seiner Bebauer nur kümmerlich lohnt.

Die Sagen der Deutschen.

Die Deutschen Mährens haben ihren Sagenschatz bis heute bewahrt, wenn auch Manches mit den Volkssagen der slavischen Mährer innig verwebt erscheint. Dabei hat sich in der Seele beider Nationen viel von jenen alten Überlieferungen, welche ihre Urväter in die neue Heimat mitbrachten, vererbt. Als dann das Christenthum an Stelle der heidnischen Tempel Kapellen und Kreuze erstehen ließ, traten auch an die Stelle der alten Götter in die Sage jene bösen Geister ein, welche die kaum dem Heidenthum abgewonnenen Volksstämme von der neuen Glaubenslehre abwendig zu machen und mit dämonischer Macht den Menschen zu den schlimmsten Thaten zu verleiten suchten.

Als Reflex dieser Anschauung tritt uns auch in Mähren die Teufelssage in zahlreichen Gestalten entgegen. So treffen wir an der mährisch-böhmischen Gebirgsgrenze bei Bogenau die Legende vom Satanas, der hier einen Engpaß mit Steinmassen versperren wollte, um dem Apostel Cyrillus den Weg in das Böhmerland zur Verkündigung der

Lehre Christi zu verlegen, dann aber, als plötzlich die Mutter Gottes und neben ihr der krähende Hahn erschien, hierüber erschreckt den letzten Felsblock auf beide Kanten der Steinmauern fallen ließ, so daß derselbe fortan die Decke eines ungeheuren Felsenthores bildete. Auch am Waldabhang des Ortes Pohler nächst Mährisch-Trübau wurde der Teufel, der hier mit Roß und Wagen sein Unwesen trieb, durch ein Madonnenbild verscheucht. Im Bečva-Thal wollte der Teufel den Bach mittelst einer Felsmauer absperren, um die frommen Bewohner unter Wasser zu setzen. Den Gesetzen der Hölle gemäß mußte aber die Mauer in einer Nacht bis zum ersten Hahnruf fertig werden. Wenig fehlte mehr zur Vollendung, da krähte der Hahn und unter Blitz und Donner fuhr der Böse zur Hölle. Die Überreste der Felstrümmer heißen bis jetzt die Teufelsmauer. Ähnliches sagt man von der Teufelsmauer in Nieder-Mohrau.

Der Höllenfürst erscheint weiter in wechselnden Gestalten; so als Waidmann in grüner Tracht, das Barett mit einer rothen Feder geziert, wie er sich Verträge mit Menschenblut unterschreiben läßt, oder als altes Männchen, Koker mit Namen, das einem armen Weibe am Andreastag statt Gold Tannenzapfen bescheert (Kokerstein bei Mährisch-Schönberg), dann als Wälscher mit dunklem Antlitz und auffallender Kleidung, welcher einen Jäger zu verborgenen Schätzen in Kalksteinhöhlen führt (Quarklöcher-Tropfstein), am mährischen Abhang des Schneeberges, ferner am Teufelsstein nächst Mährisch-Altstadt, mit den Abdruckspuren eines Menschenfußes und Pferdehufes, da der Satan einen Engel bis dahin verfolgte, und am Teufelssitz bei Studein, wo wieder ein armer Sünder, durch die gnadenreiche Gottesmutter geschützt, seinen Klauen gerade da entrann, wo der teuflische Seelenjäger, bei einem Felsen ausruhend, seinen unförmlichen Körper im Stein abdruckte; auch (bei Kunovitz) als Hüter vergrabener Geldschätze, die aber nur mit einem von vier schwarzen Katern gezogenen Pfluge ausgeackert werden können. Ferner wirkt der Böse als „Käferle“ in Stangendorf bei Mährisch Trübau. Dasselbe ist entsprossen einem Urigel, das ist einem Ei ohne Dotter von einer schwarzen Henne. Ein Urigel bringt Unheil und mancher wird ihn erst gegen das Lebensende los. In derselben Gegend, östlich von Reichenau, befindet sich ein bewaldeter Berg, einst Ziegenfuß, auch Seekamm benannt, auf dessen Gipfel ehedem ein Schloß stand, das aber versank, als der Pact der jungfräulichen Besitzerin mit dem Fürsten der Hölle zu Ende ging und sie von demselben zerrissen wurde.

Aber auch von guten Geistern weiß die Sage zu erzählen: von zierlichen kleinen Wesen, die sich in der Nähe der Menschen auf Dachböden und in Roßställen aufhalten und ihnen dienstbar sind, so „das Hauswirtle“ in der Zwittauer und Mährisch-Trübauer Gegend, oder in unterirdischen Gängen und Räumen, sogenannten „Zwirgellöchern“ (Zwergstollen) wohnen, so zu Lotschnau im Zwittawathal, Stangendorf bei Mährisch Trübau,

Nakl bei Littau, Lechvitz bei Znaim, Mißlitz bei Kromau, Possitz bei Grußbach, Groß-Tayax bei Joslovitz, Schöllschitz bei Brünn u. s. f. Letztere scheinen mit den „Dwargeslöchern“ Thüringens gleichbedeutend zu sein. Diese Hausgeister, Zwergeln und Erdmännchen, im Allgemeinen als Kobolde bekannt, können sich auch unsichtbar machen. Bei aller Gutmüthigkeit haben sie die Gewohnheit, die Menschen zu necken oder zu ängstigen. Werden sie aber gereizt, so rächen sie sich empfindlich, wie z. B. der „Stemmichmann“, ein Neckgeist in der Gegend um Goldenstein, und der „Hilar“ am Karlerberg bei Eulenberg und die Krokerliese in der Krokerei nächst Mährisch-Altstadt.

Ihnen reihen sich an die männlichen Elementargeister, nämlich die Gnomen, Erd- und Berggeister, Berg- und Wurzelmännchen, auch Grubenhold und Grünhütteln. Sie wohnen im Schoße der Erde, bewachen die Schätze der Tiefe, sehen wie zu steinalten Greisen gewordene Knäblein mit großen Köpfen und langen weißen Bärten aus. Den Körper in ein graues Ledergewand gehüllt, tragen sie ein russiges Schurzfell und eine große Kapuze. Treffend schildert das Märchen vom „alten Tiersch“ im Kirchsprengel Meedl bei Littau die Gestalt: „Es is a Männla sponnalong, — Un hot a Bärtla ilenlong.“ Sie erscheinen aber auch in anderartigen Gestalten, als Kohlenbrenner oder Jäger. Der Phantasie der Bewohner jener Gegenden, wo ehedem Bergbaubetrieb gewesen oder noch gegenwärtig blüht, gelten sie als Beschützer der Bergleute. Denn der Bergkönig will den guten frommen Knappen in der Grube immer wohl. Besonders reich an derartigen Sagen ist das mährische Gesenke, ferner das Schönhengstler und Iglauer Gebirge. Der König dieser Gnomen ist der große Berggeist „Altvater“ mit dem durchsichtigen Silbermantel, den goldenen Hammer in der Hand und das von Edelgestein leuchtende Diadem auf dem Haupte.

Die Bergmanns-Sagen stammen aus jener Zeit, wo die alten Deutschen zuerst nach Metallen gemuthet und Bergwerke errichtet, dann später Schätze suchende Fremde auf den Kämmen der Gebirge ihr geheimnißvolles Wesen trieben. Man nannte sie auch Ruthengänger, welche mit der Wünschelruthe, einem Gabelzweig vom Haselstrauch, der in der Johannisnacht geschnitten war, nach Metalladern und verborgenen Schätzen forschten. Daher die Sage von den einmal im Jahre während der Passion am Palmsonntag, Charfreitag und Ostersonntag sich öffnenden Bergen und Höhlen mit ihren Schätzen, und von dem armen Weibe, die ihr Kind mitnahm und es dort niedersetzte, von den Gnomen Gold und Silber zu Geschenk erhielt, als sie aber zur Zeit, da bereits die Glocken läuteten, wiederkehren wollte, den Felsen bereits geschlossen fand, in welchem ihr Kind verblieb, das ihr erst nach Jahresfrist der Berggeist wieder gab. Diese und ähnliche Sagen knüpfen sich auch an die Höhle bei Bodenstadt im Poschkauer Thal, wo der Zwerg „Apella“ mit einem Brillantendiadem und einem goldenen Apfel in der Rechten residirt, an den

Mönchstein bei Groß-Ullersdorf mit dem unterirdischen Palast des „Minich" oder „Grünhüttel", an das Bergmännlein „Trollen" bei Altstadt, an den Steinberg nächst Klein-Mohrau, dann an das Quergelloch nächst Bärn, den Rothenberg bei Stadt Liebau, an den Bottichstein zwischen Nikolsburg und Klentnitz, den Florianiberg bei Bisenz und an den Neutitscheiner Berg. Oft waren schwarze Riesenhunde mit furchtbarem Gebisse die Wächter dieser Schätze.

Unter den weiblichen Elementargeistern fesseln die Nixen, Wasserjungfrauen, Nymphen, besonders das Interesse. So erhielt sich in den lieblichen Thälern der Thaya die Mythe von den Pelzweibchen, einer Art Elfen oder Undinen, welche in mondhellen Nächten wie am sonnigen Mittag sich in der grünenden Dämmerung der Erlengebüsche mit fröhlichem Tanze belustigen. Dann treten die zwergartigen weißen Weibchen ans Ufer und ziehen die niedlichen Pelzchen aus, um dieselben unter stummem, freundlichem Kopfnicken zu waschen. Sie sind gutmüthig, werden sie aber gestört oder verspottet, so fühlt der Frevler sofort die unverhältnißmäßige Schwere ihrer kleinen Hände.

Die Odernixe des Kuhländchens berückt durch Schönheit und lieblichen Gesang die Jünglinge und zieht sie zu sich in ihr nasses Fluthenreich. Desgleichen die Wasserjungfrauen in der Marchgegend, dann bei Alttitschein und im Jungfernteiche bei Rossitz. Ihr Körper ist meergrün und endet in einen Schlangenleib, daher sie sich gerne mit dichtem Nebel umgeben. Im Waldgebiet von Groß-Ullersdorf herrscht Melusine, in wasserblaues Gewand gehüllt, das offene Haar mit Perlen durchflochten. Sie sitzt auf einem Steine; wird sie angesprochen, so gibt sie zur Antwort: „So weit das Wasser unvermischt mit anderem fließt, so weit geht meine Herrschaft." Ein Junker führte sie mit ihren Schätzen heim, überraschte sie aber einmal im Bade, wo sie an gewissen Tagen bis zum Gürtel Weib, von da ab Fisch war. Sie verschwand und nur ihr klagender Gesang wurde noch fernerhin gehört. Man glaubt im Pfeifen und Heulen des Windes Melusinens Klagen um ihre Kinder zu hören. Auch im Punkva-Thale (Blansko bei Brünn) hört man öfters ein Aechzen und Klagen von den mit offenem Haar im Gewässer sich zeigenden kleinen Weibern und aus dem Schloßbrunnen zu Leschna entsteigt bei mondhellen Nächten eine liebliche Nixe mit einem Fisch in der Hand und ebenso im March-Gebiete eine schöne weiße Frau in der Mitte der Teiche.

Auch des Wassermannes wird in den Flußgebieten Mährens vielfach gedacht. Er erscheint in verschiedenen Gestalten, als Knabe, Zwerg in grüner Kleidung, Jägerbursche, Krämer oder als Fisch, der Menschengestalt annimmt u. s. w. Sein besonderes Kennzeichen aber ist, daß ihm stets vom linken Rockschoße das Wasser tropft. Er ist gerade nicht feindselig, sucht aber oft Kinder durch farbige Bänder in sein Netz zu locken. Manchen armen Fischern hilft er aus der Noth, wie zu Schidrovitz der Wassergeist mit einem Fisch, aus dessen Verkohlung ein Klumpen Silber erstand.

Als schöne oder häßliche Frauen üben die Feen ihren Zauber aus. Sie lassen Jünglinge die Wunderblume finden und mittelst derselben ihren Krystallpalast betreten, wo sie ihnen Gold und Edelsteine spenden (Schatz im Sternberger Schloß).

Die weisen Frauen bereiten für arme oder kranke Leute aus heilenden Kräutern Salben und Arznei (Trebitsch und Groß-Meseritsch). In den Gebirgsgegenden der böhmisch-mährischen Grenze spielt die Alraunwurzel (mandragora) jetzt noch eine verborgene Rolle. Nach Verbreitung des Christenthums erstanden aus den Alraunen die Genossinnen des Teufels, die Hexen.

In Schönbergs Gauen, zum Altvater hin, waren der Peterstein, früher der hohe Ruck (Rücken) geheißen, dann der Hexenstein bei Petersdorf die Hauptversammlungsorte der Hexen. Eine Hexensage knüpft sich auch an Stangendorf. Hier quollen nämlich vor vielen hundert Jahren aus sieben Gründen Wässer zu Tage und belebten mehrere Mühlen. Da bettelte ein dunkles Weib von Mühle zu Mühle um Brot, erhielt aber nur harte Worte und Schläge. Aus Groll riß es mit rachsüchtigem Fluche die Fetzen vom Leibe und verstopfte die Quellen. Seit jener Zeit sind sie versiegt und die Mühlen verschwunden. Die alte Hexe hält aber unsichtbar treue Wacht und Niemand wagt es, die Quellen zu öffnen.

Sehr verbreitet sind auch jene Sagen, an die sich der Glaube knüpft, daß begangener Frevel den Urheber noch bei Lebzeiten durch Verwünschung in ein Thier oder Verwandlung zu Gestein, nach dem Tode aber durch ruheloses Umherwandeln bestraft. Dergleichen erzählt man von den Mädchen in der Burg zu Türnau bei Mährisch-Trübau und von jenem in der Schloßruine Alttitschein, die in weißem Kleide zur Harfe Klagelieder singend um Mitternacht herumwandeln und der Erlösung harren, nachdem sie in ein häßliches Gewürm verwünscht wurden; oder von der Jungfrau des Schlosses in Neuhaus bei Schönberg, die, in einen feuerschnaubenden Drachen verwünscht, nur mittelst eines Haselästchens erlöst werden könne; weiter vom Mann in Wolfsgestalt in den Forsten der Umgebung Brünns.

Mit Vorliebe rankt sich die Sage um abenteuerlich geformte Gesteingebilde. Eine solche romanhafte Sage knüpft sich an den Rabenstein bei Znaim. Fee Hiltrude wandelte einst im Vollmondschimmer zum Thaya-Fluß, um heilkräftige Zauberkräuter zu sammeln, und traf einen schlafenden Ritterjüngling. Von heftiger Liebe entbrannt, weckt sie den Schlafenden und bietet ihm in ihrem Zauberschlosse eine Ruhestätte an. Ritter und Fee werden Mann und Weib. Vier blühende Knaben entsprossen dem Paare. Auf einem Streifzuge erfährt der Ritter die Schreckensnachricht, daß sein Vater gefangen im Thurmverließ der nahen Burg Znaim schmachte. Doch zu spät kömmt er zur Rettung. Er umarmt nur mehr seines Vaters kopflosen blutigen Leichnam. Von Wahnsinn erfaßt, tödtet er seine drei Kinder, welche vor dem Felsenschlosse spielen; als er aber den vierten

Knaben niederhauen will, bannt ein Zauberspruch Hiltrudens das schon erhobene Schwert. Seine Glieder erstarren, die Form ist Stein geworden: „Rabenvater“, später „Rabenstein“, der noch jetzt das Profil eines Menschenkopfes zeigt. Hiltruden mit dem letzten Knaben sah man niemals wieder.

In der Nähe von Nikolsburg erheben sich weithin sichtbar die Polauer Berge. Am Abhange des einen, dessen Anhöhe die Ruinen der Maidenburg bedecken, stehen drei schlanke Felsengebilde, menschlichen Gestalten ähnlich. Es sind dies die von dem Burgherrn



Der Rabensteinkopf im Thayathal.

aus Geldgier ermordete Tatarenprinzessin und ihre zwei Begleiterinnen, welche er vom Söller hinabwarf, die aber am Morgen in starre Felsklippen verwandelt sich drohend vor den Fenstern des geistesumnachteten Burgherrn erhoben. Eine andere Version erzählt, es habe die Burgfrau ihre Töchter, da sie sich, von dem Ritterfräulein der nahen Burg auf dem Rosenstein aufgestachelt, ungehorsam zeigten, deshalb verflucht und zu Stein verwünscht. Die Anstifterin des Ungehorsams fand auch im Tode keine Ruhe. Sie erscheint im Mondesschimmmer als weiße, blasse Jungfrau, umfaßt die Steingestalten, denen oft klägliche Seufzer entfliehen, und fleht sie um Verzeihung an.

Derartige Felsstücke, die durch Zauberfluch erstanden und Menschengebilden gleichen, ersieht man auch nächst Trebitsch, wo aus Habsucht eine einst wohlthätige Altmutter zur Raubmörderin ward und durch den Anblick eines von Flammen umhüllten Geistes zu Stein erstarrte. Hierher gehört auch der versteinerte Brautzug an der böhmischen Grenze, der auf dem Heimweg von der Kirche nach der Burg Lauka begriffen verflucht ward; der Fuhrmannsstein nächst Ullersdorf, wo ein Knecht mit Roß und Wagen, da er statt Getreide und Brot den Hungernden Steine zuführte, in Stein verwandelt wurde, und der versteinerte Hirt bei Goldenstein (der Höhlenstein, auch Hirtenstein genannt), den seine Schwester verfluchte, weil er sie an einen Wüstling auslieferte. In stürmischen Nächten hört man dort ein gräßliches Jammern, und wenn die Glocken von Goldenstein läuten, sickern Thränen aus dem Felsen.

In den Bereich sagenhaften Umherirrens nach dem Tode gehören die Sagen von der wilden Jagd, so in Brünn vom Ritter Šembera von Boskovitz, der zur Sühne seiner dem Minoritenkloster entrissenen Schenkung in dunklen Gewitternächten mit vier schwarzen feuerschnaubenden Rossen durch die Stadt an der Minoritenkirche vorüber fahren und sich in die Höhle des Obřaner-Thales — das Šembera-Loch — stürzen muß. Dann unweit Weißkirchen der Raubritter Rolf, welcher in zwölf Nächten als wilder Jäger die Gegend zu durchstreifen und sein versunkenes Schloß zu suchen verdammt ist; desgleichen zu Iglau der Schwedenführer Oesterlein, welcher ohne Kopf in stürmischen Herbstnächten auf feuersprühendem Rosse durch die Straßen der Stadt, und ein Schweden-Oberst, welcher auf einem Hügel bei Schönberg als ruheloser Geist um die sogenannte Schwedensäule nachts reiten muß; so auch der Ritter von Wildenstein, der von einem Jägertroß verfolgt hoch zu Roß zwischen Hof und Bautsch aus seinem wüsten Schlosse den Nachtritt macht, schließlich der Ritter Tunkl von Hohenstadt.

Jedenfalls entstammt die wilde Jagd den altgermanischen Sagenstoffen vom wüthenden Heer, das in Mähren durch die schlafenden Krieger im Radhost und im Buchlauer Berge vertreten ist, welche nach einer blutigen Schlacht erscheinen und ewigen Frieden bringen werden, was auf den heidnischen Wodan, der auf die Entscheidungsschlacht wartet, Bezug hat. Diesem entspricht auch die Sage vom Markgrafen Gerstenkorn, welcher an einem Flusse schläft, während sein Roß neben ihm weidet und sich durch nichts aufschrecken läßt. Erst wenn Mähren vom Feinde bedrückt wird, setzt er sich auf seinen Rappen und befreit das Vaterland.

Von Gestalten, welche durch zeitweises Erscheinen Glück oder Unglück ankündigen, bezeichnet man die weiße Frau. Sie erscheint im Schloße Pernstein und Teltsch in einem bis zur Erde reichenden weißen Talarkleide, und zwar bei Vorahnung fröhlicher Ereignisse mit anhängendem Schlüsselbunde, bei traurigen aber in schwarzen Handschuhen; im ersteren

Schloß auch als Jungfrau im weißen Gewande mit aufgelöstem goldfarbigem Haar und im zweiten als Gründerin des sogenannten süßen Koches. Unter der Gestalt der weißen Frau wird Bertha von Rosenberg, anderntheils aber eine Tochter des Zibřid von Pernstein bezeichnet. Auch in der alten Burg zu Fulnek zeigt sich das Schloßfräulein, um die Bewohner auf ein Unglück aufmerksam zu machen. Man nennt sie die Klagemutter. Solche Klagemütter sollen im Kuhländchen an manchen Orten ihre klägliche Stimme durch mehrere Nächte, wenn ein Unglück bevorsteht, hören lassen. Dann wird die weiße Frau in der Burgruine zu Neutitschein erwähnt, die einem Hirtenmädchen, das dort Blumen suchte, erschien und es schnell aus den Ruinen hinweglockte; denn kaum verschwand sie, so stürzte mit großem Getöse die Burgmauer ein.

Was die vielen geschichtlichen Erzählungen betrifft, welche sich in Mähren an einzelne religiöse oder profane Begebenheiten, dann an Personen und Kriegsvölker knüpfen, wie auch über die Gründung einiger Städte, ihre Wahrzeichen und besonders von den vielen Schlössern und Burgruinen, so müssen wir, da ihr Sagenkreis ja allbekannt, von deren Aufzählung abstehen und schließlich nur noch des Lindwurmes im Rathhause zu Brünn gedenken. Im XI. Jahrhundert soll ein gewisser Trut, Gründer der Stadt Trautenau in Böhmen, durch seine Leute einen Lindwurm, welcher in dortiger Gegend sich aufhielt, gefangen und die Haut dem in Brünn anwesenden Herzog Ulrich mit dem Wunsche geschenkt haben, daß er der Stadt Trautenau zum Andenken einen Felsendrachen im Wappen zu führen gestatte. Darauf wurde die Haut im Rathhause Brünns aufgehängt.

Dialecte der Deutschen.

Die deutschen Mundarten in Mähren gehören zwei großen Sprachgebieten an: dem oberdeutschen und dem mitteldeutschen. Nur an der Süd- und Nordgrenze des Landes stehen die Deutschen mit ihren Stammesgenossen in Verbindung, während die über das Land zerstreuten Colonien rings von Slaven umgeben sind. Im Südlande, dessen Nordgrenze westlich von Lipolz beginnt, in fast gerader Linie bis Znaim reicht und dann nach einer nordöstlichen Ausbuchtung bei Eisgrub an die niederösterreichische Grenze gelangt, herrscht der baierisch-österreichische Dialect; im Nordlande, um den Hochschar und Altvater, am Oberlaufe der Mohra bis an das rechte Oderufer bei Neutitschein der schlesische.

Die Bewohner von Südmähren, auch Thayaner genannt, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Dialects von den Stammesgenossen in Niederösterreich nur wenig. Die vocalische Function des r tritt hier namentlich im Auslaute deutlicher hervor, so daß die Endung er in ein charakteristisches a übergeht: Voda = Vater. Wenn hier ferner einerseits die durch r und

n bewirkten Verdumpfungen oft weiter gehen, so erfährt anderseits das dumpfe u besonders vor Dentalen eine Tonerhöhung durch i: Muida, österreichisch Muatta. Scharf dagegen hebt sich dieser Dialect von dem im Sudetenlande hervor. Im Süden eine Unsicherheit im Anlaute zwischen Tenuis und Media der Lippen- und Zungenlaute, im Norden nicht nur charakteristischer Unterschied, sondern Bewahrung vieler alter Tenues neben charakteristischer Erweichung der Stummlaute nach l und d. Den baierisch-österreichischen Vocalismus beherrscht durchaus Nasalirung, den schlesischen Consonantismus meist Mouillirung. Durchgreifend ist der Unterschied im Vocalstand. Während der Norddialect kurzes a, besonders wenn es durch Positionslänge geschützt ist, gern bewahrt, verdumpft es im Süden zu o. Bei jenem geht die Entwickelung des tonlangen â zu ô und û durch den Vermittlungsdiphthong ou, bei diesem tritt für a theils oa, theils ô ein. In allen anderen Fällen neigen die baierisch-österreichischen Vocale gegenüber den mittelhochdeutschen zu einem Laute mit höherem, die schlesischen zu einem mit tieferem Eigentone. Besonders bezeichnend ist das verschiedene Verhalten zu o, welches sich im Süden zu a, im Norden zu u entwickelt: gewant, gewount = gewohnt. Den lautlich höheren Charakter des Südens verstärkt ferner der Umstand, daß die Verdumpfung bei ü und ö wegen mangelhafter Lippenartikulation fast ganz entfällt, und daß namentlich r die Vocale zu i drängt. In mehreren Fällen, in denen das Schlesische am Umlaute festhält, ist er im Österreichischen unterblieben. Fast untrügliche Unterscheidungsmerkmale sind hier die Formen der zweiten und dritten Person Singularis Präsentis Indicativi: schlesisch schlät, österreichisch schlogt = schlägt. Charakteristisch ist ferner der Stand der Diphthonge. Der baierisch-österreichische Dialect kennt kein dem mittelhochdeutschen iu und neuhochdeutschen eu entsprechendes oi wie der schlesische, sondern hat auch dafür das hellere ai; schlesisch Foier, Hoiser, österreichisch Faier, Haiser; umgekehrt bewahrt jener den alten Diphthong ie, bei welchem die zweite Componente kurz, aber besonders vor r so offen klingt, daß man versucht ist, sie mit a zu bezeichnen, während dieser den Laut auf der Grundlage eines tonlangen î weiterentwickelt und als regelmäßigen Stellvertreter ëi aufweist. Für altes ei ist endlich österreichisch oa, schlesisch âi oder ä typisch. Dem Thayaner erscheint der Gebrauch des starken Imperfects sowie des Plusquamperfects als specifisch schriftgemäß, während der Schlesier den durch Formübertragung aus dem Präsensstamme gebildeten Conjunctiven i nemet, i trîget = trüge ebenso fremd gegenübersteht wie den vielen augmentlosen Mittelwörtern der Vergangenheit und den charakteristischen Dualformen: es, enger, enk.

Auch das Substantivum zeigt bei beiden Dialecten merkliche Abweichungen. Im Norden wurzeln nicht nur die starken Genitiv-, sondern auch die Dativendungen im Sprachbewußtsein, im Süden wird der Genitiv entweder gemieden oder durch Umschreibung

bezeichnet, das Endungs-e im Dativ Singularis aber ebenso wie das im Nominativ und Accusativ Pluralis unterdrückt.

Unter den Dialecten des Sudetenlandes weist der des Kuhländchens mehrere Besonderheiten auf. Den consonantischen Charakter bestimmen: Mouillirung, palatales l, Aspiration von g und b im Auslaute, sporadischer Wechsel von s und r: friesen = frieren, gelôse = verlieren, sowie von z und k: kwinge = zwinge. R geht fast ganz im Vocal auf; sein gutturaler Charakter führt bei den aus age contrahirten Formen: klage, mag, schlage, taget zu Bildungen mit einem scheinbar unorganischen r: kloer, moer, schloer, tort. Ebenso zieht die Mouillirung überraschende Erscheinungen nach sich. So wird aus einem ursprünglichen: moncher, welches man auch im schlesischen Gebirge hört, durch Constituirung des i und Ausfall des n: moicher = mancher. Der Vocalwandel nimmt oft einen umgekehrten Weg, indem die ersten Componenten der Vermittlungsdiphthonge an den Grenzpunkten der Vocallinie liegen; also miët, iëm, Hiëml, huoch, Puotter, gegenüber schlesisch: mët, ëim, Hëiml, houch, Potter (Puitter). Das Herabsinken der Vocale zu tieferem Eigenton ist hier weiter fortgeschritten; so schützt nachfolgende Gutturalis keineswegs kurzes a vor dem Übergang zu o. Die verdumpfende Einwirkung des n erstreckt sich auf Formen wie gunk, funk, hunk = ging, fing, hing, die Umlaute ö und ü hingegen fehlen entweder ganz: grun, kuhl, oder sie werden unterschiedslos durch ië ersetzt: Diëner = Dörner, ieber = über. Das Flexions-n fällt weg, aber das schlesische a der Infinitive hat sich fast ganz in die Volkspoesie geflüchtet. Die dem Schlesischen eigenthümlichen Endungs-e des Substantivums fehlen hier; sogar bei weiblichen Hauptwörtern wird im Singularis das e abgeworfen und als Pluralzeichen benützt: Singular Blum, Plural Blume. Trotz dieser Eigenthümlichkeiten ist auch im Kuhländchen die Sprache des „Rübezoil“ nicht zu verkennen.

Während sich die deutschen Mundarten im Norden und Süden des Landes, besonders wenn man die Unterscheidungsmerkmale in ihrer Gesammtheit ins Auge faßt und auch die musikalischen und Tonverhältnisse mit in Betracht zieht, als zwei streng gesonderte sprachliche Individualitäten erweisen, begegnen uns in den Sprachinseln mannigfaltige Übergänge und schwer zu scheidende Mischungsverhältnisse. Nicht nur der Einfluß des Hochdeutschen, sondern vornehmlich der des Slavischen haben die dialectische Entwicklung vielfach von ihrer ursprünglichen historischen Grundlage abgedrängt. Neben den Wörtern zur Bezeichnung alltäglicher Dinge wurden zunächst jene mit urverwandten Wurzeln von der Slavisirung ergriffen. Deutsches Organ wandelte das Fremde nach falscher Analogie oft ganz willkürlich um, so daß nicht nur der Wortschatz, sondern auch die Lautverhältnisse in Verwirrung geriethen. Hierzu kommt endlich noch, daß infolge der zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden erfolgten Besiedelung des Landes die geschichtlichen

Grundlagen nicht einmal einheitlich sind. So wird in der Sprachinsel von Brünn und den zwölf umliegenden Dörfern der baierisch-österreichische Dialect ohne charakteristische Besonderheit gesprochen. Nur die bald stärkere, bald geringere Unterscheidung von Tenuis und Media, der ungemein flüchtige Wechsel der Vocale, welcher den Eindruck hervorruft, als ruhten dieselben nicht sicher im Sprachgefühl, lassen die Mundart als eine durch starken Assimilationsproceß hervorgegangene erkennen. Die geschichtliche Überlieferung von Zuwanderungen aus dem Alpengebiete, den Rheinlanden und aus Schwaben findet denn auch in dem bunten Wortschatz des Brünner Dialectes ihre Bestätigung.

Besondere Verhältnisse liegen in der mit einem Theile nach Böhmen reichenden Sprachinsel von Iglau vor. Die Mediae werden gewöhnlich so schwach gesprochen, daß sich d zwischen Liquiden und Vocalen fast ganz verflüchtigt, woraus oft starke Contractionen hervorgehen: Mat = Mädchen, Fonn = Faden, mëln = melden; in- und auslautendes g aber zeigt entschiedene Neigung zur Aspiration, welche freilich die Schärfe des ch nicht erreicht: Wegh, Voghl. Für die flüchtige Natur der Mediae spricht auch der häufige Übergang des b in die Spirans, besonders vor Vocal und Liquida: stërwen. Die Artikulation der labialen und gutturalen Tenues ist namentlich im Anlaute so wenig charakteristisch, daß p häufig, k nach Liquiden regelmäßig in die Media übergeht, Blattn = Platte, glågen = klagen; Gûgug = Kukuk, weshalb denn in einzelnen Fällen sogar ursprüngliches k aspirirt wird oder, wie im Schlesischen, die Media dentalis ausfällt: Werch = Werk, Kole = Kalk. Eigenartig ist die Stellvertretung des durchaus fehlenden pf, welches in- und auslautend zu p, anlautend zu gf wird: Kôp, Têppr, Gfërd = Kopf, Töpfer, Pferd.

Der baierisch-österreichische Charakter der Mundart verräth sich vor Allem durch die weitgehende Nasalirung. Im Auslaute fällt n gewöhnlich aus und überträgt den Eigenton an den vorausgehenden Vocal: na˜ = nein, sche˜ = schön. Entschiedener Übergang von o zu a findet jedoch nur bei nachfolgendem reducirtem r statt: war̥t = Wort. Überhaupt kommt der Vocalstand in der Stadt, abgesehen von den zahlreichen Dehnungen, dem Neuhochdeutschen sehr nahe. Nur vor r werden die E-Laute verschiedenen Herkommens zu i erhöht: ir̥mer = ärmer, schmir̥zen = schmerzen. Mitteldeutsch sind die prägnanten Kürzen i und u für die Diphthonge ie, üe und uo in schissen = schießen, grissen = mittelhochdeutsch grüezen, suchen = mittelhochdeutsch suochen u. s. w. Fast ausnahmslos ist das Festhalten des Unterschiedes zwischen dem alten und dem aus mittelhochdeutsch î hervorgegangenen ei. Jenes wird durch ein offenes, klares a, dieses durch ai vertreten: wâch = weich, frai = frei.

Verschieden gefärbt tritt der Vocalismus in den umliegenden Dörfern auf. Während im städtischen Bereiche statt ü und ö, falls der Umlaut nicht ganz zurückgezogen ist,

die Grundvocale oder ihre Stellvertreter (e, i) stehen, verdumpft das Dörfische, wo die Consonantenumgebung nur irgend Anlaß gibt, auch ursprüngliches ë: wöllen = wollen, Wölt = Welt, ersetzt a statt des dem Städtebezirke eigenen Mischungsvocales å durch entschiedenen O-Laut und entwickelt o durch Vermittlung von ou zu u: furt = fort, koumt = kommt. Die Flexions- und syntaktischen Verhältnisse weichen im ganzen Sprachgebiete von den baierisch-österreichischen nur wenig ab.

Etwa 20 Kilometer östlich von Brünn liegt die Sprachinsel von Wischau-Austerlitz, deren Bewohner sich „Schwoben" nennen. Keineswegs hat der Dialect eine einheitliche, sprachgeschichtliche Grundlage, denn wir begegnen dem Schwäbischen: feif = fünf, Bräuti = Geliebter, Formen wie kéima, néima, Deminutiven: Wagele, Tischele neben Bübal u. s. w. Die specifisch schwäbische Artikulation der Gutturale fehlt ebenso wie die Vergröberung des s zu sch. Vorherrschende Nasalirung, Vertretung des ei und mittelhochdeutschen î durch ua oder durch oa, welches auch für einfaches a und o eintritt, kennzeichnen den Dialect als einen baierisch-österreichischen, dessen älteste Schichte jedoch in Oberbaiern oder Nordtirol zu suchen ist.

Wesentlich anders ist der Charakter der Mundarten in dem mit seinem nördlichen Theile in Böhmen liegenden Schönhengstler Land, der größten deutschen Sprachinsel Österreichs. Der Lautstand hat hier entschieden mitteldeutsches Gepräge. Eigenartig erscheint die Aspirirung der anlautenden gutturalen Fortis, während in vielen Fällen für labiale Media Tenuis eintritt: Khirch = Kirche, dagegen polt = bald. Wie in Iglau, mit dessen dörfischen Dialecten auch sonst manche Verwandtschaft besteht, fällt d häufig aus. Lôn = Laden, Fenner = Fäden, pinn = binden; gutturales l wird von a absorbirt: sâbr = selber, os = als.

Bezeichnend ist für den mitteldeutschen Charakter der Vocalwandel, besonders der durchgreifende Übergang von ë zu a: Pärg = Berg. Der Proceß der Verdumpfung ist hier weiter fortgeschritten als im Schlesischen, denn über den Vermittlungsdiphthong oa gelangt selbst kurzes a bis u, ohne daß nachfolgendes r die Ursache wäre. Anderseits hat die Mundart einen großen Reichthum an I-Lauten, denn sie bewahrt nicht nur altes kurzes i in zahlreichen Fällen, sondern es besteht auch eine ausgesprochene Neigung für Tonerhöhung des ê bei verschiedener Consonantenumgebung, sogar wenn es auf ö zurückgeht: git = geht, schiner = schöner, Risla = Röslein, Vigl = Vögel, khimt = kommt. Hieran reihen sich Fälle wie: zensrim = ringsum. Sehr häufig ist diese Vocalerhellung die Folge von Tonabschwächung bei Zusammensetzungen: Tôk = Tag, aber Suntik = Sonntag; auch die Bildungssilben tuim = thum, ing = ung gehören hierher. Oft werden U-Laute verschiedenen Herkommens mit flüchtigem I-Klang versetzt, der bald vor, bald nach dem Grundvocal klingt und öfter zur Triphthongirung führt:

truit = trug, Liouft = Luft, giout = gut. Freilich gehen die einzelnen Orte in der Vocalfärbung oft weit auseinander. So ist um Zwittau die Entwicklung der a und o gegen u weiter fortgeschritten als im Dialect der nördlicher gelegenen Dörfer Tattenitz und Budingsdorf, der in dieser Beziehung fast um eine Stufe zurücksteht.

Während ferner in Zwittau der Umlaut ü durch ui ersetzt wird: Stuibla, frui, tritt im Norden ëi, der Stellvertreter für tonlanges î, ein: Stëibla, frëi. Ebenso ist oi = neuhochdeutsch eu verschieden gefärbt, und für mittelhochdeutsch î, ei tritt bald unterschiedslos ai ein, bald wird der alte Diphthong durch â und oa oder ä und uä von dem jüngeren (ai) auseinander gehalten. Die Sprachinsel ist reich an Idiotismen, die allerdings oft nur auf beschränktem Raume Geltung haben. Aus der nördlichen Gegend seien erwähnt: s zänt mr = es schmeckt, paßt mir, Flomsn = Lippen, flämisch = höhnisch flecken = weinen, Netz = Näscherei, haftig = geizig, Beginstîsla = Brotranft (österreichisch Scherzl).

Dabei fehlt es nicht an zahlreichen Eindringlingen; die einen stehen als solche noch im Sprachbewußtsein und finden meist nur eine auf Redensarten eingeschränkte Verwendung, z. B. sich auf der Fatka aufhalten = herumschmarotzen, sich behelfen, von čechisch za fatku = umsonst; andere genießen, in deutsche Form gehüllt, bereits das Bürgerrecht, wie: Nosedel = Tragstangen von čechisch nosidla.

Obwohl das Land im Nordosten nur durch einen schmalen Streifen von dem zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete abgetrennt ist, wird, nach dem Gesammtcharakter zu schließen, die Grundlage des Dialectes nicht im Schlesischen, wogegen schon die durchgreifende Nasalirung sprechen würde, sondern im Mittelfränkischen zu suchen sein.

Ebenso gehören der Dialect der Olmützer Dorfbewohner und jener der 30 Kilometer westlicher gelegenen Sprachinsel von Wachtl und Deutsch-Brodek dem Mitteldeutschen an. Der Vocalismus entbehrt jedoch hier der zahlreichen, durch i-Laute hervorgerufenen Tonerhöhungen, welche dem Gebirgsdialect von Zwittau und Trübau eigen sind. Verschiedene sprachgeschichtliche Grundlagen lassen sich auch hier nicht verkennen; eine Analyse würde z. B. ergeben, daß die frühere Heimat der Brodeker, deren Mundart eine Reihe schlesischer Lauteigenthümlichkeiten aufweist, nördlicher lag als jene Gegend, aus welcher ihre Nachbarn, die Wachtler, einst zugewandert kamen. Überhaupt bieten die deutschen Sprachinseln dieses in dialectologischer Beziehung so hochinteressanten Landes einen fruchtbaren Boden für wissenschaftliche Einzelforschung. Nicht nur die mährische Landeskunde, sondern auch die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache könnte von hier aus noch manche werthvolle Bereicherung erfahren.

Volksleben der Slaven.

Volksstämme und Dialecte. Die slavische Bevölkerung Mährens bildet einen integrirenden Bestandtheil des böhmischen Volksstammes, mit dem sie von alters her durch das feste Band einer gemeinsamen Schrift- und Literatursprache zu einer Nation verbunden ist.

In den westlichen, an Böhmen angrenzenden Bezirken Byſtřitz, Neustadtl, Saar, Iglau, Teltsch, Dačitz und Jamnitz hängt die mährische Volkssprache auch dialectisch mit der böhmischen zusammen, während sie weiter nach Osten in mehrere Dialecte gespalten ist, die sich sowohl von einander, als auch von der gemeinsamen Schriftsprache bald mehr, bald weniger unterscheiden, nirgends jedoch in dem Maße, wie etwa die deutschen Dialecte vom Neuhochdeutschen.

Im Allgemeinen unterscheiden sich die mährischen Dialecte von der Schriftsprache durch die volleren, vor Zeiten auch in Böhmen üblichen a-, o-, u-Laute nach weichen Consonanten statt der engeren e und i des jetzigen Böhmisch: duša - dušu — dušo (böhmisch duše — duši — duše), seďá, ležá (böhmisch sedi, leži).

Nach den Verschiedenheiten der Dialecte und der Volkstracht theilt sich das mährische Volk in mehrere Stämme. Doch sind es diese äußeren Unterscheidungszeichen nicht allein, welche die Individualität der einzelnen Stämme ausmachen, auch in geistiger Beziehung, im Volkstemperament, in den geistigen Anlagen, in Sitte und Brauch unterscheiden sich die einzelnen mährischen Volksstämme von einander.

Der bedeutendste und wichtigste der mährischen Volksstämme sind die **Hannaken** (Hanáci). Diese haben ihre Sitze in der Mitte Mährens, in jener fruchtbaren Ebene, die seit jeher den Namen Hanna führt, so benannt nach einem unbedeutenden Flusse gleichen Namens, der unweit von Kremsier in die March mündet. Das Stammland der Hannaken erstreckt sich von Wischau und Plumenau über Kostelec und Naměscht gegen Littau und Sternberg und Groß-Wisternitz, von da weiter gegen Trschitz, Kokor, Tobitschau und Kojetein zu den Quellen der Hanna im Westen von Plumenau. Ferner werden zu den Hannaken gerechnet die Bewohner des Landstriches von der Mündung der Bečva bis Mährisch-Weißkirchen, Bystřitz am Hostein und Napajedl.

Das Charakteristische der hannakischen Mundart beruht in einer eigenthümlichen Umlautung der i- und u-Laute. Statt des böhmischen ryby, zima, žila, sila, široký, lid, peřina spricht der Hannake rêbê, zêma, žêla, sêla, šêroké, lêd, peřêna, das heißt, er spricht jedes y und das kurze i nach den Sibilanten, den Palatalen und l als ein nur ihm eigenthümliches ê aus, während er das lange ý in é verwandelt. Kurzes u verwandelt sich in der hannakischen Aussprache in ein eigenthümliches ó, langes ú (ou) in ó: rókó, dlohó cestó

(böhmisch ruku, dlouhou cestou). Die böhmische Silbe ej geht im Hannakischen in ein langes é über: dé, sténé (böhmisch dej, stejný). Wie der Slovake und der Walache unterscheidet auch der Hannake in der Aussprache ein hartes und ein weiches l, während der Böhme jetzt nur das mittlere (deutsche) l ausspricht.

An die Hannaken schließen sich im Norden, Westen und Süden die Horaken (Horáci, Gebirgler) an. Zu den Horaken rechnet man die Bewohner des Flußgebietes der Schwarzawa und Zwittawa, des Hügellandes zwischen Brünn und Znaim, der Gebirgsgegend von Plumenau gegen Konitz und Littau und von da gegen Loschitz und Hohenstadt und die Hochebene von Drahan.

Der horakische Dialect unterscheidet sich nicht wesentlich vom Hannakischen. Auch in dieser Mundart findet die eigenthümliche Umlautung des i- und u-Lautes in ê und ô statt. Doch klingen diese Umlaute viel breiter. Auch wird da jedem anlautenden ursprünglichen o ein v und jedem anlautenden a und umgelauteten ô (= u) und ó (= ú, ou) ein h vorgeschlagen: vokno, hale, hôcho, hóřad (böhmisch okno, ale, ucho, úřad).

Im Südosten und Osten Mährens längs der ungarischen Grenze, in der Umgebung von Kostel (Podivin), Lundenburg, Straßnitz, Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod wohnen die Slovaken (Slováci). Ihr Dialect zeichnet sich durch einen vollen und wohllautenden Vocalismus aus.

Nordöstlich von den Slovaken, in der gebirgigen Gegend von Walachisch-Klobuk, Vsetin und Karlovitz, dann Rožnau und Walachisch-Meseritsch hat seine Sitze das Hirtenvolk der Walachen (Valaši). Beide Volksstämme sind die nächsten Stammverwandten der angrenzenden Slovaken Ungarns. In den Adern der Walachen rollt jedoch außer dem ursprünglichen slavischen auch eine Dosis rumänischen Blutes, wie nicht nur der Name selbst, sondern auch die Sprache unwiderleglich beweist.

Das rumänische Volkselement hat im XII. bis XVI. Jahrhundert eine bedeutende Spannkraft entwickelt, indem es sich in nicht unbedeutender Anzahl einerseits in Dalmatien und Istrien, Serbien und Kroatien, anderseits in Siebenbürgen und der Bukowina ansässig machte und von hier aus Ansiedler und Hirten unter die galizischen Russinen und Polen aussandte, als deren slavisirte Nachkommen die Huculen gelten. Aus Galizien zogen diese Hirten mit ihren Herden weiter nach Westen, und ein Theil derselben wurde bis in die Gebirge der heutigen mährischen Walachei versprengt, wo er mit der dort theils schon ansässigen, theils nachziehenden slavischen Bevölkerung verschmolz und bald vollständig slavisirt wurde. Merkliche Spuren des rumänischen Ursprungs eines Theiles der heutigen mährischen Walachei haben sich bis jetzt in ihrer Sprache erhalten. Die Terminologie der walachischen Senner (salašnici) ist zum großen Theile rumänisch.

In der mährischen Walachei hat jeder chotár (rumänisch chotar, Gemeindeterritorium) eine oder mehrere Sennwirthschaften. Der bača (bačjŭ, Oberhirt) wohnt mit den valaši (Walachen, Schafknechte) in einer koliba (kolibŭ, Sennhütte), in der er auf einer strunga (strungŭ, hölzerne Sitzbank) bei der vatra (vatrŭ, Feuerherd) sitzt. Seine Schafe führen verschiedene Namen; etliche davon heißen kornuta (großhörnig, vom rumänischen corn) und pistrula (pistrujŭ, gesprenkelt) und werden auf dem gruň (gruiŭ, Berglehne) geweidet. Gemolken werden die Schafe in die geleta (gŭlĕtŭ, Melkkübel). Die Milch wird durch die glaga (kiag, eingeweichter Kalbsmagen) zum Gerinnen gebracht. Von der geronnenen Milch wird die urda (urdŭ, Rahm) abgeschöpft und nachdem die brynza (brŭnzŭ, Schafkäse) herausgenommen worden, bleibt die žinčica (zinticŭ, Molke) übrig.



Hannake aus der Umgebung von Olmütz.

Nördlich von den Walachen, in dem zwischen Ober- und Unterschlesien eingekeilten Ausläufer Mährens, in der Umgebung von Frankstadt, Freiberg, Braunsberg und Mährisch-Ostrau, wohnen die Lachen (Laši), deren Mundart einen Übergang vom Mährischen zum Polnischen bildet. Mit dem Polnischen hat dieser Dialect gemein: den Accent auf der vorletzten Silbe (während er in den übrigen mährischen Dialecten wie im Böhmischen auf der ersten Silbe ruht), den Mangel an langen Vocalen, die erweichten Silben dě, tě, ně statt der böhmischen und mährischen harten de, te, ne und theilweise auch die sanften Zischlaute š, ž, č.

Die Übergänge zwischen den Dialecten sind nirgends schroff, gegen die Grenzen hin fließen sie überall allmälig in einander. Da sich zu diesen mundartlichen Differenzen

auch kleinere oder größere Unterschiede in der Tracht gesellen, theilen sich wieder die oben angeführten Volksstämme in kleinere Gruppen, die auch ihre besonderen Namen führen. In der Patrimonialzeit vor dem Jahre 1848 hatte die Bevölkerung fast einer jeden Herrschaft ihre Eigenthümlichkeiten aufzuweisen.

Auf dem Boden dieser Stammesverschiedenheit entfaltete sich in Mähren ein sehr reiches und mannigfaltiges Volksleben. Jeder dieser Volksstämme hatte nicht nur seine besondere Tracht und seine eigenthümliche Mundart, sondern auch seine nur ihm eigenen Lieder und Tänze, Sitten und Gebräuche. Ein rechter Hannake wäre gar nicht im Stande, ein slovakisches Lied zu singen oder einen slovakischen Tanz aufzuführen; beides ist ihm viel zu schwer und unbequem, während wiederum der Slovake an den hannakischen Weisen und Tänzen kein Gefallen findet.

Kirchenjahr. Viele Überreste der ursprünglichen Naturreligion und sonst althergebrachter Sitte haben sich in den Gebräuchen des Kirchenjahres und in den Volksspielen erhalten.

Am Sankt-Barbaratage, den 4. December, hält der Winter seinen Einzug ins Dorf. Er erscheint in der Gestalt und unter dem Namen des alten „Mütterchen" (matička) und wird durch eine weibliche Person vorgestellt.[1] Diese geht, in ein weißes Leintuch gehüllt und mit der Sichel oder mit dem Spatel in der Hand von Haus zu Haus, gibt den Kindern das Kreuz zu küssen und läßt sie die Gebete hersagen.

Mit besonderem Glanz und unter zahlreichem Geleite stellt sich der heilige Nikolo am 6. December ein. Der Heilige selbst ist als Bischof gekleidet, mit einem langen Bart von Flachs, auf dem Kopfe eine Mitra von buntfarbigem, vergoldetem Papier, in der Hand den Krummstab. Ihm zur Seite geht ein weißgekleideter Engel. Dieser trägt im Korbe Lebzelt, Äpfel, Nüsse und Dörrobst für die braven Kinder und eine Ruthe zur etwaigen Bestrafung der unfolgsamen und läutet mit der Glocke. Außerdem begleiten den Heiligen ein weißgekleideter Tod mit der Sense in der Hand, etliche Teufel mit Ketten und Hämmern und ein Laufer, der dem ganzen Zuge voraneilend unter den Fenstern durch Peitschenknall die Ankunft des Nikolo ankündigt. Heilige Scheu erfaßt die Kinder beim Erscheinen des Bischofs und seines Geleites. Auf sein Geheiß fallen sie auf die Knie und sagen andächtig ihre Gebete her.

Am 13. December, dem Tage der heiligen Lucia, hält ihren Umzug im Dorfe eine als Lucia (Luca) weißgekleidete weibliche Person. Sie trägt eine Maske mit großen Zähnen und im Korbe Hechelscheven und eine Spindel. In jedem Hause untersucht sie das Gespinnst, belobt die geschickten Spinnerinnen und klopft die ungeschickten über die Finger. Auch unter dieser Gestalt birgt sich die altheidnische Winter- und Todesgöttin Morana.

[1] Der Winter (zima) ist im Böhmischen weiblichen Geschlechtes.



Mädchen und ein Mann aus Javornik bei Velká.

Der heilige Abend heißt im Böhmischen der „freigebige" oder „ergiebige" (štědrý den) und verdient sehr wohl diesen Namen. Was das bescheidene Hauswesen an Fastenspeisen zu bieten vermag, das alles richtet die Hausfrau in Hülle und Fülle zum Nachtmahl her. Auch das Vieh, das Geflügel und die Obstbäume erhalten ihren Antheil vom Tische des heiligen Abends. Sobald die ersten Sterne am Himmel erglänzen, wird der Tisch mit besonderer Sorgfalt gedeckt. Der Tisch, um den eine Kette gezogen ist, wird mit Halmen aller Getreidearten belegt oder man stellt auf jede Tischecke einen Laib Brot und bestreut die leergebliebene Tischmitte mit Weizenkörnern, worauf man dann einen großen Kuchen mit einem Loch in der Mitte legt und über das Ganze das Tischtuch breitet. Unter den Tisch stellt man das Butterfaß oder einen Melkkübel, worin die Hausfrau von jeder Speise einen Löffel voll, sowie die Brosamen und alle Speisereste hineinthut. So gedeckt bleibt der Tisch bis zum Feste der unschuldigen Kinder. Der in das Butterfaß hineingethane Speise=Antheil wird dann den Kühen gegeben, damit sie gut melken.

Vor dem Essen liest der Hausvater den Anfang des Evangeliums des heiligen Johannes, dann beten alle laut ein Vaterunser, Ave Maria und das Glaubensbekenntniß. Zuerst werden mit Honig bestrichene Oblaten mit einem Stückchen Petersilie oder Knoblauch verspeist, dann kommen eine Schwamm- oder Erbsensuppe, verschiedene Arten von Brei, Kuchen, frisches und gedörrtes Obst. In der Freiberger Gegend kommen auf den Weihnachtstisch neun Arten von Suppen, im westlichen Mähren wiederum ebenso viele Saucen. Nach dem Nachtmahl geht die gesammte Kinderschaar blökend und mit Glocken läutend als die „Herde von Betlehem" durchs Dorf. Anderswo wieder gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen fröhliche Weihnachtslieder (koledy) unter den Fenstern.

Zur Theilnahme an der Feier des heiligen Abend werden auch die Hausthiere herangezogen. Mit dem von der Schippe, auf der die Kuchen in den Backofen gesetzt wurden, abgewischten Mehl werden die Kühe bestreut. Dann bekommt jedes Stück Vieh je eine mit Honig bestrichene Oblate oder ein Stück Brot mit Honig und Knoblauch, worauf dann der Grand mit dem besten Futter angefüllt wird; denn so wie die Menschen, wurde auch das Vieh bis zur Abendmahlzeit zum Fasten verhalten. Der Haushund, der Hahn und der Gänserich bekommen vor allem andern ein Stückchen Weihnachtskuchen mit etwas Knoblauch. Dem Hausgeflügel wird das Futter in einen ausgebreiteten Reifen gestreut, damit es sich beisammen halte. Wenn die Hausfrau den Teig angemacht hat, geht sie in den Garten und bestreicht die Obstbäume, um ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen. Nach dem Essen wird aus demselben Grunde ein Theil der Brosamen um die Bäume gestreut. Sogar der Hausbrunnen wird hier und da mit einer Gabe bedacht. Der Hausvater wirft eine halbe Nuß, einen halben Apfel und ein Stückchen Weihnachtskuchen in denselben und spricht dabei: „Brünnlein, liebes Brünnlein! ich gebe dir vom heiligen Abend, damit du uns gutes Wasser gebest."

Der heilige Abend gehört zu den geheimnißvollen Tagen, an denen sich dem Menschen die Zukunft enthüllt. Junge Mädchen suchen an diesem Tage auf die verschiedenste Art zu erforschen, ob ihnen im kommenden Jahre eine „Standesveränderung" beschieden ist. Das Mädchen nimmt den Kochlöffel, mit dem der Teig angemacht wurde, begibt sich zum Brunnen, rührt darin und horcht dann, wie es im Brunnen rauscht. Tönt es wie Gesang, wird sie heiraten, ist aber Glockengeläute zu vernehmen, steht ihr der Tod bevor. Nach dem Essen kehrt die ledige Haustochter die Stube, nimmt den Kehricht in die Schürze, streut ihn auf dem nächsten Kreuzweg im Kreise um sich und bleibt in der Mitte des Kreises stehen. Hört sie einen Hahn krähen, bekommt sie einen guten Sänger zum Manne, fällt irgendwo ein Schuß, ist ihr ein Jäger oder wenigstens ein Heger beschieden u. s. w. Oder es nimmt das Mädchen einen Apfel vom Tisch, stellt sich unter den Hausflur und verspeist ihn dort. Geht während dessen eine Mannsperson vorüber,



Wallfahrt in Velehrad.

wird sie heiraten. Auch laufen die Mädchen zum Bach, greifen mit der Hand ins Wasser und schließen sodann aus dem, was sie zufällig herausfischen, auf Stand und Beruf ihres Zukünftigen. Ein Stückchen Holz läßt sie einen Zimmermann oder Tischler erhoffen, Leder stellt einen Schustermeister in sichere Aussicht u. s. w. Auch gießen die Mädchen geschmolzenes Blei ins Wasser und suchen aus den so entstandenen Gebilden den Beruf ihres Zukünftigen zu ergründen. Wollen mehrere Mädchen errathen, welche von ihnen früher heiraten wird, so legen sie ihre Kopftücher auf ein Sieb und schütteln sie. In derselben Reihenfolge, wie die Tücher aus dem Siebe herausfallen, werden die Mädchen nach einander unter die Haube kommen. Der Hauswirth wieder sucht zu erfahren, wie sich das Wetter im folgenden Jahre gestalten werde. Zu diesem Behufe füllt er 12 Nußschalen mit Wasser und stellt sie in eine Reihe, die Reihenfolge der 12 Monate versinnbildend. Nach dem Maße des aus den einzelnen Nußschalen bis zum nächsten Morgen verdunsteten Wassers werden die durch die Nußschalen vorgestellten Monate naß oder trocken sein.

Auch vor der Erforschung dessen, „was die Götter weise verhüllen mit Nacht und Grauen“, schreckt der Mensch an diesem Tage nicht zurück. Wenn das Licht am Abend ins Zimmer getragen wird, beobachtet man an der Wand den Schatten der anwesenden Personen. Wessen Schatten keinen Kopf hat, der wird den nächsten heiligen Abend nicht erleben. Nach dem Nachtmahl legt jeder ein Stückchen Kuchen auf eine Schaufel, die man dann der Hauskatze vorhält. Wessen Kuchen die Katze zuerst auffrißt, der ist im Sterben der erste an der Reihe. Wenn am heiligen Abend die Pferde im Stalle wiehern, stirbt der Hauswirth.

In der Walachei bringt der Knecht am heiligen Abend nach dem Mahle aus dem Walde das sogenannte „Glücksbäumchen“ (ščastička), einen Fichtenzweig mit drei Wipfeln, und steckt es in den Dünger. Nach Mitternacht vor der Frühmette geht das Dienstmädchen zum Bache, schöpft mit dem Kruge dreimal gegen den Strom Wasser, taucht das Glücksbäumchen, zu Hause angekommen, in dieses sogenannte „Jordanwasser“ ein, besprengt damit alle Hausleute und sagt dazu einem jeden einen besonderen Glückwunsch auf. Dann wird das Wasser in eine Schüssel gegossen, jeder wirft in dasselbe ein Geldstück und wäscht sich damit. Hierauf nimmt das Dienstmädchen das Wasser, begibt sich damit in den Kuh- und Schafstall, besprengt das Vieh und bringt auch ihm seine Glückwünsche dar. Das Glücksbäumchen wird dann in seine drei Bestandtheile zerschlitzt, ein Wipfel wird im Zimmer, der zweite im Kuhstall und der dritte im Schafstall hinter den Tragbalken gesteckt, wo sie bis zum nächsten heiligen Abend verbleiben.

Der Christtag ist der größte Feiertag im ganzen Jahre. An diesem Tag werden nicht einmal die nothwendigsten Arbeiten verrichtet. In der Frühe wird weder das Bett gemacht, noch gekehrt, in manchen Ortschaften nicht einmal gekocht; es werden nur kalte

Speisen, die vom heiligen Abend übriggeblieben, genossen. Die Slovaken verbinden dem Rindvieh die Mäuler, damit das durch das Wiederkäuen verursachte Geräusch so gering als möglich sei. Niemand geht zu Besuch; der ganze Tag wird mit Gebeten und dem Absingen frommer Lieder zugebracht.



Das Gesinderecht (právo chasy) am Faschingmontag: Der Umzug.

Am Sanct-Stefanstag wird in der Kirche nach dem Hochamt das Getreide geweiht. Jeder Hauswirth schickt etwas davon zu diesem Zweck in die Kirche und vermengt es dann bei der Aussaat mit dem Samen. Der Stefanstag ist der Tag der Koledalieder. Ganze Schaaren von Kindern gehen da von Haus zu Haus und recitiren und singen diese fröhlichen, mitunter sehr alterthümlichen Lieder von der Geburt des Heilands, deren es eine Unzahl gibt. Einzelne gehen auch als Valaši (Betlehemshirten) verkleidet und führen das ganze Mysterium dramatisch auf.

In der Sylvesternacht stellt sich im Ungarisch-Broder Bezirke das „wilde Weib" ein. Man stellt für sie auf den Tisch ein Stück Brot, Salz, ein Messer und ein Glas Wasser. Es ist dies offenbar ein Überrest des altheidnischen Morana-Cultus.

Am Dreikönigstag wird in der Kirche Wasser, Kreide und Weihrauch geweiht. Mit dem geweihten Wasser begibt man sich zuerst in den Garten und besprengt damit die Obstbäume, um dadurch ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen und sie vor Ungeziefer zu schützen. Dann nimmt die Hausfrau drei Weizenähren, besprengt alle Räumlichkeiten des Hauses und räuchert sie aus, während der Hauswirth mit der geweihten Kreide auf alle Thüren das K † M † B schreibt. Das Weihwasser wird dann zum Gebrauch fürs ganze Jahr wohl verwahrt. Mit diesem Wasser besprengen die Eltern ihre Kinder, wenn sie eine Reise antreten oder heiraten; die Bienenzüchter besprengen damit die Bienenstöcke, wenn sie im Frühjahr den Honig ausnehmen oder den Schwarm ansetzen. Ein wenig davon gießt man in den Hausbrunnen und gibt drei Löffel davon mit geweihtem Salze der Kuh, wenn sie kälbert. Nachmittags wird „Das Drama von Betlehem" mit Recitativ und Arien theatralisch aufgeführt. Nach Art der mittelalterlichen Passionsspiele ist der ernsten Handlung eine ziemliche Dosis komischen Elementes beigemischt, welches durch die Figur des Juden und durch die Teufelsgestalten repräsentirt wird. Dergleichen Dramen von größerem oder geringerem Umfange gibt es eine bedeutende Anzahl. Die Scene wird durch eine höchst primitive spanische Wand dargestellt. Zu Beginn des Stückes sitzt Maria vor der Wand und wiegt das Jesuskind. Ihr zur Seite steht der heilige Josef, seitwärts ein Engel, in der Hand eine Stange, an deren Ende ein Stern von Goldpapier erglänzt. Im Vordergrunde liegen die Hirten auf der Erde in tiefen Schlaf versunken, den sie durch wackeres Schnarchen versinnbildlichen. Die übrigen handelnden Personen befinden sich unterdessen hinter der Wand. Alle sind ihrem Stande gemäß gekleidet; die beiden Teufel haben umgekehrte Pelze an und tragen in der Hand Ketten, mit denen sie beim jedesmaligen Auftreten rasseln. Die Hirten werden durch den Gesang des Engels, welcher die Geburt des Heilands verkündigt, aus dem Schlafe geweckt und machen sich auf dessen Geheiß mit Geschenken auf den Weg nach Betlehem. Unterwegs begegnet ihnen ein Teufel und sucht sie zur Umkehr zu bewegen; es sei nicht wahr, was ihnen der Engel verkündete. Da erscheint der Engel und treibt den Teufel zur Hölle. In Betlehem angekommen begrüßen die Hirten den neugeborenen Heiland mit einem fröhlichen Koleda-liede und bringen ihm ihre Geschenke dar. Die Hirten treten ab, es erscheinen die heiligen drei Könige auf der Scene, welche den neugeborenen Heiland, den ihnen ein wunderbarer Stern verkündet hatte, nicht ausfindig machen können und daher den Entschluß fassen, den König Herodes aufzusuchen, um von ihm die gewünschte Auskunft zu erhalten. Ein Trabant des Königs überbringt ihren Wunsch seinem Herrn, der sie zu

Das Gesinderecht: Gericht.

sich bescheiden läßt. Die Wand wird nun gehoben und hinter Herodes aufgestellt, der auf seinem Throne sitzend erscheint. Herodes weiß den heiligen drei Königen auf ihre Anfrage keinen Bescheid zu geben und weist sie an, nach Betlehem zu gehen, den neugeborenen König zu erkundschaften und ihm dann die Kunde von demselben zu hinterbringen, damit auch er hingehe und ihn anbete. Die heiligen drei Könige ziehen also weiter und vertrauen sich getrost der Führung des Engels mit dem Sterne an. In Betlehem angekommen, beten auch sie einer nach dem andern das göttliche Kind an, bringen ihm ihre Geschenke dar und singen im Chor ein Wiegenlied. Auf der Rückreise erscheint ihnen wieder der Engel, belehrt sie über die bösen Absichten Herodes' und gibt ihnen den Rath, dessen Residenz zu meiden. Die drei Könige treten ab, auf der Scene erscheinen zwei Teufel. Diese führen ein „höllisches" Ballet auf und beklagen sich, daß der neugeborene Messias ihrer Weltherrschaft ein klägliches Ende bereiten werde. Endlich fassen sie den Entschluß, Herodes zu dem betlehemitischen Kindermord aufzureizen. Herodes hat unterdessen erfahren, daß die heiligen drei Könige bereits ihren Heimweg angetreten haben, ohne ihm die versprochene Botschaft zu bringen. Wuthschnaubend schickt er seinen Trabanten um den schriftkundigen Juden Ráboň, der ihm in einem jüdisch-böhmischen Kauderwälsch nach den Zeugnissen der heiligen Schrift referirt, es sei wirklich in Betlehem der Messias geboren worden, seiner Herrschaft drohe jedoch keine Gefahr. Allein Herodes läßt sich dadurch nicht beschwichtigen und gibt seinem Trabanten den gemessenen Auftrag, mit dem Heere auszurücken und alle neugeborenen Kinder zu ermorden. Der Trabant vollführt den Auftrag und bringt eine Puppe, die den neuen König vorstellt, auf der Schwertspitze aufgespießt. Da erscheint der Sensenmann und macht dem König Herodes den Garaus, worauf ihn dann die Teufel unter Hohngelächter zur Hölle schleppen. Zu Ende singen alle handelnden Personen eine Koleda und der Trabant erbittet im Namen Aller vom Publikum den wohlverdienten Beifall.

An dem letzten der Faschingstage wird das „Gesinderecht" (právo chasy) gehalten. Sonntag Nachmittags versammelt sich beim Gemeindevorstand der Gemeindeausschuß. Daselbst stellen sich zunächst die Bauernmädchen ein, um das „Recht" (právo) herzurichten. Dieses Recht ist ein Schwert, welches die Mädchen mit bunten Tüchern und Bändern nach Art einer Puppe umwickeln und dann ober dem Amtstische in den Tragbalken stecken. Alsdann erscheinen die Bursche, „um das Recht zu bitten". Der Gemeindeausschuß erwählt aus den angesehensten Burschen „den jungen Ausschuß" und dieser dann aus seiner Mitte den Richter, den ersten und zweiten Bürgermeister und den Gerichtsvollstrecker (dráb). Der Letztere bekommt zum Zwecke seiner Amtswaltung die sogenannte Ferula, d. i. einen Prügelstock, der an dem oberen Ende in eine breite, entzweigespaltene Scheibe endet, so daß er beim Aufschlagen tüchtig rasselt. Indem der Gemeindeausschuß diesem

„jungen Ausschuß" das „Recht" übergibt, begibt er sich für die Faschingstage seiner Amtswirksamkeit und überträgt diese an den Gesindeausschuß. Der Gemeindevorstand ermahnt in einer angemessenen Ansprache den jungen Ausschuß, für Ordnung und gute Zucht in der Gemeinde zu sorgen. Hierauf wird das Recht in feierlichem Umzuge aus dem Hause des Gemeindevorstandes in das Wirthshaus getragen. Daselbst nimmt der Gesindeausschuß hinter dem „Amtstische" Platz, oberhalb dessen das Recht in den Querbalken gesteckt wird. Nun wird fleißig dem Tanze gehuldigt, welcher von Zeit zu Zeit durch ein scherzhaftes Gericht unterbrochen wird. Es hat z. B. einer einem anderen etwas heimlich zugesteckt und ihn dann vor „dem ehrsamen Recht" als Dieb verklagt. Ein anderer wurde angezeigt, er habe von dem „löblichen Gemeindeausschuß" unziemlich geredet, das Recht ohne Respect angeblickt u. s. w. Der Schuldige wird vorgeladen, die Gerichtsverhandlung unter strenger Beobachtung aller Formalitäten gegen ihn durchgeführt und das Urtheil an ihm sofort mit der Ferula vollstreckt.

Am Faschings-Montag und -Dienstag wird das Recht in feierlichem Umzuge unter Musikbegleitung durchs Dorf getragen, in jedem Hause Halt gemacht, mit der Hausfrau und den Haustöchtern getanzt und sodann Geld, Faschingskrapfen, Speck und Eier eingesammelt.

Am Aschermittwoch wird das Recht im feierlichen Umzuge, jedoch ohne Musik zum Gemeindevorstand zurückgetragen.

Am schwarzen Sonntag wird von der Dorfjugend die Morana (personificirter Tod und Winter) in der Gestalt einer weiblichen Puppe unter Absingung alterthümlicher Lieder aus dem Dorfe getragen und ins Wasser geworfen und an ihrer Stelle „der junge Sommer", dessen Symbol ein geschmücktes Tannenbäumchen ist, ins Dorf gebracht.

Am Sanct-Georgitag (24. April) werden die Feldmarken begangen. In mehrere Gruppen getheilt, besichtigen die Ortsinsassen die Grenzsteine, und nachdem sie constatirt haben, daß diese unverrückt sind, übertünchen sie sie mit frischem Kalk. In älterer Zeit nahmen sie auch ihre Söhne im Alter von 12 bis 14 Jahren mit und strichen sie an den Grenzsteinen mit Ruthen, damit sie sich deren Standort besser merkten.

Am Charfreitag vor Sonnenaufgang eilt Alles zum nächsten Flusse oder Bache und wäscht sich daselbst unter Hersagung alterthümlicher Formeln und Gebete, oder es holt Jemand solches Wasser und alle Hausgenossen waschen sich damit unter freiem Himmel, auf daß sie das ganze Jahr hindurch frisch und gesund verbleiben. Wer das Wasser holt, darf auf dem Hin- und Herwege kein Wort sprechen, weder Jemand grüßen, noch den Gruß erwiedern; deswegen heißt es „das Schweigewasser". In manchen Gegenden laufen die Knaben, nachdem sie ein Flußbad genommen, nackt in den Obstgarten und schütteln die Bäume, um sie dadurch zur reichlichen Obsternte zu vermögen. Auch das Vieh wird

zur Schwemme getrieben. Der Charfreitag ist überhaupt ein Tag der Reinigung. Das Hausgeräthe wird am Bach gewaschen, Bettzeug und Kleider werden gelüftet. Um Mäuse und Ungeziefer aus dem Gebäude zu vertreiben, bindet die Hausfrau die Schlüssel von allen Localitäten an den Kehrbesen und fegt damit alle Räumlichkeiten aus. Der Kehricht wird dann entweder unter den Obstbäumen verbrannt oder ins fließende Wasser geworfen. In manchen Gegenden wird am Charfreitag die Feldarbeit eingestellt, Brot wird an diesem Tage nirgends gebacken; wer davon äße, bekäme die hinfallende Krankheit.

Am Ostersonntag findet in der Kirche nach dem Hochamt die Speisenweihe statt. Zu diesem Zweck schickt man aus jedem Hause einen Gugelhupf, Selchfleisch und Ostereier in die Kirche. Mit den geweihten Speisen eröffnet man den Mittagstisch. Die Überreste streut man im Garten und auf dem Felde aus. Von dem geweihten Gugelhupf bekommt jede Kuh ein Stückchen. Nachmittag „wird der Weizen geweiht“. Der Hauswirth begibt sich mit der Hausfrau auf das Weizenfeld und steckt daselbst, namentlich an Stellen, wo die Saat ausgewintert ist, Kreuzchen hinein, die aus dem am Charsamstag geweihten Holze geschnitzt sind. Jedem Kreuzchen wird auch ein geweihter „Palmenzweig“ beigegeben.

Am Ostermontag, welcher nach den rothen Ostereiern der „rothe Montag“ benannt ist, wird im ganzen Lande das Schmeckostern (mrskačka, šlahačka) gefeiert. Jedes Frauenzimmer muß mit einer aus Weideruthen geflochtenen Geißel (tatar. žila) einige Hiebe bekommen, damit sie im nächsten Jahre von Hautkrankheiten bewahrt bleibe, und wird hier und da außerdem auch mit Wasser begossen. Dafür muß sie sich mit Ostereiern regaliren. Auch Kinder gehen an diesem Tage mit der Schmeckostern-Ruthe ausgerüstet von Haus zu Haus, singen Koledalieder und sammeln Ostereier ein. Die Schmeckostern-Ruthe wird entweder aufs Dach geworfen, „weil sie unrein ist,“ oder man hebt sie auf und peitscht mit ihr das Vieh, wenn es im Frühjahr zum erstenmal auf die Weide getrieben wird.

In der Walpurgisnacht treiben die Hexen auch in Mähren ihr Unwesen. Um sie von der Behausung abzuwehren, werden abends ins Dach, in die Fensterrahmen und in jede Luke und Spalte Linden- oder Hollunderzweige gesteckt. Aus der Gemeinde sollen sie durch lebhaften Peitschenknall, den die Dorfjungen auf dem Dorfplatze unterhalten, hinausgetrieben werden. Außerdem werden sie noch symbolisch verbrannt. Ähnlich wie am 24. Juni zur Feier der Sommer-Sonnenwende, werden auch in der Walpurgisnacht auf den umliegenden Bergen große Feuer angezündet, über welche die Dorfjugend unter Jauchzen und Gesang hin und her springt. In derselben Nacht stellt der Bursche seiner Auserwählten vor den Fenstern einen Maibaum (máj) auf. Es ist dies ein schlanker Tannen- oder Kieferbaum, dessen Stamm abgeschält ist. Der Wipfel ist mit Bändern und einem rothen Kopftuch geschmückt.

Vor dem Wirthshause wird ein gemeinschaftlicher Maibaum aufgestellt. Am 1. Mai Nachmittags begibt sich dann Alles festlich gekleidet mit Sang und Klang zum Maibaum. Die Burschen werden von ihren Mädchen mit Rosmarinsträußchen beschenkt. Um den Maibaum wird dann bis tief in die Nacht lustig getanzt. Am Pfingstmontag nachmittags wird derselbe unter besonderen Ceremonien „enthauptet“. Die Musik spielt auf und jeder Bursche tanzt mit einem jeden Mädchen, so viele ihrer anwesend sind, um den Maibaum. Nachdem alle getanzt haben, wird der Maibaum umgeworfen und ein als Henker gekleideter Bursche haut ihm mit dem Säbel den Wipfel ab.

Am P f i n g s t m o n t a g wurde in der Hanna und der Slovakei ein alterthümliches Königsfest gefeiert, welches man das „K ö n i g s u c h e n“ oder „jagen“ nannte. Es war dies eines der schönsten Feste des mährischen Volkes, ist aber um das Jahr 1870 in den meisten Gegenden erloschen und wird jetzt nur noch in der Umgebung von Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod abgehalten. Am Pfingstsonntag versammeln sich die Burschen im Wirthshause und entsenden drei Abgeordnete zum Ortsvorsteher, um sich die Erlaubniß zu erbitten, „den König suchen zu dürfen“. Ist ihnen diese ertheilt, bitten sie sich als „König“ einen 14- bis 15jährigen Knaben aus einer der angesehensten Familien vom Vater aus. Für den König werden zwei tüchtige Burschen als Adjutanten bestellt und außerdem noch drei „Abgesandte“ und ebensoviele „Ausrufer“ und „Einnehmer“ erwählt. Der ganze Königszug, an dem 20 und mehr Burschen theilnehmen, ist beritten. Die Rosse sind mit Bändern



Typen und Motive bemalter O[illegible]

und buntfarbigen Tüchern reich geschmückt. Die Reiter selbst tragen weiße Schürzen und rothe Schärpen. Der König ist als Mädchen gekleidet, trägt auf dem Kopfe einen Blumenkranz und über die Schultern kreuzweise rothe Bänder. Er reitet einen Schimmel, die Arme in die Seiten gestützt. Während der ganzen Feierlichkeit darf er kein Wort reden; zum Zeichen, daß sein Mund verschlossen ist, trägt er eine Rose zwischen den Zähnen. Die beiden Adjutanten des Königs, welche sich von der Seite ihres Gebieters nicht rühren dürfen, reiten Rappen, tragen wie der König über die Schulter kreuzweise Schärpen und in der Rechten den blanken Säbel. So ausgerüstet begibt sich die Reiterschaar in die Nachbardörfer, um dort „den König zu suchen". Aus dem Heimatsdorfe bricht der ganze Zug im Galopp auf: an der Spitze die drei Abgesandten, hinter ihnen die drei Ausrufer und nach diesen die drei Einnehmer, dann die übrigen Reiter zu zwei oder drei nebeneinander, in ihrer Mitte der König mit seinen Adjutanten. Vor der nächsten Ortschaft angekommen, machen sie Halt, und ins Dorf reiten die Abgesandten im Trab, um vom Ortsvorsteher die Erlaubniß zu erbitten, in dieser Gemeinde „den König suchen zu dürfen". Diese wird ihnen in der Regel bereitwillig ertheilt und nun hält das ganze Banderium seinen Einzug in das Dorf. Gleich am Eingang biegen die drei Ausrufer von der Straße zum ersten Gebäude rechts ab, machen vor den Fenstern Front, und einer von ihnen erbittet sich „in gebundener Rede" von den Hausbewohnern Gehör, um dann in improvisirten Versen den ledigen Töchtern oder der Hausfrau ein Compliment zu machen: sein Rößlein habe sich nicht halten lassen und sich von der Straße hierher verrannt, weil es ihm die schwarzen Äuglein der schönen Maruschka angethan haben. Darauf reiten sie zum nächsten Gebäude und gleich nach ihnen stellen sich die drei Einnehmer unter den Fenstern ein. Der erste von ihnen bittet in einer längeren, in Knittelversen verfaßten Ansprache um ein Geschenk für den König. Sie haben, sagt er, einen ehrenwerthen, aber armen König. Räuber haben ihn überfallen und ganz ausgeplündert, 300 Rosse haben sie ihm entwendet aus jetzt leerem Stalle und 300 Ochsen aus jetzt leerem Gehöfte, und sie hätten noch mehr genommen, aber zum Glück habe er gar nichts mehr gehabt. Nachdem der erste geendet, reitet er schnell weiter hinter den Ausrufern und nun nimmt der zweite Einnehmer unter den Fenstern seine Aufstellung, um die Rede seines Vormanns fortzusetzen. Er fordert die Hausfrau auf, sie bald abzufertigen, sonst werden sie ihr das Dach abdecken und unter ihre Rößlein streuen; sie möge ihnen einen Schinken geben oder eine Selchwurst, so lang, daß man sich damit dreimal umgürten könne. Auch der zweite Einnehmer reitet sodann weiter und erst der dritte hält mit einem Korbe vor der Hausthüre an und sammelt ein, was die Hauswirthin „dem ehrenwerthen, aber armen König" zur Reparirung so großer Verluste schenkt. Auf diese Art machen die Ausrufer und die Einnehmer im ganzen Dorfe die



Das Königsjagen (Honĕni krále) am Pfingstmontag in der mährischen Slovakei.

Runde von Haus zu Haus. Der übrige Zug mit dem König in der Mitte bewegt sich unterdessen langsamen Schrittes durch das Dorf. Nachdem jene mit der Arbeit des Einsammelns fertig geworden, schließen sie sich am Ausgang des Dorfes dem Zuge an. Hinter der Ortschaft entleeren sie den Inhalt des Korbes in eine Butte, welche ihnen ein Weib von Dorf zu Dorf nachträgt. Jetzt geht es wieder im Galopp zum nächsten Dorfe, wo sich Alles in derselben Weise wiederholt. Abends kehrt der ganze Zug ins Heimatsdorf zurück. Von den eingesammelten Selchwaaren bereiten sich die Reiter im Hause des Königs oder im Wirthshause einen Schmaus, wozu ihnen der Vater des Königs für die Ehre, die seinem Hause durch diese Wahl zutheil geworden, ein Faß Bier schenkt. Trafen zufällig in einem Dorfe zwei Königszüge zusammen, so suchte einer dem anderen den König zu entreißen. Gelang es, so wurde der geraubte König in die Gefangenschaft abgeführt und mußte um ein ziemlich großes Lösegeld losgekauft werden. Das geschah allerdings nicht ohne einen hitzigen, mitunter blutigen Kampf.

Die Mädchen halten in der Pfingstzeit einen feierlichen Umzug mit der Königin. Dieses Fest wird in verschiedenen Gegenden Mährens verschieden gefeiert. In der Umgebung von Brünn findet es an den drei Sonntagen vor Pfingsten statt. Zwei weiß gekleidete Mädchen, mit Bändern und buntfarbigen Kränzen von Feldblumen reich geschmückt, die eine den König (král), die andere die Königin (králka) vorstellend, werden von festlich gekleideten Mädchen, von denen eines den Maibaum trägt, durch die ganze Ortschaft von Haus zu Haus geführt. In der Lundenburger Gegend wird am Pfingstmontag nur ein Mädchen als Königin von vier Mädchen unter einem Baldachin und mit zahlreichem Gefolge herumgeführt. In Blatnitz vertreten den Baldachin Lindenzweige, mit denen die Begleiterinnen (královničky) die Königin überdecken. In einigen Ortschaften der Hanna wird die Königin durch eine festlich gekleidete, mit Bändern und Kränzen geschmückte Puppe dargestellt.

In jedem Hause führen die královničky einen Reigen auf, und zwar tanzt entweder der König mit der Königin allein und die übrigen Mädchen singen dazu, oder, wo die Königin ohne König ist, stellt sie sich in der Mitte des Zimmers unter dem Baldachin auf und die übrigen Mädchen tanzen paarweise um sie im Kreise herum, während die Königin sich in umgekehrter Richtung auf derselben Stelle herumdreht. Die Gesänge sind bald ernsten, bald heiteren Inhalts und haben, sowie auch die Tänze, verschiedenen Rhythmus. Nach dem Tanze wird eingesammelt und aus dem Erlöse am nächsten Sonntag ein gemeinschaftliches Mahl bereitet.

Zu den wiederkehrenden Volksfesten kann man auch die Wallfahrten rechnen. Von den zahlreichen Wallfahrtsorten des Landes sind die besuchtesten die Gnadenkirchen Mariens auf dem Berg Hostein, dem Heiligen Berg bei Olmütz, in Wranau, Sloup und



Altmährischer ceremonieller Tanz am Pfingstmontag: Královničky, Königinnen oder Königstöchter.

Kiritein bei Brünn. Zu diesen reiht sich namentlich seit dem Jahre 1863, wo der Jahrestag der heiligen Landespatrone Cyrill und Method von dem 9. März auf den 5. Juli verlegt wurde, auch Velehrad in der Nähe von Ungarisch-Hradisch mit seiner großartigen, prächtig und geschmackvoll renovirten Wallfahrtskirche. Dahin wallen am genannten Festtage und auch sonst in der Sommer- und Herbstzeit zahlreiche Processionen, besonders aus der mährischen Slovakei in ihrer kleidsamen und buntfarbigen Volkstracht.

„Dreimal im Leben macht sich der Mensch in auffallender Weise bemerkbar", sagt ein mährisches Sprichwort, „bei seiner Geburt, an seinem Hochzeitstag und wenn er aus diesem Leben scheidet." Alle diese drei wichtigsten Momente des menschlichen Lebens begleitet das Volk mit bedeutungsvollen Gebräuchen, von denen manche aus altheidnischer Zeit herrühren.

Wochenbett und Geburt. Wenn die schwere Stunde des Weibes herannaht, löst man ihm an den Kleidern alle Knoten, öffnet alle Schränke und sperrt alle Schlösser auf, um die Geburt zu erleichtern. Die Wöchnerin soll durch sechs Wochen nicht das Haus verlassen, ja nicht einmal zur Thüre hinausschauen oder gar die Dachtraufe überschreiten. In diesem Falle üben die abergläubischen Ansichten einen wohlthätigen Einfluß, durch sie wird das schwache, hilfsbedürftige Weib vor Unbill und Verletzung geschützt. Geht die Wöchnerin innerhalb der sechs Wochen aufs Feld, würde ein Gewitter entstehen und Hagel die Feldfrüchte vernichten; das Gras würde verdorren, wenn sie es baarfüßig beträte. Käme sie ins Wirthshaus, würde sofort Streit und Rauferei unter den Anwesenden entstehen.

Während des Wochenbettes ist das Weib dämonischen Einflüssen ausgesetzt, namentlich suchen die „wilden Weiber" (divé ženy) Zutritt zu ihr zu erlangen, um ihr das Kind zu entwenden und ihren Wechselbalg unterzuschieben. Deswegen soll sie am Morgen bis 6 Uhr, zu Mittag von 11 bis 2 Uhr und vor Sonnenuntergang im Bett sein, denn zu jenen Zeiten haben die „wilden Weiber" die größte Macht.

Gleich nach der Geburt nimmt die Hebamme das Kind, wickelt es in eine Schürze, legt es unter den Tisch und spricht: „Aus Erde sind wir geworden, zur Erde werden wir zurückkehren, möge was Gutes aus dir werden." Dann gibt sie ihm einen leichten Streich, „damit es gehorsam sei". Mit großer Sorgfalt bereitet dann die Hebamme dem neuen Weltbürger das erste Bad. Dem Badewasser wird etwas Weizen beigemengt, ein Geldstück und eine Hagebuttenrose oder Sperberbeeren hineingelegt als Symbol eines zukünftigen guten Wirthes und wohlhabenden, gesunden und rothwangigen Menschen. Für den Knaben gibt man außerdem Salz und Eisen dazu, auf daß er gescheidt und stark werde, für das Mädchen Stroh, um seinen Haarwuchs zu fördern. Tag und Stunde der Geburt ist bedeutsam für die Zukunft des Kindes. Ein Sonntagskind wird sein Lebenlang glücklich sein. Fällt zur Zeit der Geburt des Kindes gerade Schnee oder blühen die Bäume,

wird es frühzeitig ergrauen. Wenn dagegen die Rosen blühen, wird es gesund und rothwangig sein. In einigen Gegenden wird nach einer alten löblichen Sitte dem neugeborenen Kinde ein Obstbäumchen gepflanzt, welches dann mit großer Sorgfalt gepflegt wird; denn von seinem Gedeihen hängt das Gedeihen des Kindes ab.

Schnell werden die Anstalten getroffen, um das Kind sobald als möglich in die Kirche zur Taufe zu bringen, denn man will keinen Heiden im Hause haben. Die Gevatterschaft, selbst dem Geringsten und Ärmsten, zu verweigern, wird für eine große Sünde erachtet; der Gevatter baut sich eine Stufe in den Himmel. Gewöhnlich werden zu allen Kindern dieselben Gevatter genommen; nur wenn den Eltern fünf Kinder nach einander sterben, sollen sie beim sechsten die Gevatter wechseln. Die walachischen Mütter lassen alle ihre Kinder in einem und demselben Hemdchen zur Taufe tragen, damit sie mit einander in Liebe und Eintracht leben. Der Wöchnerin schickt die Gevatterin jeden zweiten Tag eine Henne in Nudelsuppe und verschiedene Mehlspeisen, dazu einen Krug Bier oder eine Flasche Wein; auch die Frauen der nächsten Anverwandten und Nachbarn stellen sich zwei- bis dreimal während des Wochenbettes mit Eßwaaren ein.

Der Mutterbrust genießt das Kind gewöhnlich ein volles Jahr. Wie die Zeit der Geburt, so ist auch jene der Abstillung vorbedeutend für die Zukunft des Kindes. „Wenn sich der Wald ins Grün kleidet", soll man das Kind abstillen, nicht aber wenn Blüte oder Laub vom Baume fällt. Nicht räthlich ist es, das Kind abzugewöhnen, wenn der Mond im Abnehmen ist oder „wenn die Säcke offen sind", das heißt zur Zeit der Aussaat; in diesem Falle würde es ein Verschwender.

Die zarte Mutterliebe, oder wenn man will, das abergläubische Gemüth ist stets darauf bedacht, schädliche Einflüsse vom Kinde abzuwehren und dessen leibliches und geistiges Gedeihen zu fördern. Auf die linke Seite bettet die Mutter das Kind niemals, damit es nicht linkisch werde. Die Windeln dürfen nicht in den Wind gehängt werden, sonst würden das Kind die Winde aufblähen. Auf das erste Kleidchen wird dem Kinde nicht gemessen, sondern nur so nach dem Augenmaß zugeschnitten, damit es frei und unbehindert wachse und wohlgestalt werde. Wenn die Mutter mit dem Kinde zum erstenmal übers Wasser geht, wirft sie ein Stückchen Brot hinein, damit das Kind einen guten Schlaf habe und „wie aus dem Wasser wachse". Innerhalb des ersten Lebensjahres, hier und da sogar innerhalb der ersten sieben Jahre wird dem Kinde das Haar nicht geschnitten, sonst würde man ihm den Verstand verkürzen. Die ausfallenden Kinderzähne soll die Mutter mit Brot verschlucken, dadurch werde das Kind vor Zahnschmerzen bewahrt. Wenn das Kind von der Taufe nach Hause gebracht wird, löst ihm die Mutter schnell das Wickelband, damit ihm bald die Zunge sich löse. Den Hund jagt man von der Wiege weg; das Kind könnte von ihm die Schwindsucht bekommen.

Stirbt das Kind im ersten Jahre, so hat unser Herrgott einen Engel gebraucht. Im Himmel spielt das Kind mit den übrigen Kindern nach irdischer Art und pflückt dort Blumen. Zum Zweck dieses Blumenlesens unterläßt es die walachische Mutter nicht, ihrem todten Kinde eine Schürze umzubinden, und zieht ihm kein allzulanges Kleidchen an, damit es sich auf der himmlischen Wiese bequem herumtummeln könne. Stirbt die Wöchnerin vom Kinde weg, legt man ihr in den Sarg eine Nähnadel, einen Knäuel Zwirn, einen Fingerhut und eine Scheere, damit sie auch in jener Welt der kleinen Waise Hemdchen nähen könne. Abends stellt man im Hause Badewanne und Windeln in Bereitschaft; denn die Mutter kommt durch sechs Wochen jede Nacht, um ihr Kind zu baden und umzuwickeln.

Die Hochzeit. Die Hochzeitsfeier beginnt mit der Brautwerbung (námluvy) Donnerstag abends vor dem ersten Aufgebot, nachdem Bräutigam und Braut bereits lange vorher darüber einig geworden sind, „ob sich Herz zum Herzen findet". Zur Brautwerbung begleiten den Bräutigam dessen Vater, zwei Zeugen und der Brautwerber (starý svat) als Sprecher. Dieser tritt zuerst allein im Brauthause in die Stube ein und bittet um Erlaubniß, daß auch die übrigen, die mit dem Bräutigam unterdessen im Vorhause warten, eintreten und ihr Anliegen vorbringen dürfen. Nachdem ihnen diese gegeben worden und alle im Zimmer versammelt sind, eröffnet der Sprecher seine Rede mit dem christlichen Gruße, mit dem bei den Katholiken jede dieser Ansprachen beginnt. Er setzt sodann in umständlicher Rede auseinander, daß der Ehestand von Gott selbst im Paradies eingesetzt worden, und da es nach dem Zeugniß der heiligen Schrift nicht gut sei, daß der Mensch allein bleibe, so habe der ehrsame Jüngling Gott inständigst gebeten, er möge ihn eine solche Frau finden lassen, wie er sie einst dem jungen Tobias auserkoren. Eine solche habe er in diesem Hause gefunden u. s. w. Nach weiteren Reden und Gegenreden wird endlich die Braut dem Bräutigam zugesprochen, der Brautvertrag schriftlich abgefaßt und unterschrieben und die Mitgift beiderseits festgestellt. Darauf reicht die Braut dem Bräutigam auf einem Teller einen Rosmarinstrauß und ein gesticktes Taschentuch als bedeutungsvolles Unterpfand der festgeknüpften, „ewiggrünen" Liebe. Der Bräutigam hingegen beschenkt seine Braut mit einem Silberthaler.

Nun liegt es dem Bräutigam ob, bei der weltlichen und geistlichen Obrigkeit Alles in Ordnung zu bringen, damit schon am nächsten Sonntag das erste Aufgebot erfolgen könne. Sonntag nach dem dritten Aufgebot versammeln sich die vom Bräutigam von den Eltern ausgebetenen Brautführer beim Brautwerber, um sodann, Hüte und Stöcke mit bunten Bändern geschmückt, die ausersehenen Kranzeljungfern von ihren Eltern auszubitten. Wortführer ist der Brautwerber, der sich seines ehrenvollen Auftrages mit einer entsprechenden Ansprache erledigt. Die Kranzeljungfern versammeln sich sodann bei der Braut, um die am Hochzeitstag an die Gäste zu vertheilenden Rosmarinsträußchen zu winden.



Althannakische Hochzeit (Copie eines Ölbildes).

Zur Hochzeit wird geladen, „wo ein Fenster ist", das heißt von Haus zu Haus. Die Einladung wird gewöhnlich dreimal wiederholt, denn die gute Sitte fordert, daß sich der Geladene „recht schön" bitten lasse. Zuerst, Sonntag nach dem ersten Aufgebot, ladet der Bräutigam mit der Braut. Am Montag vor der Hochzeit wiederholt die Einladung der Bräutigam mit dem Brautwerber und gleich nach ihnen die Braut mit der ersten Kranzeljungfer. Wer zur Hochzeit zu kommen gedenkt, reicht dem Ladenden ein Brot. Der Brautwerber schneidet davon ein Stückchen ab und hebt es auf. Die Brotschnitte werden dann gezählt, damit man wisse, auf wieviel Hochzeitsgäste man beiläufig rechnen solle. Wer am Hochzeitstag nicht rechtzeitig eintrifft, um den wird noch ein Brautführer geschickt.

Montag abends bringen die Musiker dem Bräutigam und der Braut ein Ständchen dar. Dienstag früh versammeln sich beim Bräutigam der Brautwerber, die Brautführer und die Gäste aus der Verwandtschaft und Freundschaft des Bräutigams; bei der Braut die Brautmutter (stará svatka), die Kranzeljungfern, der Sprecher der Braut (řečník) und andere Gäste. In beiden Häusern steht für die Gäste ein frugales Frühstück bereit. Nach dem Frühstück machen sich die beim Bräutigam versammelten Gäste auf den Weg zum Hause der wartenden Braut. Hat diese ihr Domicil in einer anderen Gemeinde, so stehen vor dem Hause des Bräutigams die nöthigen Fuhrwerke für die Gäste bereit. Wie ein Hochzeitslied besagt, wünscht sich die hannakische Braut, der Bräutigam möge sie abholen kommen mit 30 Rossen, die Räder am Wagen sollen sein von Lebzelt, die Wagenflechten von Zucker, die Rosse mögen mit Gold bedeckt und die Peitsche von Gold sein und der Herzallerliebste im Purpurgewande prangen.

Wenn auch dieser poetische Wunsch nicht haarklein in Erfüllung ging, so bot doch der hannakische Hochzeitszug einen prächtigen, malerischen Anblick. Die Fuhrwerke waren zwar in früheren Zeiten gewöhnliche Leiterwagen, aber auf die Ausrüstung derselben, namentlich der Rosse, wurde die größte Sorgfalt verwendet. Vor den für die Braut bestimmten Wagen waren sechs Pferde, womöglich von gleicher Farbe und Größe gespannt, die übrigen Wagen waren vier- und zweispännig. Geschmückt waren sämmtliche Rosse mit zierlichem Hochzeitsgeschirr, die Schweife und Mähnen mit rothen Bändern durchflochten, von ihren Köpfen wallten mächtige Federbüsche herab. Der Bräutigam und die Brautführer ritten ebenso reich geschmückte Rosse, denen sie noch außerdem um die Brust ein sogenanntes Leipziger Tuch banden, das der Bräutigam von der Braut, die Brautführer von ihren Kranzeljungfern zum Geschenke erhielten. Außer ihrer malerischen Nationaltracht trugen die Reiter eine rothe oder weiße Schürze, die ihnen als Sattel diente.

Beim Brauthause angelangt, finden sie die Thüre verschlossen. Nach längeren Reden und Gegenreden und nach entsprechenden Wechselgesängen wird geöffnet, und der

Bräutigam tritt mit seinen Leuten ins Zimmer ein zu den dort bereits versammelten Gästen der Braut. Der Brautwerber wiederholt sein Anliegen in feierlicher und umständlicher Ansprache, in der er von der Erschaffung der Welt anhebt, dann nach zahlreichen, genau citirten Zeugnissen der heiligen Schrift auseinandersetzt, welch hohen Werth eine rechtschaffene Hausfrau für einen geordneten Hausstand habe. Eine solche Frau sei ihm in der Tochter dieses Hauses zugesprochen worden und er bitte nun um ihre Herausgabe, damit der vereinbarte Ehebund durch den Segen des Priesters besiegelt werden möge. Nach weiteren langen Reden und Gegenreden, in denen der Werbungen Isaaks und Jakobs gedacht wird, begibt sich der Sprecher der Braut in die Kammer, wo die Braut mit ihren Kranzeljungfern und den Frauen unterdessen wartet. Er bringt von dort zuerst ein verhülltes altes Weib; nachdem diese als die „triefäugige Lia“ von dem Brautwerber zurückgewiesen worden, wird die Braut selbst als die „schöne Rachel“ dem Bräutigam vorgeführt und ihm vom Brautwerber in feierlicher Ansprache voll väterlicher Ermahnungen verlobt, worauf die Frauen ein Lied singen zum Preise der Eltern, daß sie ihre Tochter in christlicher Zucht erzogen, so daß sie sich ihres grünen Rosmarinkranzes würdig erweist. Dann läßt der Sprecher der Braut deren Eltern sich nebeneinander auf die Ofenbank setzen, führt Bräutigam und Braut vor und ermahnt dieselben, in ihrem neuen Stande in Liebe und Eintracht zu leben und ihre beiderseitigen Eltern in Ehren zu halten. Hierauf kniet die Braut vor ihren Eltern nieder; der Sprecher dankt diesen in ihrem Namen für die gute Erziehung und bittet sie um Verzeihung für alles, was sie sich bisher habe zu Schulden kommen lassen, und um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Eltern segnen ihre in Thränen zerfließende Tochter, worauf ihnen diese die Hände küßt. Sodann kniet auch der Bräutigam nieder und der Brautwerber dankt in dessen Namen den Schwiegereltern für ihre in christlicher Zucht erzogene Tochter. Die Eltern segnen ihn und nehmen ihn als Sohn auf. Dann bittet noch die Braut alle Anwesenden, ihr zu verzeihen, falls sie Jemandem von ihnen etwas zuleidgethan.

Hierauf macht sich der ganze Hochzeitszug auf den Weg zur Kirche, an der Spitze die Brautführer paarweise geordnet, nach den Klängen der Musik jauchzend und hüpfend, nach ihnen der Brautwerber mit dem Bräutigam, dann die Kranzeljungfern, gleichfalls paarweise, ferner die Brautmutter mit der Braut, dann die Musik, Märsche und Volkslieder aufspielend, und zuletzt die Hochzeitsgäste. Ist die Pfarrkirche in einer anderen Gemeinde, so wird, namentlich in der Hanna, zu Wagen gefahren.

Vor der Trauung legt der Brautwerber dem Bräutigam, die Brautmutter der Braut ein Rosmarinkränzchen aufs Haupt. Nach vollzogener Trauung nehmen sie die Kränze wieder ab und übergeben sie der Braut; doch müssen sie sich dabei sputen, denn die Brautführer und die Kranzeljungfern suchen ihnen zuvorzukommen, und sie müssen dann die ihnen

entrissenen Kränzchen loskaufen. Die Braut verwahrt das Kränzchen des Bräutigams in ihrer Kleidertruhe bis zu ihrem Tode; es verlieren, wäre von schlimmer Vorbedeutung.

Aus der Kirche begibt sich der Hochzeitszug nach dem Hause des Bräutigams. An einer geeigneten Stelle im Dorfe wird ihnen „das Thor gesperrt". Quer über die ganze Gasse wird ein mit bunten Tüchern und Bändern dicht behangener Strick gespannt. Vor diesem Thore stellen sich zwei Bursche, mit Säbeln bewaffnet, als Thorwache auf, ein dritter Bursche bewillkommt die Neuvermälten und die übrigen Hochzeitsgäste mit einer Ansprache und mit einer vollen Flasche, worauf dann diese das gesperrte Thor „mit einem silbernen Schlüssel" öffnen müssen.

Sobald die Braut die Hausschwelle des Bräutigams überschritten hat, reicht ihr eine von den sie begleitenden Frauen einen Kehrbesen, mit dem die Braut das Vorhaus bis zum Feuerherde kehrt. Daselbst steht ihre zukünftige Schwiegermutter. Die Braut bittet dieselbe, sie als die angetraute Frau ihres Sohnes wohlwollend aufzunehmen. Die Schwiegermutter verspricht ihr, sie als ihre eigene Tochter anzusehen, und umarmt sie. In der Gegend von Ungarisch-Brod streicht die Schwiegermutter der Braut und ihrem Sohne ein Stückchen Honig auf die Hand, den sie sich dann wechselseitig ablecken, damit sie einander stets lieb und angenehm bleiben. Nach einem kurzen Mittagmahl im Hause des Bräutigams begeben sich die Hochzeitsgäste ins Wirthshaus, wo die jungen Leute bis zum Hochzeitsmahl dem Tanz huldigen.

Gegen 5 bis 6 Uhr abends begibt sich die ganze Gesellschaft unter Musikbegleitung in das Haus der Braut zum Hochzeitsmahl. Die Braut sitzt mit den Kranzeljungfern und der Brautmutter am vornehmsten Tische in der rechten Zimmerecke unter den Heiligenbildern, die übrigen Gäste placiren sich, so gut es eben geht, an den Tischen, die im Zimmer der Länge und der Quere nach aufgestellt sind; die Musikanten haben ihren Platz rückwärts bei der Thür. Der Bräutigam sitzt nicht beim Hochzeitsmahl, sondern geht mit den die Gäste bedienenden Brautführern von Tisch zu Tisch, nachsehend, wo was vonnöthen ist. Die Braut hat vor sich den Teller umgewendet liegen und genießt gar nichts von dem ganzen Hochzeitsmahl. Im westlichen Mähren legt man ihr zu dem umgewendeten Teller ein hölzernes Messer. Ihrem Beispiel folgen gewöhnlich auch die Kranzeljungfern, denen bei dem Hochzeitsmahl obliegt, die Gäste durch Gesang zu unterhalten. Das Menu des Hochzeitsmahles war bis in die neueste Zeit überall höchst einfach. Was die eigene Haus- und Feldwirthschaft lieferte, wurde den Gästen vorgesetzt und dazu wurde vieles von den Gästen selbst beigesteuert. In der reichen Hanna z. B. war das Menu aus folgenden Gängen zusammengesetzt: 1. Nudelsuppe, 2. Rindfleisch mit Krensauce, 3. Kalbsgekröse-Suppe, 4. Schwarze Sauce, 5. Braten mit Kraut, 6. Kuchen. Den Braten verspeisten die Gäste nicht an Ort und Stelle, sondern nahmen

ihn mit einem großen Kuchen als Bescheidessen mit nach Hause. Gleich zu Beginn des Hochzeitsmahles, bevor noch die erste Speise aufgetragen worden, begibt sich der Brautwerber mit den Brautführern, den Kranzeljungfern und der Musikkapelle zur



Braut und Kranzeljungfer aus Mařatitz bei Ungarisch Hradisch (Slovakei, Kreis der Tiefländer).

Taufpathin der Braut, um den Hochzeitskuchen (koláč), ein Geschenk der Taufpathin, abzuholen. Dieser Hochzeitskuchen hat die Gestalt und Größe eines Mühlsteines und wird aus einem halben Metzen feinsten Weizenmehls gebacken. Oben sind in denselben in

2 bis 3 Reihen in der Runde klafterhohe Stäbchen eingefügt, die mit Goldpapier umwickelt, an den Spitzen mit Fähnchen, an den Seiten mit Backwerk, Äpfeln und vergoldeten Nüssen behangen sind. Der so aufgeputzte Kuchen steht bereit auf dem Tische, Pathe und Pathin sitzen dahinter und warten, bis die Abgesandten ihn abholen kommen. Nachdem diese mit Musikbegleitung eingetreten sind, dankt der Brautwerber im Namen der Braut für die Liebesgabe, die Brautführer schlagen den Kuchen in ein Leintuch und tragen ihn unter Musikbegleitung, Gesang und Jauchzen ins Brauthaus. Dort angelangt stellen sie ihn auf den nächsten Tisch und der Brautwerber hält eine lange humoristische Rede, in der er alle möglichen und unmöglichen Abenteuer herzählt, die er zu bestehen hatte, bevor es ihm gelungen, ihn an Ort und Stelle zu bringen. Während dessen wird der Kuchen von Tisch zu Tisch getragen. Zuletzt wird er auf den Brauttisch gestellt und alle Gäste der Reihe nach legen ihre Beisteuer in denselben, zu welchem Zwecke sich in der Mitte des Kuchens eine Höhlung befindet, wobei jeder Gast an die Braut eine kurze Ansprache hält. Nach dem Hochzeitsmahle wird der Kuchen in so viele Theile zerschnitten, als Gäste da sind, von denen jeder seinen Theil als Bescheidessen (výslužka) nach Hause nimmt. Den Anschnitt bekommt die Braut. Gleich nach dem Hochzeitskuchen bringt der Brautwerber den Hochzeitsbaum. Dies ist ein Tannenbäumchen, welches der erste Brautführer am Tage vorher aus dem Walde holt. Die Kranzeljungfern schmücken ihn dann mit Bändern, Backwerk und Obst. Auch der Hochzeitsbaum wird unter entsprechenden Reden von Tisch zu Tisch getragen und zuletzt neben dem Hochzeitskuchen auf dem Tische der Braut aufgestellt.

Die langen Pausen zwischen den einzelnen Gängen werden mit Gesang und Trinksprüchen ausgefüllt. Jede aufgetragene Speise wird mit einer scherzhaften Rede des Brautwerbers eingeführt und von der ersten Kranzeljungfer mit einem passenden Liede begleitet. Nach und nach gerathen die Gäste in die rechte Stimmung, der Gesang wird allgemein; die Frauen singen Lieder zum Preise des Ehestandes, die Kranzeljungfern dagegen preisen hoch ihre Freiheit, von der jetzt die Braut auf immer Abschied nimmt. Auch scherzhafte und satirische Lieder werden laut, namentlich auf die Pantoffelhelden unter den Ehemännern u. s. w. Zuletzt werden noch Sammlungen veranstaltet, so für die Musikanten, für die Braut zum Wickelband und für die Köchin.

Die am Schluß des Hochzeitsmahles in älterer Zeit allgemein übliche „Enthauptung des Hahnes" wird jetzt nur noch hier und da geübt. Der dazu ausersehene Hahn wird auf den Tisch gestellt, und der als Henker verkleidete Brautwerber liest ihm das Todesurtheil für alle seine begangenen Sünden, die ihm in einer wohlgesetzten scherzhaften Rede vorgehalten werden. Nachdem der Hahn sein Testament gemacht, wird er enthauptet, von der Köchin zubereitet und von den Gästen verspeist. Nach dem Hochzeitsmahl folgt der alterthümliche Brauch der Behaubung und des Verkaufes der Braut (čepeni a prodáváni).



Burschen, Bräutigam und Braut aus Landshut bei Lundenburg (Slovakei, Kreis der Podluzaken).

Ober dem Tische in der Ecke, hinter welchem die Braut mit den Kranzeljungfern beim Mahle saß, werden die Heiligenbilder von der Wand abgenommen, die Braut stellt sich auf die Bank in die Ecke, links und rechts vor ihr stehen die „Verkäuferinnen“ (Frauen). Nachdem die Braut in einem rührenden Liede Abschied von ihrer Freiheit und ihren Jugendgespielinnen genommen, machen sich die Frauen daran, ihr den jungfräulichen Kopfschmuck Stück für Stück abzunehmen. Bei der Abnahme eines jeden Bestandtheiles wird ein sinnvolles alterthümliches Lied gesungen. Dann wird der Bräutigam, der indessen im Vorhause wartet, gerufen, daß er der jungen Frau das Kopftuch bringe. Der Bräutigam bringt im Hute ein neues Kopftuch und setzt seinen Hut sammt dem Tuche der Braut aufs Haupt. Die Brautmutter nimmt ihr den Hut wieder ab, schneidet von ihm den Strauß ab, legt ihn sammt dem der Braut abgenommenen Kopfschmuck in den Hut und übergibt diesen dem Bräutigam, „zum Zeichen, daß sie alle Sorgen gemeinschaftlich mit einander tragen sollen“. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß der Bräutigam seiner Braut den Haarzopf löst. Hierauf winden die Frauen der Braut den Haarzopf, den die ledigen Mädchen herabhängend tragen, um den Kopf, legen ihr die Haube an und binden ihr das vom Bräutigam geschenkte Kopftuch um. Die so unter die Haube gebrachte Braut wird dann feilgeboten. Eine von den umstehenden Frauen, die „Verkäuferin“, ruft ihren Preis aus und ladet die anwesenden Männer zur Licitation ein, wobei sie nicht aufhört, sich in Lobeserhebungen ihrer Vorzüge zu ergehen. Einzelne Käufer treten herbei, verabreden den Kaufpreis und erlegen ihn, bekommen aber mit einem Tuche verhüllt eine von den umstehenden Frauen, die als ein hinkendes altes Weib zurückgewiesen wird. Nach mannigfaltigen Reden, Gesängen und Scherzen erscheint zuletzt der Bräutigam, erlegt den höchsten Preis und bekommt die Braut.

Mittwoch vormittags versammeln sich wiederum die Hochzeitsgäste bei der Braut. Nach einem kurzen Mahle nimmt die Braut von den Eltern, von den Geschwistern und von allem, was ihr daheim lieb und theuer war, rührenden Abschied. Die Braut zerfließt da in Thränen, und in ihrem Namen singen die Kranzeljungfern tief ergreifende Abschiedslieder. Unterdessen wird die Ausstattung der Braut auf einen Wagen geladen, die Hochzeitsgäste besteigen die bereitstehenden Wagen und fahren langsam in der Runde um das ganze Dorf zum Hause des Bräutigams. Auf dem ersten Wagen fahren stehend die Musikanten und die Brautführer, auf dem zweiten die Männer, auf dem dritten die Frauen mit der Ausstattung und einem großen Kuchen als Geschenk der Braut für die Schwiegermutter, auf dem letzten die Braut mit den Kranzeljungfern und dem Hochzeitsbaum. Während der ganzen Fahrt werden entsprechende Lieder gesungen. Mit Liedern melden sich auch die Gäste bei den Eltern des Bräutigams an, bitten um Einlaß und empfehlen die Braut der liebevollen Obhut der Schwiegereltern.



Familie aus Bacenovitz bei Gava und Rückansicht einer Braut (Slovakei, Kreis der Podhoraken).

Sobald die Braut das Vorhaus betritt, bringt ihr die Schwiegermutter einen Laib Brot und dazu ein hölzernes Messer, um ihre Freigebigkeit zu erproben. Die Braut wirft das Messer weg, zieht ihr Taschenmesser heraus, schneidet vom Brote den Anschnitt ab, steckt ein Geldstück hinein, reicht ihn dem ärmsten Bettelweib und betheilt dann auch die anderen anwesenden Bettler. Sodann überreicht die Braut ihrer Schwiegermutter den mitgebrachten großen Kuchen als Bescheidessen und empfiehlt sich als gehorsame Tochter ihrer mütterlichen Liebe. Darauf bieten die Frauen den anwesenden Männern die Betten der Braut feil. Natürlich ersteht sie zuletzt der Bräutigam um den höchsten Preis. Damit nehmen die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten ihr Ende. Bei größeren Hochzeiten versammeln sich noch am Donnerstag die Gäste im Brauthause, „um die Reste zu verzehren", und am Sonntag findet noch eine Nachfeier im Wirthshause mit Musik und Tanz statt.

Tod und Begräbniß. Um dem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, wird er aus dem Bett gehoben und auf Stroh gelegt; am leichtesten soll der Tod auf Haferstroh sein. Wenn der Sterbende mit Jemand in Feindschaft lebte, wird dieser zu ihm gebracht, damit er sich mit ihm aussöhne; denn sonst könnte er nicht aus dem Leben scheiden. Der Leichnam wird dann gewaschen und gewöhnlich mit denjenigen Kleidungsstücken bekleidet, welche der Verstorbene bei Lebenszeiten am liebsten getragen hatte. Damit seine Grabesruhe nicht gestört werde, „darf ihn nichts drücken oder fesseln". Deswegen darf an den Kleidern kein Knopf zugeknöpft, keine Schnur verbunden sein.

In der Walachei und in der Gegend von Ungarisch-Brod gibt man dem Todten ein Geldstück in die Hand, „damit die Wirthschaft ihm nicht nachgehe". Wenn der Hauswirth stirbt, zerhackt man das Geldstück; die eine Hälfte gibt man dem Verstorbenen, die andere behält die Witwe. Dem ledigen Kinde gibt der Vater ein Geldstück in den Sarg „als sein Erbtheil" mit. Einem todten Kinde bringen die Kinder der Verwandten und Bekannten kleine Heiligenbilder, mit denen das Kind im Sarge ganz bedeckt ist. Bei der Leiche wird durch zwei Tage Nachtwache gehalten, wobei Psalmen gesungen und Gebete für das Seelenheil verrichtet werden.

Den Tod des Hauswirthes meldet der Knecht den Pferden, die Magd den Kühen mit den Worten: „Ihr Rößlein (Kühe), euer Wirth ist gestorben; nicht mehr wird er euer warten." Namentlich wird dies niemals bei den Bienen unterlassen. Gewöhnlich begibt sich der Nachfolger in der Wirthschaft in den Bienengarten, klopft dreimal an jeden Bienenstock und spricht: „Liebe Bienen, ich vermelde euch, daß euer Herr verstorben ist und euch mir anvertraut hat." Nach altheidnischer Vorstellung entfliegt die Seele in der Gestalt einer Taube aus dem Leibe des Verstorbenen; deswegen werden, sobald die Agonie eintritt, Thüren und Fenster geöffnet, um der entfliegenden Seele den Weg offen zu halten. Die Walachen glauben, daß die Seele des Verstorbenen im Leibe verbleibe, bis der Sarg am
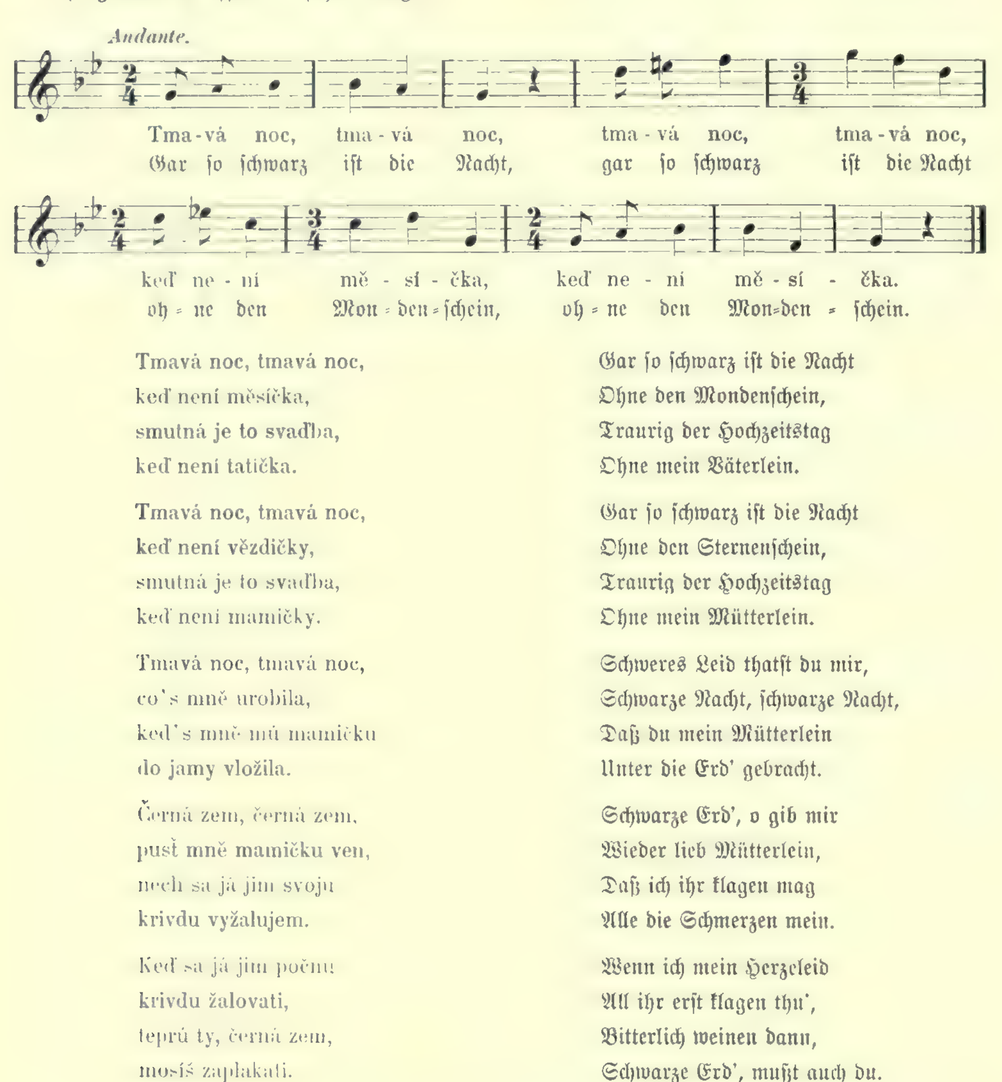
Tage des Begräbnisses über die Hausschwelle geschafft ist; deswegen nehme der Verstorbene Alles wahr, was um ihn herum geschieht und gesprochen wird. Solange der Leichnam im Hause ist, wird weder gekocht, noch gekehrt, noch sonst eine Haus- oder Feldarbeit verrichtet, um die Ruhe des Todten nicht zu stören. Wenn am Tage des Begräbnisses der Leichnam aus dem Hause geschafft wird, werden alle Tische, Bänke und Stühle umgestürzt. Beim Hinaustragen des Sarges wird mit diesem an jede Schwelle, die man überschreitet, dreimal angestoßen mit den Worten: „Der Hauswirth scheidet von euch." In der Walachei nimmt der Dorfcantor im Namen des Verstorbenen Abschied von jedem Gegenstande, der sich im Hause, im Hofe und im Hausgarten befindet. Den ledigen Burschen tragen zu Grabe Kranzeljungfern, das ledige Mädchen Brautführer. Bei den Slovaken erscheinen sie im festlichen Hochzeitsstaate. Aus den eingepfarrten Ortschaften wird der Leichnam zur Pfarrkirche zu Wagen geführt. Am Ende des Dorfes macht der Leichenzug beim Kreuze Halt und der Dorfcantor leistet im Namen des Verstorbenen Abbitte. Ihren Abschluß findet die ganze Todtenfeier in dem Todtenmahl.

Trauerfarbe war in älterer Zeit die weiße. Noch jetzt erscheinen in den slavischen Ortschaften bei Neutitschein die Frauenzimmer aus der Verwandtschaft bei der Leiche in weiße Leintücher gehüllt, während die übrigen Weiber schwarze Kopftücher tragen.

Bei den längs der ungarischen Landesgrenze ansässigen Slovaken hat sich bis auf den heutigen Tag das früher auch sonst im Lande übliche „Wehklagen" (nařikáni) erhalten. Dasselbe wird blos von Frauenzimmern und Kindern ausgeübt, und zwar am Sterbebett, sobald der Tod eingetreten ist, dann am Tage des Begräbnisses, wenn der Leichnam aus dem Hause getragen wird, und zum drittenmale am offenen Grabe. Auch am Allerheiligen- und am Allerseelen-Tage besuchen Weiber und Kinder die Gräber ihrer Lieben und suchen sie nach jedem Begräbnisse, an dem sie sich betheiligen, auf, um daselbst zu wehklagen. Dieses Wehklagen gehört so sehr zu dem landesüblichen Ceremoniel, daß die Mutter selbst ihre Kinder unterweiset, wie sie einst um sie wehklagen sollen. Indeß sind diese Klagelieder außer den formelhaften Eingängen und einigen wiederkehrenden Wendungen meistentheils tiefempfundene Improvisationen. Die Melodie ist bei aller Monotonie doch ergreifend. Wenn sich eine Witwe nicht zutraut, „schön" zu wehklagen, ersucht sie irgend eine Verwandte, die im Rufe eines gewandten Klageweibes steht, dies für sie zu thun.

Außer diesen gelegentlichen Improvisationen haben auch tiefergreifende, formvollendete Nänien ihren Ursprung am Grabe der verstorbenen Lieben genommen. Die verlassene bedrückte Waise klagte ihre Leiden am Grabe der Eltern, der zum Militär abgestellte Bursche weinte daselbst bittere Thränen über sein hartes Los, die verwaiste Braut besuchte vor ihrem Hochzeitstage das Grab ihrer Eltern, um ihnen von ihrer bevorstehenden Vermälung Nachricht zu geben und ihren tiefen Schmerz auszusprechen, den sie darüber

empfindet, daß sie an diesem ihrem Ehrentage ihre Anwesenheit vermissen müsse. Wahre Muster solcher Elegien haben namentlich die mährischen Slovaken gedichtet, wie man aus dem folgenden Beispiele ersehen mag:



Tmavá noc, tmavá noc,	Gar so schwarz ist die Nacht
keď není měsíčka,	Ohne den Mondenschein,
smutná je to svaďba,	Traurig der Hochzeitstag
keď není tatíčka.	Ohne mein Väterlein.
Tmavá noc, tmavá noc,	Gar so schwarz ist die Nacht
keď není vězdičky,	Ohne den Sternenschein,
smutná je to svaďba,	Traurig der Hochzeitstag
keď není mamičky.	Ohne mein Mütterlein.
Tmavá noc, tmavá noc,	Schweres Leid thatst du mir,
co's mně urobila,	Schwarze Nacht, schwarze Nacht,
keď's mně mú mamičku	Daß du mein Mütterlein
do jamy vložila.	Unter die Erd' gebracht.
Černá zem, černá zem,	Schwarze Erd', o gib mir
pusť mně mamičku ven,	Wieder lieb Mütterlein,
nech sa já jim svoju	Daß ich ihr klagen mag
krivdu vyžalujem.	Alle die Schmerzen mein.
Keď sa já jim počnu	Wenn ich mein Herzeleid
krivdu žalovati,	All ihr erst klagen thu',
teprú ty, černá zem,	Bitterlich weinen dann,
mosíš zaplakati.	Schwarze Erd', mußt auch du.

Das Volkslied. Mähren gehört oder richtiger gesagt, gehörte noch vor 20 bis 30 Jahren zu den sangesfreudigsten und liederreichsten Ländern unserer Monarchie und die mährischen Volkslieder dürfen wohl nach Text und Melodie den besten Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes beigezählt werden.

Die bis jetzt im Drucke erschienenen Sammlungen der mährischen Volkslieder, von denen jene von F. Sušil (1853 bis 1859) und von F. Bartoš (1886 bis 1889) zu

nennen sind, enthalten deren weit über 3000. Die ursprünglichen Stammesunterschiede des mährischen Volkes treten auch in den Volksliedern sehr deutlich hervor und begründen deren große Mannigfaltigkeit, namentlich in melodischer Beziehung. Jede irgendwie gehobene Stimmung, gleichviel, ob durch Lust und Freude oder durch Schmerz und Leid hervorgerufen, alle außergewöhnlichen Ereignisse, welche den ruhigen Spiegel des idyllischen Stilllebens aufzuregen geeignet waren und das Gemüth des Volkes mächtig ergriffen, fanden ihren Ausdruck im Liede.



Franz Sušil.

Unter den lyrisch epischen Gesängen stehen obenan die mährischen Volksballaden; man findet unter ihnen wahre Muster ihrer Gattung. Ihren Stoff entnehmen sie theilweise den alten Mythenresten. So kommen in einer alten Ballade drei pilgernde Musiker zu einem Ahornbaum, dessen Holz ihnen zu Geigen geeignet scheint. Sie machen sich also daran, den Baum zu fällen. Beim ersten Schlage des Beils wird der Baum leichenfahl, beim zweiten seufzt er auf, beim dritten offenbart er sich ihnen als ein Mädchen, das durch den Fluch der eigenen Mutter in den Ahornbaum verzaubert wurde. In einer anderen läßt der todte Gemal die Witwe um ein anderes Leichengewand bitten, da er in dem am

Sonntag genähten nicht verwesen könne. Als die Frau am Grabe erscheint, öffnet sich dasselbe, sie stürzt hinein, fällt ihm um den Hals und bleibt bei ihm; die Kinder des Himmels Obhut anvertrauend. Die in weiter Ferne an einen lieblosen Mann verheiratete Tochter fliegt in Gestalt eines „grauen Vogels" nach Hause, setzt sich im Garten auf die weiße Lilie und klagt der Mutter ihr Leid.

Solche mythische Stoffe sind indeß nicht sehr zahlreich. Einen viel ausgiebigeren Stoff liefern den Volksballaden die tragischen Ereignisse des alltäglichen Lebens: der Verwandtenmord, der Mord aus Eifersucht, der Selbstmord aus verschmähter Liebe, aus ungestillter Sehnsucht nach dem Geliebten oder aus unheilbarem Schmerz über dessen Verlust ꝛc. ꝛc. Auch das freilich schon längst nur sagenhafte Räuberleben nach seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinen Abenteuern und Gefahren hat Stoff zu mancher hübschen Volksballade geliefert. In diesen Liedern erscheinen die Räuber nicht als Verbrecher, sondern als „kühne Bursche", welche den Reichen das Überflüssige abnehmen, um es den Armen zu schenken. Als solche haben in Mähren eine gewisse Berühmtheit erlangt die historischen Räuber Ondráš, Juráš und Janošík, deren kühne Streiche sowohl in Liedern, als auch in zahlreichen Sagen und Anekdoten fortleben. Endlich werden in unseren Balladen auch manche hervorstechende Ereignisse aus den Türken- und Franzosenkriegen besungen.

Alle diese, mitunter recht spröden Stoffe versteht die naive Volksmuse mit künstlerischer Sicherheit zu echten Balladen zu verarbeiten. Die resultirende Stimmung ist in den meisten mährischen Balladen echt tragisch, doch gibt es unter ihnen auch eine erkleckliche Anzahl recht hübscher Lieder mit heiterem Ausgang. So das Lied von jener wackeren Bauerstochter, welche dem königlichen Aufrufe folgend statt ihres alten Vaters ins Feld zieht, eine Schaar Türken niedermetzelt und die übrigen in die Flucht schlägt. Der „Herr König" staunt ob der unerhörten Tapferkeit des jungen Husaren und will ihn mit der Hand seiner eigenen Tochter belohnen. Als sich dann der vermeintliche Husar als die „Anička, die Tochter eines armen Vaters" entpuppt, führt er sie seinem einzigen Sohne als Gemalin heim. „Der Krieg wurde sofort beendet und die Hochzeit gefeiert."

Von den eigentlichen Liedern sind ein gutes Drittheil Liebeslieder. Aus der Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, aus der Überwindung mannigfaltiger Hindernisse, die sich der gegenseitigen Liebe in den Weg stellen, entsprießen unsere schönsten Lieder. Sie malen mit echt poetischen Farben das Bild des geliebten Wesens; sie singen das Lob treuer Liebe und ergehen sich in Klagen über das ungetreue Wesen. Aus unwiderstehlicher Sehnsucht nach der daheim gelassenen Geliebten wird der Soldat zum Deserteur, trotzdem er die traurigen Folgen voraussieht. Aus solcher Liebe schießt bei gegebener Veranlassung auch die lodernde Flamme ungezähmter Eifersucht hervor, die mit gleicher Heftigkeit

sowohl den glücklichen Nebenbuhler als auch das Mädchen, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, und den Eifersüchtigen selbst ergreift. Diese unbezähmbare Leidenschaft mit ihren Folgen, förmliche Kämpfe um die Geliebte haben zum Gegenstand besonders die Lieder der cholerisch veranlagten Slovaken. In vollen, jauchzenden Tönen aber erschallt das Liebeslied zur Zeit des bevorstehenden Bündnisses und bei der Hochzeitsfeier.

Eigenartig sind die Soldatenlieder. Von echtem Soldatengeiste ist in den älteren Liedern dieser Art freilich wenig anzutreffen, trotzdem gerade die mährischen Regimenter seit jeher Beweise unerschrockener Tapferkeit und wahren Heldenmuthes geliefert haben. Unsere Soldatenlieder sind die traurigsten von allen, was fürwahr nicht Wunder nehmen kann, wenn wir die harte und ungerechte Art der alten Assentirung bedenken, durch die der junge Mensch mit Gewalt aus dem Schoße der Familie, aus dem trauten Heimatsdorfe, aus der freien Gottesnatur gerissen ward, um dann seine schönsten Lebensjahre in weiter Ferne zuzubringen. Umsonst flehte der arme Bursche seine Eltern um Hilfe und Fürsprache an; ihre Bitten und ihre Thränen fanden keine Beachtung. So bleibt dem Armen nichts übrig, als im rührenden, tiefergreifenden Liede Abschied zu nehmen von seinen Eltern, seiner Geliebten, seinen Kameraden und dem heimatlichen Dorfe. Nach und nach findet sich jedoch auch unser Soldat in seinem neuen Stande zurecht, sein Lied ergeht sich jetzt in Lobeserhebungen des „freien und lustigen Soldatenlebens“, obwohl da mitunter auch ein rechter Galgenhumor herausklingt.

Gesungen wurde bei jeder Arbeit, und so hat denn auch jede Haus- und Feldarbeit ihre eigenthümlichen Lieder. Am zahlreichsten und originellsten sind in dieser Beziehung die Weidelieder. Die in den gebirgigen Gegenden des östlichen Mährens auf einsamen und entlegenen Weideplätzen die kleine Kuhherde hütenden Mädchen haben die ihnen eigenthümliche Weidepoesie zu einer recht hübschen Entfaltung gebracht. Alles, was die kleine Kuhhirtin den ihrer Obhut anvertrauten Kühen zu sagen hat, spricht sie in kleinen Liedchen aus. Außerdem sind die Hirtinnen miteinander in fortwährender Gesangscorrespondenz, die von einem Berge zum anderen geführt wird. Durch ein langgedehntes, so laut als möglich ausgestoßenes „heló!“ ladet das weidende Mädchen ihre nächste Nachbarin, ohne sie zu sehen, zum Wechselgesang ein. Diese erklärt sich dazu bereit und sie geben dann einander in poetischer Rede und Gegenrede kund, wie ihre Kühe weiden, was sie selbst zu essen haben, wo sie nach beendeter Weide auf einander warten wollen, um gemeinschaftlich nach Hause zu treiben u. s. w. Manche von diesen Wechselliedern sind von ziemlichem Umfang, und es wechseln darin regelmäßig Recitativ und Arie ab. Ihr Inhalt ist dann mannigfaltiger und hat oft die Herzensgeheimnisse der heranwachsenden Hirtinnen zum Gegenstand.

Seine mächtigste Stütze hatte der Volksgesang in der originellen Tanzmusik. Die ganze Musikkapelle bildeten in älterer Zeit zwei Geiger und ein Dudelsackpfeifer;

später trat an die Stelle des Dudelsacks der Cymbal und die Baßgeige. Die Musikanten sind pure Naturalisten, von Noten und irgendwelcher Theorie haben sie keine Idee. Alle alten Tänze sind gleichsam die rhythmische Verkörperung des Volksliedes. Manche Tänze haben nur eine typische Melodie; dagegen kann dem volksthümlichen Tanze der Slovaken und Walachen („koulaná“ oder „vrtěná“, „der Drehtanz“ genannt) fast jedes Volkslied rhythmisch angepaßt werden.

Zu Beginn des Tanzes tritt ein Bursche, der sich aufspielen lassen will, vor die Musikanten, wirft seinen Obolus in den Dudelsack oder auf den Cymbal und stimmt ein Lied an. Ist dieses bekannt, greift es sofort der Primgeiger auf, die anderen Musikanten fallen in präcisester Harmonie ein, der Tanz beginnt und das Lied wird in fortwährenden Variationen wiederholt, bis ein anderer Tänzer vortritt und ein neues Lied anstimmt. Ein solcher Tanz dauert eine gute Viertelstunde, eine Abwechslung bringen eben die stets neuen und neuen Lieder hinein, von denen die schönsten und beliebtesten bei jeder Tanzmusik wiederholt und so im Gedächtnisse aufbewahrt werden. Die langen Zwischenpausen werden gleichfalls mit Gesang ausgefüllt.

In allen Liedern, mögen sie welchen Inhalts immer sein, gelangt das sinnige Naturgefühl des mährischen Volkes zum lebendigen Ausdruck. Von der Natur entnehmen die Lieder ihre schönen plastischen Bilder und ihre Scenerie. „Gras mähte ein Mädchen am Waldessaum“, „Im grünen Haine bei der Quelle erschlugen sie den Burschen bei der Maid“, „Im freien Felde steht ein Birnbaum“, „Es reitet der Herzog über den grünen Anger“, diese und unzählige andere Liederanfänge mögen zum Beweise dienen, daß unsere Volksdichter das wichtige ästhetische Gesetz von der einfachen Umgebung, wenn auch unbewußt, sehr wohl anzuwenden verstehen.

Mit den Naturwesen verkehrt der Mensch wie mit Seinesgleichen. Das Roß erscheint stets als treuer, lieber Gefährte des Menschen. Wenn der Knecht den Dienst verläßt, verabschiedet er sich von seinen geliebten Rößlein auf das herzlichste: „Meine lieben Rößlein, ihr werdet wohl meiner einst gedenken, wohl werdet ihr meiner gedenken und ich euer, daß ich euer Knecht war.“ Als der Knecht beim Schwemmen der Rosse ertrank, da wieherten die Rappen kläglich, suchten den Janíček umsonst unter dem Wasser und brachten die traurige Nachricht seiner Geliebten. Dem getreuen Rappen ist es leicht anzusehen, daß er seinen Herrn zur geliebten Braut trägt, und wer es nicht errathen sollte, dem verkündet es stolz der Reiter selbst: „O schauet, ihr Leute, blicket her, wie stolz mein Rößlein das Haupt trägt, stolz trägt es das Haupt nach rechts, weil meine Braut schön ist wie ein Bild.“

Am innigsten gestaltet sich das Verhältniß zwischen Roß und Reiter im Felde. In den mährischen Volksliedern erscheinen die Soldaten stets zu Rosse. In der weiten Ferne,

unter dem fremden Volke hat der Soldat an seinem Rosse seinen einzigen aufrichtigen und getreuen Freund. Wie leid thut es da unserem Soldaten, daß er auf den langen Märschen sein Rößlein abquälen muß. Diesem seinem Mitleid gibt er im Liede in der Art Ausdruck, daß er das Roß sich selbst über die Härte seines Reiters beklagen läßt: „Mein schwarzbraunes Rößlein, warum bist du so traurig, so niedergeschlagen? Drückt dich etwa meine Rüstung oder mein Säbel von Stahl?" „Nicht drücket mich deine Rüstung, noch dein Säbel von Stahl, aber wehe thun mir deine Sporen, die mich in die Seiten stechen. Meine Seiten sind eine Wunde, zerstochen von deinen Sporen." Wenn das Lied die Strapazen des Soldaten im Felde schildert, vergißt es nicht seines getreuen Leidgenossen: „Und in dem weiten Felde ist kein Tröpflein Wasser, womit soll der arme Soldat sein Rößlein tränken?" Und wenn unser Soldat in der Schlacht fällt, da steht sein treuer Rappe neben ihm, scharrt mit dem Fuße und trauert um ihn.

Besonders ist es die leichtbeschwingte sangesfrohe Vogelwelt, mit der das mährische Volk in seinen Liedern im beständigen Contact und gemüthlichen Verkehr steht. Der Vogel vermittelt als willkommener oder auch unwillkommener Bote den Verkehr zwischen den getrennten Liebenden. Er übermittelt dem in der Fremde weilenden Burschen von seiner Geliebten Brief und Gruß, aber auch die Aufkündigung der Liebe, oder bringt auch von selbst dem Mädchen die traurige Nachricht von der Untreue des Geliebten. Den Vögeln klagt der Mensch sein Leid und ruft ihre Theilnahme an. Wenn der Hochzeitszug zur Kirche geht, bittet die Braut, den Weg nicht durchs Dorf, sondern durch den grünen Hain zu nehmen, damit die Nachtigall ihre Hochzeit durch ihren Gesang verherrliche, und der im Grabe Ruhende sieht es als sein härtestes Loos an, daß es ihm versagt ist, den lieblichen Vogelgesang und den traulichen Kukuksruf zu vernehmen.

Ein sehr anmuthiges Liedchen läßt den Sperber seinem „Bruder" Habicht klagen, daß ihm die Menschen sein Weibchen erschlagen und sein Nest zerstört haben, worauf ihm dieser den weisen Rath ertheilt, er möge sein Nest im tiefen Walde bauen, abseits vom Wege, den sowohl der Gute wie der Böse wandle. Mit innigster Theilnahme begleitet ein anderes Lied die verwitwete Wachtelmutter, die im Herbst mit ihren „Kindern" das öde Stoppelfeld verlassen und über die Donau ins fremde Land wandern muß. Selbst der rauhe Jäger läßt sich von dem Falken erbitten, sein Leben zu schonen und ihn nicht von seinen kleinen Kindern wegzuschießen.

Aber auch die leblose Natur: Sonne, Mond und Sterne, Flüsse, Bäche und Quellen, Bäume, Sträuche und Blumen erscheinen in unseren Liedern in das innigste gemüthliche Verhältniß zum Menschen gerückt.

Dieselbe Gemüthstiefe leuchtet uns auch aus jenen Liedern entgegen, die das Verhältniß des Einzelnen zur Familie, des Menschen zu Gott zum Gegenstand haben. In unseren
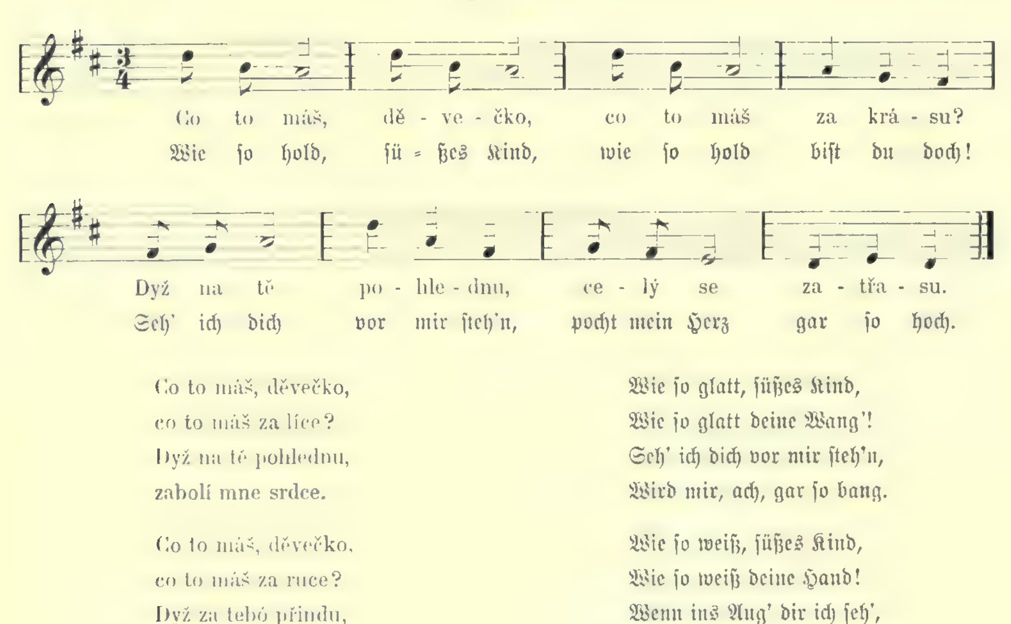
Liedern erscheint die Mutter als die Vertraute der Herzensangelegenheiten ihrer Tochter. Aber auch der zum Militär abgestellte Sohn hat alle Ursache, vor Allem den unersetzlichen Verlust der Mutterliebe zu beklagen. Und als er aus dem Felde heimkehrt mit verwundetem Haupte, bittet er die ihm zuerst begegnende Geliebte, ihm das wunde Haupt zu verbinden, damit ihn die Hausleute nicht gleich erkennen und nicht allzusehr erschrecken. Und in der That, Niemand, nicht einmal der Vater erkannte ihn. Aber das zartfühlende Mutterherz täuschte er nicht. Diese erkannte ihren lieben Sohn sogleich, ohne erst sein Antlitz zu sehen oder seine Stimme zu vernehmen. Besonders innig gestaltet sich wie im Leben, so auch im Liede das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester. Auch wenn Vater und Mutter sich gegen den Sohn verhärten, erschließt sich dem Bruder das mitfühlende Schwesterherz, und der vom lieblosen Ehemann schlecht behandelten Schwester nimmt sich der Bruder selbst gegen Vater und Mutter, sogar mit bewaffneter Hand an.

Unerschütterliches Gottvertrauen und herzinnige Frömmigkeit bilden einen Grundzug im Charakter des mährischen Volkes. Auch dieser seiner religiösen Stimmung verleiht das Volk in zahlreichen Liedern einen ebenso innigen wie poetischen Ausdruck.

Zum Schlusse möge es uns erlaubt sein, einige Proben mährischer Volkslieder in einer dem Original so sehr als möglich angepaßten deutschen Übersetzung des Herrn Professors Johann Řehák mitzutheilen.
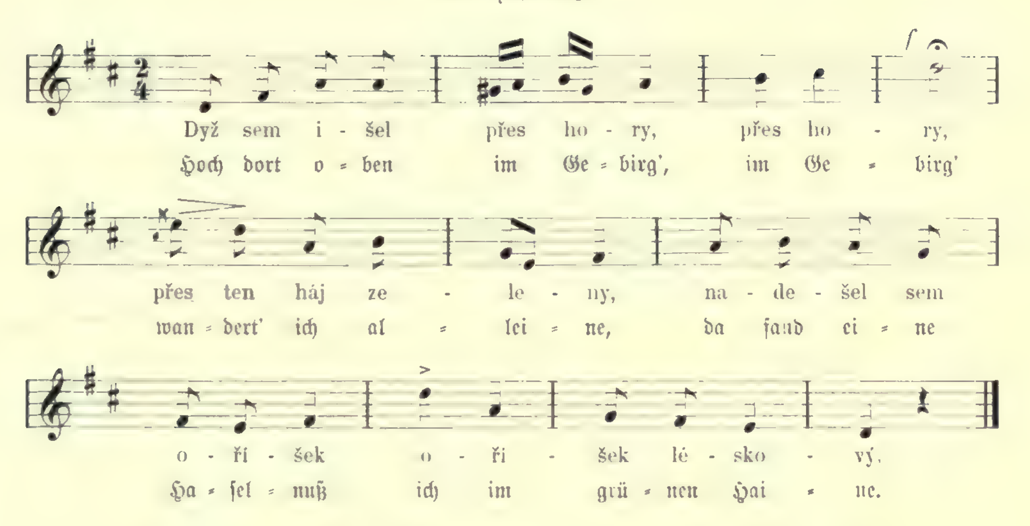


Zauber.



Co to máš, děvečko, co to máš za líce? Dyž na tě pohledn u, zabolí mne srdce.	Wie so glatt, süßes Kind, Wie so glatt deine Wang'! Seh' ich dich vor mir steh'n, Wird mir, ach, gar so bang.
Co to máš, děvečko, co to máš za ruce? Dyž za tebó přindu, domú se mně nechce.	Wie so weiß, süßes Kind, Wie so weiß deine Hand! Wenn ins Aug' dir ich seh', Kaum den Weg heim ich fand'.

Die Haselnuß.
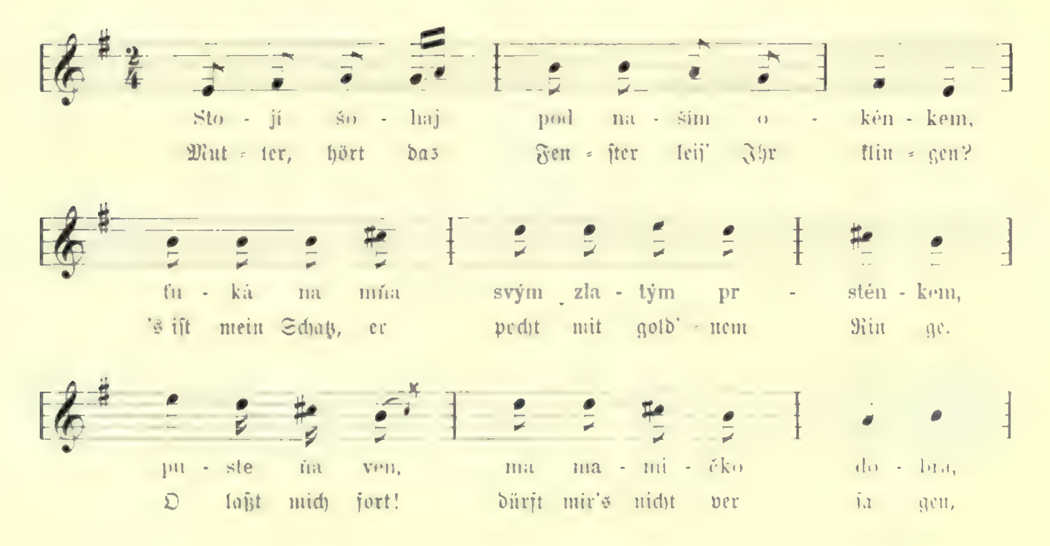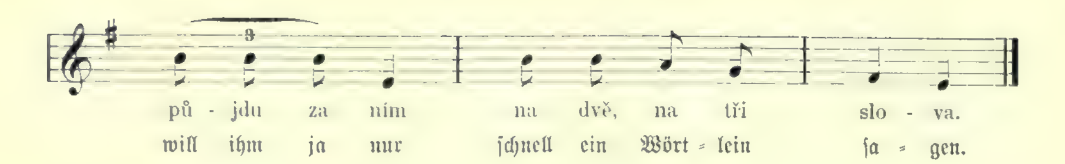


Und die Nuß barg süßen Kern,
Voll und unverdorben,
Ach, vergebens hab' ich treu
Um mein Lieb geworben.

Ja, vergebens warb ich treu
Um ein Liebeszeichen,
Nimmer willst den Blumenstrauß
Mir, du Stolze, reichen.

Ei, und hab' ich dir's versagt,
Noch kann ich's gewähren,
Sollst nicht, was dein Herz begehrt,
Ewiglich entbehren.
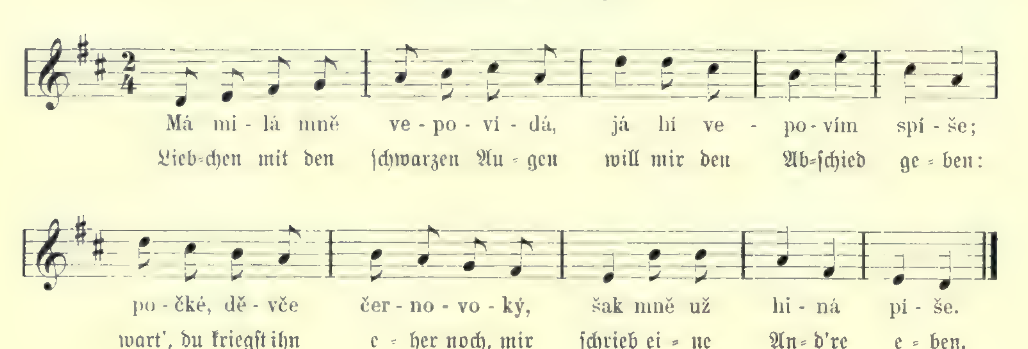
Der Blumenstrauß.





Unsre Herzen haben sich gefunden,
Schon hab' einen Strauß ich ihm gebunden;
Paßt doch zum Hut ihm des Straußes Prangen,
Wie eng geschmiegt unsre heißen Wangen.
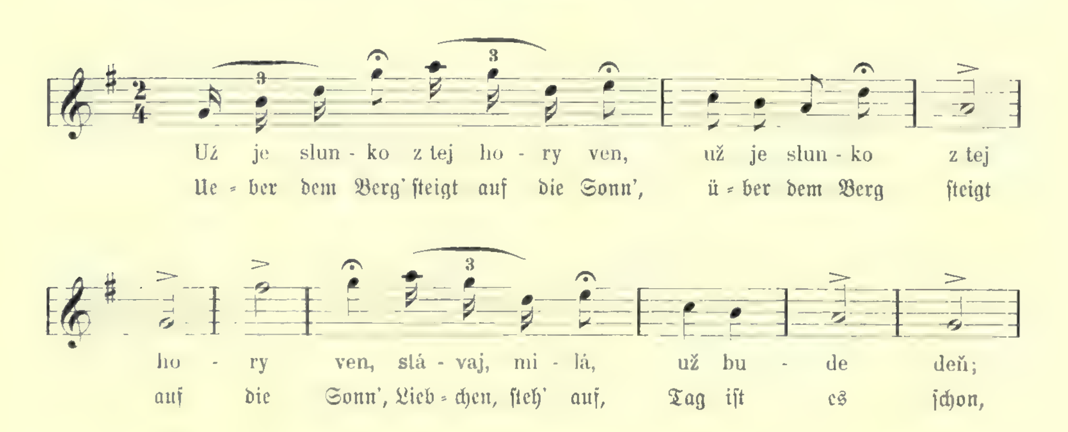
Trotz wider Trotz.
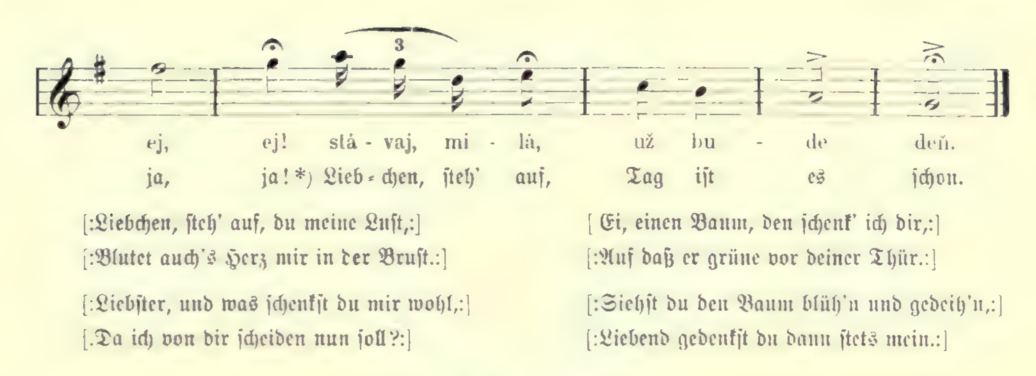


Napsala mně cedolenko,
aj stříbrem, zlatem psanó,
deamantem prokládanó,
abech chodíval za ňó.

Ja, sie schrieb 'nen feinen Brief mit
Silber und rothem Golde
Und durchwebt mit Diamanten,
Mein werden will die Holde.

Andenken.





[:Liebchen, steh' auf, du meine Lust,:]
[:Blutet auch's Herz mir in der Brust.:]

[:Liebster, und was schenkst du mir wohl,:]
[:Da ich von dir scheiden nun soll?:]

[:Ei, einen Baum, den schenk' ich dir,:]
[:Auf daß er grüne vor deiner Thür.:]

[:Siehst du den Baum blüh'n und gedeih'n,:]
[:Liebend gedenkst du dann stets mein.:]

Die Gartenbank.

Tá na - ša la - ve - čka, aj už sa po - lá - ma - la,
Wo der Arm des Lieb - sten oft mich so fest um - schlun - gen,

co sem se sy - ne - čkem, co sem se sy - ne - čkem aj na ni
un - ser Gar - ten - bänk - chen, un - ser Gar - ten - bänk - chen, schon ist's ent -

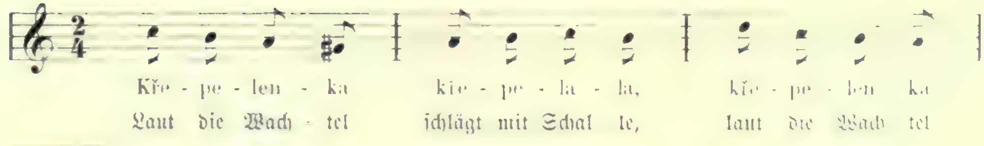
se - dá - va - la, aj na ni se - dá - va - la.
zwei ge - sprun - gen, schon ist's ent - zwei ge - sprun - gen.

[:Wohl aus Erlenholze
War uns're Bank gebauet,:]
[:Einem falschen Herzen:]
[:Hab' ich zu viel vertrauet.:]
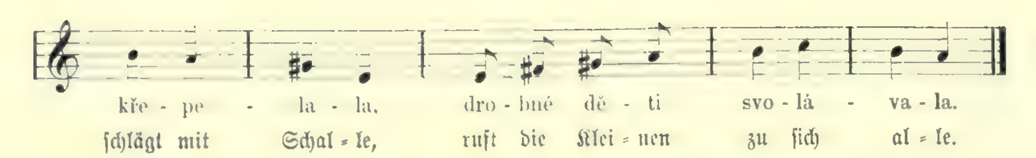
[:Unser Gartenbänkchen,
Jäh' ist's entzwei gebrochen,:]
[:Weil des Liebsten Untreu':]
[:Mir hat das Herz gebrochen.:]

[:Trautes Gartenbänkchen,
O werde doch ganz wieder,:]
[:Ungetreuer Knabe:]
[:O kehre, kehre wieder.:]

Wachtel im Herbste.



*) ja! ja! wird jedesmal beim zweiten Verse wiederholt.
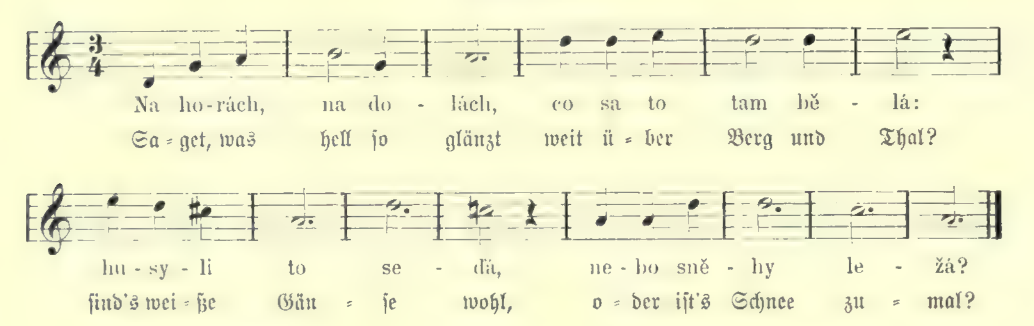


[:Kinder, ach, wie soll das enden,:]
Sagt, wohin wir nun uns wenden.

[:Kahle Wiese läßt uns darben,:]
Eingeheimset sind die Garben.

[:Zwar ein Garbenhauf blieb stehen,:]
Doch bald ist's um ihn geschehen.

[:Kommt! Wo hell die Donau blinket,:]
Fern ein gastlich Land uns winket.

Eifersucht.



Wären es Gänse weiß,
Eilten sie längst davon,
Wäre es Frühlingsschnee,
Wär' er geschmolzen schon.

Was dort erglänzt so hell,
Kissen sind's wohlbestellt
Und mit todtwundem Haupt
Liegt drauf ein junger Held.

Ihm zu der rechten Hand
Lieget sein gutes Schwert,
Und ihm zur Linken sitzt
Traurig sein Liebchen werth.

In ihrer rechten Hand
Wehet ein Tüchlein weiß,
Und mit der andern schwingt
Hoch sie ein grünes Reis.

Leis mit dem Tüchlein weiß
Trocknet sie ihm die Stirn,
Und mit dem grünen Reis
Hält sie die Mücken fern.

Liebste mein, reich' mir doch
Mein blankes Schwert sogleich,
Auf daß ich sehen mag
Mein Antlitz sterbensbleich.

Sie reicht ihm hin das Schwert,
Sprang schnell zur Seiten dann,
Wohl den Verrath sie ahnt',
Den er im Herzen spann.

Wer dir, o Liebchen mein,
Wer dir so weise rieth,
Wahrlich, o Liebchen mein,
Der war ein treu Gemüth.

Keiner gab mir den Rath,
Selber war ich so klug,
Wohl den Verrath ich ahnt',
Womit dein Herz sich trug.

Sprangst du nicht schnell zur Seit',
Schlug ich den Kopf dir ab,
Küssen dich keiner sollt',
Lieg' ich im tiefen Grab.

Die Tracht der mährischen Slaven.

Als im Jahre 1791 die mährischen Stände dem Kaiser Leopold II. unter anderem auch einen Aufzug aller mährischen Stämme in ihren typischen Nationaltrachten mit Musik und Tanz vorführten, wurde — nach der „Brünner Zeitung" 1791, Seite 662 — einstimmig anerkannt, daß in keinem anderen Lande Europas, im Verhältniß zu seiner



Junges Slovakenpaar aus der Umgebung von Velehrad.

Ausdehnung, so viele nicht nur in Sprache und Sitten, sondern auch in der Kleidung verschiedene Volksstämme zusammengedrängt seien. Und diese Eigenthümlichkeit, dieser Reichthum an den verschiedensten Trachten existirt, Dank dem eingeborenen Hang der slavischen Bevölkerung Mährens an den vererbten Stammeseigenthümlichkeiten, bis jetzt in den mährischen Gauen, wenn auch nicht in dem Maße, wie dies vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren der Fall war! Haben ja auch bei uns die ganz anderen Verhältnisse

des XIX. Jahrhunderts, besonders aber der große Umschwung, der mit dem folgenschweren Jahre 1848 in das Leben unseres Landmannes gebracht wurde, ihre Wirkung nicht nur auf sein Inneres, sondern auch auf sein Äußeres, auf die theilweise, in manchen Gegenden sogar durchgreifende Ablegung der Jahrhunderte alten Nationaltracht geäußert!

Trotzdem gelingt es dem fleißigen Sammler auch jetzt und auch dort, wo die Tracht in Mähren bereits abgelegt zu sein scheint, wie z. B. an vielen Stellen des westlichen Mährens, immerhin noch ältere Leute aufzufinden, welche entweder noch selbst die ehemals verbreitete Tracht anhaben oder dieselbe wenigstens noch in Truhen oder im Dachstübchen als Erinnerung an ihre fröhliche Jugendzeit aufbewahren.

Am meisten und vollkommensten hat sich die Nationaltracht im südöstlichen Theile des Landes, in der mährischen Slovakei erhalten. Trotz der vorzüglichen Verbindung dieses Theiles von Mähren mit allen anderen Gegenden, trotz der verhältnißmäßigen Wohlhabenheit der Bevölkerung — mit Ausnahme der Gebirgsgegenden natürlich — überrascht uns in dem unteren Marchthal eine solche Fülle der verschiedensten, im Sonntagsstaat farbenprangenden, zumeist durch reiche und wunderbar kunstvolle Stickerei gezierten Kleidungsarten, wie wir dies kaum noch sonstwo in Österreich diesseits der Leitha vorfinden!

Hier im Marchlande kann uns klar werden, wie sich in so mancher Tracht nicht nur ein Theil des nationalen Gedankenkreises geltend macht, sondern auch die historische Vergangenheit der Bevölkerung abspiegelt. Wenn man z. B. in Javornik (bei Strážnitz) in das Bethaus der dortigen evangelischen reformirten Kirche und zwar an einem Feiertage kommt, wird man sich sofort in das Mittelalter versetzt fühlen — so eigenthümlich ist die dortige Tracht. Manche Stücke der Alt-Hrozenkauer Tracht reichen ihrem Ursprung nach ganz gewiß in die prähistorische Zeit zurück; Spuren der Gothik, natürlich mit dem Stempel nationaler Bearbeitung, entdeckt man in manchen Stickereien von Nivnitz, Kunovitz u. s. w.; die Renaissanceperiode hat ihren Stempel den Stickereien und den Frauenkragen um Lundenburg und Gaya (Milotitz) aufgedrückt und spiegelt sich auch in der prunkvollen Kleidung der Hannaken und Hannakinnen ebenso deutlich ab, wie das XVIII. Jahrhundert in der westmährischen Kleidungsart. Sogar schwache Einwirkungen des türkischen und überhaupt orientalischen Kunstgeschmacks lassen sich hier und da constatiren, wenn auch nicht so leicht wie bei den ungarischen Slovaken in ihren sonst slavisch componirten Durchbrucharbeiten, Musterfüllungen und den vornehmen Goldstickereien des Neutraer Comitats.

Trotz alledem aber ist in den mährischen Trachten und ihrer Ausschmückung so viel eigenthümlich Slavisches, ja speciell Mährisches, daß wir unbedingt annehmen müssen, dies Alles sei das Resultat eines mehr als ein Jahrtausend existirenden natürlichen



Hannaken aus der Umgebung von Holleschau

Kunstsinnes, der hauptsächlich dem schönen Geschlecht der mährisch-slavischen Bevölkerung eigenthümlich ist und sich besonders in den berühmten und von Autoritäten (Frau E. Bach, Herrn Jakob von Falke) gewürdigten Stickereien manifestirt.

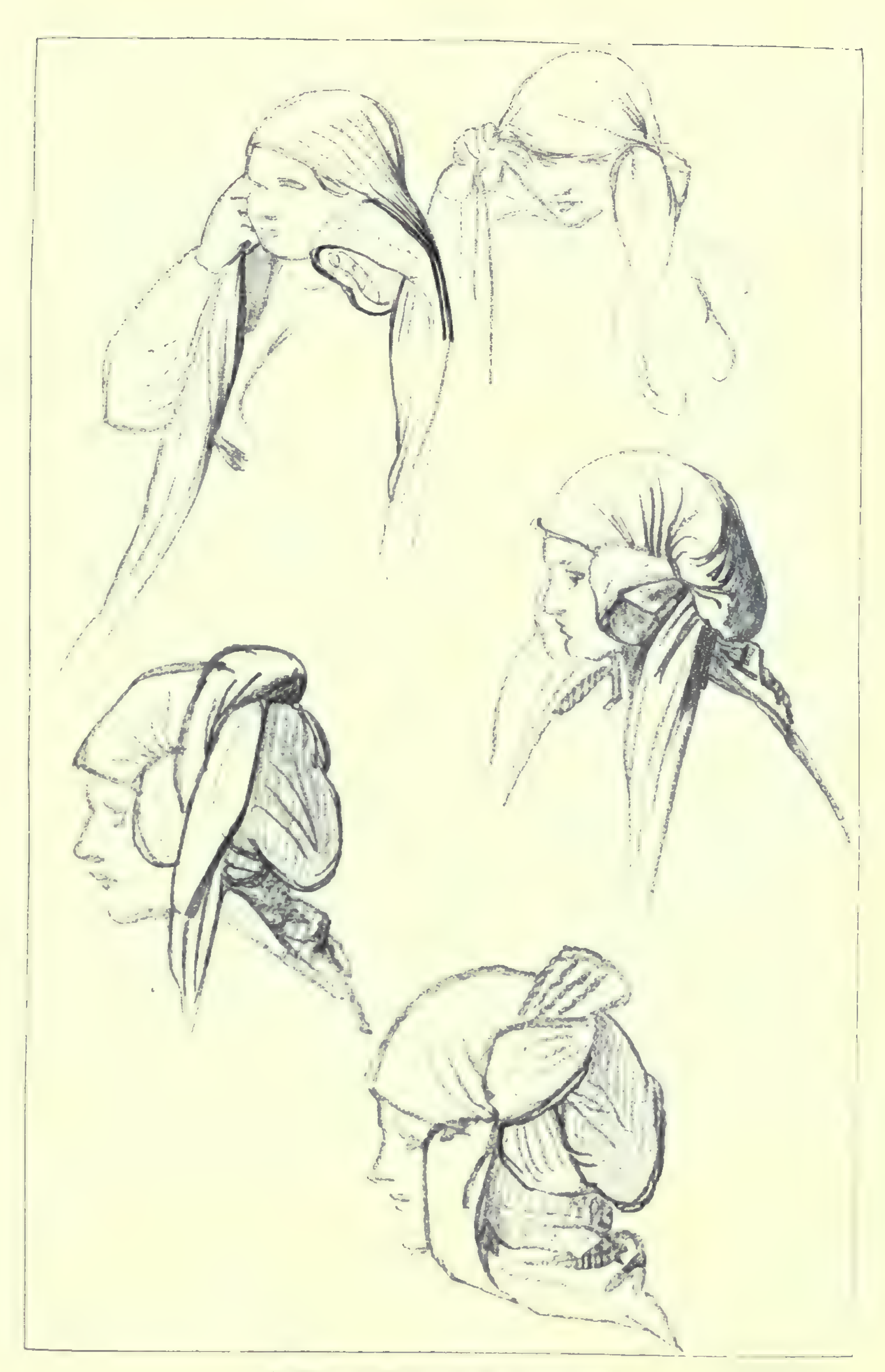
Die Trachten der mährischen Slaven werden gewöhnlich gleichlaufend mit der üblichen Stammeseintheilung der mährisch-slavischen Bevölkerung als vier Haupttypen unterschieden, und zwar als die der Hannaken, der Walachen, der Slovaken und der Westmährer oder Horáken. Diesen wäre noch die Tracht der Lachen (von Frankstadt gegen Teschen) beizufügen, welche in vielen Punkten der Teschner Volkstracht ähnlich war. Nebst jedem dieser Haupttypen gibt es aber noch so viele oft auffallend verschiedene Unterarten, daß gewissermaßen jeder Kirchensprengel nach seinen feineren Trachtunterschieden erkannt werden kann. Der zugemessene Raum gestattet uns hier blos eine Skizze zu entwerfen, welche in den beigefügten Illustrationen ihre Ergänzung finden mag.

Der wohlhabendste Stamm der mährischen Slaven, die Hannaken, hat oder vielmehr hatte (noch in den Sechziger-Jahren) natürlicherweise auch die prunkvollste, wenn auch nicht gerade die kleidsamste Tracht. Wer würde nicht die rothen ledernen Pluderhosen kennen, wie sie noch jetzt von den Hannaken am rechten Marchufer bei Kremsier getragen werden und von denen es im Volksliede heißt:

Der Hannak hat rothe Hosen
Das weiß man überall,
Drinn gleicht er ganz unbestritten
Wohl einem General!

Diese rothe Hose ist fast die letzte Reliquie der früheren hannakischen Tracht. Sie reicht bis zum Knie und ist auf den Seiten mit bunter Seidenstickerei geschmückt. Zu ihr gesellen sich eine blaue oder grüne auf der Brust gestickte, mit Knöpfen gezierte Weste, eine grüne, gleichfalls gestickte Jacke, glattgewichste Röhrenstiefel, ein schwarzer ziemlich breiter, mit Pfauenkielen gestickter Gurt, ein ebenfalls schwarzer früher breitkrämpiger, mit rothen Bändern geschmückter Hut und endlich ein langer Mantelkragen aus hell- oder dunkelblauem Tuch. Denken wir uns zu dieser Tracht noch die stattlichen Körper unserer biederen Hannaken hinzu, so ist das Gesammtbild ein ganz imposantes. Im Sommer wird besonders in Tlumatschau und Záhlinitz statt des Mantels ein leichter langer weißer oder schwarzer Rock getragen, im Winter — jetzt nur noch um Bystřitz und Holleschau — ein langer brauner Schafpelz. Zu diesem gehörte natürlich die übliche Ottermütze, die aber bereits „ausgestorben“ ist und durch schwarze Schafpelzmützen ersetzt wird. Das Haar wird bis jetzt noch in manchen Ortschaften im Nacken lang getragen, während der übrige Kopf kurz geschoren ist.

Die ursprüngliche Tracht der Hannakinnen hat sich nur noch in der Umgebung von Dřevohostitz und Bystřitz mehr oder weniger erhalten. Einst konnte man ihr in ihrer vollen



Das Binden des Kopftuches bei den Hannakinnen.

Pracht bei Hochzeiten begegnen. Wie schimmerten da die weißen kurzen Schürzenröcke[1] (fěrtoch), wie glitzerten die mit Gold- und Silbertressen besetzten ausgeschnittenen Miederchen (lajdik), wie stattlich nahmen sich die runden Gesichtchen aus auf dem breiten Halsgekröse des bauschigen Ärmelhemdchens (rukávce), in den hohen goldstrotzenden Brautkronen (pantlík), wie zierlich waren die weißen, in der Mitte breit und typisch mit goldgelber Seide gestickten Brautumhängtücher (nevěstinská plachta) um die Ellbogen geschlungen! Denken wir uns zu alledem die verschiedenfarbigen Seidenschürzen und die kleinen Stöckelschuhe, so haben wir vor uns das Bild der Hannakinnen, wie sie ausgesehen, als die Tracht bereits im Verfall war. Wie weit prächtiger, namentlich an gediegener Stickerei, die Tracht in den Sechziger-Jahren gewesen sein mag, davon wissen nur noch ältere Hannafrauen zu erzählen und weisen die Museen noch einige Reste auf. An gewöhnlichen Tagen trugen die Hannakinnen einen blauschwarzen Schürzenrock (šorec), am Kopfe ein eigenthümlich gebundenes buntes „Leipziger" Tuch und im Herbst, (verheiratete aber immer) über dem Miederchen eine kurze Ärmeljacke (marýnka) mit hohen Epauletten. Diese Ärmeljacke weicht jetzt rapid weißen gestickten unschönen Leibchen und die „Leipziger" Tücher kleinen, unter das Kinn gebundenen „Tüchelchen". Um Olmütz herum gehen die Hannakinnen bereits durchwegs „stadtmäßig" gekleidet, ebenso die Männer. Die schön gestickten und mit Durchbrucharbeit gezierten Bettvorhänge (koutnica), die sonst mit dem Brauttuch zur Ausstattung der Braut gehörten, kennen wir nur aus der Erzählung unserer Großmütter und aus den spärlichen Resten derselben im vaterländischen Museum zu Olmütz.



Walachischer Bräutigam aus der Gegend von Rožnau.

[1] Diese Schürzenröcke, eines der ursprünglichsten Kleidungsstücke, sind eigentlich breite, faltenreiche Schürzen, welche von hinten um die Hüften gelegt werden. Der offene Vordertheil wird von der sehr breiten Schürze überdeckt.

Selbstverständlich ist die Tracht des zweiten mährischen Slavenstammes, der Walachen, welche das nordöstliche mährische Gebirgsland bewohnen und zumeist recht arm sind, weit dürftiger und einfacher als die hannakische. Auch sie ist ihrem Verfall



Bursche und Mädchen aus Blĕnau bei Ungarisch Brod (Slovakei).

nahe und ist nur noch um Vsetin und Walachisch-Klobuk in zwei Typen erhalten. Von einem dritten Typus, dem um Rožnau, kommen nur noch einzelne Spuren vor.

Das auffallendste Kleidungsstück der Männer ist die zumeist karmoisinrothe Weste (brunclek), die trotz der zahlreichen runden Knöpfchen auf der rechten Seite immer offen

bleibt. Die eng anliegende Hose ist blau, weiß oder braun aus grobem Vsetiner Wollstoff (huňa) und wird an den Waden durch Hafteln zugeknöpft. Das Hemd hat weite, an dem Handgelenk zumeist offene Ärmeln und wird vom Rožnauer offen getragen. Der Rock (župica) ist über der Hüfte enganliegend, nach unten, nach polnischer Art, weit abstehend und reicht bis zum Knie, hat platte Messingknöpfe und ist weiß (Vsetin), braun (Hallenkau) oder grün, seltener blau (Rožnau). Um Rožnau wurde die Župica dann und wann mit schwarzen Schnüren geziert. Immer ist sie aber ein Sonntagskleid. Im Winter wird sie durch einen kurzen braunen Schafpelzrock ersetzt. Die Hüte (širáň) der Walachen sind fast durchwegs ziemlich hoch und schmalkrämpig und werden von den Ledigen mit Chenille und Bänderzeug geschmückt. Die Fußbekleidung bilden, und zwar im Sommer und Winter weiße, braune oder schwarze Tuchschuhe (papuče), die an den Seiten mit Hafteln zugeknöpft werden. Seltener bekleidet den Fuß die mittelalterliche Ledersohle, welche an den mit einem Tuchsocken versehenen Fuß durch Riemen festgebunden und „krpce“ genannt wird. Das Haar wurde gewöhnlich rund oder so geschnitten wie bei den älteren Hannaken. Die neue „Mode“ verdrängt aber rapid die langen Nackenhaare.

Die walachische Frauentracht ist der ehemaligen hannakischen recht ähnlich. Nur das kleine unters Kinn gebundene Kopftuch und die unter demselben hervorschauende Spitzenhaube (der verheirateten) wären ein gutes Unterscheidungsmerkmal. Im Ganzen ist sie weit ärmer und einfacher als die hannakische. Statt der früher üblichen Schürzenröcke werden jetzt mehr und mehr verschiedenfarbige Wollröcke getragen. Das Leibchen aus Tuch oder Seide, „frydka“ genannt, ist wie das hannakische tief ausgeschnitten. Im Winter sind kurze Pelzchen, mit Fuchsfellen verbrämt, noch hier und da zu sehen. Als Fußbekleidung dienen Schnürschuhe, im Winter zumeist Tuchschuhe derselben Art wie bei den Männern. Die gefältelten, ausgezogen bis 225 Centimeter langen Strümpfe, die früher zu ausgeschnittenen Stöckelschuhen getragen wurden, sind jetzt wenig mehr zu sehen. Das Tragen der Brauttücher ist bis jetzt an einigen Orten (Klobuk) üblich. Auch gestickte Bettvorhänge der Wöchnerinnen waren im Gebrauche. Das Ornament der Stickereien ist dem hannakischen ähnlich, nur etwas eckiger, alterthümlicher. Ausgezeichnet aber und grundverschieden ist die äußerst feine Weißstickerei (auf den alten Kopftüchern) der Walachinnen um Rožnau, der in Mähren nichts Ähnliches zur Seite gestellt werden kann und die aus mühevollen Durchbrucharbeiten auf battistähnlichem Linnenzeug besteht.

Im Westen Mährens wohnen die sogenannten Horáken (die Gebirgsbewohner). Wie ihr Dialect, so neigt oder neigte sich vielmehr (vor einigen Jahrzehnten) auch ihre Tracht theils zu der böhmischen, theils zu der hannakischen. Am bekanntesten ist sie in der Umgebung von Iglau, wo sie mit kleinen Abweichungen auch von der deutschen Landbevölkerung getragen wird. Ihr Typus ist nicht so alterthümlich wie der hannakische,



Mann aus Kañovitz bei Ungarisch Brod Kreis der Zálešaken und Bursche aus Groß Vrbka bei Strážnitz Kreis der Hochländer.

walachische oder gar slovakische, sondern erinnert mehr oder weniger an den Trachtentypus des vorigen Jahrhunderts.

Die Hauptmerkmale der hiesigen Frauenkleidung sind das bunte, bortenbesetzte miederartige Schnürleibchen, das rothe turbanartig um den Kopf geschlungene Kopftuch, dessen Hinterzipfel weit über den Rücken herunterreicht, bläuliche Röcke mit breitem rothem Tuchsaum und das Ärmelhemd mit kleinen Bauschärmeln, die gewöhnlich hoch über dem Ellbogen mit rothen Bändern zusammengehalten werden und ein schmales Gekrause haben. Die Schürze ist breit und lichtfarbig, oft weiß, die Strümpfe sind zinnoberroth, an den Seiten gewöhnlich in Zwickeln gestickt, die Schuhe tief ausgeschnitten und vorne mit Maschen geschmückt. Ältere Weiber tragen kurze dunkle Tuchjacken mit hoch gerafften Ärmeln.

Die Männertracht, die jetzt nur noch selten anzutreffen ist, bestand aus einer zumeist schwarzen ledernen Kniehose, die von grünen an der Brust quer verbundenen Hosenträgern getragen wurde, einer blauen oder rothen mit Zinnknöpfen versehenen Weste und einem breitkrämpigen mit Chenillenzeug geschmückten Hute, hohen Röhrenstiefeln und blauen Strümpfen. Der lange Oberrock war blau mit vielen Zinnknöpfen, doch gewöhnlich durch eine kurze Ärmeljacke vertreten. Im Winter wurden auch Ottermützen getragen.

In allen bis jetzt beschriebenen Gegenden ist die Volkstracht dem Verschwinden nahe. In vollem Leben aber ist sie noch in der mährischen Slovakei, im südöstlichen Mähren.

Wie einfach die Tracht der Slovaken — in Wien schlechthin „Kroboten" genannt — an Werktagen sein mag, so reich, so buntfarbig, so verschiedenartig ist sie an Sonn- und Feiertagen. Es lassen sich nicht weniger als sechsundzwanzig Arten derselben unterscheiden, von denen manche auf einen einzigen Ort beschränkt sind (Blčnau, Bracov). Immerhin haben alle etwas gemeinschaftlich Charakteristisches.

Die Männertracht, welche bei der Arbeit nur aus einer breiten Leinwandhose (gatě) und eben solchem Hemd besteht und durch Hut und Röhrenstiefel zum vollständigen Alltagsanzuge wird, charakterisirt am Sonntag die eng anliegende, vorne zierlich geschnürte Tuchhose (nohavice), die weiß (Hrozenkau, Velká), lichtblau (Luhačovitz, Velká), blau (Milotitz), dunkelblau (Ostra, Hradisch) oder zinnoberroth (Lundenburg) ist. Nur um Gaya findet man gelblederne Kniehosen mit blauen Strümpfen in Verbindung. Ältere Männer tragen immer dunkelfarbige, oft schwarze und wenig beschnürte Hosen. Zum Schutz der Hose wird vielfach eine blaue oft gestickte Schürze und um den Körper ein langer Riemen getragen, zu dem in einigen Gegenden, besonders um Ungarisch-Brod, ein bis 28 Centimeter breiter Ledergurt sich gesellt, der nebstdem ein gutes Versteck für alle erdenklichen Reiseutensilien bildet. Das kurze Hemd hat entweder offene (im Süden) oder am Handgelenk sich verengende Ärmel (im Norden der Slovakei). Immer ist es mit Stickereien, die bei



Bäuerin aus Bilowitz bei Ungarisch Hradisch: Slovakische Volkstracht

den Burschen fast durchwegs bunt sind, an der Brust, um den Kragen und an der Hand geziert und wird im Süden durch vier wallende Schleifen am Hals zusammengebunden.

Über das Hemd kommt ein Westchen, die kordula, um Velká auch prucel genannt. Im Norden ist es — und zwar vorne und hinten — aus dunkelblauem oder schwarzem Tuch und wird mit blauem oder schwarzem Schnürchengeschnörkel und — je nach den Ortschaften — blauen und rothen Quasten geschmückt. Auch die Knöpfe desselben sind nach dem Trachttypus verschieden: bald klein, bald groß, bald weiß, bald gelb. Um Velká ist es entweder aus weißem Flanell und etwas gestickt oder aus buntem Seidenzeug und dann so kurz, daß es blos in die Mitte des Rückens reicht. Auch um Strážnitz sind solche Westchen üblich, ebenso um Göding und Lundenburg, nur daß sie um diese zwei letzten Orte reicher geschmückt sind. Im Frühjahr und Herbst wird über dem Westchen gewöhnlich noch eine weiße Flanelljacke (lajbik) mit rothen Aufschlägen getragen. Sehr auffällig ist die Halena, ein langer weiter Rock mit viereckigem bis in die Mitte des Rückens reichendem Kragen. Aus grobem Wollstoff verfertigt wird sie gewöhnlich mantelartig umgehängt. Oft hat die Halena vorne bunte Aufschläge, nach denen man leicht ermittelt, woher ihr Besitzer stammt. Im Winter wird immer ein Schafpelz (kožuch) getragen. Er ist entweder kurz (Rivnitz) oder lang, und da entweder weiß (Umgebung von Göding, Kunovitz) oder braun und je nach der Gegend geschmückt.

Auch die Kopfbedeckung ist recht verschieden. Bei Hradisch ist es ein kleiner schwarzer, bei Kunovitz ein grauer, bei Gaya ein oft sehr breiter Hut. Um Velká ist er hoch und wie bei Lundenburg und Göding bunt bebändert. Eine weiße Hahnenfeder hinter der Krämpe bedeutet einen erwachsenen Jungen, der im Ringkampfe sich schon zu helfen weiß und diese Hahnenfeder nur an den Stärkeren abgibt. Im Winter werden statt der Hüte schwarze Pelzmützen getragen, die an Stelle der früher üblichen Ottermützen getreten sind.

Die Fußbekleidung, ein hoher Faltenstiefel, oft mit langen Quasten an der Vorderseite, wird nur im Gebirge zur Winterszeit durch Tuchschuhe ersetzt. Das Haar wird jetzt fast durchwegs kurz geschoren. Im nördlichen Theile der Slovakei trug man es einst so wie bei den Hannaken, im südlichen — und dies trifft man noch heute oft an — war es in der Mitte getheilt und hinten horizontal zugeschnitten.

Ist schon die Männertracht, besonders der Sonntagsstaat, malerischer als alle anderen mährisch-slavischen Trachten, so gilt dies umsomehr von der Frauenkleidung. In den leuchtenden rothen, weißen, gelben, blauen, grünen und schwarzen Farben derselben zeigt sich freilich eine etwas naive Vorliebe für intensives Colorit, die unserer an gebrochene Töne gewöhnten Zeit nicht besonders zusagt, aber in ihrer Gesammtwirkung, besonders im frischen Grün der slovakischen Auen nicht minder harmonisch ist, wie die der orientalischen grellen Trachten in den eintönig gelben Flächen der dortigen Landschaft.



Bursche aus Březolup bei Ungarisch Hradisch: Slovakische Volkstracht

Die slovakische Frauentracht gehört in Mähren zu den ältesten ihrer Art. Den Rock vertritt auch hier eine kurze breite, am Feiertage weiße (fěrtoch), an Werktagen schwarze (šorec) Schürze, die von hinten angelegt und deren Vorderöffnung durch eine Vorderschürze bedeckt wird, deren Ränder wieder hinten fast aneinanderstoßen. Nur um Gaya und Lundenburg werden geschlossene bunte Röcke getragen. Die Länge der Röcke ist verschieden, sie reichen gewöhnlich bis zur Mitte der Wade, bei Gaya blos bis zum Knie. Das Ärmelhemd hat gewöhnlich äußerst bauschige Ärmel, die beim Ellbogen aufgebunden werden und mit der breiten Handkrause noch unter den Ellbogen reichen. Der Kragen ist entweder stehend (Gaya) oder umlegbar, in diesem Falle klein, spitzenbesetzt (Hradisch, Kunovitz, Ostra) oder groß, nach Matrosenart oft tief auf den Rücken herabreichend (Velká, Lundenburg, Göding). Immer aber ist auf dem Ärmelhemd, dessen Vordertheil und Kragen die prächtigste Stickerei angebracht, die, je nach der Gegend, verschiedenen Stil und verschiedene Technik zeigt. So ist im Norden die Kreuzstich- und à-jour-Stickerei, um Velká die hier seit Jahrhunderten geübte sogenannte Holbeintechnik, um Lundenburg und Dubňan eine geschmackvolle Flachstickerei beliebt. Der Stil, im Ganzen national gehalten, erinnert im Norden an die Gothik, um Ostra an byzantinische Mosaikmuster, um Lundenburg an die Glanzepoche der Renaissance.

Die Schürze (fěrtúšek) ist gewöhnlich aus lichtem, oft buntfarbigem Zeug, Seide und Cachemir gefertigt, bei Lundenburg aber weiß und weiß gestickt, zwischen Gaya und Göding dunkelblau, mit stilisirten Pflanzenornamenten bunt gestickt und mit breiten Klöppelspitzen besetzt. Die westenartigen Leibchen (kordulka) sind gewöhnlich aus buntbeblümtem Seidenzeug gemacht und mit Silbertressen besetzt, nur um Velká sind sie aus weißem Flanell und um Ostra aus schwarzem Tuch, hier mit rother Schnörkelstickerei und großen rothen Quasten auf der Brust und am Rücken versehen. Bei Gaya und Lundenburg sind sie sehr kurz. Im Herbst trägt man besonders im Norden über dem Leibchen eine Ärmeljacke (lajbl) aus weißem Flanell, die vorne hier und da (Vlčnau) schön roth gestickt ist. Im Winter schlüpfen nicht nur ältere Weiber, sondern auch Mädchen in den Schafpelz, der immer weiß ist. Im Norden ist er lang und wird um die Hüften mit einem breiten rothen, oft gestickten Tuchgürtel zusammengebunden. Um Gaya, Göding und Lundenburg ist er kürzer, frackartig und nicht nur um den Hals und die Ärmeln, sondern auch auf den umgelegten Schößchen mit schwarzem Fell verbrämt. Bei festlichen Anlässen wird in Lundenburg die „šuba“, ein langer Tuchpelz aus blauem Zeug mit Schnurposamenterie angezogen. Solche Sonntagspelze (mentýk) trugen ehedem Männer wie Frauen in der ganzen Slovakei.

Der Kopf, dessen Haar gewöhnlich in einen Zopf zusammengeflochten wird, welcher bei Ledigen frei herabhängt und am Ende durch Seidenmaschen geziert ist,

wird fast durchwegs in ein verschiedenartig um denselben geschlungenes großes „türkisches“ (auf rothem oder schwarzbraunem Grunde buntes) Tuch gehüllt. Nach der Art, wie die Kopftücher verbunden sind, erkennt man leicht, aus welchem Orte die Trägerin desselben stammt. Um Gaya und Göding tragen die Frauen an Werktagen, um Lundenburg aber immer ein kleines leichtes Tuch unters Kinn gebunden. Nur bei großen Festlichkeiten sieht man z. B. in Landshut noch die alterthümlichen „rožky“ = (Hörnchen), die ein wenig an Bischofsmützen erinnern, bei den Mädchen, und ähnliche, aber mit einem langen, gestickten Kopfschleier (šatka) umwundene steife Hauben (čepec) bei den Bräuten oder Verheirateten. Diese Kopfschleier, die noch anfangs unseres Jahrhunderts durch die ganze Slovakei üblich, in der Verzierung aber überall verschieden waren, sieht man nur noch in der Umgebung von Velká. Bei verheirateten Frauen kommt fast durchwegs unter das Kopftuch eine wieder verschiedenartige Haube. Um Gaya haben diese Hauben einen sehr alterthümlichen Schnitt.

Die Beschuhung der slovakischen Frauen besteht durchwegs aus verschiedenartigen, oft sehr zierlichen hohen Stiefeln. Schuhe werden nur in den Städten getragen.

Zu erwähnen wäre noch die besondere Ausschmückung der slovakischen Bräute. An manchen Orten, wie in Landshut, Dubňan u. s. w. besteht sie auch aus speciell bei der Hochzeit gebrauchten Röcken; das Auffallendste bei ihr ist aber fast immer die eigenthümliche und zugleich alterthümliche Bekrönung (pentleni) des Kopfes, und zwar nicht nur der Braut, sondern auch der Kranzeljungfern. Diese Bekrönung besteht aus gemachten Blumen, Spiegelchen, Goldflittern und macht einen seltsamen, zugleich malerischen Eindruck. Zum completen Brautschmuck gehört natürlich auch ein reich gesticktes leinenes, circa 250 Centimeter langes und 70 Centimeter breites Brauttuch, plachta úvodní oder auch úvodnica, Einsegnungstuch, genannt, weil es auch bei der Taufe und Einsegnung benützt wird. Gestickte Bettvorhänge kommen nur noch hier und dort vor, die schönsten bei Landshut und Göding, doch sind sie fast nirgends mehr im Gebrauche.

Ortsanlagen, Wohnungen, Sagen und Märchen der Slaven.

Die Ortsanlagen und Wohnungen. Die früher erwähnten zahlreichen ethnographischen Verschiedenheiten der slavischen Bewohner Mährens äußern sich nicht nur in Dialect und Tracht, nicht nur in Gemüths- und Lebensart, sondern auch in Ortsanlagen und Wohnungen.

So steht der Hannake in Betreff seiner Wohnweise in unverkennbarem Gegensatze zu seinen stammverwandten Nachbarn ringsum. Er wohnt seit Menschengedenken in großen, verhältnißmäßig behaglich eingerichteten Häusern; kaum eine Tagreise von dem Südrande

der Hanna aber, an der mährisch-ungarischen Grenze trifft der Wanderer durchwegs nur armselige Hütten aus Holz und Lehm an, deren Bewohner den Schornstein noch heute als Luxus betrachten und in deren Stube man oft nicht anders als durch den Viehstall gelangt! Den Übergang zwischen diesen beiden Wohnweisen bildet das Wohnhaus des Slovaken im Niederlande (an den Ufern der March). Ein ganz anderes Aussehen trägt wieder das Holzhaus des Walachen und des westlichen Gebirgsbewohners.

Nicht minder auffallend ist der Gegensatz zwischen dem mährischen Mittellande und den gebirgigen Grenzstreifen Mährens in Bezug auf die Ortsanlage: in der Marchebene der einheitliche, geschlossene Dorfplatz, — im Gebirge ringsherum das zwanglose System des haufenförmigen Dorfes oder gar der Einzelhöfe.

So hat die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit nebst anderen Natureinflüssen zugleich mit historischen und socialen Factoren zur Ausprägung des mährischen Volkscharakters in den verschiedenen Landestheilen Mährens in jeder Beziehung und namentlich auch in Betreff der Ortsanlage und Bauweise entscheidend mitgewirkt.

Unsere Betrachtungen der Ortsanlage und des Hausbaues wollen wir von dem Herzen des Landes, von der Hanna aus beginnen. Die aus der Fruchtbarkeit des Bodens entspringende Wohlhabenheit des Hannaken hat ihn schon in lange vergangenen Zeiten zum „Aristokraten" unter den mährischen Volksstämmen erhoben; überdies haben in den letzten Decennien der rege Contact mit den vielen volkreichen Städten der Hanna und die hier auf fruchtbaren Boden fallenden Fortschritte der modernen Cultur zugleich den Sondertypus des Hannaken in mancher Hinsicht beinahe gänzlich verwischt, während die nachbarlichen, den gebirgigen, daher auch minder fruchtbaren und von der Welt mehr abgeschlossenen Theil des Landes bewohnenden Stämme ihren Charakter noch ziemlich unversehrt erhalten haben.

Wer die Hanna vor drei oder vier Jahrzehnten, seitdem aber nicht gesehen hat, der wird sich in ihr heute kaum mehr zurechtfinden. Die alte Ortsanlage ist allerdings dieselbe geblieben; trotz des fortschrittlichen Geistes der Hannaken hat die Gassenregulirung in die hannakischen Dörfer noch nicht Eingang gefunden. Die althannakischen Dörfer sind stets an der Krümmung eines Baches gelegen, an dessen Ufern sich der für die hannakische Landschaft unerläßliche Weidenbaum in langen Reihen hinzieht; daher auch sein Spottname „hannakische Palme".

Das Bild, welches ein althannakisches Dorf bietet, wird charakterisirt durch die hohen, mächtigen Strohdächer der Schatzkammern der Hanna, nämlich der Scheunen, welche wie ein Wahrzeichen der ackerbautreibenden Bevölkerung die Dächer der Wohnhäuser hoch überragen. Der mäßig hohe Kirchthurm und einzelne schlanke, hoch in die Lüfte ragende Pappeln verleihen dem sonst ziemlich monotonen Bilde eine gewisse Lebhaftigkeit.

Ihrer Anlage nach sind die althannakischen Dörfer insgesammt sogenannte slavische Runddörfer. Die Wohnhäuser, von einander nur durch Hofeinfahrten getrennt, umstehen mit ihren Längsfronten einen rundlichen oder unregelmäßig dreieckigen Dorfplatz, der vor Zeiten zumeist nur von einer einzigen Seite aus zugänglich war; selbst heute noch muß man bei vielen dieser Dörfer, wenn man sich ihnen nicht gerade von der Einfahrtseite nähert, eine weite Strecke rings um die nur von Scheunen unterbrochenen Gartenmauern oder Zäune wandern, bevor man den Zugang zum Dorfplatze erreicht. Ehemals



Althannakisches Bauernhaus mit Thorvorsprung [illegible]

war selbst dieser einzige Zugang zum Dorfplatze mit einem Thore verschließbar, wie dies aus der noch heute in den meisten Ortschaften der Hanna erhaltenen Benennung der zuliegenden Dorftheile (brána = das Thor, zábraní = hinter dem Thor u. s. w.) ersichtlich ist. Die ganze althannakische Dorfanlage war offenbar von der Absicht geleitet, das Dorf zu einem festen Platze zu gestalten. Wenngleich die Befestigungsmittel primitiv waren, so haben sie sich doch noch in späthistorischen Zeiten hier und da bewährt, wie das Dorf Groß-Senitz beweist, welches im dreißigjährigen Kriege den plündernden und brandschatzenden Schweden erfolgreichen Widerstand geleistet hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Art der Dorfanlage jener grauen Vorzeit entstammt, wo das mährische Volk noch in der altslavischen Familienverfassung der Hauscommunion lebte. Sobald eine solche Familie (im weiteren Sinne des Wortes) einen Platz zur Ansiedelung gewählt hatte, wurde der Plan des anzulegenden Dorfes beschlossen; denn bei der einheitlichen geschlossenen Anlage der Runddörfer kann der Dorfplatz eben nicht anders als mit einem Male, auf Grundlage eines einheitlichen, vorher beschlossenen Planes ausgebaut worden sein. Hiermit stimmen auch andere historische Zeugnisse für die Alterthümlichkeit der Runddörfer überein, insbesondere die Namen derselben, die nachgewiesenermaßen zu den ältesten im Lande gehören, vor Allem die zahlreichen patronymischen Ortsnamen (auf ice, ovice, wie Těšetice, Drahanovice, das heißt: der Stamm, die Nachkommen des Těšeta, Drahan), deren Entstehungszeit mit der Blüte der altslavischen Familienverfassung zusammenfällt. Thatsächlich gehören auch die meisten in den ältesten Urkunden erwähnten Ortsnamen Mährens Runddörfern an.

Auf einer erhöhten Stelle inmitten des Dorfplatzes steht die ehemals stets vom Kirchhofe umgebene Kirche oder wenigstens eine Kapelle. Sonst aber ist der hannakische Dorfplatz ziemlich leer: ältere, größere Bäume gehören daselbst zu den Seltenheiten, erst in neuerer Zeit werden Obstbäume vor den Häuserfronten gepflanzt. Die vor Zeiten unerläßlichen, unschönen Pfützen sind gegenwärtig von den hannakischen Dorfplätzen zumeist schon verschwunden.

Eine ganz verschiedene Ortsanlage weisen jene Dörfer der Hanna auf, welche erwiesenermaßen eine Gründung der ersten Jahrhunderte unseres Jahrtausends sind. Diese bilden nicht mehr einen geschlossenen, breiten Dorfplatz, sondern eine gerade Gasse, ebenso wie die in späteren Zeiten zu dem ursprünglichen Kern der Runddörfer — dem geschlossenen Dorfplatze — zugewachsenen Dorftheile. Bei den neuesten Ortsgründungen schließlich, namentlich des josephinischen Zeitalters (in den Achtziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurden in Mähren weit über einhundert Dörfer angelegt) ist die Form einer einzigen Häuserzeile in Aufnahme gekommen.

Abgesehen von der bis in die Gegenwart erhaltenen alten Ortsanlage zeigt sich aber die althannakische Bauweise nur noch in einzelnen ziemlich seltenen Hausveteranen, bei denen übrigens die alterthümlichen Theile mit neumodischen Renovirungen bunt durcheinandergeworfen sind.

Groß und schwerfällig, aber behäbig und solid gebaut war ehemals das hannakische Bauernhaus, ein Ebenbild des Hannaken selbst, seiner breiten, knochigen Gestalt, seines etwas plumpen Auftretens, seines phlegmatischen Naturells, sowie seines breiten Dialects. Als Baumaterial für den eigentlichen Wohntract — die Stube — diente Holz, welches jedoch mit Mörtel verputzt und weiß übertüncht wurde, so daß das hölzerne Haus der

Hanna das Aussehen eines gemauerten hatte. Abgesehen von dem eigentlichen Wohntracte, bestanden die Mauern des althannakischen Bauernhauses aus mit Stroh untermischtem Lehm, dessen einzelne Lagen zwischen zwei aufrecht gelegten Brettern so lange gestampft wurden, bis sie hart geworden sind; später baute man die Mauern aus übereinandergelegten Lehmklumpen (války), die schließlich durch ungebrannte Lehmziegeln ersetzt wurden. Die Häuserfaçaden wurden ehemals nur weiß, deren Sockel (obrovnávka) grau oder blau angestrichen; in der oberen Hanna hatten die alten Häuser oft eine farbige (in der Regel gelbe) Umrandung. Eigenthümlich sind hier auch die plastischen, oberhalb der Fenster und Thüren angebrachten Mörtelornamente, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts aufkamen und von denen leider in unseren Tagen wieder von Jahr zu Jahr eine Anzahl verschwindet. Diese Hausornamentik verräth zwar das Vorbild der Barocke, ist jedoch in einer eigenthümlichen Weise entwickelt.

Das eigentliche Wohnhaus bestand aus zwei Theilen, die auch äußerlich zu unterscheiden waren, nämlich einerseits aus der höher gelegenen Stube, an welche in der Regel ein kleines Zimmer anstößt; dieser Theil des Wohnhauses ist nur ebenerdig — eine Art Hochparterre; der andere Theil, welcher den Flur sammt Kammern umfaßt, ist dagegen tiefer gelegen und mit niedrigerer Decke, dafür aber mit einem Obergeschoß versehen, so daß seine Mauern jene des eigentlichen Wohntractes überragen; infolge dessen ist auch das ehemals durchwegs strohgedeckte Dach zweitheilig, indem sich der First oberhalb der Übergangsstelle vom Flur zur Stube plötzlich in schiefer Lage um etwa 0·5 Meter senkt.

In der oberen Hanna — von Littau im Norden bis Tobitschau im Süden — hatte ehemals ein jeder Bauerngrund vor seiner Hausthür einen großen quadratischen, massiv gebauten Vorsprung (žudr), etwa vier bis fünf Meter im Gevierte, der sich auf den Dorfplatz mit einem breiten, durch Holzbrüstungen jedoch bis auf einen engen Durchlaß versperrten Bogen öffnete. Die zahlreichen Hausvorsprünge verliehen dem sonst ziemlich öden hannakischen Dorfplatze eine Lebhaftigkeit, die man heute mit Bedauern vermißt. Sie waren es, welche den Charakter der hannakischen Dorfarchitektur vor allem anderen ausmachten. Nachdem sie ohne irgend einen Ersatz verschwunden sind, hat auch das hannakische Bauernhaus seinen Sondertypus eingebüßt. Im südlichen Theile der Hanna — bei Kremsier und Holeschau — waren jedoch diese Hausvorsprünge entweder gar nicht üblich oder sie haben sich, gerade so wie in der angrenzenden mährischen Slovakei, nur in der Form von kleinen kapellenartigen, mit einem fliegenden Dach überdeckten Nischen erhalten.

Es war ein angenehmes Plätzchen, dieser Hausvorsprung, besonders im Hochsommer, indem die dicken Mauern den Sonnenstrahlen erfolgreich Trotz bieten konnten, so daß darin auch bei der größten Sommerhitze eine angenehme Kühle herrschte. So diente diese

Laube in der heißen Jahreszeit als ländlicher Salon, wenn die Nachbarn zu Besuch kamen, denn gemauerte, längs der inneren Wände sich hinziehende Sitzbänke luden hier zum Ausruhen ein; bei Regenwetter wieder bot die halboffene Halle einen geschützten Kinderspielplatz.

Im Hintergrunde der Laube führte die ehemals einflüglige und erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts in der Regel zweitheilige Hausthür — gewöhnlich über eine oder zwei Stufen — in den geräumigen Hausflur. Manche alte Hausthür gibt noch heute durch ihre etwas barockisirende, aber trotzdem eigenthümlich hannakische Verzierung ein beredtes Zeugniß von der Geschicklichkeit und dem natürlichen Kunstsinn der ländlichen Tischler und Zimmerleute der Hanna. Wir finden darin die Ornamentik der hannakischen Stickereien mittels einer eigenartigen Technik in Holz geschnitzt wieder.

Links oder rechts von der Laube blinken uns in der Regel drei sauber geputzte mittelgroße Fenster entgegen, voll von wohlgepflegten Blumen; besonders beliebt ist heute bei den Hannaken die Muskatnuß, der Rosmarin, die Fuchsie. Die Fenster sind der eigentliche Blumengarten der Hannaken, denn nur ausnahmsweise findet man vor dem Hause neben der Laube ein kleines, mit Planken unschön umzäuntes Gärtchen, das jedoch vorwiegend als Gemüsegarten dient. Der große Garten hinter dem Hofe aber wird ausschließlich als Obstgarten verwendet.

Auf der andern Seite vom Hausvorsprung sind ebenerdig, sowie im Obergeschoß ein paar ganz kleine vergitterte Fensterchen, die den Kammern sehr spärliches Licht spenden. Den Hausvorsprung schützte ein Querdach, das entweder mit einem Strohwalm oder mit einem Holzgiebel endigt, auf den — wie bei Holzhäusern überhaupt — besondere Sorgfalt verwendet wurde. Die ganze Anordnung dieses Giebels ist dieselbe wie bei den Holzbauten der gebirgigen Theile des Landes, namentlich der mährischen Walachei.

Von dem geräumigen, beinahe quadratischen Hausflur (síň), welcher die volle Breite der Laube und die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und sich an dem der Hausthür entgegengesetzten Ende entweder direct auf den Hof oder durch ein kleineres Vorhaus (podsíňka, bei Olmütz přésanek) öffnet, führt seitwärts (links oder rechts) eine Thür in die zweifenstrige Stube (izba). Hier stand neben der Thür der grün oder schwarz glacirte Kachelofen, der von der Küche und in noch älteren Zeiten vom Flur aus geheizt wurde. An denselben lehnte sich in der Ecke an der Hofmauer der große, ebenfalls von außen heizbare Backofen (pec) an, das ursprüngliche Familienschlafzimmer. Um den Ofen und Backofen liefen an den freien Seiten Bänke herum, von der Decke hingen hier wagrechte Stangen (bidla) herab zum Trocknen von Kleidern und dergleichen. An der Wand zwischen dem Ofen und der Thür hängt der nie fehlende Weihwasserkessel mit dem darüber gehängten Rosenkranz.

In der zweiten Ecke, gegenüber den zwei Fenstern der Stube steht das Paradebett mit hoch aufgeschichteten Kopfkissen — dem Stolz der hannakischen Hausfrau. Ihm gegenüber in der dritten Ecke bei den Fenstern steht der viereckige massive, aus Eichenholz gezimmerte, oft mit eingelegten Ornamenten gezierte Tisch auf gekreuzten Füßen, in dessen Lade stets ein angeschnittener Brodlaib sammt Messer den Gast erwartet. Hinter dem Tische längs der beiden Wände stehen lange Bänke mit geschnitzten Füßen und Lehnen, gewöhnlich blau angestrichen. Die Ecke oberhalb des Tisches füllte ein dreieckiger Kasten zur Aufbewahrung von Geld und Papieren von Werth aus; über demselben hängt das Crucifix und zu beiden Seiten auf einer Leiste je eine Reihe Heiligenbilder — meist Buntdrucke auf Papier oder auch auf Glas gemalt oder schließlich aus buntfarbigen Papierschnitzeln und Goldflitter zusammengeklebt. Ober der Eingangsthür oder auch über der in das Nebenzimmer führenden Thür sind auf einem Brette (lištva) gemalte Teller und Krüge aufgestellt, beziehungsweise aufgehängt.

Das zweite, einfenstrige Zimmer ist gegenwärtig das Schlafzimmer des Hauswirthes und der Hausfrau. Außer den Bettstätten stand hier die mit Blumen buntbemalte Truhe, in welcher die Staatskleider und prachtvoll gestickte Wäsche aufbewahrt wurden. Die alten Hannaken kannten keine Schubladkasten und keine Chiffonniers; in der Truhe fand Alles friedlich nebeneinander Platz, in einer kleinen Nebenlade auch das von einem Familienmitgliede geschriebene und in eigenartigem hannakischem Stile gemalte Gebetbuch, das von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder vererbt wurde. Wo kein eigenes Schlafzimmer war, dort wurde bei freudigen Familienereignissen das Bett der Wöchnerin mit gestickten Vorhängen verhängt, so daß dadurch in einer Ecke des Zimmers eine Art temporärer Alkoven geschaffen wurde.

Hinter der Wohnstube auf der Hofseite befindet sich die Küche — ein neuerer Zubau aus jener Zeit, wo der Flur aufgehört hatte, als Herdraum zu dienen. Der Herd (ohnisko) bestand aus einer gemauerten Bank, in deren Hinterwand zwei Öffnungen (čelesno) in den Ofen und Backofen führten. Ober dem Herde öffnete sich der Rauchfang. In einem Wandschrank (police) wurde das Tischgeräthe aufbewahrt, das vor Zeiten durchwegs aus Holz hübsch geschnitzt war.

Der Fußboden bestand ehemals im ganzen Hause aus gestampftem Estrich und die Holzdecke wurde von Tramen getragen.

Aus dem dunkeln, fensterlosen Flur, der nunmehr durch Verlegung des Herdes in die neu zugebaute Küche seine ehemalige Wichtigkeit eingebüßt hat und seither nur ein Durchgangsraum ist, führt auf der entgegengesetzten Seite von der Wohnstube eine Thür in die ebenfalls ziemlich dunkle Kammer, die zur Aufbewahrung von Kleidern, Vorräthen von Consumartikeln und dergleichen dient. Von hier aus führt eine steile Holzstiege in den

oberen Halbstock, wo sich neben der Kammer für Speisevorräthe auch der Getreide-schüttboden (sépka) ober der Laube befindet. Eine Fallthür führt aus der unteren Kammer in den Keller; in manchen Dörfern sind jedoch die Keller, die als Erdäpfelgruben verwendet werden, insgesammt in einem Abhang hinter dem Dorfe im Lehm nebeneinander ausgehöhlt. Auf dem Dachboden (hůra), zu dem man durch ein Loch (sklopec), welches durch die Neigung des Daches zwischen den Kammern und der Stube entstand, mittelst einer Leiter gelangt, wird Stroh aufbewahrt.

Durch die Hofthür des Hausflurs gelangt man auf den gedeckten Gang (náspa) vor den Stallungen. Derselbe war ehemals gegen den Hof zu ganz offen, in der neuesten Zeit wird er zuweilen durch gemauerte massive Säulen in eine Art roh gebauter Arkaden verwandelt. Eine ganze Reihe von Thüren führt von diesem Gang aus in die Stallungen und sonstigen Wirthschaftsräume, welche stets unmittelbar an die Rückseite des Wohnhauses im rechten Winkel stoßen und den geräumigen länglichen Hof auf einer Längsseite begrenzen, während die gegenüberliegende Hofseite von der Rückwand der Stallungen des Nachbarn begrenzt wird. Zunächst dem Hause befindet sich die Häcksel- und Futterkammer für Pferde (překladnik, in der südlichen Hanna řízňa) mit dem Nachtlager der Knechte, von dem Pferdestall nur durch den Trog getrennt. Daneben war ein kleinerer Pferdestall für den bis unlängst sehr oft eintretenden Fall der Militäreinquartierung. Darauf folgt der Kuhstall (chliv), schließlich eine Futterkammer und ein Schweinestall (chlivek), hinter welchem ein offener Schoppen (kulňa) die Wirthschaftsräume im Hof gegen den Garten zu abschließt. Daselbst stehen die Wirthschaftswagen und Feldgeräthe, an denen der Eisenbeschlag manchmal recht interessante Proben hannakischer Schmiedekunst bietet. Die Thüren zu den Wirthschaftsräumen bestehen während des Sommers in ihrer oberen Hälfte nur aus ein paar Holzlatten, um der frischen Luft freien Zugang zu gewähren, da diese Räume sonst fensterlos sind. Längs des gedeckten Ganges zieht sich der Düngerhaufen hin. Entweder vom Hofe aus oder durch eine Nebenthür an der Vorderfront des Wohnhauses gelangt man in die Wohnung der Ausgedingeleute, die aus einem kleinen Flur und einem zweifenstrigen Stübchen besteht.

Im Hintergrund des Hofes schließt sich an denselben der durch einen aus Weidenruthen geflochtenen Zaun vom Hofe getrennte Obstgarten an. Dort steht die große Scheune (stodola oder auch humno) mit einem hohen, mächtigen, mit Stroh gedeckten Walmdache. Ehemals waren nur die Ecken und starke Mittelpfeiler der Scheune aus Lehmklumpen oder ungebrannten Lehmziegeln gebaut, die Zwischenräume aber wurden durch starke Bretter verschalt; im südlichen Theile der Hanna sind die Scheuern auch heute noch zumeist ganz von Holz gebaut. Der innere Raum ist in drei Theile getheilt, wovon der mittlere, die Tenne (mlat, in der südlichen Hanna mlatevňa), an beiden Enden mit je



Slovakisches Haus mit bemaltem Thürvorsprung aus Makatitz bei Ungarisch Hradisch (Bursche aus der Umgebung von Lundenburg).

einem doppelflügligen Thore geschlossen wird; in die beiderseitigen, durch eine hohe, starke Holzbrüstung von der Tenne getrennten Räume (in der oberen Hanna stodoly, im Süden přistodůlky), sowie auf den geräumigen Dachboden (patro) oberhalb der Tenne werden die Getreidegarben abgeladen. Ein kleiner hölzerner Anbau (plevnik) dient als Aufbewahrungsort für die Spreu. Der Obstgarten war in der nördlichen Hanna einst durchgehends von Lehmmauern umgeben, die durch kleine Strohdächer vor Nässe geschützt wurden. In der südlichen Gegend findet man jedoch nur geflochtene Zäune.

So beschaffen waren die alten hannakischen Bauernhäuser vor der großen socialen Umwälzung in der Mitte unseres Jahrhunderts durchwegs. Die Verheerungen der bei Strohdächern so oft vorkommenden und schwer zu dämpfenden Feuersbrünste, die neueren Bauordnungen, vor Allem aber die moderne, mit Riesenschritten von der Stadt aus auf das flache Land sich verbreitende Aufklärung, das Streben nach Ausnützung der Errungenschaften der Cultur zum Zwecke größerer Bequemlichkeit, sowie die Sucht des Landmanns, das Vorbild des Städters nachzuahmen, haben den ehemaligen Typus der hannakischen Dörfer, sowie der Bauernhöfe so von Grund aus verwischt, daß das eben geschilderte Bild nur noch als seltene Ausnahme zu finden ist. Die Strohdächer sind zumeist durch Schiefer- oder Ziegeldächer ersetzt. In der Nähe der Städte trifft man in manchen wohlhabenden Dörfern geradezu ländliche Paläste an, Imitationen moderner städtischer Zinshäuser; in den entlegeneren, minder wohlhabenden Dörfern überwiegen zumeist ganz stil- und formlose Häuser, bei denen sich die Unbeholfenheit des heutigen Maurers vom Lande mit dem praktischen nüchternen Sinn des hannakischen Bauern paart.

Bei den Slovaken der Marchebene, von Napajedl bis Landshut, also im sogenannten Niederlande (Dolná zem), haben die Dörfer gleichfalls die Form eines ovalen Platzes oder einer ungleich breiten Gasse. Nicht überall stehen hier jedoch die Häuser in zusammenhängenden Reihen; in manchen Dörfern stehen sie vielmehr abgesondert, wenn auch ziemlich nahe bei einander und in einer Linie. Der Gasse sind sie immer mit der Längsfront zugekehrt; hin und wieder trifft man hier Dörfer an, wo die Gassenlinie nicht durch die Häuser, sondern durch Hofzäune gebildet wird, so daß das Wohngebäude den vor demselben liegenden Hof im Hintergrund abschließt.

Die Häuser sind hier durchwegs ebenerdig; aus dem breiten, dunkeln Flur tritt man auf einer Seite in die Stube, auf der andern in die Kammer, und es läßt sich in jeder älteren Behausung ein ähnlicher Entwicklungsproceß verfolgen wie beim althannakischen Bauernhause: auch hier war nämlich in den älteren Häusern die Küche ursprünglich kein selbständiger Raum, sondern entwickelte sich aus dem Flur, indem ein Theil desselben durch eine Zwischenmauer abgetrennt und in eine kleine Küche umgewandelt wurde, wo sich der Herd befindet, von dem aus die Heizung des Kachel- und Backofens geschieht.

Die Wirthschaftsgebäude stoßen wieder im rechten Winkel an die Rückseite des Wohntraktes an; nur wo sich der Hof vor dem Wohnhause befindet, stehen selbstverständlich auch die Wirthschaftsgebäude vor und nicht hinter dem Wohnhause gegen die Gasse zu. Die durchaus hölzerne Scheune bildet hier zumeist kein selbständiges Gebäude, sondern befindet sich mit dem Wohngebäude unter demselben Dache. Die für die obere Hanna so charakteristischen schwerfälligen Hausvorsprünge oder Lauben vor den Hausthüren finden sich auch hier, im Niederlande der mährischen Slovakei, jedoch — so wie in der Kremsier-Holeschauer Gegend — in sehr verkleinertem Maßstabe und leichteren Formen, wieder vor. Sie heißen auch hier žúdro, aber auch žebráčka, weil die Bettler darin stehend um Almosen bitten, oder einfach výstupek, das ist Vorsprung. Sowie bei Holzbauten der Giebel, so ist bei den slovakischen Häusern wieder diese Thürlaube Gegenstand besonderer Sorgfalt; denn diese Thürlauben sind stets bunt bemalt und insbesondere im südlichsten Theile des Landes mit symmetrisch vertheilten Blumenornamenten geradezu vollständig bedeckt. Bis vor kurzem wurden diese Wandmalereien durchwegs mit freier Hand von den weiblichen Bewohnern des Hauses ausgeführt; heute geschieht es jedoch schon zumeist mit Hilfe von Patronen, die sich die Mädchen selbst aus Papier schneiden. Auch um die Fenster herum sind die Häuser mit verschiedenartig componirten Mustern auf weißem Grunde bunt bemalt, was ihnen und somit dem ganzen Dorfplatze ein ungemein freundliches, zierliches Aussehen verleiht. Stuccoverzierungen, wie in der Hanna, finden sich hier an den Häusern nicht vor.

Am Ende des Dorfes sieht man wieder ganze Gruppen von Kellern, in Abhängen ausgehöhlt und mit einem als Kammer dienenden Obergeschoß über dem eigentlichen Keller versehen. In Weingegenden aber stehen hinter dem Dorfe lange Reihen von Weinkellern (búdy), die über dem Kellerraume noch ein Locale für die Weinpresse besitzen.

In dem südlichsten Zipfel des Landes, in der Landshuter Gegend, welche Podluží genannt wird (das ist das hinter dem Sumpfe gelegene Land, denn die südliche Marchebene war vor Zeiten und ist theilweise noch heute sehr sumpfig), wohnt ein Zweig des slovakischen Volksstammes (Podlužáci), welcher sich, offenbar infolge des Einflusses der nachbarlichen kroatischen Colonien, in seiner Tracht und auch sonst von den übrigen Slovaken mehrfach unterscheidet. Die Dörfer bilden hier eine breite Gasse von eng aneinander geschlossenen Häusern, vor denen durchwegs kleine, mit Holzlatten und Hecken umzäunte Weingärtchen angelegt sind; zwischen je zwei Gärten führt ein mit einer Pforte versperrtes Gäßchen zum Hause. Durch den hier besonders sorgfältig gemalten Thürvorsprung und durch den Flur gelangt man rechts in die Stube, hinter welcher sich gegen den Hof eine kleine Stube (izbétka) befindet. In der vorderen Stube ist die der Thür gegenüberstehende fensterlose Wand mit mehreren Reihen von Bildern ganz verhängt und von dem ober dem Tische sich

hinziehenden Balken der Decke hängt eine Reihe kleiner Thonteller herab. Das Hauptstück der Zimmereinrichtung ist das Bett (pohrádka), dessen Holztheile durchwegs mit Blumen bunt bemalt sind, ebenso wie die Truhen. Unter dem Tischtuch liegt in einer Ecke des Tisches jederzeit ein Laib Brot, von dem jedem Gaste angeboten wird.

Die Scheunen sind hier in manchen Dörfern haufenweise hinter dem Dorfe gruppirt. Durch ihre Bauart unterscheiden sie sich von den hannakischen und sonstigen mährischen Scheuern dadurch, daß auf ihren sehr niedrigen Seitenwänden ein ungemein hohes Dach ruht, dessen Traufe beinahe den Boden berührt. Überdies ist hier die Tenne von den Seitenräumen der Scheune durch keinerlei Brüstung getrennt.

Von diesem Haustypus der Marchebene, dessen Hauptrepräsentanten das hannakische und das slovakische Bauernhaus des Niederlandes sind, weicht das Holzhaus der Gebirgsgegenden im Osten und Westen des Landes wesentlich ab. Sein ausgeprägtester Typus ist das mährisch-walachische Holzhaus.

Die Gegend unter dem mächtigen Gebirgsknoten des Radhošt, gegen Süden bis an die ethnographische Grenze der Slovaken hinter Visovitz und Klobouk, gegen Westen bis zum Hosteinberge, wurde erst in den jüngsten Jahrhunderten besiedelt. Die dortigen Thäler und Berge mit ihren ausgedehnten uralten Wäldern, die jenes Ländchen noch im vorigen Jahrhundert bedeckten, wurden lange Zeit hindurch nur von Schafhirten besucht, die sich dort ihre höchst primitiven Holzhütten (salaše) bauten. Heute ist der ehemalige Waldreichthum der Gegend beinahe erschöpft; trotzdem werden dort auch heute noch neue Häuser von Holz gebaut.

Die Bodenbeschaffenheit gestattete in den engen bewaldeten Gebirgsthälern keine einheitliche Ortsanlage. Überdies entstanden viele der dortigen Dörfer aus einzeln zu verschiedenen Zeiten verstreut erbauten Häusern. Infolge dessen muß man das walachische Dorf, dessen Kern oft nur von der Kirche, Pfarre, Schule und dem Wirthshause nebst einigen wenigen regellos angelegten Häusern gebildet wird, in den umliegenden Thälern, auf den Abhängen und Anhöhen suchen. So nimmt das um das Jahr 1710 entstandene Karlovitz eine Fläche von zwei Quadratmeilen ein und sind seine Häuser in nicht weniger als elf Thälern zerstreut. Hier herrscht die sogenannte Pasekenwirthschaft — ein Name, der an die Entstehung der Ansiedlung durch Ausroden von Waldstücken erinnert. Die einzelnen Paseken stehen inmitten des gesammten zu einer Wirthschaft gehörigen Grund und Bodens.

Das mährisch-walachische Holzhaus im Herzen der mährischen Walachei — nämlich im politischen Bezirk Walachisch-Meseritsch — ist ein durchwegs aus Holz bestehender Blockbau mit steilem Schindeldach. Im Visovitzer Bezirke hingegen, an der ethnographischen Grenze der Slovakei, findet man ganze Dörfer mit Strohdächern, was jedenfalls die ältere



Slovakische Wohnstube.

Bedachungsart ist, wie ja auch die Gegend bei Visovitz früher als jene von Meseritsch und Vsetin besiedelt wurde.

Die Innenwände der Holzhäuser sind weiß übertüncht, von außen sind die Fugen zwischen den Balken mit Moos verstopft und mit Latten verkleidet und nur die Fenster sind von einem Rahmen aus Kalkanstrich umgeben, was nicht gerade der Verschönerung dient, vielmehr nur den Zweck verfolgt, das Haus vor bösem Zauber zu schützen.

Außer dem Stück der Wand, an das sich der Herd anlehnt und welches der Feuersicherheit wegen gemauert ist, kommen beim Bau einer walachischen Hütte nur vier größere platte Steine zur Anwendung, die unter die vier Ecken des Hauses gelegt werden, weshalb sie auch podúhelniky heißen. Auf dieselben legt man je ein Zehn- oder Vierkreuzerstück, damit sich das Geld beim Hause halte. In größeren Wirthschaften ist zwar die Trennung der menschlichen Wohnung von den Viehställen vollständig durchgeführt, so daß die letzteren ein selbständiges Gebäude bilden. Bei der großen Armuth dieser Berg- und Waldbewohner war jedoch die Trennung nicht überall durchführbar, und so kommt es oft vor, daß den Gast gleich bei seinem Eintritt in eine walachische Hütte ein freundliches Gebrüll der Kuh oder ein Blöken der Schafe begrüßt. In solchen kleinen Behausungen ist der Stall lediglich durch eine Holzwand von der Stube oder vom Flur getrennt und dasselbe Dach schützt den Menschen wie die Thiere.

Bei allen walachischen Häusern — selbst die stattlichen Erbrichtereien nicht ausgenommen — ist die Hausthür immer auffallend niedrig und wird der Eintritt überdies durch den sehr hohen Schwellbalken beeinträchtigt. Vom dunkeln und kleinen Flur aus betritt man seitwärts die Stube, die immer die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und nach drei Seiten hin winzig kleine Fenster besitzt. Die eine Ecke nimmt hier wieder der massive Tisch ein, der zumeist aus Lindenholz gezimmert ist und Jahrhunderte überdauert. Holzbänke mit geschnitzten Lehnen und ein eben solcher Sessel — ein einziger in jeder Behausung — nebst einer gemauerten, um den großen weißgetünchten Backofen laufenden Bank dienen zum Sitzen. Ober dem eigentlichen Herd — einer breiten gemauerten Bank vor der Öffnung des Ofens — gähnt trichterförmig der hölzerne Rauchmantel (sopúch), der den Rauch in den Dachraum abführt, von wo aus der Rauch sich den Weg oft heute noch durch die Fensterchen im Giebel und durch alle Lücken und Löcher des Daches selbst suchen muß; nur neuere Häuser besitzen einen Schornstein. Unter der Ofenbank theilen die Hühner und sonstiges Geflügel in Körben und ähnlichen Behältern die Wohnung mit dem Hausherrn. Von der niedrigen Balkendecke (poval, tlo) hängt ein ganzes System wagrechter Stangen zum Aufhängen von Kleidern und dergleichen herab. Gestampfter Lehmboden vertritt im ganzen Hause die Dielen. Größere Haushaltungen besitzen eine Kammer, wo der Mehlkasten und das Krautfaß steht, nebst einem Verschlag

Walachisches Wohnhaus: Holzbaute aus Rožnau.

für Kartoffeln. Hier oder im Flur steht eine Handmühle zum Mahlen des Getreides. In kleineren Wirthschaften führt die Thür aus dem Vorhause auf der der Stube gegenüberliegenden Seite direct in den Stall.

Mittelst einer steilen massiven Holzstiege gelangt man vom Flur auf den Hausboden, der zugleich als Vorraths- und Kleiderkammer dient. Hier wird im Winter auch das geschlachtete Schwein (dem die Walachen den Kosenamen mašik geben) zum Selchen aufgehängt. In manchen Häusern befindet sich auf dem Boden ein eigener Verschlag in der Mitte des Giebels ober der Stube: ein winziges, nur durch die Giebelfensterchen spärlich beleuchtetes Dachstübchen, in dem Kleidertruhen aufbewahrt werden.

Jene Hausseite, von der aus die einzige Thür ins Haus führt, ist regelmäßig von einem gedeckten, auf Säulen ruhenden Gang umgeben, dessen unterer Theil mit Brettern verschalt, hier und da aber auch mit hübsch geschnitzter Brüstung versehen ist. Bei größeren Häusern, namentlich bei den meist einstöckigen Erbrichtereien laufen solche Gänge auf mehreren Seiten um das Haus herum, wodurch dasselbe an Lebhaftigkeit und Anmuth der Linien nicht wenig gewinnt.

Die ganze Kunst des walachischen Bauern, der sich sein Haus sammt Allem, was d'rauf und d'ran ist, selbst baut und zimmert, ist auf den Giebel concentrirt, dessen senkrechte Bretter (svisle) von kleinen, verschiedenförmig ausgeschnittenen Fensterchen durchbrochen, unten mit einer Traufe, oben entweder mit einem runden Giebeldach (kozlub) versehen oder mit einem Halbwalm abgestumpft sind. Die Stelle einer Wetterfahne auf dem Dachfirst nimmt ein thönernes Miniaturthürmchen oder aber ein blecherner Hahn ein. Auf dem unteren, vor Regen geschützten Brette des Giebeldaches steht die Jahreszahl und der Name des Erbauers, zuweilen auch ein frommer Spruch.

Die Wirthschaftsgebäude, die allerdings nur bei wohlhabenderen Bauern zu finden sind, umstellen entweder einen rechteckigen Hof oder aber sie stehen einzeln, ohne Verbindung und zwanglos im Gehöfte herum. In den Dörfern an der ethnographischen Grenze der mährischen Walachei und Slovakei (im Visovitzer Bezirk) steht in einem jeden Bauernhofe ein kleines, fensterloses Häuschen — die „Kammer" — mit quadratischem Grundriß, das im gemauerten Souterrain als Keller, im hölzernen Obergeschoß, zu dem eine kleine Holzstiege führt, als Obstkammer dient. Im Walachisch-Meseritscher Bezirk hingegen sind wieder eigene Obstdörrhäuser zu finden. Da die Hauptnahrungsquelle der mährischen Walachen in der Viehzucht und dem Obstbau besteht, so sehen dementsprechend auch die walachischen Scheunen winzig klein aus im Verhältniß zu den mächtigen Scheunen der nur den Ackerbau treibenden Hannaken.

Das mährisch-walachische Holzhaus war nicht auf das Dorf beschränkt: auch die Städte der mährischen Walachei waren ehemals durchwegs aus Holz gebaut; heute sind in

Walachisch-Meseritsch, Frankstadt und Vsetin Holzhäuser allerdings schon äußerst seltene Ausnahmen, und in Visovitz besteht nur noch eine Vorstadtgasse aus Holzhäusern, die alle in den Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts nach einem großen Brande neu aufgebaut wurden, aber der freundliche Molkenkurort Rožnau am Radhošt ist der alten architektonischen Tradition noch ziemlich treu geblieben. Am Rožnauer Ringplatz sieht man noch heute viele einstöckige Häuser, die mit ihrer anmuthigen Holzarchitektur, mit ihren Laubgängen und zierlichen Hausgiebeln dem Städtchen zur nicht geringen Zierde gereichen.



Chaluppe am Radhošt.

Auch in dem Berglande längs der böhmisch-mährischen Grenze überwiegen in mancher Gegend noch die Holzbauten, wiewohl sie gegenwärtig auch hier von den gemauerten Häusern allmälig verdrängt werden. Von der walachischen Holzhütte unterscheiden sie sich dadurch, daß sie zumeist — mit Ausnahme der Giebel — mit Kalk übertüncht sind und keine gedeckten Gänge, Gallerien und dergleichen haben. Nur im Bezirk Neustadtl findet man öfters Einzelhöfe nach Art der walachischen Paseken, wo Haus und Hof inmitten der dazu gehörigen Grundstücke liegt. Sonst sind aber auch hier die Häuser in Dörfer gruppirt, wenngleich sie in der Regel keine einheitlichen Gassenlinien bilden. Die Häuser sind zumeist der Dorfstraße mit dem Giebel zugekehrt, der dem walachischen ganz ähnlich construirt und

stets mit geschnitzten und gemalten Ornamenten ausgestattet ist. Die Mehrheit der heutigen Holzhäuser dieser Gegend entstammt — gerade so wie in der mährischen Walachei — dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie dies die Inschriften auf den Giebeln bezeugen, die nebstdem in der Regel fromme, hin und wieder aber auch humoristische Sprüche enthalten. Die Scheunen sind hier ebenfalls durchgehends aus Holz gebaut und das sehr hohe und steile Dach derselben ist mit Schindeln gedeckt.

Einen eigenen Platz unter den mährischen Haustypen nehmen die Hütten der Waldbewohner im slovakischen Hochlande ein; ihre Wirthschaften heißen kopanice — ein Synonymum von paseka = Waldrodung; die Bewohner selbst heißen kopaničáři. Gegenüber diesen Waldhütten, die allerdings nur vier, hart an der ungarischen Grenze gelegene Dörfer (Vápenice, Žitkova, Vyškovec und Lopenik) ausmachen und eigentlich nur die letzten Ausläufer solcher zerstreuten Walddörfer der ungarischen Slovakei bilden, sind selbst die walachischen Chaluppen noch Paläste. Ein Stück Mittelalters hat sich in diesen Kopaničarenhütten bis auf unsere Tage erhalten. Sie stellen zumeist einen ganz rohen Blockbau dar; bei Häusern „reicherer" Bauern bestehen die Mauern aus gestampftem Lehm, die Dächer sind durchwegs mit Stroh gedeckt. Nur die größeren Häuser besitzen einen Flur (pitvor), aus dem man in die Stube gelangt, wohingegen eine besondere Küche zu den Ausnahmen gehört; in solchen Häusern ist dem Vieh eine abgesonderte Stallung unter eigenem Dach angewiesen. Es gibt aber nicht wenige Kopaničarenhütten, bei denen man in die Stube nur durch den Viehstall gelangt, der von der Stube blos durch eine Bretterwand getrennt ist.

Die Einrichtung der Stube ist so ziemlich dieselbe wie im walachischen Hause, namentlich wird der Ofen von der Stube aus geheizt und hat dieselbe Form wie dort; ein trichterförmiges Loch (čelusce) fängt den Rauch vom Herd (ohniščo) auf und führt ihn in den Dachraum, von wo er schon selbst zusehen mag, wie er ins Freie kommt. Mit den Bettstellen sind die Kopaničaren sehr bald fertig: zwei Pflöcke werden in den aus Lehm bestehenden Fußboden eingerammt, auf dieselben, sowie auf die Bank, welche um die ganze Stube herum läuft, werden ein Paar Bretter gelegt, und das Bettgestell ist fertig. In einer Ecke steht wieder der Tisch, dessen Stelle übrigens in den ärmlichsten Behausungen das mit einem flachen Steine bedeckte Sauerkrautfaß vertritt. Das einzige „Luxus"-Möbelstück ist hier ein Wandschrein (police) für Teller. Ganz eigenthümlich gebaut ist die Scheuer; sie hat nämlich zumeist gar keine Einfahrt, ja nicht einmal eine Eingangsthür; die Garben werden durch ein Fenster hineingereicht, durch welches auch die Menschen hinein- und herauskriechen.

Schon diese flüchtigen Andeutungen dürften den grellen Unterschied zwischen der Wohnweise auf der Marchebene und den Behausungen des karpathischen Hochlandes kennzeichnen.

Sagen und Märchen. Sehr ungleich ist der Sagen- und Märchenschatz unter die einzelnen slavischen Stämme Mährens vertheilt, was seinen Grund wohl in der Ungleichheit ihrer Culturfortschritte hat. Vor Zeiten mag dies allerdings anders gewesen sein, heute aber sind die verhältnißmäßig wohlhabenderen und den Culturcentren des Landes näher lebenden Stämme, namentlich die Hannaken, im Vergleich zu der von der Natur in materieller Beziehung stiefmütterlich bedachten Bevölkerung des mährischen Ostens an Volksdichtung geradezu arm zu nennen.



Der Hosteinberg bei Bystřitz.

Die bedeutendste dichterische Anlage unter den mährischen Volksstämmen besitzen — wenn man vom Volksliede absieht — unzweifelhaft die Walachen. Einen ganzen Sagenkreis haben sie um das ehrwürdige Haupt des mächtigen Radhošt, des höchsten Gipfels der Beskiden, gesponnen, dessen Name darauf hindeutet, daß er schon in der slavischen Urzeit als Cultusstätte heilig gehalten wurde. Der Sage nach ist der ganze Radhošt von einem unergründeten Labyrinth unterirdischer Gänge durchzogen, die einerseits im goldenen Prag, anderseits in der ruhmvollen Metropole Altmährens, Velehrad, ans Tageslicht münden sollen. In diesen Hallen des Radhošt schläft — analog

der böhmischen Sage vom Berge Blaník — die sagenhafte Ritterschaar des Goj-Magoj ihren jahrhundertelangen Schlaf; erst in der äußersten Gefahr des Vaterlandes wird sie erwachen und zu seiner Rettung aufbrechen. Dann und wann verirrt sich ein ahnungsloses Menschenkind, einer entlaufenen Kuh folgend, zu dem schlafenden Heere; das Felsenthor schließt sich dann hinter ihm, es verrichtet daselbst ein Jahr lang häusliche Arbeiten, um sodann, mit etwas Mist entlohnt, der sich allerdings an der Erdoberfläche in pures Gold verwandelt, nach Hause zurückzukehren, wo es jedoch eine ganz andere, ihm unbekannte Generation antrifft; denn seit seinem Verschwinden ist — von ihm unbemerkt — ein ganzes Jahrhundert dahingegangen.

Unermeßliche Schätze birgt der Radhošt in seinem Innern, die von bösen Geistern in der Gestalt eines Hahnes und eines Ochsen gehütet werden. Viele haben sich von da schon Reichthümer geholt, wiewohl auch mancher froh war, nach ausgestandener Todesangst das nackte Leben aus der Unterwelt gerettet zu haben; denn nicht ein jeder Eindringling wird von den unterirdischen Mächten so begünstigt wie der verwaiste Knabe, den sein von der Noth geplagter Pflegevater, um seine eigenen vier Kinder leichter ernähren zu können, in die Höhle führte und ihn dort seinem Schicksal überließ. Nach langen bangen Stunden findet der Knabe endlich einen Ausgang und sieht sich in einer ihm fremden Gegend in der Nähe einer Burg; hier wird er mit zwei schweren Goldbarren spielend, die er, ohne ihren Werth zu kennen, aus dem Radhošt mitgebracht hat, von den Burgleuten angetroffen, vom Burgherrn aufgenommen, erzogen, ja sogar an Kindesstatt angenommen und zum Erben eingesetzt. Seiner eigenen ehemaligen traurigen Lage eingedenk, öffnet nun das Waisenkind sein Schloß allen Bedürftigen, und siehe da, eines Tages kommt auch sein einstmaliger alter, von Elend, Krankheit und Gram tiefgebeugter Pflegevater, dem inzwischen alle seine Kinder mit Tod abgegangen waren, um Almosen bittend, zum Burgthor herein, erkennt aber sein Pflegekind erst dann, als der junge Schloßherr ihn das Brot mit demselben Taschenmesser schneiden läßt, das ihm sein Pflegevater seinerzeit mit einem Stück Brot in den Radhošt mitgegeben hatte.

Auch der aus historischen Zeiten durch die Niederlage der Tataren bekannte und seit vielen Jahrhunderten als eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten Mährens bei dem gesammten mährischen Volke im höchsten Ansehen stehende Hostein-Berg (Svatý Hostýn) ist der Sage nach mit Schätzen angefüllt. Einem armen verwaisten Hirtenknaben, Vneslav mit Namen, wurde das Glück zutheil, von den den Schatz hütenden Bergmännchen in die unterirdischen Räume des Berges geführt zu werden und die über diese Unterwelt regierende Königin von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Tagtäglich durfte er sich daselbst eine goldene Ruthe abbrechen, die er dann verkaufte; er wäre gewiß ein reicher Mann geworden, hätte er nicht, entgegen dem gegebenen Versprechen, sein Geheimniß einem

Anderen verrathen. Die Sagen von verborgenen Schätzen wiederholen sich übrigens in den mannigfachsten Varianten bei unzähligen Orten, namentlich aber bei prähistorischen Burgwällen. Unverhofft öffnet sich irgend einem glücklichen Menschenkinde die goldspendende Unterwelt, leider wird in der Regel die schöne Gelegenheit versäumt — und kehrt nicht mehr wieder.

Nur die Schwarzkünstler (černokněžnici) kennen sich in diesen unterirdischen Labyrinthen, namentlich im Radhošt, aus, den sie von Zeit zu Zeit in Begleitung eines armen, biederen Walachen aufsuchen, welchem sie gestatten, auch für sich etwas von den Schätzen mitzunehmen. Eine merkwürdige Übereinstimmung besteht zwischen diesen mährisch-walachischen černokněžnici, die keineswegs mit gewöhnlichen Zauberern zu identificiren sind, und dem kroatisch-magyarischen grabanciáš djak, sowie auch dem rumänischen solomonar. Auch der mährische černokněžnik erscheint wie ein Priester gekleidet und seine Hauptkunst besteht ebenfalls in der Bezwingung des Gewitter erzeugenden Drachen, den er aus dem Karlovitzer See (bei Rožnau) heraufbeschwört, um auf demselben fortzufliegen. So erscheint er dem Volke als ein Wohlthäter, der die Gegend von Landplagen befreit. Überhaupt wird dieser echte černokněžnik als ein gutmüthiges Individuum geschildert, das dem armen Gebirgsbewohner ungeahnt zu Reichthümern verhilft, dafür nichts als Milch von einer schwarzen Kuh und Eier von einer schwarzen Henne beansprucht, in seiner unterirdischen Wohnung eine Unmasse von Zauberbüchern verwahrt und überhaupt ein geheimnißvolles Dasein führt. Selbst darin, wie die černokněžnici entstehen, stimmt die mährische Überlieferung mit der kroatischen überein. Von dreizehn Candidaten des Priesterstandes geräth nämlich immer einer auf Abwege, besucht die hohe Schule des Teufels und es wird aus ihm ein černokněžnik. Und sowie der grabanciáš in Bologna studirt, so gravitirt wieder die Sippe der mährischen černokněžnici nach Prag, wo sie in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen sollen und wohin sie mit so manchem biederen walachischen und slovakischen Hirten auf ihrem Zaubermantel abenteuerliche Luftfahrten unternommen haben. Es liegt nahe, daß auch die mährischen černokněžnici fahrende Studenten gewesen sind, die einst die Prager Universität bezogen und durch ihre alchymistischen Kunststücke beim Volke in den Ruf von Schwarzkünstlern kamen. Nach einer anderen Erklärung würden sich aber unter diesen geheimnißvollen Wesen die verdrängten Priester des altslavischen Ritus verbergen. Im Laufe der Zeiten hat die Volksphantasie den unverfälschten Typus des černokněžnik allerdings auch mit Eigenschaften ausgestattet, die ihn den usuellen Zauberern und Hexenmeistern viel näher bringen. Hauptsächlich wird ihm die Kunst zugeschrieben, sich in verschiedene Thiere und auch leblose Sachen zu verwandeln; ein solcher Schwarzkünstler ist dann allerdings nicht mehr so harmlos wie der echte černokněžnik. So ein bösartiger Zauberer war auch jener, der unter dem malerischen

Felsenkegel Kotouč im Kuhländchen begraben liegt und der den Geliebten der schönen Čekanka aus Rache dafür ermordete, daß sie seine Hand zurückgewiesen hatte. Sein Ziel erreichte er trotzdem nicht, denn das Mädchen nahm sich selbst das Leben und der Zauberer fand an ihrer Statt nur ein blaues Blümchen, das nun den Namen jenes Mädchens (čekanka = Cichorienblume) führt; rasend vor Wuth stürzte er sich in einen Abgrund und die Höllengeister thürmten über seinem Körper den Felsenkoloß Kotouč auf, in dessen Höhle „Teufelsloch“ gewisse kleine, schwarze Männchen so lange ihren Spuk trieben, bis dieselbe von den Jesuiten im XVII. Jahrhundert in eine heilige Grabkapelle umgewandelt wurde.

Der Radhošt ist auch der Hauptversammlungsort der mährisch-walachischen Hexen. Zu mitternächtlicher Zeit fliegen dieselben rittlings auf einem, durch Beschmierung der Hände und Füße mit einer Zaubersalbe in ein Pferd verwandelten Menschen zu der bewölkten Höhe hinauf; andere nehmen dabei allerdings mit dem üblichen Besen vorlieb. Es gibt aber auch Hexen, die durch unterirdische Gänge, durch einen kupfernen, silbernen und goldenen Wald direct auf die grüne Wiese — in die Hölle — fahren, wo sie im rasenden Tanze mit den bösen Geistern allnächtlich nicht weniger als zwölf Paar Schuhe zugrunderichten.

Noch heute gibt es in der mährischen Walachei und Slovakei Weiber, die bei ihren Landsleuten im Geruche der Hexerei stehen; sie heißen bohyně und haben sich heutzutage meist auf das Curiren von Krankheiten durch Kräuter und Gebetformeln verlegt. Ebenso verstehen sich die Walachen heute noch auf die Beschwörung des Gewitters und kennen sich in der Ableitung des Hagelschlags von ihren Feldern aus. Sie können auch durch Zauberformeln den Dieb festbannen, und wenn auch die Geisterbeschwörung zum Zweck der Bringung von Schätzen bei ihnen eine bereits verlernte Kunst ist, so blüht in jener Gegend doch noch immer die Schatzgräberei mit den üblichen Gebeten, Zaubersprüchen und magischen Mitteln und zahlreiche Schatzgräbersagen werden unter namentlicher Anführung der Personen und des Ortes der Handlung erzählt.

Sehr ausgebreitet ist hier auch die Teufelssage. Eine Unzahl von „Teufelsfelsen“ (čertovy kameny) bedeckt die spitzigen Gipfel der mährischen Karpathen. Sie alle wurden von Teufeln durch die Lüfte gebracht, um daraus eine großartige Brücke bei Lidečko (südlich von Vsetin) von einer Thallehne zur anderen in einer Nacht zu bauen; denn durch die Erfüllung dieser Bedingung sollte der Böse in den Besitz einer Bauerndirne gelangen, deren Herz er in der Gestalt eines schmucken Jägers erobert hatte. Um durch das die bösen Geister verscheuchende Hahnengeschrei nicht vorzeitig in seiner Arbeit gestört zu werden, kaufte der Teufel alle Hähne weit und breit zusammen und ließ mit dem ganzen Aufgebote der Hölle das Baumateriale zusammentragen. Schon wölbte sich die Brücke zum großen Theil über dem Thale und die Luft schwirrt von fliegenden, mit Felsblöcken schwer beladenen Höllengestalten; in ihrer Todesangst fleht das Mädchen Gott um Hilfe an,

— da kräht ein Hahn unter dem Wassertroge eines alten Mütterchens, das, von einem Unbekannten gewarnt, ihren Hahn dem Teufel verheimlicht und versteckt hatte, — und die unfertige Brücke stürzt mit entsetzlichem Krachen zusammen; auch alle in der Luft noch herumschwärmenden Geister lassen ihre Steinlasten zur Erde fallen — und so entstand die „Teufelsmauer“ bei Lidečko, wie auch die unzähligen Teufelsfelsen in den mährischen Karpathen.

Der Teufel spielt in der Sage des mährischen Volkes überhaupt eine recht komische Rolle. Von beherzten gottesfürchtigen Männern aus dem Volke wird er oft erbärmlich geprellt. In der „Teufelsmühle“ am Radhošt trieb er Jahrhunderte lang seinen Spuk, bis er an einem furchtlosen Invaliden seinen Meister findet, der ihm die Hälfte seines Gefäßes an dem Mühlsteine abmahlt, so daß er Reißaus auf Nimmerwiedersehen nimmt.

Auch die Brünner Gegend besitzt eine in weiteren Kreisen bekannte Teufelssage, die sich an eine erhaltene Alterthümlichkeit, nämlich an das sogenannte Brünner Rad (brněnské kolo) knüpft, welches im Thorwege des Brünner Rathhauses aufbewahrt wird. Der Sage nach wurde dieses Rad von einem Altbrünner Wagner verfertigt, der sich dem Teufel verschrieben hatte und von dem der Böse sich nur unter der Bedingung loszusagen versprach, wenn der Wagner im Laufe eines einzigen Tages im entlegenen Walde ein Wagenrad fertigstellt, in Brünn verkauft und das dafür gelöste Geld verzecht, was ihm nach Überwindung mannigfacher Abenteuer und Hindernisse glücklich gelingt.

Nicht immer erscheint der Teufel in Menschengestalt, denn er kann auch verschiedene Thiergestalten annehmen, namentlich die einer schwarzen Katze. Als schwarzes struppiges Huhn erscheint der seinem Hausherrn Reichthümer zutragende Kobold, skřítek, auch šetek, rarášek und anders genannt. Als die stolzen Engel vom Himmel verbannt wurden, da fielen einige in Sträucher und Hecken, und das sind die Irrlichter (světýlka, světlonoši), wogegen die ins Wasser gefallenen zu Wassermännern wurden; ihrem Namen (hastrman) nach sind sie dem deutschen Mythus entlehnt. Auch dieses schadenfrohe, boshafte Wesen nimmt die verschiedenartigsten Menschen- und Thiergestalten an. In seiner Wohnung unter dem Wasserspiegel verwahrt es die Seelen der Ertrunkenen in der Gestalt weißer Tauben, bis sie von dem Mädchen, das dem Kinde des Wassermanns Pathendienst geleistet hat, befreit werden. Der Alp (můra oder mora) ist in der Anschauung des mährischen Volkes ein Mensch, der zu nächtlicher Zeit umgeht und die Menschen im Schlafe drückt. Ein Kind, welches mit Zähnen auf die Welt kommt, wird zur můra. Den Tod stellt sich das Volk als ein Weib vor. Will man von einem Menschen, der nach seinem Tode umgeht, Ruhe haben, so muß der Leiche der Kopf mit einem Spaten abgetrennt werden. In der Hanna werden die Kinder von dem Herumstreifen in den Abendstunden durch das Abendgespenst klekanica zurückgehalten, das nach dem Abendgeläute (klekání) in der

Dämmerung umgeht. Die Walachen kennen wieder einen Waldgeist slibka, dem man auf sein Rufen nicht antworten darf. Eine eigenthümliche Wandlung hat die deutsche Perhta in der Volksanschauung der Hannaken erfahren, indem sie ihr Geschlecht gewechselt hat, denn der hannakische šperechta ist ein Mann, der am heiligen Abend jenen Kindern, die nicht gefastet haben, mit einem Bohrer den Leib durchbohrt. Daß in der mährischen Sagenwelt auch der Drache eine nicht geringe Rolle spielt, ist selbstverständlich. Erwähnt sei nur der im Brünner Rathhaus noch heute verwahrte „Drache", der allerdings nichts weiter ist als ein Krokodil, von dem jedoch die Sage erzählt, daß ihn der zum Tode verurtheilte Räuberhauptmann Obešlík getödtet hat und für die Befreiung der Gegend von dieser Landplage nicht nur amnestirt, sondern auch mit Ehren und Gütern belohnt wurde. Von ihm leitete die bereits ausgestorbene Ritterfamilie der Obešlík von Lipultovitz ihre Abkunft ab.

Unter den noch erhaltenen historischen Sagen des mährischen Volkes dürfte die zugleich einzige hannakische, in Chropin (zwischen Olmütz und Kremsier) localisirte Sage vom König Ječmínek die älteste sein. In ihrer jedenfalls neueren Ausschmückung erinnert sie allerdings an die Genovefa-Sage. Ein im Chropiner Schlosse residirender Edelmann wird vom Volke wegen seiner Weisheit und sonstigen Tugenden zum König erwählt; mit der Zeit erfolgt jedoch in seinem Innern ein vollständiger Umschlag, er wird zu einem lasterhaften Wütherich, der seine tugendhafte Frau verstößt. Um seiner grimmigen Wuth zu entgehen, verbirgt sich die Königin auf den Feldern im Getreide und wird in einem Gerstenfelde von einem Knaben entbunden, dem infolge dessen vom Landvolke der Name Ječmínek, d. i. Gerstenkörnchen, beigelegt wird. Zu spät wird der König von Reue erfaßt, vergeblich sucht er dann seine verstoßene Frau und sein Kind, — es verschwand wie ein Gerstenkorn (ztratil se jak ječmínek) und wird heute noch zur Weihnachtszeit in der Umgegend von Chropin vom Landvolke gesucht. Man bringt diese Sage gewöhnlich mit dem sagenhaften Verschwinden des großmährischen Königs Svatopluk in Verbindung, obgleich es auch nicht an Versuchen fehlt, den Ječmínek als ein mythisches Wesen aus vorchristlicher Zeit zu deuten. Ist das erstere richtig, dann gehört sie demselben Zeitalter an wie die zahlreichen Legenden von den Aposteln des mährischen Volkes, Cyrill und Method. Es gibt sehr viele Ortschaften in Mähren, die mit Ehrfurcht und Stolz zugleich eine Stelle in ihrem Gemeindegebiete bezeichnen, an der die heiligen Männer das Evangelium gepredigt haben sollen; ja an manchen Stätten sieht das Volk heute noch die wunderbarer Weise für immerwährende Zeiten hinterlassenen Spuren ihrer ehemaligen Anwesenheit. Es ist selbstverständlich, daß die meisten dieser Legenden in dem Bischofssitze Methods, in Velehrad und seiner Umgebung, spielen. In ganz Mähren bekannt ist ferner die mit der Landesgeschichte eng verwebte Sage von der Errettung des mährischen Volkes aus der Tatarennoth durch die gnadenreiche Gottesmutter auf dem Hosteinberge, wo heute noch ein

mächtiger, den Gipfel des Berges bekrönender Erdwall, sowie die wunderthätige Quelle an jene Begebenheit erinnern. Die Tatarensage wiederholt sich übrigens auch bei dem bereits erwähnten Berge Kotouč, in dessen Umgebung zur Erinnerung an die Gräuel



Zur Sage vom Tunkl.

jenes feindlichen Einfalls am Kirchweihfeste Menschenohren und -Nasen aus Lebzelt gebacken werden.

In dem an Ritterburgen und deren Ruinen reichen Westen Mährens hat die Burgsage fruchtbaren Boden gefunden. Im Schlosse zu Teltsch geht die „weiße Frau“ um,

— dieselbe, die in allen ehemals Rosenberg'schen Burgen Böhmens (Krumau, Neuhaus, Wittingau) erscheint, — um den bevorstehenden Tod eines Familienmitgliedes anzuzeigen. Auch die Perle der mährischen Burgen — Pernstein — besitzt in der „Jungfrau von Pernstein" einen ähnlichen Hausgeist. Den Gegenstand verschiedener Burgsagen bildet der Ursprung mancher Ritterburgen, wobei das Wappen der Begründer der Familie oder Wortspiele mit den Burgnamen willkommenen Anhalt boten. So wird der Kopf eines Auerochsen mit dem durch die Nasenlöcher gezogenen Ring im Wappen der Pernsteine durch die Sage vom riesenstarken Köhler Věňava erklärt, der einem Auerochsen einen Baumast durch die Nasenlöcher gesteckt, denselben so an den herzoglichen Hof nach Brünn geführt haben soll und für dieses Bravourstück nichts weiter als ein solches Stück Landes sich erbat, als er mit der Ochsenhaut umspannen würde, — worauf er das bekannte Kunststück der Gründerin Karthago's copirte. Bei den Burgsagen sei auch die im nördlichsten Winkel der Hanna einheimische Sage von dem letzten Besitzer der Burg Brníčko (Brünnles bei Hohenstadt) aus dem Geschlecht der Herren von Tunkl erwähnt, der dem Landvolke bis heute in unliebsamer Erinnerung geblieben ist, weil er seine Unterthanen zu äußerst beschwerlichen Roboten bei den Dammbauten der Teiche angehalten haben soll, die ehemals in der Hohenstädter Gegend in ausgedehntem Maße bestanden haben. Zur Sühne für seine angebliche Hartherzigkeit läßt ihn das Volk in der Geisterstunde einen feurigen Pflug durch die Wasserfläche der Teiche ziehen, wobei ein Paar Teufel unter dem steten Zurufen „Bite toho Tunkla, až by voda žblunkla!" (Schlaget den Tunkl, bis das Wasser aufspritzt!) auf ihn einhauen. Als seine verwitwete Gattin dieses schaurige Gespann erblickte und ihren Gemal frug, wie ihm geholfen werden könnte, antwortete er, seine Seele werde nicht früher zur Ruhe kommen, als bis ein jeder Stein in den von ihm aufgeführten Dämmen wieder auf seine frühere Stelle zurückversetzt wird.

So wie diese wurzelt noch manche andere Sage in den Zeiten der schweren Leibeigenschaft. Auch haben in jener Zeit ältere Sagen eine zeitgemäße Wandlung erfahren, so namentlich die bereits erwähnte Ječmíneksage. Nach einer, besonders in der Wischauer Gegend noch fortlebenden Version derselben soll sich die Mutter des Ječmínek die Ungnade ihres Gemals durch ihr Eintreten für das mit Roboten geplagte Landvolk zugezogen haben; Ječmínek selbst verkehrt auf geheimnißvolle Weise mit dem Volke und kann sich vermöge seines Zaubermantels unsichtbar machen. Von den Grundobrigkeiten wurde er als Aufrührer des unterthänigen Volkes betrachtet und zweimal im Jahre wurde zu nächtlicher Zeit eine commissionelle Hausdurchsuchung in der ganzen Gegend vorgenommen, um den Ječmínek zu fangen, was allerdings nie gelang. Späterhin identificirte das mährische Landvolk diese geheimnißvolle Persönlichkeit mit seinem erhabenen Befreier von der Leibeigenschaft und Schätzer des Bauernstandes, Kaiser Josef II., der namentlich in den

mittleren Landstrichen Mährens, mit mythischem Nebel umwoben, in dankbarem Andenken des Volkes lebt.

Unter den, den Namen einer Örtlichkeit erklärenden Sagen dürfte jene von dem großartig schauerlichen Abgrunde Mazocha bei Blansko die bekannteste sein. Sie erzählt von einer Stiefmutter (böhmisch macocha), die ihr Stiefkind in den Abgrund hinterlistigerweise hinabstieß; die Gräuelthat wurde jedoch infolge der wunderbaren Errettung des Kindes ruchbar und vom erzürnten Volke an der Verbrecherin mit demselben Tode gesühnt.

Viel mehr als bei den local begrenzten Sagen documentirt sich die Stammeseinheit des čechoslavischen Volkes in Böhmen, Mähren und der ungarischen Slovakei in den Märchen, von denen die meisten dem ganzen Volksstamme gemeinsam sind und somit weit über die Landesgrenze übergreifen. Mitunter findet man jedoch in den Märchen der östlichen Bevölkerung des Landes Anklänge an specifisch ungarisch slovakische Motive von mehr dramatischer Färbung. Die Märchen des westlichen Theiles von Mähren hingegen ähneln mehr den böhmischen Märchen, welche sich vorwiegend in Witz, Humor und Satire gefallen, so daß sich das Land Mähren wie in so mancher ethnographischer Beziehung auch hinsichtlich seines Märchenschatzes als ein Bindeglied zwischen den Čechen im Königreiche und den Slovaken Ungarns darstellt. Hierbei ist es fraglich, ob man von specifisch hannakischen Märchen als solchen sprechen kann, ganz abgesehen davon, daß der ehemalige Märchenschatz der Hanna heute beinahe schon vollständig versiegt ist; denn was darunter als specifisch hannakisch gelten kann, das sind zumeist bloße anekdotenartige Erzählungen, die durch den derben, packenden Humor, der dem Hannaken überhaupt eigen ist, charakterisirt werden. Daß dem mährischen Volke auch eine Anzahl von Märchen bekannt ist, die als international gelten können, wird namentlich bei dem seit Jahrhunderten bestehenden engen Verkehre mit den deutschen Nachbarn nicht überraschen. „Gevatter Tod", das „Tischlein deck' dich", das „Aschenbrödel" u. s. w. sind auch in ganz Mähren gute Bekannte, wenngleich sie hier manchmal eine etwas abweichende Gestalt annehmen. Ebensowenig fehlen hier Anklänge an die orientalische Volksdichtung. So kann man das aus „Tausend und eine Nacht" wohlbekannte Märchen von der Wunderlampe auch in Mähren mit ganz derselben Handlung hören, wobei die mährischen Walachen, die bis vor kurzem keine Lampen kannten, die Lampe durch ein mit derselben Zauberkraft versehenes Thürschloß ersetzen.

Am zahlreichsten sind — wie in der ganzen čechoslavischen Märchendichtung überhaupt — auch in der mährischen die Sonnenmythen vertreten, welche die Bezwingung des Winters und die Auferweckung der Natur aus ihrem Winterschlaf in den verschiedenartigsten Allegorien zum Gegenstand haben. Der Heldenjüngling, der die schöne Jungfrau dem Lindwurm entreißt und diesen tödtet, oder die drei goldenen Federn des am

Glasberge wohnenden Riesenvogels patoš (mährische Walachei) oder das Lebenswasser bringt und dabei von Sonne zu Mond und Wind wandert, der „dumme“ Hans (hloupý Honza, auch Janek oder Jura), der auf einmal die Welt durch seine Schlauheit überrascht und schließlich mit der Königstochter ein Königreich erwirbt — der ganze Heerbann von bösen Zauberern und Hexen, versteinerten oder in verschiedene Thiere verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, die Riesen, Geister und fabelhaften Thiere — das Alles kehrt in den Märchen des slavischen Volkes in Mähren wieder. Auch hier sprechen die Thiere mit menschlichen Lauten, auch hier tragen die Bäume wunderliches Obst; ist dieses nicht gar von Gold und Edelsteinen, so besitzt es wieder die drollige Eigenschaft, daß dem, der davon ißt, eine unendlich lange Nase beschert wird. Auch alle jene schönen und nützlichen Sachen, die in der Märchenwelt der Nachbarn dem Helden zum Ziele verhelfen: der unsichtbar machende Hut oder Mantel, der Zaubersattel, der Zauberring, dem die Geister gehorchen, der unerschöpfliche Geldbeutel und eine Menge anderer — sind der mährischen Märchendichtung wohlbekannt.

Zieht man einen Vergleich zwischen den Märchen der einzelnen Volksstämme Mährens in Bezug auf ihren dichterischen Werth, dann gebührt zweifellos denjenigen der mährischen Walachen der Vorzug vor allen übrigen. Was an ihnen besonders anziehend ist, das ist die Urwüchsigkeit und höchst naive Weltanschauung. Der dem slavischen Volke überhaupt eigenthümliche Zug der mehr passiven, geduldigen Ausdauer findet namentlich hier klaren Ausdruck. Das Verdienst des Märchenhelden um den Sieg über die unholden Wesen besteht in der Regel weniger im activen Eingreifen in die Handlung, in positiven Heldenthaten, als in dem oft übermenschlichen Ertragen von Qualen und Martern oder wenigstens in der durch die verlockendsten Versuchungen erschwerten Entsagung, zugleich aber in dem pünktlichsten Befolgen des erhaltenen Rathes oder Auftrages. Bei den Heldinnen der mährischen Märchenwelt besteht wieder der Heldenmuth in der hingebendsten Aufopferung für das dem Zauberbann zu entreißende Wesen. In dieser Hinsicht leistet wohl das Höchste jene Königin-Mutter, die sich von ihrem standhaften Schweigen darüber, was sie in dem letzten, ihr verbotenen Gemache des verwunschenen Schlosses gesehen hatte, nicht einmal dadurch abbringen läßt, daß alle ihre Kinder sofort nach der Geburt ermordet werden; dieses Schweigen war aber Bedingung für die angestrebte Entzauberung. Heldenthaten werden im Kampfe mit Ungeheuern und Riesen mit Hilfe von wunderthätigen Gegenständen, die dem Helden von dem ihn beschützenden Wesen verliehen wurden, ausgeführt, wobei nur die Zauberformel herzusagen ist. Dem weichen slavischen Gemüthe entsprechend, muß den Helden, der das schöne Ziel erreichen will, Bescheidenheit und Herzensgüte schmücken. Überhaupt ist das ethische und religiöse Moment in den Märchen des mährischen Volkes hoch entwickelt. Namentlich aber ist Hartherzigkeit den Armen

gegenüber in den Augen dieses Volkes eine so große Sünde, daß selbst der Teufel, der einem Armen das Almosen stiehlt, sogar für die Hölle zu schlecht ist, in derselben nicht geduldet wird und zur Strafe dafür drei Jahre auf der Erde dienen muß. Nur in dem Kampfe mit dem Bösen ist es dem Märchenhelden gestattet, von jeder Waffe und Kampfweise Gebrauch zu machen, mag sie auch nicht gerade mit den Gesetzen der Ritterlichkeit vereinbar sein. Diese mehr humoristische Rolle wird gewöhnlich dem Schuster zugetheilt, der den Teufel immer auf recht drollige Art zu hintergehen versteht.

Die eigentlichen Märchenhelden sind zumeist den unteren Volksschichten entnommen: redliche Handwerker, schlichte Bauern, Hirten und derbe Soldaten sind jene Auserwählten, denen es vorbehalten ist, die Aufgabe zu lösen und dadurch zu den höchsten Würden der Märchenwelt zu gelangen. Trotz seiner Anspruchslosigkeit denkt das Volk von sich nicht geringschätzig. Selbst ein Prinz erachtet es im Märchen keineswegs unter seiner Würde, in walachischer Volkstracht als Hirt verkleidet um die Gunst einer Prinzessin zu werben.

Musik.

In der Cultur des von der Natur gesegneten Landes Mähren nimmt das Musikleben eine hervorragende Stellung ein. Es ist jedoch nicht etwa eine Schöpfung der neueren Zeit, sondern hat ihre Wurzeln in einer viel früheren, welche spätestens mit der Christianisirung des Landes beginnt. Mit der Einführung des abendländischen Christenthums wurden die lateinische Kirchenmusik, römische Lieder und Melodien nach den böhmischen Ländern verpflanzt, während sich mit der Zeit Alles verlor, was sich von dem durch die Slavenapostel Cyrill und Method in Mähren eingeführten slavischen Cultus erhalten hatte. Da sich indeß die Kirchenmusik und besonders der Gregorianische Kirchengesang uniform und ausschließend von Rom aus über die ganze abendländische Christenwelt verbreitete, kann von Eigenthümlichkeiten Mährens in den ältesten Zeiten nur etwa insoweit die Rede sein, als der Olmützer Domdechant Balduin (1190 bis 1201), ein geborner Römer, zuerst den Kirchengesang für Tag und Nachtzeiten regelte und dazu auf eigene Kosten die nöthigen Choralbücher in Menge beischaffte, auch selbst mehrere Stücke dieser Art componirte, während Hieronymus de Moravia (um 1260 Dominicaner im Kloster der Rue St. Jacques zu Paris) als Tonkünstler und Musiklehrer glänzte. Hieronymus ist einer der ältesten Mensuralschriftsteller und seine Bedeutung mag daraus erhellen, daß sein Traktat De musica in neuester Zeit wieder abgedruckt wurde. Weiter verdient auch der Olmützer Bischof Johann von Neumarkt (1364 bis 1380) Erwähnung, der sich in seinen Briefen (cancellaria) als ein großer Verehrer und Förderer des Kirchengesanges und auch der profanen Musik kundgibt. Unter seinen Familiaren (familiares

commensales et domestici nostri) werden Philippus Figellator und Jesco ludens in ala Boemica genannt, die sich bei der in Kremsier stattgehabten Hochzeit einer Nichte des Bischofs durch ihr Spiel sehr bemerkbar machten.

Aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts erfahren wir, daß in der von dem Brünner Stadtrathe 1466 gegründeten Schule bei der Pfarrkirche zu St. Jakob die Jugend unter Anderem auch im Gesang unterrichtet wurde. In der Folge waren die Seminarien der Jesuiten, die 1572 auch nach Brünn gelangten und 1578 ein Gymnasium errichteten, und die zahlreichen Klöster die eigentlichen Pflanzstätten der Musik jener Zeit, aus welchen später Hof und Adel des In- und Auslandes ihre Kapellen rekrutirten. In Brünn entstand aus der letztwilligen Stiftung der Sybilla Polixena Gräfin von Montani, gebornen Gräfin von Thurn, 1648 ein Seminar im Kloster der Augustiner bei St. Thomas, dessen Zöglinge, mit Unterstützung der Musikfreunde in Brünn, noch heute die beste Kirchenmusik in dieser Hauptstadt ausüben. Auch im Prämonstratenser-Kloster zu Obrovitz bei Brünn erfreute sich die Musik einer besonderen Pflege. Schon der Abt Schönauer (gestorben 1589) wird als Förderer der Musik genannt. Der Olmützer Bischof Stanislav Pawlowsky von Pawlowic (1579 bis 1598), unter dem die Restauration der katholischen Kirche in Mähren ernstlich begann, hielt den Palestrina an die Seite gesetzten ausgezeichneten deutschen Tondichter Jakob Händl (Gallus) aus Krain (1550 bis 1591) als Kapellmeister, bevor er in dieser Eigenschaft an Rudolfs II. Hof nach Prag kam. Stanislavs Nachfolger im Bisthum, Cardinal Dietrichstein (1599 bis 1636), unter welchem die katholische Gegenreformation nach Besiegung der Rebellion (1620) durchgeführt wurde, hielt mehrere Tonkünstler, darunter auserwählte Italiener, durch deren Gesang er die Menge in die Kirche und zum Gottesdienst zog. Im Prämonstratenser-Kloster Bruck bei Znaim gründete 1575 der gelehrte und kunstsinnige Abt Sebastian Freytag von Čepiroh (gestorben 1584), vordem Erzieher Kaiser Rudolfs II., ein Seminar für 30 Knaben, mit dem eine Musikschule verbunden war und welchem Haiden (gestorben 1607), ein in der Musik vortrefflich ausgebildeter Mann und Verfasser kirchlicher Tonwerke, vorstand. Auch für diese Anstalt wurden vorzügliche Musiklehrer aus Italien gewonnen, welche die italienische Kirchenmusik jener Zeit zu Bruck und Znaim einführten. Doch eilte in den nachfolgenden Religionswirren die Schule raschem Verfall entgegen.

Die Pflege der Instrumentalmusik lag vornehmlich in den Händen der Spielleute und fahrenden Schüler, welche bereits im Anfang des XIII. Jahrhunderts in einer über Baiern, Österreich, Steiermark und Mähren ausgedehnten Genossenschaft gestanden zu haben scheinen. Als später dem Adel die Lust zum Dichten und Singen verging, regte sich dieselbe in den Städten. Die Stadtverwaltungen in Mähren, insbesondere in den königlichen Städten, legten besonderen Werth auf gute Musik und hielten zu diesem Zweck,

außer Organisten, Chorregenten, Choralisten u. a. in der Stadtkirche, noch „Stadtkunstpfeifer" und Thurnermeister, welche auch in der Kirche, später auch im Theater mitzuwirken hatten und sich mit ihren Thurnergesellen bei Verlöbnissen, Hochzeiten, Gastereien, Tänzen u. a. vernehmen ließen, auch dem Adel auf dem Lande bei Banketten aufwarteten. Auch in Brünn gab es „Stadtmusiker", an deren Spitze ein „Thurnermeister", richtiger „Thürmermeister", stand, bis nach dem Tode des letzten, Karl Gabriel (gestorben 1838), diese Stelle nicht mehr besetzt, sondern mehrere Jahre durch den Regenschori an der Stadtpfarrkirche St. Jakob substituirt und endlich aufgelassen, dafür aber (1844) ein Musikdirector an derselben und der neuen Musikschule bestellt wurde.

Auch der deutsche Meistergesang bürgerte sich bald in unseren Ländern ein. Wenigstens ist derselbe in Iglau nachweisbar, wo er im innigen Verkehr mit den Meisterschulen im (deutschen) Reiche in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Krieg bestand, später aber in Vergessenheit gerieth.

Mit den religiösen Bewegungen standen die Literaten-Chöre in Verbindung, Gesellschaften, welche wir schon zu Anfang des XV. Jahrhunderts in voller Entwicklung finden. Sie thaten sich zusammen zur Förderung des kirchlichen Cultus, leiteten den Gesang in der Kirche, trugen zum Glanze der kirchlichen Feierlichkeiten, Beerdigungen u. s. w. bei und übten daneben Krankenpflege und andere Werke christlicher Liebe. Sie förderten den Geschmack am Kirchenliede; die meisten dieser Vereine ließen sich auch Cancionale, das ist Liederbücher, zusammenstellen oder wenigstens abschreiben, wovon sich manche sehr schöne und kostbare Exemplare erhalten haben. Diese Vereine bestanden sowohl bei Katholiken, als auch bei Protestanten und den böhmischen Brüdern, doch nur oder wenigstens zumeist in slavischen Orten (deutsch in Neutitschein, Olmütz?); sie erhielten sich hier und da, auch nach der Aufhebung unter Kaiser Josef II., freilich fortan ohne das Band einer Bruderschaft und fast nur dem Namen nach. Die älteste bisher bekannte Literaten-Ordnung in Mähren ist die von Trebitsch aus dem Jahre 1516.

Die sogenannten Böhmischen Brüder verfaßten nicht nur eine große Menge von Kirchenliedern, sondern ließen auch 1587 die Psalmen Davids durch den Consenior Georg Streyc-Zabřezsky (zu Hohenstadt in Mähren geboren) in Reime bringen und sowohl in den Cancionalen von 1615, 1618 und 1659, als auch abgesondert drucken, worin ihnen die Franzosen, Italiener, Engländer, Holländer, Polen und Ungarn nachahmten. Die Gesangbücher der Böhmischen Brüder fanden auch bei den Deutschen Beifall und wurden den Bedürfnissen der Böhmischen Brüder deutscher Zunge angepaßt. Unter ihnen sind besonders drei als Dichter von kernigen Liedern in deutscher Sprache zu nennen, nämlich Michael Weiß (geboren zu Neiße in Schlesien, gestorben 1542), der auch eine Anzahl älterer Husitenlieder umdichtete, Johann Horn oder Cornu (gestorben 1547) und

Peter Herbert, geboren zu Fulnek in Mähren, Consenior der Brüder in Eibenschitz. Die von den Ältesten und Dienern der Kirchen der Brüder in Böhmen, Mähren und Polen 1606 in Mähren herausgegebene Sammlung von Kirchengesängen ist die vollständigste; sie wurde nach der Exilirung der Brüder 1639 zu Lissa in Polen neu gedruckt. 1661 gab sie Comenius zu Amsterdam unter dem Titel: „Kirchen- Hauß- und Herzens-Musica" in drei Theilen heraus. Diese drei Sammlungen (sogenannter) böhmischer Husitenlieder nehmen einen beachtenswerthen Platz ein unter den sehr vielen deutschen Gesangbüchern (gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts schon nahe an 200), welche unter den Dichtern auch den Iglauer Pastor Sperat zählen. Auch die Wiedertäufer (hutterischen Brüder), welche aus der Schweiz, Tirol und anderen deutschen Gegenden im XVI. Jahrhundert nach Mähren kamen, in Nikolsburg, Auspitz, Austerlitz u. a. ihre Hauptsitze hatten und hier bis zur Ausweisung im Jahre 1622 blieben, hielten viel auf Lieder.

Wir sind bei einer Zeit angelangt, in welcher die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Mährens eine große Umwandlung erfuhren, da die Macht des bis zur Rebellion geschrittenen Adels gebrochen, eine absolute Regierungsform, die doch vom hohen Adel ausgeübt wurde, und die Alleinherrschaft der katholischen Religion mit Hilfe der neuen Orden der Jesuiten, Kapuziner, Piaristen u. a. eingeführt, dagegen die Andersgläubigen zum Beitritt oder zur Auswanderung verhalten wurden. Neben dem Clerus trat nun auch der Adel als Hauptförderer der Musik auf. Als nach dem dreißigjährigen Kriege das Land sich wieder zu erholen begann, bauten, nach dem Beispiel des kaiserlichen Hofes, die Adelsfamilien Mährens: Liechtenstein, Dietrichstein, Rottal, Althan, Slavata, Questenberg, Podstatzky, die Olmützer Bischöfe u. a. in ihren Prachtschlössern eigene Theater, in welchen auch musikalische Productionen zur Aufführung gelangten. Die Musikpflege verpflanzte sich auch in die größeren Städte, namentlich Brünn, da dem Wunsche Kaiser Leopolds I. gemäß der Adel wenigstens während der Wintermonate in den Städten seinen Sitz nahm, wo sich ihm während der fortwährenden Kriege und feindlichen Einfälle auch mehr Sicherheit und gesellige Annehmlichkeit darbot. Wie das Kloster Obrovitz bei Brünn die Thronbesteigung Leopolds I. 1658 mit einem Festspiele feierte, so auch Graf Rottal in seinem Schlosse zu Holleschau mit einem von Musik begleiteten Scherzspiele. Bei der vom Landeshauptmann Fürsten Dietrichstein mit 60 Personen aus den höheren Ständen 1665 zu Brünn aufgeführten Bauernhochzeit wird sich auch Musik haben hören lassen. Die Fürsten Liechtenstein hielten in ihren Prachtschlössern zu Eisgrub in Mähren und dem angrenzenden Feldsberg in Österreich eigene Komödianten-Gesellschaften und Musikkapellen. Ein enthusiastischer Musikfreund war der in Mähren und Böhmen reich begüterte Adam Graf von Questenberg (geboren 1678, gestorben 1752 als der letzte seines Geschlechts),



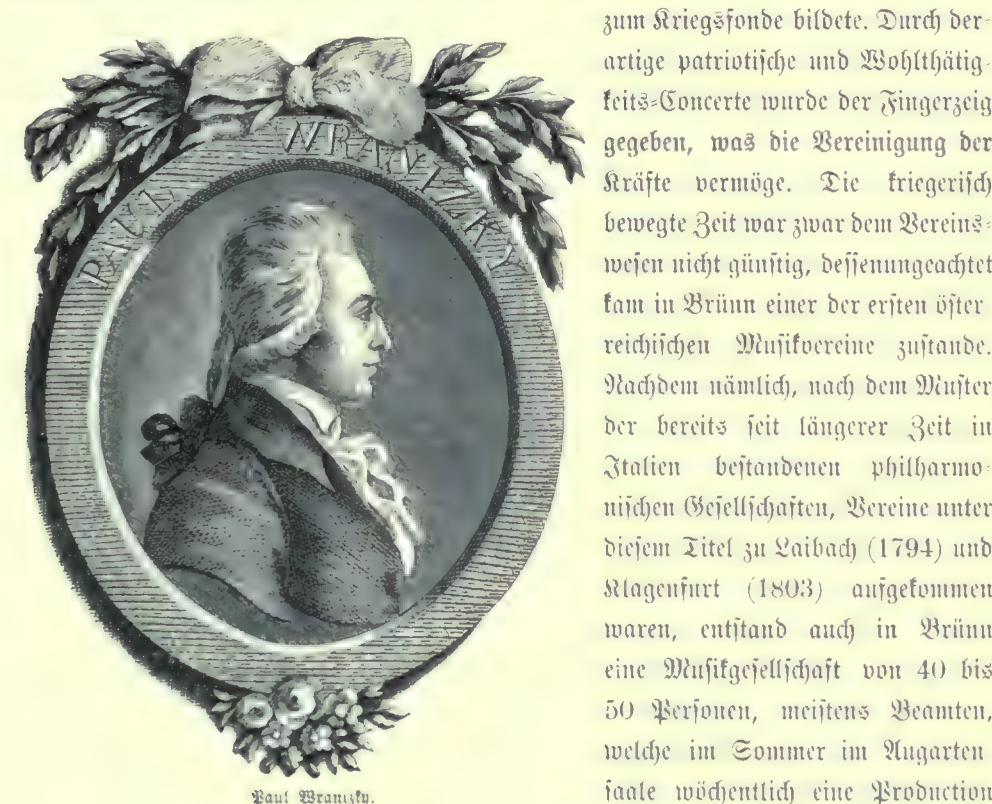
Erzherzog Rudolf, Cardinal Erzbischof von Olmütz.

der Erbauer des prächtigen Schlosses in Jarmeritz. Auf seine Veranstaltung wurden manche große Oratorien in Brünn aufgeführt. In der 1724 vom kaiserlichen Poeten Zeno verfaßten, vom kaiserlichen Vice-Kapellmeister Caldara in Musik gesetzten, ausschließlich von Herren und Damen des höchsten Adels mit dem Kaiser als Dirigenten an der Spitze ausgeführten Oper „Eurystheus“ wirkten auch mährische Adelige mit.

Das Concertwesen faßte frühzeitig auch in Mähren Fuß. Schon um 1770 bestand in Olmütz eine nicht wenig exclusive „Musik-Akademie“ (auch „Musik-Collegium“ genannt), welche von 1777 bis 1811 unter dem Cardinal-Erzbischof Anton Theodor Grafen von Colloredo stand. Auch sonst pflegten die Bischöfe von Olmütz wohl seit jeher in ihren Residenzen Olmütz, Kremsier und Wischau die Musik und dehnten diese Pflege nun auch auf die weltliche Musik aus, so die Bischöfe und Cardinäle Graf von Schrattenbach (gestorben 1738) und Graf von Troyer (gestorben 1758), welche öfter in dem näher zur Landeshauptstadt Brünn gelegenen Schlosse zu Wischau in wald- und jagdreicher Gegend residirten. Der erste richtete im Schloße ein geräumiges Theater ein, in welchem die besten Schau- und Singspiele der Zeit aufgeführt wurden. Von letzterem mag sich die Liebe zur Musik in seiner Familie fortgepflanzt haben, da in den 1780er Jahren Graf Troyer und seine beiden Söhne, alle drei Virtuosen auf Blasinstrumenten, einen musikalischen Salon in Brünn hielten und der Geheimrath und Obersthofmeister des Olmützer Erzbischofs Erzherzogs Rudolf, Ferdinand Graf Troyer, einer der vorzüglichsten Clarinettspieler war.

Zu hohem Rufe gelangte insbesondere die Musikkapelle des Grafen Haugwitz (gestorben 1842) in Namiest; seine Gemalin Sophie, geborene Gräfin von Fried (gestorben 1835), ließ in Swietlau jede Woche ein- oder zweimal durch einen auf ihre Kosten herangebildeten und besoldeten Verein von wenigstens 48 Musikern aus dem nahen Markte Boikovitz größere Tonstücke der besten Meister mit Präcision aufführen. Der letzte kaiserliche Hofmusikgraf Adolf Graf von Podstatzky-Liechtenstein (gestorben 1849) hielt ein Schloßtheater zu Teltsch, auf welchem die größten Opern mit glänzendster Ausstattung und künstlerischer Fertigkeit zur Aufführung gelangten, und unterhielt, größtentheils auf eigene Kosten, eine Kapelle für Blasinstrumente von zwölf Personen. Seitdem die Daun, Stadion, Trauttmansdorff und Pallavicini auf Schloß Jamnitz hausen, hat es hier immer Concerte, Theater, Feuerwerke und Bälle gegeben. Ja, die Gräfin Trauttmansdorff, eine sehr lebensfrohe Dame, machte es bei der Aufnahme eines jeden Beamten zu einer Hauptbedingung, daß er entweder ein Instrument kunstgeübt spiele oder ein wohlgeschulter Sänger sei. Von der „rühmlichst bekannten“ Jagdkapelle des Grafen Seilern auf Schloß Lukov wurde unter persönlicher Leitung des Musikdirectors Metzner auf dem gräflich Sereny'schen Curplatze in Luhačovitz ein großes Promenade-Concert zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet.

Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dürfte ein regeres musikalisches Leben in Brünn gewaltet haben. Der Violinvirtuose Lasser führte, mit Unterstützung des Adels (1780 ff.), musikalische Akademien mit großem Beifall auf. Die deutsche Oper war in Brünn besonders beliebt. 1786 bis 1787 wurden zwölf musikalische Akademien und Concerte gegeben. Am 17. März 1797 führte ein aus 120 Personen bestandenes Orchester die vaterländische Cantate „Mährens Brüderbund", gedichtet von Franzky und componirt von Rieger, auf, dessen Ertrag einen Beitrag zum Kriegsfonde bildete. Durch derartige patriotische und Wohlthätigkeits-Concerte wurde der Fingerzeig gegeben, was die Vereinigung der Kräfte vermöge. Die kriegerisch bewegte Zeit war zwar dem Vereinswesen nicht günstig, dessenungeachtet kam in Brünn einer der ersten österreichischen Musikvereine zustande. Nachdem nämlich, nach dem Muster der bereits seit längerer Zeit in Italien bestandenen philharmonischen Gesellschaften, Vereine unter diesem Titel zu Laibach (1794) und Klagenfurt (1803) aufgekommen waren, entstand auch in Brünn eine Musikgesellschaft von 40 bis 50 Personen, meistens Beamten, welche im Sommer im Augartensaale wöchentlich eine Production aus den neuesten und vorzüglichsten Werken der Tonkunst zu geben beabsichtigte. Die französische Invasion von 1805 mag aber ihre Auflösung zur Folge gehabt haben, denn am 1. August 1806 gab die „Direction der Musik-Dilettanten-Gesellschaft" einen „Plan zur Wiedererrichtung der bestandenen musikalischen Akademien von Dilettanten in Brünn" heraus. Aber auch von ihrem Wirken ist uns nichts weiter bekannt, als daß die „philharmonische Gesellschaft" bei einer vom Kapellmeister Rieger in Musik gesetzten Cantate mitwirkte, welche am 3. Mai 1808 zur Feier der Schutzpocken-Impfung im Redoutensaale gesungen wurde. Es verging längere Zeit, bis wieder von einer Vereinigung zu musikalischen Productionen die Rede war.



Paul Wranizky.

Eine andere Stätte derselben bildete das Theater. Zur Zeit, als es dem Mährer Sonnenfels mit Unterstützung Kaiser Josefs II. gelang, den Hanswurst von der Bühne zu verbannen und dieselbe zu einer Bildungsanstalt für das Volk zu machen, und 1776 im Burgtheater, dem vom Hofe erhaltenen deutschen „National-Theater“ zu Wien, ein Institut entstand, welches 30 Jahre später schon als Musterbühne Deutschlands galt, erfreute sich auch Brünn eines der besten und regelmäßigsten Theater in den österreichischen Staaten und wurde insbesondere die deutsche Oper hier so gut gegeben und beliebt, daß sie Kaiser Josef selbst nach Wien verpflanzte, wo 1778 die erste deutsche Oper: „Die Bergknappen“ mit Beifall aufgeführt wurde. Begünstigt durch die Berührung mit dem nahen Wien, erhielt sich das Theater in Brünn auf gleicher Höhe mit jenen in anderen größeren Provinzial-Hauptstädten. Auch in den Theatern, die mittlerweile zu Olmütz, Iglau und Znaim entstanden waren, wurde nach Kräften neben dem Schauspiel Musik gepflegt. In Brünn machten sich die drei Brüder von Blumenthal und der Theater-Kapellmeister Josef Strauß im Verein um die Musikzustände verdient, bewirkte der Kapellmeister und Compositeur Gottfried Rieger die Aufführungen großer Tonwerke.

Seit etwa dem Jahre 1830 begann Michael Graf von Bukuwky in Brünn seine ausgedehnte und intensive musikalische Wirksamkeit, welche unentwegt als Endziel die Gründung eines Musikvereins anstrebte. Das Trifolium Eduard Streit, Josef Andreas Nowotny und Gottfried Rieger repräsentirte die artistische Leitung der musikalischen Aufführungen, welche Graf Bukuwky veranstaltete. Um den Sinn für strenge Musik zu beleben, zu verbreiten und vertiefen, rief Graf Bukuwky nach dem Vorbilde Wiens einen Cyklus von sogenannten „Concerts spirituels“ ins Leben. Ein Comité, von ihm, Baron Forgatsch, Med. Dr. Jeitteles und Großhändler Haupt gebildet, setzte 1839 und 1840 Concerte ins Werk, welche durch den Aufschluß der zumeist classischen Kunstschätze tiefgreifend wirkten. Als Bukuwky 1841 auf das Land übersiedelte, bildete sich ein gesellschaftlicher Verein, welcher recht hübsche Concerte gab, aber nur kurze Dauer hatte; das Musikleben zog sich in die Privatcirkel zurück. Als Bukuwky 1851 wieder nach Brünn kam, bildeten vier kunstbegeisterte junge Männer: Brand, Pegscha, Křižkowsky und Burzina, ein Streich-quartett, von welchen der zweite, Chorherr im Augustinerkloster St. Thomas, ein gebildeter Musiker und Compositeur, die Studien leitete. Die gediegenen Leistungen des Quartetts veranlaßten Bukuwky, einen Cyklus von Quartett-Soiréen (1852 bis 1857) zu veranstalten, welche die lebhafteste Theilnahme fanden und ihren namhaften Reinertrag wohlthätigen Zwecken überließen. Mit dem fortschreitenden künstlerischen Aufschwung dieser Quartette, welchen Klavier- und andere Ensemblewerke der Kammermusik eingeschaltet wurden, steigerte sich auch das Interesse dafür und der Andrang des Publikums. Sie endeten zwar 1857 in Folge der Übersiedlung Pegschas nach Olmütz, aber ihre Nachwirkung hielt an.

Wie die bisherige Darstellung gezeigt hat, fehlte es schon in früherer Zeit nicht an Pflege der Musik in Mähren, selbst in kleineren Städten des Landes, es mehrten sich auch die Versuche, größere Tonwerke auch in kleineren Landstädten und auf dem Lande zur Ausführung zu bringen, wie in den Vierziger-Jahren in Kromau, Pohrlitz, Eibenschitz, Ullersdorf. Zur Verbreitung musikalischen Sinnes trug wesentlich auch die Militärmusik, Österreichs alter Ruhm, bei, welche die neuesten Productionen dem großen Publikum der Garnisonsstädte zu Gehör brachte und, mehr noch als die Musikkapellen der bewaffneten Bürgerkorps, durch Betheiligung an öffentlichen Bällen insbesondere die Tanzmusik förderte, die, ehemals vorzugsweise von den zünftigen Musikanten gepflegt, mit Strauß und Lanner in ihre classische Epoche trat. In Brünn errichtete 1841 der Buchhändler Winiker eine sowohl für classische Tonwerke, als auch für leichtere Producte des Tages berechnete Musikalien-Leihanstalt, die Musiker Hnogil und Wutschek und die Stadt Brünn Musikschulen. Immer wieder belebt wurde der Sinn für Musik durch die Besprechung in öffentlichen Blättern (Moravia 1838 bis 1848), namentlich in der von Schmidt seit 1840 herausgegebenen Wiener Musikzeitung, einem Fachorgane, welches auch in Mähren an Graf Laurencin, Leitner, Sturm, Schön-Engelsberg fleißige Correspondenten fand. An Mitteln zur Förderung fehlte es sonach nicht, wohl aber an einem über die Elementarkenntnisse, wie sie die Schulen ertheilten, hinausgehenden Unterricht und an Vereinen, welche die einzelnen Kräfte zu einem Ganzen verbinden und zu einem entsprechenden Zusammenwirken leiten sollten, welche aber die durch die revolutionären Bewegungen der Dreißiger- und Vierziger-Jahre in Europa besorgt gemachte Regierung nicht aufkommen ließ.

Indessen bahnte sich doch von Wien aus allmälig ein Umschwung der musikalischen Verhältnisse in Österreich an. Das deutsche Lied in Österreich durch Mozart, Beethoven, Schubert, speciell in Mähren durch Wenzel Müller (gestorben 1835), durch Pazdirek (Gotthard), durch den, wohl in Schlesien (1825 zu Engelsberg) geborenen, aber in Olmütz ausgebildeten „Lieblingscomponisten aller deutschen Vereine" Eduard Schön (Engelsberg), Fiby, durch Pivoda u. a. glänzend vertreten, erwarb sich auch bei uns immer mehr Freunde und der böhmische Gesang blieb nicht zurück. Die 1809 von Zelter in Berlin gegründeten Liedertafeln, d. i. Männervereine zur Ausführung von vier- und auch mehrstimmigen Gesängen, welche sich 1818 über Deutschland verbreitet hatten, und die in ihrem Gefolge entstandenen, in der Aufnahme von Mitgliedern weniger exclusiven Liederkränze erhoben den Männergesang zu einem bedeutenden Momente in unserem heutigen Kunstleben. Das freiere Leben und der erwachte Sangesdrang riefen auch in Mähren eine stattliche Zahl von Gesangvereinen und Liedertafeln ins Leben und zwar wegen der seit 1848 immer schärfer hervorgetretenen nationalen Spaltung in deutscher

und böhmischer Sprache. Diesen Anregungen verdankt auch unter lebhafter Mitwirkung des Grafen Bukuwky der Brünner Musikverein seine Entstehung, der, gefördert durch das mittlerweile eindringende freie politische Leben, endlich am 22. November 1862 ins Leben trat.

Die Vereinsdirection ging mit vollem Eifer an die Lösung ihrer Aufgabe, die Tonkunst überhaupt durch theoretischen und praktischen Unterricht und durch Productionen zu fördern. Die Musikschule als erstes und dringendes Bedürfniß konnte mit Rücksicht auf die beschränkten Geldkräfte wohl erst am 1. April 1866 eröffnet werden, gewann aber an dem am 10. October 1868 als artistischer Director des Brünner Musikvereines angestellten tüchtig gebildeten Musiker und Dirigenten Otto Kitzler eine neue ausgezeichnete Lehrkraft, wie der Verein für seine Concerte eine stramme Leitung. Der Ruf der Vereins-Musikschule war bald so begründet, daß 1871 die städtische Musikschule der Verwaltung des Vereines übergeben und 1873 und 1874 beide förmlich verschmolzen wurden. In dem Maße, als dies die mittelst mäßiger Subventionen des Staates, Landes, der Stadt und der mährischen Sparkasse erhöhten Einnahmen zuließen, wurden allmälig die Unterrichts-Classen und Stunden, sowie die Lehrkräfte so vermehrt, daß bis zum Jubiläum des 25jährigen Bestandes der Schule am 1. April 1891 bereits 4101 und beziehungsweise 4300 Schüler und Schülerinnen, 542 Unterrichts-Classen gezählt wurden und in der Musiktheorie, im Gesang, in Violin, Violoncell, Contrabaß, Flöte, Oboe, Clarinett, Blech-Blasinstrumenten und Klavier Ausbildung genossen haben. So tritt die Musikschule immer mehr aus dem Rahmen eines blos hauptstädtischen Institutes, mit der Tendenz, dem ganzen Lande nutzbar zu werden, in seinem Lehrplane den höheren Musikunterricht auf dem theoretischen sowohl, als praktischen Felde fortan zu steigern und durch Ausgestaltung zu einem Conservatorium zum künstlerischen Abschluß zu bringen.

Eine andere Thätigkeit äußert der Verein im Concertwesen, indem er in Concerten größere Tonwerke zur Aufführung bringt; es geschieht dies regelmäßig im Jahre viermal und außerdem bei besonderen Anlässen. Die bisher aufgeführten Tonwerke umfassen drei Jahrhunderte, von Palestrina an, Scarlatti, Tartini, Viotti, Cimarosa und Paisiello eingeschlossen, bis zur Gegenwart. Den Kernpunkt der Aufführungen, die zumeist mit einer großen Ouverture eröffnet wurden, bildeten Symphonien, dann Oratorien und andere Chorwerke, selbst streng kirchlichen Charakters. Doch auch nicht an scenische Bedingnisse gefesselte Partien aus dramatischen Tonschöpfungen wurden in vereinzelten Fällen zur Aufführung gebracht. Gemischte oder Damenchöre schufen die nöthige Abwechslung. Kammermusik wurde wenig cultivirt, da seit 1867 die Idee bestand, einen eigenen Verein dafür zu gründen, welcher endlich auch zu Stande kam.

Wir wenden uns nun der Besprechung der Musikzustände, zunächst in anderen alten Vorderstädten des Landes, zu. Von denselben behauptet Olmütz einen hervorragenden Rang, da günstige Umstände hier die Neigung zur Musik weckten und förderten, wie die Lage im Mittelpunkte des Landes, der Sitz des Erzbisthums und eines reichen Domkapitels, die hier lange Zeit bestandene Hochschule, deren Schüler bei den wenigen Reizen der Stadtumgebung geselligen Unterhaltungen und hauptsächlich musikalischen



Wenzel Müller.

Productionen huldigten, und eine zur Förderung der Tonkunst bereite Stadtcommune, die eine städtische Capelle gründete, welche nicht nur die Kirchenmusik in der Stadtpfarrkirche St. Mauriz, sondern auch die Musik im städtischen Theater besorgt. Einen mächtigen Impuls gewann das Musikleben in Olmütz durch den Cardinal Fürst Erzbischof Erzherzog Rudolf, Bruder Kaisers Franz I. Der Erzherzog, geboren 1788, bekleidete das hohe Amt vom Jahre 1819 bis zu seinem 1831 erfolgten Tode, war selbst Pianist, galt als sicherer Partiturleser, componirte und ist mit dem Genius eines Ludwig

van Beethoven unzertrennlich verbunden. Erzherzog Rudolf gehört mit zu jenen Gönnern des Bonner Meisters, welche ihn durch ein Gehalt an Oesterreich dauernd fesselten; seine Dankbarkeit bewies Beethoven durch die Widmung, welche die große Messe in D-dur Opus 123 (Missa solemnis) trägt; die Messe war dazu bestimmt, die Inthronisation des Erzherzogs in Olmütz zu verherrlichen, wurde jedoch von Beethoven erst im Jahre 1822 zu Ende componirt und erschien 1827 mit einer lateinischen Zueignung im Druck. — Der rege Sinn für Musik in Olmütz sprach sich auch in späterer Zeit stets offen aus, sowohl in den von den Erzbischöfen Grafen Chotek (gestorben 1836) und Freiherrn Sommerau-Beckh (gestorben 1853) veranstalteten, als bei den öffentlichen Concerten. Der letztere stellte sich an die Spitze des 1852 von Dr. Kallina u. a. gegründeten Musikvereins. Es entstanden zu Olmütz auch 1861 ein Männergesang-, 1862 ein Kammermusik- und 1869 ein Kirchenmusik-Verein, von welchen aber die letzteren zwei nach kurzem Wirken ihre Thätigkeit einstellten, wogegen sich 1888 ein Damen-Singverein bildete, welcher in Verbindung mit dem Musik- und Männergesang-Vereine die Aufführung großer Tonwerke ermöglicht. Auch der unter dem Titel „Žerotin" 1880 gegründete slavische Musikverein bemüht sich, den musikalischen Productionen durch Gewinnung von hervorragenden Tondichtern und Künstlern — es sei nur der gefeierte Componist Dvořak genannt — und durch die Vorführung von Novitäten ein erhöhtes Interesse zu geben und namentlich die Ensemble-Productionen auf eine höhere Stufe zu heben.

In Iglau bildete sich unter großer Theilnahme der Bevölkerung 1819 ein Musikverein, der erste und lange Zeit einzige im Lande, welcher, in Verbindung mit einer Musikschule, beide unter der Leitung des Regenschori und Componisten Johann Ferdinand Pokorny (gestorben 1870), trefflich gedieh, späterhin aber, infolge des Abganges der Regimentskapelle und der Concurrenz des 1852 entstandenen Männergesang-Vereines, erlahmte und sich 1862 auflöste. Seit 1860 beherrschte der Männergesang-Verein das Musikleben Iglau's und entfaltete, durch die von der Gemeinde 1860 zur Besorgung der Kirchen-, Concert- und Theatermusik errichtete Stadtkapelle und die Bildung eines Damenchores unterstützt, unter der Leitung des städtischen Musikdirectors, Lehrers und Componisten Heinrich August Fischer (geboren zu Iglau 1828), eine gedeihliche Wirksamkeit.

In Znaim brachte es der neue Thurnermeister Franz Müller, früher Mitglied des k. k. Hofoperntheaters, ein virtuos gebildeter Violinspieler und tüchtiger Dirigent, in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren dahin, daß nun selbst größere Orchesterwerke mit dem besten Erfolge aufgeführt werden konnten. Mannigfache Hindernisse, auf welche er stieß, bewogen ihn mißmuthig seine Stelle aufzugeben und sich auf die Musik des alltäglichen Lebens, besonders gute Tanzmusik, zu beschränken. Seitdem war die Pflege größerer Werke in Znaim längere Zeit hindurch verwaist. Erst mit der Berufung Heinrich Fiby's

(1834 zu Wien geboren) zum Director der neugegründeten städtischen Musikschule am 20. September 1857 vollzog sich ein mächtiger Umschwung in den Musikverhältnissen der Stadt. Jung, für seine Kunst begeistert, mit seltenen Kenntnissen ausgestattet, von idealem Streben erfüllt, voll rastlosen Eifers ging er daran, eine systematische Pflege der Musik anzubahnen. Zunächst organisirte er die Musikschule, schuf eine städtische



Raphael Georg Kiesewetter von Wiesenbrunn.

Musikkapelle und endlich gelang es ihm, den Musikverein zu gründen, welcher, auch über die Marken der Heimat hinaus bekannt, der Hauptträger der Musikpflege ist und dem musikalischen Leben Richtung gibt. Derselbe trat am 10. December 1861 zum erstenmale in einem großen Concerte vor die Öffentlichkeit. An der Spitze des Vereines steht Professor Ferdinand Skalla, als Musikdirector noch immer Fiby, der als Componist sich des besten Rufes erfreut. Insbesondere hat sein patriotischer Chor „Österreich, mein Vaterland"

seinen Namen bei allen Gesangvereinen Österreichs bekannt gemacht, seine „Hymne an den Unendlichen“ über dessen Grenzen hinausgetragen. Vom Znaimer Musikverein ging auch der Gedanke der Begründung eines „Deutschen Sängergauverbandes im südlichen Mähren“ aus, der 15 Vereine mit etwa 300 Sängern zählt. Vorort ist Znaim, dessen Musikverein die Leitung hat. Es gibt nicht viele Städte, die sich einer so wohlorganisirten von der Gemeinde erhaltenen Musikschule zu erfreuen haben wie Znaim; 1857 als Elementaranstalt mit fast 160 Schülern eröffnet, hat sie sich immer mehr erweitert, so daß 1891 an ihr neben dem Director (Fiby seit der Gründung) noch drei Lehrkräfte in 82 wöchentlichen Lehrstunden mit 204 Schülern wirkten.

In der erzbischöflichen Residenzstadt Kremsier wurde schon 1688 vom Bischof Karl Grafen von Liechtenstein-Kastelkorn ein bischöfliches Knaben-Seminar unter der Leitung des Piaristen-Collegiums zum Unterricht in Wissenschaften und Künsten, insbesondere aber in der Musik und zur Verwendung in der Collegiatkirche beim Gottesdienst, im Jahre 1868 aber von dem als Fortepianospieler und eifrig thätiger Musikfreund wohlbekannten JUDr. und Landesadvocaten August Benesch nicht nur ein Musikverein gegründet, sondern auch eine Musikschule ins Leben gerufen. Auch entstand 1864 da ein Männergesang-Verein „Concordia“, welcher mit dem Musikverein Hand in Hand gehend seine Wirksamkeit entfaltete. Im Jahre 1882 wurde daselbst auch eine böhmische Musikschule errichtet.

Außer den bisher besprochenen Vorderstädten gibt es aber in Mähren nicht wenige andere Städte, theils größere wie Proßnitz, Neutitschein, Ostrau, Sternberg, Schönberg u. a., theils auch kleinere wie namentlich Wischau, in welchen sich die Musik besonderer Pflege erfreut, ja sie hat sich in viele Markt- und selbst Dorfgemeinden verbreitet und fand namentlich der Gesang eine überaus große Zahl von Pflegern.

Hauptsächlich ist es das Jahr der politischen und socialen Neugestaltung (1861) Österreichs, welches auch auf diesem Gebiete eine so gewaltige Entwicklung aufzuweisen hat. Angeregt durch das Vorbild des Wiener Männergesang-Vereines, wurden in allen Theilen der österreichischen Monarchie kleinere Liedertafeln gegründet, aller Orten entstanden neue Vereine, wurden in Mähren allein mehr als zehn Gesangvereine ins Leben gerufen, von denen einige, wie der Brünner, Olmützer und Znaimer, einen Wetteifer an den Tag legten, der ihres Zieles würdig war. Zu dem Gesangsfeste der Schönberger im Jahre 1863 erschienen mehr als 1200 Sänger von 49 Vereinen aus Mähren (27), Österreichisch- und Preußisch-Schlesien, Böhmen und Österreich, von welchen der Brünner und Olmützer die ersten Preise errangen. 1872 gab es schon 144 Gesang- und 15 Musikvereine in Mähren; Ende 1882 gehörten von den 1000 in Österreich bestandenen Gesangvereinen 150 Mähren an; im Jahre 1887 wurde die Zahl der deutschen Gesangvereine

in Mähren mit etwa 100, der selbständigen čechischen gegen 80 angenommen. Nach dem Beispiel des deutschen Sängerbundes, welchen 1862 die Abgeordneten von 111 Sängerbündnissen mit etwa 45.000 Sängern aus Deutschland und Österreich in Coburg gründeten, entstanden auch in den einzelnen österreichischen Ländern seit 1862 Sängerbünde, in Mähren zuerst 1886 der Znaimer für das südliche Mähren mit geschlossenem deutschem Sprachgebiete, welchem 15 Vereine dieser Gegend mit 442 Sängern beitraten. Alsbald folgte ihm ein ganz Mähren umfassender Sängerbund, zu dessen Gründung der Brünner Männergesang-Verein zwar schon durch das große Jubelfest seines 26-jährigen Bestandes im Jahre 1885, welches über 2000 Sänger von weit und breit versammelte, die kräftigste Anregung erhielt, welchen er aber doch erst im December 1886 mit dem sofortigen Beitritt von 29 Vereinen mit 1005 Mitgliedern und der Aufforderung der anderen etwa 60 Vereine Mährens zum Beitritt förmlich begründen konnte. Nur die deutschen Vereine sind in den Satzungen zugelassen und der Beitritt zum deutschen Sängerbunde ist ebenfalls dort vorgesehen. Das erste Fest des Bundes fand 1889 in Neutitschein statt, an welchem sich 40 Gesangvereine aus Mähren und Schlesien, im Ganzen also 700 Sänger und an 2000 Mitglieder anderer deutscher Vereine, außerdem nahezu die ganze deutsche Bevölkerung des Kuhländchens und des Odergaues betheiligten. Die Bundesleitung wurde nach Olmütz verlegt.

Der Pflege der Musik im Lande dienen weiter die schon erwähnten Militärkapellen in den Garnisonsstädten, welche sich aber auch außerhalb derselben gelegentlich produciren, die städtischen Kapellen, die Kapellen der bewaffneten Bürger- und Schützencorps und selbst bäuerliche Musikkapellen, die Musikkapellen in Curorten und bei Industrial- und Bergwerken und selbst die Kapellen des Blinden-Institutes, der Veteranen und der Postamtsdiener in Brünn mögen nicht vergessen werden.

Wenn wir noch andere Mittel zur Förderung der Musikpflege in Mähren erwähnen wollen, so wären insbesondere die seit Jahrhunderten in eifrigem Gebrauche stehenden Orgeln zu nennen. In Mähren fand die Kunst des Orgelspieles eine vorzügliche Pflege in den Klöstern und machten sich nicht wenige Schullehrer (Organisten) verdient um dasselbe, weit aber ragten die Kirchen der Hauptstädte und Bischofsitze Olmütz und Brünn hervor. Von dort werden namhaft gemacht: Exler, Glatz, Hartenschneider, Klein, Kopper, Kunert, Müller, Pilhatsch, Patrzelka, Richter, Trousik; aus Brünn Albrecht, Beranek, Bogner, Kott, Neruda, Pokorny, Raczek, Siegl Johann (einer der bedeutenderen Organisten Österreichs und Deutschlands, gestorben 1883), Streit Leopold, Streit Eduard und August Petyrek, welcher den Orgelconcerten im neuen deutschen Hause eine besondere Anziehungskraft verleiht. Die nun bestehenden Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen haben auch das Orgelspiel in ihren Unterricht aufgenommen. Von den vielen

mährischen Orgelbauern, welche einen Namen erlangten, führen wir nur an: die Familie Sieber zu Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts und Harbich, Molitor, Mikscha, Kominek aus Brünn; die Firma Rieger im benachbarten Jägerndorf, welche in neuester Zeit einen Weltruf gewann und auch für Mähren große und schöne Werke lieferte, wie für das deutsche Haus, die evangelische Kirche und die böhmische Lehrer-Bildungsanstalt in Brünn, die neue große Kirche in Mährisch-Ostrau; die zeitgenössischen Orgelbauer Kolb in Beckengrund, Neusser in Neutitschein, Gebrüder Brauner in Mährisch-Neustadt.

Es fehlt auch an Verfertigern musikalischer Instrumente nicht, die einen Namen erwarben, wie der Prämonstratenser Diviš (gestorben 1765) in Bruck, der Erfinder nicht nur eines Wetterleiters, sondern auch eines merkwürdigen musikalischen Instrumentes, welches er Denis d'or nannte, der Olmützer Professor Bartl (gestorben 1813), der Erfinder der Tasten-Harmonika, der ausgezeichnete Pianofortemacher Wilhelm Bachmann (gestorben 1856) in Brünn, Heinrich in Olmütz, Spurny, Verfertiger eines kunstvollen Walzenwerkes, in Brünn, Buchta ebenda und andere.

In der allgemeinen Geschichte der Musik tritt uns eine Reihe von Personen entgegen, welche sich auf dem Gebiete der Composition sowohl, als auch auf demjenigen der Interpretation oder Kritik besonders bemerkbar gemacht haben und ihrer Geburt nach, seltener freilich mit ihrem Studium und Wirken dem Kronlande Mähren angehören. Da ist zunächst der in Holleschau 1709 geborene Componist und Kapellmeister Franz Xaver Richter zu nennen, der Hofmusiker zu Mannheim wurde und von 1747 bis zu seinem im Jahre 1789 erfolgten Tode die Kapellmeisterstelle am Münster zu Straßburg bekleidete. Richter componirte 26 Symphonien, ferner Streichquartette, Trios, Messen u. a. und hinterließ ein theoretisches Werk für den Musikunterricht, welches 1804 noch ins Französische übersetzt wurde. — Der einst in Wien viel gefeierte und fruchtbare Componist Ferdinand Kauer stammte aus Klein-Thaya; er componirte, außer Symphonien, Kammermusik und kirchlichen Werken, gegen 200 Opern und Singspiele, von denen sich „Das Donauweibchen“ an kleineren Bühnen bis heute erhalten hat. Er überlebte jedoch seinen Ruhm und starb, 80 Jahre alt, als Bratschist am Theater in der Leopoldstadt zu Wien (1831); Grillparzer verknüpfte Kauers spätere Schicksale mit dem „armen Spielmann“. — Weiter begegnet uns die Künstlerfamilie Wranizky, aus welcher die in der allgemeinen Geschichte bekannt gewordenen Componisten Paul und Anton Wranizky, beide in Neureisch geboren, hervorgingen. Paul, der bedeutendere, gehört mit in jene Gruppe von Musikern, welche Riehl als die „göttlichen Philister“ bezeichnete. 1756 geboren, erhielt er den ersten Musikunterricht in seinem Geburtsort, später in Iglau und Olmütz und kam in seinem zwanzigsten Lebensjahre nach Wien,

wo er Unterricht in der Composition nahm; er war unter Haydn Violinist in der Esterhazyschen Kapelle und von 1785 bis zu seinem Tode (1808) Orchesterdirector des k. k. Hofoperntheaters. Er schrieb Opern, von denen wir seinen „Oberon" (1790) nennen wollen, Ballette, Musik zu Schauspielen 2c. Von seinen Werken, die sich durch einen specifisch österreichischen Localton auszeichnen, sind etwa 50 in Druck erschienen, vieles aber blieb ungedruckt. — Sein Bruder Anton, zugleich sein Schüler, wurde 1761 geboren, erlernte gleichfalls die Violine, genoß in Wien Unterricht bei Mozart, Haydn und Albrechtsberger und fand in Josef Fürst Lobkowitz einen Gönner, der ihn 1794 zum Director seiner Kapelle berief; er starb 1819 in Wien. Von seinen zahlreichen Compositionen wurden nur wenige gedruckt. — In dieselbe Zeit gehören auch Franz Krommer und Franz Seraphinus Lauska. Krommer, ein sehr fruchtbarer und gefälliger Componist, wurde 1760 zu Kamenitz geboren, war Violinspieler, wurde 1814 Hofkapellmeister in Wien, componirte u. a. 69 Streichquartette, dann Symphonien, Märsche, Flöten- und Klarinetten-Concerte und starb 1831 in Wien. Lauska dagegen galt als vortrefflicher Pianist, war ein Schüler Albrechtsbergers und vielseitiger Componist: er wurde 1764 zu Brünn geboren und starb 1825 zu Berlin. Eine der interessantesten Erscheinungen jener Zeit ist aber Wenzel Müller, für dessen Musik sich sogar ein Beethoven, wie op. 121a beweist, interessirte. Müllers Meisterschaft, so schreibt der bereits genannte Kunsthistoriker Riehl, liegt darin, daß er den echten Bänkelsängerton so unübertrefflich wahr in seinen Zauberpossen traf; er brachte den Keim des Poetischen, die Kraft des deutschen Volksthums auch in den Gesang der Jahrmarktrhapsoden und



Anton Emil Titl.

das Volkslied in seiner ganzen zärtlichen Rohheit auf die Bühne; dabei war er ein ganzer Österreicher, ein wahrhaft nationaler Tondichter. Wenzel Müller wurde 1767 zu Tyrnau geboren, kam früh nach Brünn ins Theaterorchester, schrieb hier seine erste Operette im Stile Dittersdorfs, der ihm Freund und Lehrer war, und wurde infolge des Beifalls, welchen das Werk des erst Sechzehnjährigen fand, bald darauf zum ersten Kapellmeister ernannt; 1786 wurde er an das Leopoldstädter-Theater in Wien berufen. Er componirte Instrumental- und Vocalwerke aller Art und fand mit seinen Singspielen, Zauberopern und -Possen &c. stürmischen Beifall; vielgenannt wurden „Das neue Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“, „Die Zaubertrommel“, „Die Teufelsmühle“. Aus der Oper „Die Schwestern von Prag“ nahm Beethoven auch sein Thema und componirte über das Lied „Ich bin der Schneider Kakadu“ Variationen für Pianoforte, Violine und Violoncell, welche 1824 in Wien erschienen sind. Die Compositionen Müllers, Vieles ungerechnet, belaufen sich auf 224 Nummern. Der Componist starb 1835 in Baden bei Wien. — Als gelehrter Musikschriftsteller tritt uns Raphael Georg Kiesewetter Edler von Wiesenbrunn, geboren 1773 zu Holeschau, gestorben 1850 in Baden bei Wien, entgegen. Er wurde für den Staatsdienst erzogen, war Beamter im Hofkriegsrath, wurde Hofrath und erhielt 1843 den Adel. Von Kindheit an die Musik liebend, pflegte er selbst mehrere Instrumente praktisch, studirte unter Albrechtsberger und Hartmann Composition und Contrapunkt, legte umfangreiche Sammlungen alter Musikwerke an und fühlte sich zum wissenschaftlichen Theile der Musik hingezogen, auf welchem Gebiete er eine Autorität wurde; von seinen Hauptwerken nennen wir als Beispiele „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst“, ein Werk, das von der niederländischen Akademie preisgekrönt wurde; dann „Guido von Arezzo“, „Die Musik der Araber“, „Über die Octave des Pythagoras“ und dergleichen mehr.

Mehr der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gehören an: der Violonist Josef Strauß aus Brünn, der Pianist Josef Fischhof aus Bučovitz, der Componist und berühmte Geiger Heinrich Wilhelm Ernst und der Componist Ferdinand Waldmüller, beide aus Brünn, letzterer ein Sohn des berühmten Genremalers Ferdinand Georg Waldmüller und der damals in Brünn engagirten Hofopernsängerin Katharina Weidner. Zu den hervortretenderen Erscheinungen dieser Epoche gehört aber besonders Anton Emil Titl, geboren 1809 auf der Burg Pernstein, gestorben in Wien 1882. Er studirte unter Gottfried Rieger in Brünn Generalbaß, componirte während dieser Zeit bereits eine Ouverture, welche in Brünn und anderwärts zur Aufführung gelangte, und schrieb mit dem achtzehnten Lebensjahr seine erste Oper „Die Burgfrau“ (Text von Professor Anton Boček in Olmütz), welche sowohl in Brünn als auch in Olmütz mehrmals über die Bühnen ging.

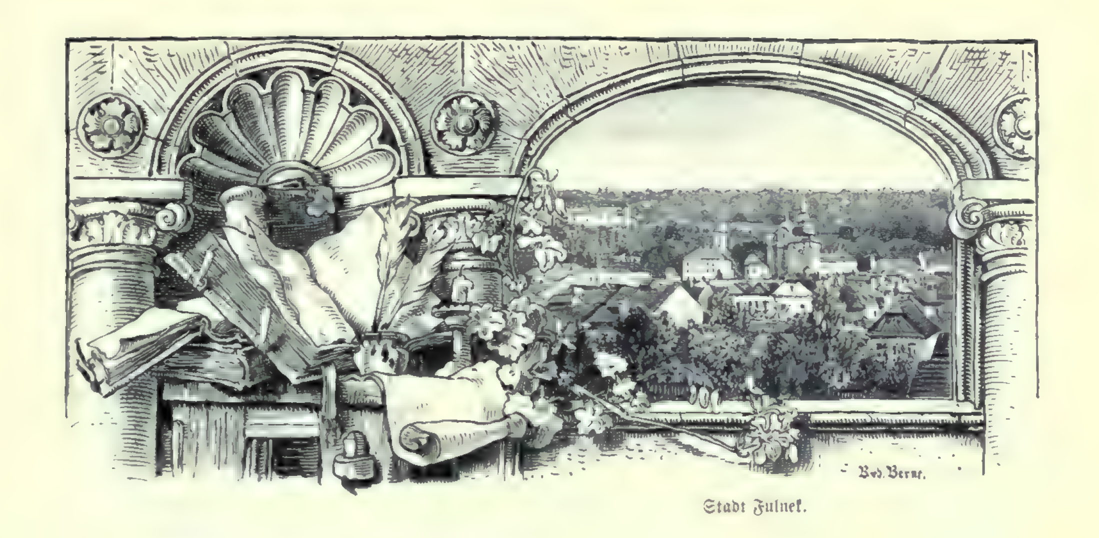
1835 folgte er (von Olmütz aus) einem Rufe nach Prag als Militärkapellmeister, kam 1840 an das Josefstädter-Theater in Wien, wo er mit besonderem Glück die Musik zum „Zauberschleier" schrieb, und wurde 1850 zum Kapellmeister ans Hofburgtheater berufen; in dieser Stellung, welche er bis 1870 bekleidete, schrieb er 51 Tragödien- und Dramen-Ouverturen, zu 32 Stücken melodramatische Musik, 20 Entreacts und Actschlüsse, ferner Orchestereinlagen, Märsche, Jagdstücke, Lieder und Chöre; besonders genannt seien die Musik zu Grillparzers „Das goldene Vließ" und Hebbels „Rubin". Außerdem aber schrieb er Clavierstücke, eine Messe, Männerquartette, Tanzmusik und Lieder im Tone Schuberts, welche zu seinen besten Arbeiten gehören; seine „Wastel-polka" und sein „Gondellied" machten die Reise um die Erde. Im Ganzen soll sich die Zahl der Compositionen auf 300 Nummern belaufen, wovon jedoch nur 100 im Druck erschienen sind.

Die neue und neueste Zeit verzeichnete eine große Reihe von Namen auf allen Gebieten musikalischen Wirkens. Opern componirte mit Erfolg besonders Ignaz Brüll aus Proßnitz; er studirte in Wien, war zuerst Pianist und widmete sich nach den Erfolgen seiner Spieloper „Das goldene Kreuz" ganz der Composition. In Oper und Operette versuchten sich ferner Josef Paul Gotthard aus Drahonovitz, Heinrich Kafka aus Strazovitz, Alfred Strasser aus Lettovitz, Max Wolf, dessen Operetten auch im Ausland bekannt wurden, und Constantin Löw aus Nikolsburg. Chor und Lied pflegten Ferdinand Debois in Brünn, der bis 1892 circa 500 Lieder und 200 Chöre schrieb, K. R. Kristinus aus Wagstadt und Dr. jur. Ignaz Machanek in Olmütz. Ferner sind als Componisten noch zu nennen der Obmann der Wiener Philharmoniker Alois Alexander Buchta aus Proßnitz, Eduard Kleibl aus Olmütz, der auch auf der Zither concertirt, und Josef Ferdinand Skalitzky aus Wischau. Fiby und Kitzler haben wir bereits genannt.

Unter den Interpreten classischer Musik ragt die Geigenvirtuosin Wilhelmine Normann-Neruda aus Brünn hervor, welche seit 1869 zu den ständigen Zierden der Londoner Saison gehört und in Kritiken vielfach dem „Geigerkönig Joachim" an die Seite gestellt wird. Wilhelmine entstammt übrigens einer durchaus musikalisch veranlagten Familie; ihr Vater war Organist an der Hauptkirche zu Brünn, ihre Schwester Amalie ist Pianistin und ihr Bruder Franz Neruda Cellist. Ein Künstler als Dirigent, Theater-director und Regisseur ist Wilhelm Jahn aus Hof, der Director der Wiener Hofoper. Kritik und Ästhetik sind vertreten durch Dr. Ferdinand Peter Graf Laurencin (gestorben 1890) aus Kremsier und Dr. Robert Hirschfeld am Wiener Conservatorium, der gleichfalls der Geburt nach dem Lande Mähren angehört. Von gelehrten Schriftstellern sind ferner zu nennen Universitäts-Professor Dr. Guido Adler aus Eibenschitz und

Professor Oswald Koller aus Brünn, deren Verdienste um die Internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen (Wien 1892) allgemein bekannt sind. Professor Adler war auch im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht mit der Herausgabe der musikalischen Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Josef I. (2 Bände) betraut.





Stadt Fulnek.

Literatur und Theater.

Deutsche Literatur und deutsches Theater.



Die ersten Spuren deutscher Dichtung in Mähren treten uns erst aus ziemlich später Zeit entgegen; nicht aus den Burgen der Fürsten und Ritter hallt uns Minnelied und höfischer Sang entgegen, sondern aus den Zunftstätten schlichter Bürger ertönen die unbeholfenen, aber ehrlich gemeinten Klänge des Meistergesanges.

Wir haben sehr interessante Belege für das Vorkommen des Meistergesanges in Mähren. Man kennt vier Meistersingerschulen in diesem Lande, und zwar jene in Trebitsch, die schon 1516 bestand, dann in Groß-Meseritsch unter einem Herrn Johann von Pernstein mit dem Beinamen des Weisen, ferner die Schule in Pirnitz, errichtet im Jahre 1611, und die berühmteste von allen, die Iglauer Meistersingerschule.

Im Jahre 1571 wendeten sich zwei Iglauer Bürger, Jakob Pukane und Jonas Zeidler, beide Tuchmacher, an einen ehrsamen Rath mit der Bitte um Einführung einer geordneten Singschule in der Stadt Iglau. Diese Urkunde, in welcher auch die bekannte Sage von der Einsetzung des Meistergesanges durch Otto den Großen umständlich erwähnt wird, ist datirt vom 2. April 1571. Es ist aber kein Zweifel, daß der Meistergesang in Iglau schon früher geblüht haben muß, denn das Schreiben der beiden genannten Bürger

an den Rath enthält eine Stelle, welche von eingerissener Unordnung im Meistergesange berichtet: „das offt ein Singer herkomen ist, der kaum ein rechter Schüler war, vnd gleichwol Schul gehalten.“ Da im Jahre 1571 eine heftige Pest in Iglau wüthete, mag es wohl bei einem mündlichen Bescheide des Rathes sein Bewenden gehabt haben, wenigstens findet sich nichts Schriftliches darüber.

Noch ist die Schul- oder Anschlagtafel der Iglauer Meistersinger erhalten und wird als theures Kleinod aus den Zeiten strebsamer Bürgertüchtigkeit im Rathhause von Iglau aufbewahrt. Das Mittelfeld dieses interessanten „Anschlags“ oder „Postenbriefes“ stellt einen eingezäunten Garten mit sieben Pforten vor; auf den Eingängen sind die allegorischen Figuren der sieben freien Künste angebracht. In der Mitte des Feldes sitzt ein Meistersinger auf dem Singstuhl, über ihm hängt der Kranz mit der Schaumünze. Oben links sitzen um einen Springbrunnen die zwölf alten Meister, welche der Sage nach den edlen Meistergesang gestiftet haben sollen; rechts in der oberen Ecke sitzen um einen Tisch, auf welchem die Bruderlade, sowie die Bibel und der Pfennig mit der Kette liegen, die neun Iglauer Meister, auf deren Kosten die Aushängetafel beigestellt wurde; unter diesen beiden Gruppen steht zuhörendes Volk. Im Mittelfelde sind noch allerlei allegorische Dinge gemalt, so der heilige Geist als Taube, dann ein Lamm mit der Siegesfahne, welches von einem Wolf, der durch eine Bresche der Mauer eindringen will, verfolgt wird, dann in den Ecken die vier Hauptwinde. Die neun Felder am oberen und am unteren Rande des Bildes enthalten theils Texte von Bibelstellen und Psalmen, theils Abbildungen, so oben die Geburt und Auferstehung Christi, die Ausspendung des heiligen Geistes, unten den König David auf der Harfe spielend und die Belagerung Jerusalems durch Titus. Die ganze Ausführung des Gemäldes zeigt deutlich die Tendenz der Schule, neben der Pflege der Poesie den reinen Glauben zu bewahren. Die Tafel wurde im Jahre 1612 von dem stummen Maler Johann Weidhofer ausgeführt und kostete 14 Schock Groschen.

Die „Tabulatur und Ordnung, wie es soll in der Bruderschaft gehalten werden“ aus dem Jahre 1571 ist sehr dürftig und kurz und enthält nur 32 Gesetze über den Vortrag der Meistergesänge und die wichtigsten Fehler ohne irgendwelche nähere Erklärungen. Erst die Schulordnung aus dem Jahre 1615, welche 20 Punkte enthält, gibt uns einen anziehenden Einblick in die gute Zucht und Ordnung, welche die ehrsamen Meistersinger von Iglau in ihrer Schule aufrechtzuhalten bemüht waren, und über die behagliche Freude, mit der sie die Schulfeste abzuhalten pflegten. Wir erfahren daraus, daß zu Iglau vier Haupt- oder Festschulen im Jahre abgehalten wurden, nämlich zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und den zehnten Sonntag auf Trinitatis. Eine Gesellenschule sollte zu Michaelis stattfinden.



Die Aushängetafel der Iglauer Meistersinger.

Nach kurzer Blüte machten die Gräuel des dreißigjährigen Krieges auch dem Sange der Iglauer Meister ein vorzeitiges Ende. Schon im Jahre 1620 ward die Schule zu Iglau geschlossen und verstummte Sang und Klang der ehrsamen Bürger.

Dagegen darf sich Mähren rühmen, unter der segensreichen Herrschaft der großen Kaiserin Maria Theresia die erste gelehrte Gesellschaft der Neuzeit in Österreich hervorgebracht zu haben, deren Gründer Josef Freiherr von Petrasch war. Er ist zwar kein gebürtiger Mährer, denn er wurde am 19. October 1714 zu Brod in Slavonien geboren, aber er kam schon sehr frühe mit seinen Eltern nach Mähren und diesem Lande gehört fortan sein auf die Hebung und Veredlung der Literatur und des Geschmacks gerichtetes Wirken. Anfänglich verfolgte Petrasch die militärische Laufbahn. Seine schwächliche Gesundheit aber bewog ihn, den Soldatenstand aufzugeben, und nachdem er durch weite Reisen und unablässiges Studium seine Kenntnisse bereichert hatte, wählte er Olmütz zu seinem dauernden Aufenthalt und stiftete hier, Ende 1746, nach dem Muster der gelehrten Gesellschaften Italiens „Die Gesellschaft der Unbekannten" mit dem ausgesprochenen Zweck, die Wissenschaften zu heben. Durch sein Verdienst hat Mähren auch den Ruhm, die erste gelehrte Zeitschrift herausgegeben zu haben. Die Gesellschaft ließ nämlich vom 1. Januar 1747 eine Zeitschrift erscheinen: „Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen" — das erste Literaturblatt unserer Monarchie. „Hiezu sollte sich", wie Petrasch selbst bestimmte, „der deutschen Schriftsprache, und zwar nach der vollkommeneren Pleisser Mundart bedient werden." Petrasch blieb drei Jahre Präsident der Gesellschaft, aber sein Eifer wurde von den anderen Mitgliedern nur kurze Zeit getheilt und die Gesellschaft löste sich bald auf; Petrasch zog sich auf sein Gut Neuschloß bei Ungarisch-Hradisch zurück, wo er, in regstem Verkehr mit bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern, am 15. Mai 1772 starb. Die meisten Aufsätze in den „Monatlichen Auszügen", welche zwei Bände erlebten, rühren von ihm selbst her; auch sonst hat er viele Abhandlungen unter dem Pseudonym Petrus Cinereus (Peter Asch) veröffentlicht.

Der edle Geist der Regierungen Maria Theresia's und ihres großen Sohnes Josef II. belebte mit erfrischendem Hauche auch das literarische Schaffen Mährens, so daß das deutsche Schriftthum in diesem Lande einige bedeutendere Erscheinungen aufzuweisen hat. Vor Allem ist mit dem Zeitalter Maria Theresia's und Josefs II. auf das innigste der Name eines Mannes verknüpft, dessen eigentliche Thätigkeit wohl der Kaiserstadt Wien gehörte, den aber Mähren mit gerechtem Stolz seinen Sohn nennt. Wir meinen den Kritiker, Professor und Staatsmann Josef von Sonnenfels. Geboren 1733 zu Nikolsburg als der Sohn jüdischer Eltern, widmete sich Sonnenfels zuerst philosophischen Studien in Wien, trat dann zum Militär über, kam aber bald wieder nach Wien zurück und entfaltete vorerst eine segensreiche Thätigkeit als Verbesserer

des Geschmacks und Reformator der durch die Hanswurstkomödien arg verrohten Bühne. Vorurtheilslosen, klaren Verstand zeigte er auch in seinen rechtswissenschaftlichen Schriften und in seiner Thätigkeit als Universitätslehrer, als er im Jahre 1763 die neuerrichtete Kanzel der „Polizei- und Cameralwissenschaften" erhielt. Mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft starb Sonnenfels als Hofrath und Präsident der Akademie der bildenden Künste am 25. April 1817.

Der Geist der Aufklärung, der in den Schriften von Sonnenfels zu Tage tritt, beherrscht das ganze Zeitalter. Die Publicistik und das Zeitschriftenwesen beginnen sich auch in Mähren mächtig zu regen. Josef Laaber, ein gebürtiger Wiener, gab als Katechet der neuen Brünner Normalschule „Wochentliche Erinnerungen eines Freundes von Brünn" heraus, während der Württemberger H. Fr. Hopf, in Brünn als Beamter der Köffiller'schen Fabrik angestellt, die „Poetischen und prosaischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen" erscheinen ließ. 1794 erschien in Brünn das „Allgemeine europäische Journal". Viel Beifall fand das „Mährische Magazin", welches der Landrath Em. von Traubenburg herausgab, aber noch ungleich bedeutender wurde „Das patriotische Tagblatt", welches von 1800 bis 1805 in Brünn erschien und dessen Herausgeber Christ. Karl Andrée war, der, ein Deutscher aus dem Reiche, an die Brünner evangelische Schule berufen wurde und hier auf schriftstellerischem und pädagogischem Gebiete erfolgreich wirkte.



Josef Freiherr von Petraich.

In der Zeit der napoleonischen Kriege und der darauf folgenden Friedensjahre entfaltete besonders Karl Josef Jurende (geboren 1780 in Schlesien, übersiedelte im Jahre 1813 nach Brünn) eine rege Thätigkeit. Den meisten Beifall verdiente er sich durch die Herausgabe seines Kalenders, der ursprünglich unter dem Titel: „Mährischer Wanderer", dann als „Vaterländischer Pilger in dem Kaiserstaate Österreich" mit

Unterbrechungen bis zum Jahre 1848 bei Gastl, Traßler und bei Rohrer in Brünn erschien. Ein Ton wohlthuender Frömmigkeit und schlichter Volksthümlichkeit durchzieht die meisten belletristischen und wissenschaftlichen Aufsätze dieses Kalenders. Wichtig ist Jurende auch durch die Herausgabe der Zeitschriften: „Der redliche Verkündiger“ und „Zeichen der Zeit“, in welchen Hormayr seine Stimme gegen Napoleons Gewaltherrschaft erhob. Jurende's Namen ist noch mit einem anderen literarischen Unternehmen verknüpft, welches zwar keinen augenblicklichen Erfolg hatte, aber zur Ehre des Landes sich nach mancherlei Wandlungen und Unterbrechungen durch eine lange Reihe von Jahren behauptete. Wir meinen die im Jahre 1815 infolge Aufforderung des damaligen Landesgouverneurs, Grafen Anton Mittrovsky, von Jurende gegründete Monatsschrift „Moravia“, die es zunächst allerdings nur auf acht Hefte brachte, aber im Jahre 1836 wieder auflebte und dann ein Jahrzehnt überdauerte. Das Sturmjahr 1848 bereitete auch dieser friedlichen literarischen Erscheinung ein Ende. Der Versuch, die „Moravia“, welche in ihren älteren Jahrgängen eine Fundgrube anziehender, auf Mähren bezüglicher Forschungen und Denkwürdigkeiten ist, später wieder zu erneuern (1863 bis 1864 und 1881 bis 1882), hatte beide Male angesichts der immer höher steigenden Flut von Tagesblättern und illustrirten Zeitschriften keinen dauernden Erfolg.

Von einzelnen Dichtern, die in der Zeit bis zum Jahre 1848 in Mähren wirkten, nennen wir den verdienten Theaterdirector in Brünn (seine Direction fällt in die Jahre 1815 bis 1825 und 1831 bis 1837) Heinrich Schmidt, einen geborenen Weimarer; ferner Johann Leonhard Knoll (1775 bis 1841), geboren zu Grulich, einen formvollendeten geschmackvollen Nachahmer Klopstocks (seine beste Dichtung ist „Thuiscon oder das Lied der Weihe“); Johann Schön aus Langendorf in Mähren, 1802 bis 1839, der seinerzeit der erste Balladendichter Österreichs genannt wurde und dessen Tragödie: „Der Sieg des Glaubens“ nach ihrem Erscheinen sogar für ein Werk Grillparzers gehalten wurde. Als Balladendichter hat sich auch verdienten Ruhm erworben der mährische Dichter Michael Franz von Canaval (gestorben 1868 zu Wien im Wahnsinn). Nicht durch Geburt (er stammt aus Josefstadt in Böhmen), wohl aber durch sein langjähriges Wirken gehört Mähren der Dichter Paul Lamatsch von Warnemünde an, der sich durch seine Dramen: „Warbeck“ und „Die Habsburg“ einen Namen machte.

Der bedeutendste deutsche Dichter in diesem Zeitabschnitt aber ist der „große Unbekannte“, wie man ihn früher genannt, Charles Sealsfield. Der dichte Schleier, der bis zum Tode auf seinem Lebenslaufe lag, ist von dem Sterbenden selbst gelüftet worden; denn dadurch, daß Sealsfield in seinem Testamente die Söhne des Bauers und Ortsrichters Karl Postl im mährischen Dorfe Popitz bei Znaim zu Erben seines Vermögens einsetzte, bewirkte er selbst die Enthüllung seines Lebensräthsels.

Heute wissen wir, daß der nordamerikanische Bürger Charles Sealsfield, der sich bei Solothurn in der Schweiz ein kleines Landgut „Unter den Tannen" erworben hatte und dort am 26. März 1864 starb, kein Anderer war als Karl Postl, welcher in den Orden der Kreuzherren in Prag eingetreten war. Im Jahre 1823 verließ er plötzlich den Orden, wo er es überraschend schnell zur Würde eines Secretärs gebracht hatte, und blieb seitdem verschollen. Man wußte nur von einem Charles Sealsfield, der in Amerika



Charles Sealsfield Karl Postl.

sich ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt und durch seine Romane: „Der Legitime und der Republikaner", „Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812", „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre", „Kajütenbuch", „Süden und Norden" steigenden Ruhm erworben hatte. Sealsfield ist unübertrefflich durch die Naturwahrheit und Pracht der Schilderungen, mit welchen er dem Leser die fremde Welt des Westens, die freilich heutigen Tages eben dieses fremdartigen Reizes mehr und mehr entbehrt, vor Augen zu zaubern weiß, sowie durch die hinreißende Kraft, mit der er Menschen und Völker charakterisirt. Sealsfields Ruhm auf dem Felde des

ethnographischen Romans bleibt unerreicht, und mit Recht hat sein dankbares Heimatsdorf das schlichte Bauernhaus, wo Karl Postl am 3. März 1773 das Licht der Welt erblickt hat, mit einer marmornen Gedenktafel geschmückt und die Stadt Znaim des Dichters wohlgelungene Bronzebüste auf einem schönen Platze inmitten freundlicher Anlagen aufgestellt.

Neben Sealsfield müssen die anderen deutschen Schriftsteller der vormärzlichen Zeit zurücktreten. Wir nennen zunächst auf epischem Gebiete die Novellisten Emanuel Straube (geboren zu Nikolsburg am 14. December 1801, gestorben in Salzburg am 5. März 1872) und Johann Paul Weiner (geboren 1815 zu Iglau, lebte als Steuereinnehmer in Göding und Trebitsch und starb 1859 in Wien). Mehr der Pflege der Lyrik widmeten sich Dichter wie Johann Andreas Eder (starb 1858 als Oberamtmann in Groß-Seelovitz), der auch als vaterländischer Historiker Anerkennung erwarb. Bedeutender ist der als Stadtrath in Brünn im Jahre 1883 verstorbene Franz Donneh, dessen Gedichtsammlung „Schwertlilien" manches formvollendete Gedicht aufweist. Rudolf Hirsch, geboren zu Napagedl 1816, war ein formen- und gedankenreicher Lyriker, sowie auch ein feinempfindender Musiker und Componist, dessen Musikkritiken in der „Wiener Zeitung" großes Ansehen genossen. Poetische Lorbeeren pflückte in seiner Jugend J. N. Berger (geboren zu Proßnitz am 16. September 1816), der spätere Minister, dessen kaustischer Witz und schonungslose Satire gefürchtet waren.

Auch das Drama fand in diesem Zeitraume unter den deutschen Schriftstellern Mährens bedeutende Pflege. Wir heben hervor Franz Anton Jordan Ritter von Fraporta (geboren 1781 zu Schönberg, gestorben als pensionirter Oberpolizeirath in Brünn); er liebte in Trauerspielen und Possen („Staberl in der Unterwelt" u. A.) derbe Mittel und starke Effecte. Franz Seraphin Mandelzweig (geboren zu Proßnitz 1792, gestorben 1864 in Brünn, wo er zuerst als Kaufmann, dann als Literat und Sprachlehrer lebte) war ein ungemein fruchtbarer Bühnenschriftsteller und in den Vierziger-Jahren eine wahre Stütze des Brünner Theaters. Dr. Alois Jeitteles (geboren zu Brünn 1794, wo er auch als praktischer Arzt wirkte und 1858 starb) schrieb treffliche Lustspiele, von denen einige auch auf der Bühne des Wiener Burgtheaters zur Aufführung kamen und gefielen. Mit Castelli gemeinsam verfaßte er die damals vielbelachte Parodie auf die Schicksalstragödien: „Der Schicksalsstrumpf". Ein bedeutendes, aber durch die Härte eines unfreundlichen Schicksals nicht zur vollständigen Entfaltung gelangtes Talent war Vinzenz P. Weber (1809 zu Trautenau geboren und als Stadtphysikus in Mährisch-Trübau 1859 gestorben). Sein Erstlingswerk, die Römertragödie „Spartakus", machte Aufsehen und nahm vom Wiener Burgtheater aus ihren Weg durch ganz Deutschland. Auch sein zweites Trauerspiel: „Die Wahabitin" hatte großen Erfolg; die späteren

Dramen fanden geringen Beifall, was den Dichter in hohem Maße verdüsterte. Diesen Vertretern der ernsten tragischen Muse schließen wir noch zwei Possendichter an, von denen der eine, Karl Ed. Grammerstötter zwar kein gebürtiger Mährer ist, aber lange Zeit in Brünn lebte, der zweite, Friedrich Hopp aber ein geborner Brünner ist; des letzteren drollige Possen: „Doctor Fausts Hauskäppchen", „Hutmacher und Strumpfwirker" u. A. haben sich lange Zeit auf dem Repertoire erhalten.

Das Jahr 1848 hatte auch in Mähren eine lebhafte Bewegung auf dem Gebiete literarischer Bestrebungen im Gefolge. Die Flut von Zeitschriften, welche das Jahr 1848 hervorrief, ging auch an Mähren nicht spurlos vorüber. „Der mährische Bote", „Brünner Tagescourier", „Die Opposition", „Vaterland", „Mährische Volkszeitung" erschienen, gingen aber bald wieder ein. Anspruchslos, aber in ihrem schlichten heimatlichen Gehaben recht sympathisch war die durch mehrere Jahre erscheinende „Biene", von Johann Nepomuk Enders 1851 begründet. Der Herausgeber, ein um Mähren vielfach verdienter Schriftsteller, der am 3. Mai 1815 in Ungarisch-Hradisch geboren wurde und seit 1848 als Buchdrucker und Buchhändler in Neutitschein lebte, hat selbst unter dem Pseudonym Johann von Hradisch viele Beiträge für seine Zeitung gespendet. Enders ist auf lyrischem und epischem Gebiete mit anerkennenswerthen Dichtungen hervorgetreten. Er feierte in seinen „Kaiserliedern" das Herrscherhaus und weihte dem unglücklichen Kaiser Max in seinen „Nachklängen" ergreifende Gesänge. Seine Sammlung „Epheuranken" enthält hübsche Erzählungen, sowie heimische Sagen und Märchen.

Mitten im Sturme der Revolution stand der Schriftsteller Sigmund Kolisch; geboren 1816 zu Koritschan, mußte er wegen seiner Theilnahme an den Wiener Märzereignissen Österreich verlassen, wohin er erst 1868 zurückkehrte; er lebte hierauf in Wien, später in Göding und starb daselbst im Jahre 1886. Sein Roman: „Ludwig Kossuth und Clemens Metternich" ist durchaus Tendenzwerk; auch Dramen, z. B. „Don Juans erster Versuch" rühren von ihm her.

Über die Vorgenannten ragen weit hervor die Schriftsteller: Hieronymus Lorm und J. J. David, sowie die Frau mit dem weiblich zarten Herzen und dem männlich ernsten Geiste, der scharfen Beobachtungsgabe und der feinen Empfänglichkeit für alle Bewegungen des Gemüthslebens: Marie Ebner-Eschenbach. Hieronymus Lorm gilt als der Dichter des Pessimismus, doch sein Pessimismus hat nichts Abstoßendes, er ist gepaart mit einem feinen Gefühl für das Schöne und für all das, was Lorm „den unvernünftigen Sonnenglanz" des Lebens nennt. So vermochte auch das eigene schwere Leid des Dichters geistige Kraft nicht zu brechen. Hieronymus Lorm, Pseudonym für Heinrich Landesmann, ist am 9. August 1821 zu Nikolsburg geboren. Schon mit dreizehn Jahren büßte er fast ganz das Gehör und die Sehkraft ein. Seine erste größere Arbeit war:

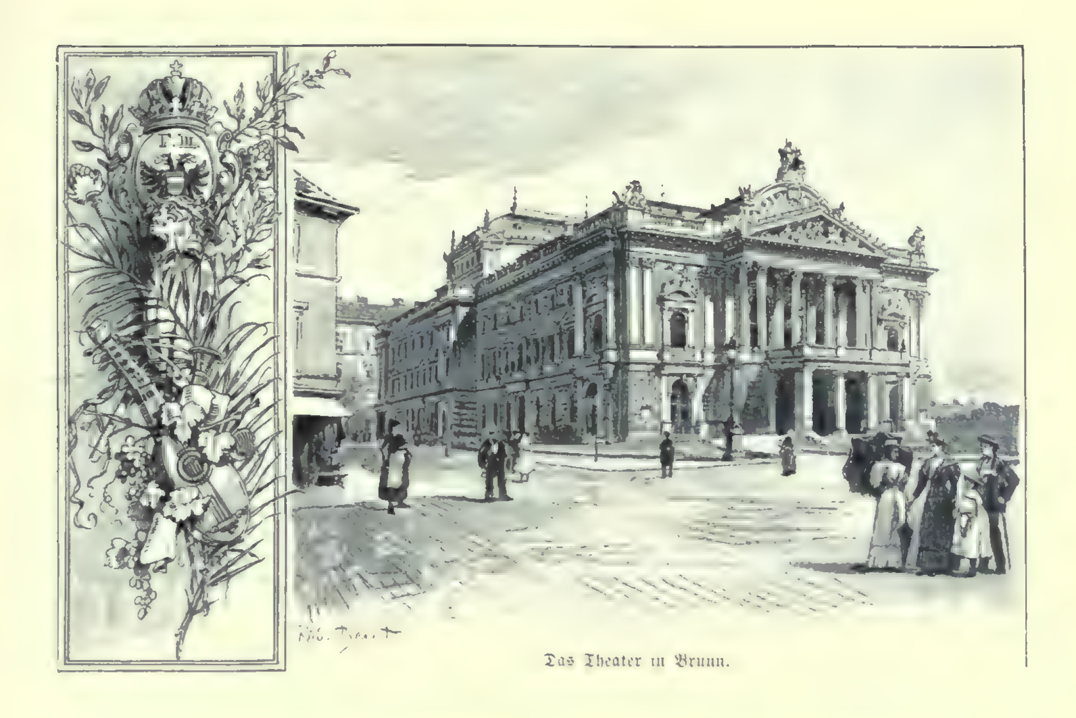
„Wiens poetische Schwingen und Federn“; die scharfe und schonungslose Kritik in diesem Werke ließen ihn Verfolgungen besorgen, er übersiedelte daher nach Dresden, welche Stadt er zu seinem dauernden Aufenthalte wählte. Erst in späterer Zeit ließ er sich in Brünn nieder, um seinem Sohn, dem praktischen Arzt Doctor Hermann Landesmann, nahe zu sein. Lorms zahlreiche Romane und Erzählungen sind keine leichte Lectüre, sie sind Erzeugnisse eines Denkers für denkende Leser. Die schönsten Novellen enthalten die Sammlungen: „Geflügelte Stunden“ und „Märchen der Gegenwart“. Von seinen Romanen nennen wir vor allem „Gabriel Solmar“, „Todte Schuld“, „Der ehrliche Name“, „Außerhalb der Gesellschaft“. „Die Alten und die Jungen“ und „Der Herzensschlüssel“ sind reizende Lustspiele. Seine philosophischen Anschauungen finden den prägnantesten und zugleich formvollendetsten Ausdruck in den Werken: „Der Naturgenuß“ und „Natur und Geist in dem Verhältniß zu den Culturepochen“ und „Der grundlose Optimismus“.

Manches Verwandte in dem philosophischen Zuge, den seine dichterische Physiognomie im Vergleich mit Lorm aufweist, hat ein jüngerer Dichter, der wohl noch zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt. Es ist dies der im Jahre 1859 zu Mährisch-Weißkirchen geborene Dr. J. J. David, dessen Romane: „Das Höferecht“ und „Das Blut“, sowie die Novellensammlung „Die Wiedergeborenen“ (sie spielen im Zeitalter der Renaissance) mit Recht ihres eigenartig tiefen Gehaltes und ihrer plastischen Schilderung wegen Aufsehen erregten; auch als Lyriker hat er sich bemerkbar gemacht.

Die Eigenschaften einer zart empfindenden Dichterin und eines klar durchgebildeten philosophischen Geistes vereinigt Mährens bedeutendste Schriftstellerin, Maria Freifrau von Ebner-Eschenbach. Viele ihrer Erzählungen, wie z. B. „Božena“ oder der ergreifende Roman: „Das Gemeindekind“ wurzeln so recht im heimischen Boden. Erquickender Humor und tiefer Ernst, der aus einem reichen Gedankenleben quillt, sind ihr in gleichem Maße eigen. Besonders zeichnet sie der durchdringende Scharfblick aus, mit dem sie ihre Gestalten der Natur nachzeichnet und ins Innerste ihres Seelenlebens eindringt. Dies offenbart sich in ihren „Erzählungen“, unter denen die Geschichte „Ein Spätgeborener“ von rührender Wahrheit ist, ebenso in ihrem ergreifenden Roman „Unsühnbar“. Wahre Perlen echter Gedankendichtung enthält das Buch: „Parabeln, Märchen und Gedichte“. Von diesem besonders gelten ihre eigenen Verse, die sie selbst am besten charakterisiren:

Verständniß für jedwedes Leid,
Erbarmen mit jedwedem Fehle:
Daran in dieser Zeitlichkeit
Erkennst du die erwählte Seele.

Frau Maria von Ebner-Eschenbach ist eine geborene Gräfin Dubsky und auf dem Schlosse Zdislavitz am 13. September 1830 geboren; 1848 vermählte sie sich mit dem



Das Theater in Brünn.

damaligen Hauptmann, jetzigen Feldmarschall-Lieutenant des Ruhestandes Freiherrn Moritz von Ebner-Eschenbach und lebt den Sommer über auf dem gräflich Dubsky'schen Schlosse Zdislavitz, im Winter in stiller, emsigem Schaffen geweihter Zurückgezogenheit in Wien.

Außer diesen ersten Namen erwähnen wir die Schriftstellerinnen Rosa Barach, Karoline Bruch-Sinn, Sidonie Grünwald-Zerkowitz, Tony Orny, unter welchem Pseudonym sich eine Dame der Brünner Gesellschaft verbirgt. Unter den Dichtern, deren Begabung mehr der Lyrik zuneigt, seien genannt: Konrad Ettel aus Neuhof bei Sternberg, in Wien lebend, K. W. Gawalowsky, geboren 1861 zu Zubří in Mähren, ein fruchtbarer Schriftsteller, der sich in Graz angesiedelt hat; Heribert Hülgerth. Die Brüder Rudolf, Karl und Franz Korschann, alle drei gebürtige Znaimer, haben in ihren mannigfaltigen Dichtungen echt österreichische und heimatliche Klänge angeschlagen; Ernst Rudolf Neubauer, ein gebürtiger Iglauer, gegenwärtig Gymnasial-Director in Radautz, bekundete in den Sammlungen: „Schilf und Weide", „Österreichische Lieder", „Lieder aus der Bukowina" keine gewöhnliche Begabung und Sprachgewandtheit, Eigenschaften, welche vor Allem sein philosophisches Gedicht „Die Ideonen" aufweist. Ein liebenswürdiges Talent ist der in Mähren geborene und wirkende Paul Strzemcha, welcher unter dem Pseudonym Paul Kirsch seiner Leier zarte Klänge entlockte und auch über kraftvolle Accente zum Preise des Vaterlandes verfügte. Adolf Brecher, Arzt in Olmütz, ein gebürtiger Proßnitzer, veröffentlichte mehrere beifällig

aufgenommene Sammlungen von Gedichten. Tüchtiger patriotischer Sinn und warmes Heimatsgefühl waltet in den Schriften Oskar Meisters, eines geborenen Znaimers, dessen „Österreichische Kriegserinnerungen im Jahre 1866“ und „Thayabilder“ die ehrenvollste Anerkennung fanden.

Ein Wandervogel mit buntschillernden Schwingen ist der am 16. November 1840 zu Schönberg geborene und vor nicht langer Zeit in Karlsruhe verstorbene Emil Mario Vacano; er zeigt stets eine kräftige Individualität, wenn seine zahlreichen Sensationsromane auch in Stil und Conception ein loses Gefüge haben. Wie Vacano dem mährischen Heimatlande früh entfremdet, ist auch der in der Schweiz lebende Dichter Josef Victor Widmann, geboren 1842 in Nenovitz bei Brünn; er schrieb Dramen, erzählende Dichtungen und Romane. Auf dem Gebiete des Dramas nennen wir Ferdinand Lauffer, Jakob Herzog (Verfasser des Schauspiels in Versen: „Die Rose“), Eduard Kulke und vor Allen den Verfasser wirksamer Volksstücke Dr. Friedrich von Radler (geboren zu Olmütz 1847), dessen Volksstücke „Josef Lanner“ und „Alois Blumauer“ sehr viel Erfolg hatten.

Ein Veteran der deutschmährischen Dichter, dessen Poesie vor Allem der Verherrlichung seiner engeren Heimat gewidmet war (in dem Romanzenkranz: „Welehrad“), ist der 1813 in Brünn geborene und dort 1883 als Landesrath verstorbene gemüthvolle Josef von Wieser, von dem auch das Trauerspiel: „Zawisch der Rosenberger“ nicht unerwähnt bleiben möge.

Unter den Schriftstellern, welche, ohne Landeskinder zu sein, doch theilweise Mähren ihre Heimat nennen können und mit dem geistigen Leben des Landes innig verknüpft sind, erwähnen wir zuvörderst den seit 1848 in Brünn lebenden, im Jahre 1893 daselbst verstorbenen Dichter J. Ludwig Goldhann (geboren 1823 in Wien), dessen Trauerspiele und Lustspiele verdienten Beifall fanden und wiederholte Aufführungen erlebten; ferner den feinsinnigen Ferdinand von Saar, auch einen gebürtigen Wiener (geboren 1833), welcher in stiller Zurückgezogenheit auf der fürstlich Salm'schen Herrschaft Blansko bei Brünn lebte und durch seine Novellen („Innocens“) und seine von echtem österreichischen Patriotismus durchhauchten Festspiele sich verdienter Anerkennung und Auszeichnung würdig gemacht hat.

Innig verknüpft mit dem Gange der deutschen Literatur in Mähren ist die Entwicklung des deutschen Theaterwesens in unserem Lande. Zum ersten Male werden die sogenannten „englischen Comödianten“ in Mähren im Jahre 1617 erwähnt, wo sie der Bischof von Breslau, Erzherzog Karl, an den Bischof von Olmütz, Cardinal von Dietrichstein, empfiehlt. Bei dem Mangel einer fürstlichen Hofhaltung blieb der Glanz prächtiger Feste und besonders theatralischer Aufführungen auf die Schlösser des

hohen Adels, so der Liechtenstein, Dietrichstein, Rothal, Althan, Questenberg, Podstatzky, sowie der Olmützer und Breslauer Kirchenfürsten beschränkt; besonders die fürstlich Liechtenstein'sche Sommerresidenz in Feldsberg, dann das Haustheater in Eisgrub, die Schlösser Holeschau, Wischau, Frain,Böttau, Jarmeritz und Teltsch hatten prächtige Säle, in denen Theatervorstellungen und Opern, Maskeraden und andere glänzende Schaustellungen, vornehmlich die so beliebten Bauernhochzeiten veranstaltet wurden.

Seit den Zeiten Kaiser Josefs haben Brünn, Olmütz, Znaim und Iglau bleibende Theater, aber noch kein stehendes Schauspielpersonale, sondern Wandergesellschaften. Im Jahre 1723 begegnet uns zuerst in Olmütz die „Comödianten-Compagnie" unter dem Prinzipal Ludwig August Steinmetz; im Jahre 1770 wurde in dieser Stadt auch ein eigenes Theater am Niederring „unter den Fleischbänken", und zwar mit einem Kostenaufwand von 10.000 fl. errichtet. Dieses Theater erhielt sich bis 1830, in welchem Jahre von dem Hofarchitekten Kornhäusel ein neues Theater mit einem Fassungsraum für tausend Personen erbaut wurde. Ein Fremder rühmt in einem Reisebericht vom Jahre 1844 die Bühne von Olmütz unter der Direction Burghausers „als eine der besten, wenn nicht die erste unter den kleinen Bühnen Österreichs". In Znaim wurde das Theater im Jahre 1784 in einer ungeweihten Kapelle des aufgehobenen Clarissinnenklosters erbaut und 1829 einer für die damalige Zeit ziemlich reichen und geschmackvollen Renovirung unterzogen. Iglau erhielt 1849 durch die Opferwilligkeit des Fabrikanten Okonsky ein Theater, welches 1200 Personen faßt.

Die Geschichte des deutschen Theaters in Mähren ist natürlich vor Allem an die Entwicklung des Bühnenwesens in der Landeshauptstadt geknüpft. Brünn erhielt im Jahre 1732 ein eigenes Schauspielhaus; es wurde von der Gemeinde auf eigene Kosten in dem sogenannten „Tavernhause" auf dem Krautmarkt errichtet. Am 14. Januar 1785 brannte dieses Theater zum ersten und nach einem Jahre zum zweiten Male nieder; nach diesem Brande wurde es wieder aufgebaut und im Jahre 1844 einer gründlichen Renovirung unterzogen, so daß es sich ganz schmuck und elegant präsentirte. Der dritte Brand des Stadttheaters im Juni 1870 machte dem alten Schauspielhause für immer ein Ende. Es wurde zunächst ein zierliches Interimstheater errichtet und am 1. Januar 1871 mit Mozarts „Don Juan" und einem Prolog des damaligen Directors Dr. Adolf Frankel eröffnet. Der erste Spatenstich zu dem von den Architekten Helmer und Fellner in überaus schönen Verhältnissen erbauten neuen Stadttheaters geschah am 18. Juli 1881. Die Eröffnung des Hauses, das zuerst unter den österreichischen Theatergebäuden eine vollständige elektrische Beleuchtung eingeführt hatte, geschah am 14. November 1882 mit Beethovens: „Die Weihe des Hauses" und einem Festspiel Frankels: „Bei Frau Bruna", dem Goethes „Egmont" folgte. Die Gemeinde hatte sich entschlossen, die Verwaltung

des Theaters in eigene Regie zu nehmen und einen artistischen Leiter an die Spitze zu stellen; damit war sie zu einem Prinzip zurückgekehrt, welches Kaiser Josef II. in einem Handschreiben an den Grafen Cavriani vom 9. September 1786 normirt hatte, das aber damals nur für kurze Zeit in Anwendung getreten war. Man kehrte bald wieder zu der Verpachtung an ständige Directoren zurück, wie solche seit 1771 an die Stelle der ambulanten Theaterprinzipale getreten waren. Unter diesen Theaterdirectionen sind besonders zu nennen die des Emanuel Schikaneder (von 1807 bis 1809) und des Grafen Franz Fueger (1811 bis 1813), unter welchem Therese Krones zum ersten Mal in Kinderrollen auftrat. Eine große Blüte erreichte die Brünner Bühne unter der Leitung des Weimarers Heinrich Schmidt. Unter seiner Direction gastirten Sophie Schröder als Lady Macbeth, Sappho, Medea; Anschütz als Lear, die Catalani, La Roche, der bekannte Eßlair und der damals 13jährige Vieuxtemps. Unter der Direction von Anton Balvansky betrat zum ersten Mal die weltbedeutenden Bretter Josefine Gallmeyer als 16jähriges Mädchen; sie gehörte bis zum Jahre 1856 der Brünner Bühne an, auf welcher sie einige Jahre vor ihrem Tode, am 13. October 1880, als gefeierter Gast zum letzten Mal auftrat. Der trefflichen Directionsführung Dr. Adolf Frankels, welcher, ein geborener Brünner und literarisch begabt, zuerst als Director nach altem System, dann als artistischer Leiter der neuen Bühne thätig war, haben wir bereits gedacht.

Slavische Literatur.

Als zu Beginn des IX. Jahrhunderts unter den Fürsten aus dem Geblüte Mojmírs Mähren zum Mittelpunkt eines großen Staatsgebildes heranwuchs, berief Rastislav im Jahre 863 aus fernem Süden die hehren Gestalten der Slavenapostel Cyrill und Method in sein Reich. Sie kamen mit einigen Jüngern und brachten zugleich ihre slavische Bibelübersetzung, soweit sie fertig war (vollendet wurde sie erst später) und die nöthigen Kirchenbücher mit, niedergeschrieben in einer neuen, von Cyrill gebildeten Schrift. Sie richteten den Gottesdienst zunächst nach dem griechischen Ritus ein, predigten die Lehre Christi in slavischer Sprache, die seit dieser Zeit Organ der Kirche aller Ostslaven bis auf den heutigen Tag geblieben ist. In Mähren selbst aber gingen die unmittelbaren Spuren ihrer literarischen Wirksamkeit bald wieder verloren, nur der von ihnen geschaffene christliche Wortschatz dauert zum Theile noch fort, und auch das altehrwürdige Lied Hospodine, pomiluj ny, das noch heutzutage in unseren Kirchen erschallt, athmet den Hauch jener Zeit.

Mit dem jähen Zerfall des großmährischen Staates unter den uneinigen Söhnen Svatopluks büßte Mähren seine politische Selbständigkeit ein (907) und seine Schicksale verwachsen von nun an mehr und mehr mit denen Böhmens. Die slavische Liturgie wurde

in Bann gethan, die lateinische Sprache kam in Kirche und Amt zur Herrschaft. In den zahlreichen Klöstern des XI. und XII. Jahrhunderts (Raigern im Jahre 1045 von Břetislav „Achilles" für die Benedictiner gegründet, Hradisch 1078, Trebitsch 1089 u. s. f.) und deren Schulen (als Mutter kann die Olmützer angesehen werden, da sie schon 1063 urkundlich genannt wird) erstanden zwar ebensoviele Brennpunkte geistiger Arbeit, aber diese hüllte sich in lateinisches Gewand und tauschte dasselbe, nur durch die Bedürfnisse der Gläubigen gezwungen, mit dem böhmischen um. Zeitchroniken, Annalen, Legenden, interlineare Glossen, Todtenbücher (z. B. in dem Martyrologium zu Raigern), Urbarien, Urkunden, auch ein gewisser Antheil an der lustigen Vagantenpoesie des XIII. Jahrhunderts sind die ältesten anonymen Zeugen dieses geistigen Lebens; leider verfiel die Mehrzahl in den häufigen Kriegen dem Brande und anderer Vernichtung. Anderseits wurde das Aufkommen des böhmischen Schriftwesens durch die unter den letzten Přemysliden überhandnehmende Vorliebe des Hofes, des Adels und der Städte für deutsche Sprache und Sitte gehemmt.

Einen neuen Aufschwung nahm das geistige Leben Mährens unter Karl IV. Prag wurde zum lockenden Sammelpunkte aller wissensdurstigen Mährer, von da aus strahlte, vorzüglich durch die neugegründete Universität, geistiges Licht nach allen Ländern aus, also auch nach dem benachbarten Schwesterlande. Mährischen Ursprung verrathen manche Denkmäler der altböhmischen Literatur, hauptsächlich durch dialectische Eigenthümlichkeiten, so z. B. die erste böhmische Evangelienübersetzung (erhalten in dem Wiener Evangelistarium), ebenso das Seitenstettener und das jüngere Olmützer Evangeliarium, wobei sich ein Zusammenhang mit der altkirchenslavischen Evangeliumübersetzung zeigt, der wohl nicht auf bloßem Zufall beruht; der sprachlich höchst wichtige Clementiner Psalter, sowie die Passion Christi in der Raigerner Handschrift dürften von einem Mährer herrühren; auch mehrere Kirchenlieder und poetisch gehaltene Legenden (vom heiligen Georg, den 10.000 Rittern, von der heiligen Katharina, Barbara, Margarethe u. A.) entsprangen der religiösen Stimmung der mährischen Geistlichen. Dichterische Veranlagung zeigt auch das Krumauer Fragment von der Jugend Christi und das allegorische Streitgedicht Spor duše s tělem (Streit der Seele mit dem Körper), wenn auch letzterem mehr Witz und Frische nicht geschadet hätten. Von dem romantischen Epos Alexandreis, das dem lateinischen Vorbilde Walters de Castilione ziemlich selbständig nachgedichtet wurde, gibt es einzelne Fragmente, die nach Mähren hinweisen; die Übersetzungen der asiatischen Reise Marco Polo's, Million, ferner die Reisebeschreibung John Mandeville's haben sich ebenfalls in mährischen Abschriften erhalten. Auch der Sequentionarius des Schlesiers Mag. Conrad, von diesem mit böhmischen Glossen versehen, weist nach Mähren, wo ihn Václav Bzenecký abschrieb. Die Zierde dieser arbeitsreichen Periode bildet jedoch die große

Katharinenlegende von einem unbekannten, aber frischen Dichtertalent, dessen Wiege muthmaßlich in Mähren stand und die dem Katharinencultus Karls IV. entsprungen ist. Der Kampf des hinsiechenden Heidenthums mit der siegreich vordringenden Christenheit, sinnliche Liebe und engelreine Religiosität, innigste Ergebenheit, gepaart mit heroischem Märtyrersinn, finden da trotz einiger Breiten hochpoetischen Ausdruck. Durch Vermittlung unseres erlauchten Kaisers Franz Joseph kam die einzige Handschrift dieses auch sprachlich höchst werthvollen Denkmals aus jahrhundertelangem Versteck in der Stockholmer Bibliothek mit zwei bisher unbekannten Sammlungen vollständiger und prachtvoll ausgestatteter Bibelübersetzungen in die Heimat wieder zurück und wird jetzt im Brünner Landesarchiv aufbewahrt.

Karl IV. wußte aber nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern auch das leibliche Wohl der Bevölkerung zu fördern. Wie immer und überall, hatte auch hier der gehobene Wohlstand freiere Sitten und üppigere Lebensformen zur Folge, die, durch die gleichzeitigen Verirrungen der kirchlichen Macht genährt, nachdenklichen Glaubensschwärmern und Sittenpredigern Anlaß boten, gegen dieselben aufzutreten und die Gegensätze zwischen Wirklichkeit und Ideal schonungslos hervorzukehren. Vorzüglich war es der königliche Kanzleiregistrator Jan Milič aus Kremsier, der, seinen Würden entsagend, das böhmische Volk für reinen Glauben und strenge Sittenübung zu gewinnen suchte, in der That auch zahlreiche Anhänger und Schüler fand (unter andern den Begründer der böhmischen Philosophie und bedeutendsten Prosaiker der altböhmischen Literatur Thomas von Štítné) und so die husitische Bewegung vorbereitete.

Die Stürme der Husitenkriege durchbrausten Mähren ohne besonders nachtheilige Folgen. Hus' Lehre fand hier zahlreiche Bekenner, und so wurde der Boden für die spätere Brüderunität geebnet. Die böhmische Sprache gewann die Oberherrschaft in Amt, bei Gericht, in Kirche und Schule, bei dem Adel und in den Städten. Die Gerichtsstühle führten fortan böhmische Klage- und Spruchbücher (die Olmützer und Brünner Knihy půhonné a nálezové, mit dem Jahre 1405 beginnend, hat V. Brandl publicirt). Unter Georgs weiser Regierung lenkte sich der Sinn allmälig wieder den Wissenschaften und Künsten zu. Mähren bietet von da an ein herzerfrischendes Bild. Den Ruhmesreigen der großen Geister eröffnet Herr Ctibor Tovačovský von Cimburk, der Sohn des mährischen Landeshauptmanns Jan Tovačovský von Cimburk und später selbst Landeshauptmann von Mähren und oberster Kanzler von Böhmen. In seiner Person vereinigen sich alle Vorzüge eines umsichtigen Staatsmanns, tapferen Kriegers, opferwilligen Förderers des geistigen Lebens und bezaubernden Gesellschafters. Von Georg, dann wieder von Vladislav und Matthias Corvinus mit fast königlicher Macht ausgestattet, wird er von allen als „Born der Weisheit" angesehen: er findet in der That bei seiner



Potom naypoſlez za nijmi zawſſemi gela geſt panij Pycha/ magijc pod ſebū hynſſt bijly/ prijliſs bugny kluſawy na niemž byla vzda zlatta/ Krumperſkym dijlem dielaná/ a vdidla zlattá/ wſſechny okrayky třepce zlattymi a čerwenymi miſtrnymi obložené/ Kamenij na čele okolo vſſij/ y na koncych otiežij welikych z naydražſſych gmen/ Karbunkuluow/ Rubinuow Zafiruow/ y perel/ Střimeniſſtie na nijch plechowe zlattij. a tymž kamenijm ozdobené ſtřimeny zlatté/ též perlami a kamenijm ozdobené/ potom přikrytij na ſedlo zlattohlawu/ čtwernaſob zlattohlaw na zlattohlawu/ a wſſecky kraginy okolo mnohymi perlami a krumpowané/ a w tom wždy na tři prſty/ kamen geden od druheho wſazeny/ Pochwy na zadku Konie wtyž připrawie/ yako vzda a prſoſyny/ podkowany Kuoň miela Střijbrnymi podkowami: Ale ſama na niem ſediela/ na ſwé hlawie korunu magijcy mijſternū mnohych wtipuow rzemeſla ozdobenū/ a též kamenijm naydražſſijm/ a perlami/ w tom rzemeſle okraſſlené: Potom na hrdle hrdelná obruč/ též weliká bohatoſti kamenij a zlatta/ a přeſto rzetiez zlatty třij Tiſyc zlattych wáhy: Sukňie wſſecka z naydražſſyho Sſarlatu/ rozličnym kowaničkem zlattym a perlami/ s kamenijm kwiety práwie podobenſtwij zelin vdielaná a krumpowaná/ a welſſkē podolek/ též y obogek y okolo ňukawuow/ y okolo rozporkuow ſſyrokych premuow ſutych perel/ welikoſti a kamenij mezy to wſazenych/ a dluhoſt podolka třij ſahū wzdélij/ ſtřewijce zlatté neſkupé/ a oſtrohy též z zlatta mnoheho bohatſtwij/ Na rukau množſtwij prſtenuow/ a zapona na lewem prſtu/ a na rukawie naywietſſij bohatſtwij: A potom podle koňe

Holzſchnitt ſammt Text aus dem Buche „Hadani Prawdy a Lzi“ 1539.

vielseitigen Beschäftigung noch Zeit, der Schriftstellerkunst obzuliegen. Als Utraquist verfaßte er 1469 ein König Georg gewidmetes allegorisches Gedicht Hádáni Pravdy a Lži, wo er seine Confession (als „Wahrheit“ personificirt) den Sieg über die katholische Kirche („Lüge“) davontragen läßt. Im Jahre 1481 schrieb er auf Drängen der Stände die Kniha Tovačovská, ein Werk, in welchem er die alten Sitten, Gebräuche, Rechtspflege, die Verhältnisse der Bauern, Städter, Leibeigenen, Kriegs-, Kirchen- und Landrecht u. s. w. behandelte und durch das er sich Folkloristik, Rechtswissenschaft und Culturgeschichte zu ungemeinem Danke verpflichtet hat. Das Buch regte später den ausgezeichneten Kenner des heimischen Rechtes Ctibor Drnovský von Drnovitz zur Nachbildung an, wodurch um das Jahr 1540 dessen Kniha Drnovská entstand. Vor Tovačovský von Cimburk hatte der Břevnover Mönch Jan von Holeschau eine interessante Sammlung der Weihnachtsgebräuche veranstaltet; nach ihm hat der Kremsierer Bürger Jan Mirotický, der auch ein Werk über die Türken übersetzte, seiner böhmischen Ausgabe der „Rechtsgebräuche und Gewohnheiten aller Völker“ von Aubanus eine interessante ethnographisch-folkloristische Abhandlung über Böhmen und Mähren beigefügt. Durch Ctibors Zuthun wurde die lateinische Sprache in der Landtafel durch die böhmische ersetzt (1480); er selbst führte die Correspondenz mit der Hofkanzlei und den Ständen hauptsächlich in böhmischer Sprache, wodurch dieselbe natürlich an Feinheit und Eleganz gewann. Die Correspondenz des Adels, namentlich der Sternberge, der Waldsteine, Pernsteine u. A. aus dem XV. und XVI. Jahrhundert gehört zu den schätzbarsten Denkmälern des böhmisch-mährischen Schriftthums.

Aber auch nach Mähren war aus Italien der Humanismus und mit demselben das Studium der altclassischen Sprachen gebracht worden. Dieses fand einen besonders eifrigen Förderer an dem mährischen Oberlandeskämmerer Ladislav von Boskovitz, der seiner Schloßstadt Trübau den Ehrennamen eines mährischen Athen erwarb. Von Trübau ging der Ruhm auf Olmütz über, welches der Bischof Stanislaus von Thurzo (1497 bis 1540) zum Hauptsitze gelehrten Sinnens und Trachtens umwandelte. Hier lebten und wirkten die Mitglieder der Sodalitas Danubiana und Domherren Andreas Ctibor, Augustin Olomucensis (Käsebrot), Johann von Zvole, ferner der Propst Wenzel von Bilhartitz, der nachmalige Bischof Johann Dubravius (1542 bis 1553) und viele Andere. Die lateinische Sprache gewann so wieder an Boden, stieg sogar in manchen Kreisen zur Modesprache empor und drang auch in bürgerliche Familien ein. Es gehörte zur guten Sitte, Familienereignisse durch lateinische Dichtungen feiern zu lassen. Das böhmische Schriftthum trat dadurch auf katholischer Seite in den Hintergrund oder galt nur als Mittel zur Pflege des Latein. So übersetzte Dubravius die Chronik Václav Hájeks von Libočan ins Lateinische und der Bischof Stanislaus Pavlovský die berühmte diplomatische

Sendung des Herrn Lev z Rožmitálu an die europäischen Höfe voll köstlicher culturhistorischer Details. Der letztere machte sich aber auch um die böhmische Literatur dadurch verdient, daß er dem verbannten Polen Bartholomäus Paprocký z Hlohol a Paprocké Vůle ermöglichte, die erste mährische Adels- und Landesgeschichte zu verfassen (in böhmischer Bearbeitung unter dem Namen Zrcadlo markrabstvi moravského in Olmütz 1593 erschienen), die trotz zahlreicher Mängel viel benützt und von Chr. Pfeifer ins Deutsche übersetzt wurde.

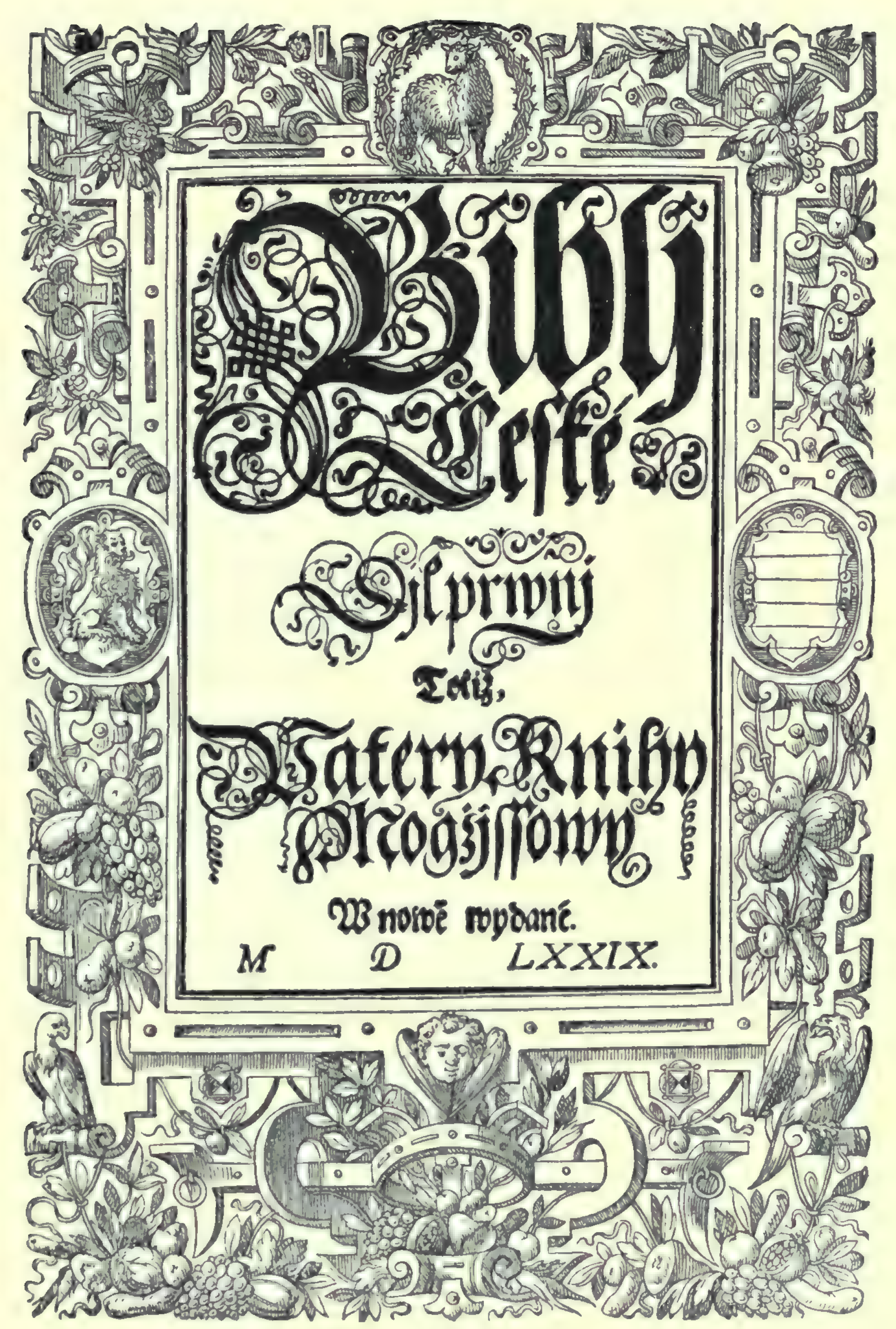
Während der Humanismus bei uns einen katholischen und gewissermaßen aristokratischen Charakter trug, kennzeichnet die gleichzeitig mit ihm auftretende Brüderunität ein reformatorischer und demokratischer Zug. Aus dem Schoße des Volkes emporgewachsen, um wenigstens die religiösen und sprachlichen Erfolge der Husitenkriege zu retten, sucht und findet sie ihre Hauptstütze wieder im Volke, wenngleich auch zahlreiche Mitglieder des Adels derselben beitraten. Da sich die Unität neben altchristlicher Einfachheit, strengster Sittenreinheit und friedfertiger Arbeitsamkeit die Pflege der böhmischen Sprache zur Aufgabe gestellt hatte, errichtete sie überall Schulen (zu Eibenschitz, Kralitz, Namiescht, Groß-Meseritsch, Lulč, Chropin, Prerau, Leipnik, Weißkirchen, Ungarisch Brod u. a.), wie auch zahlreiche Buchdruckereien und gestaltete sich so gleichsam zu einer Corporation von Lehrern, Priestern, Schriftstellern und Buchdruckern. Natürlich wollten weder die Utraquisten, noch die Katholiken (diese namentlich seit der Einführung des Jesuitenordens durch den Olmützer Bischof Wilhelm Prusinovský 1566) hinter ihnen zurückbleiben. Durch diesen Wetteifer gelangte das Schulwesen, von Mag. Bacháček mit einem ausgezeichneten Reglement versehen, zu nie dagewesener Blüte, welche für die Weiterentwicklung der böhmischen Sprache und Literatur vielverheißend war, obzwar in den Schulen die lateinische Sprache den Hauptgegenstand bildete und es keine Macht gab, die den Bestrebungen Bacháčeks den nöthigen Nachdruck verliehen hätte.

Eine Unzahl von Namen und Schriften meist religiöser, geschichtlicher und polemischer Natur, deren Aufzählung wir uns wohl ersparen dürfen, füllt von nun an durch das ganze XVI. und den Anfang des XVII. Jahrhunderts die mährische Literaturgeschichte, aber philosophische Tiefe oder poetischer Schwung ist den meisten fremd. Es mögen blos die für die Culturgeschichte des Landes wichtigen Gedenkblätter Heinrich Prakšický's von Zástřizl und seines Sohnes Georg, der Briefcopiar Albrechts von Konitz mit werthvollen Notizen über die mährischen Brüder, der Commentar zur Landesordnung von Ambros Sixt von Ottersdorf, der auch die Autobiographie Kaiser Karls IV. böhmisch herausgab, ferner die Sammlungen der Klage und Spruchbücher des Brünner Landrechtes von Jan Humpolecký z Rybenska und die von Emil Ojofský von Doubravitz aus den Jahren 1575 bis 1612, endlich auch die Landtagsbücher, welche auf Beschluß der Stände seit

dem Jahre 1530 geführt wurden, erwähnt werden. Nur die Brüder schaffen Dauerndes auf dem Gebiete des Kirchenliedes und finden Übersetzer bei den Deutschen. Das Beste ward wohl im Šamotuler und Eibenschitzer Cancionale geleistet, dem Werke Jan Blahoslavs, eines der gebildetsten Männer des Jahrhunderts (1524 bis 1571). Dieser, von Geburt ein Prerauer, holte sich die erwünschte Bildung an fremden Universitäten und erwies dann als Archivar, diplomatischer Vertreter und endlich Bischof, sowie auch als Schriftsteller der Unität unschätzbare Dienste. Eine gründliche Geschichte derselben, besonders ihre Anfänge beleuchtend, eine Lebens- und Leidensgeschichte des erst durch die Fürsprache der Philippine Welser aus fünfzehnjähriger Gefangenschaft erlösten Liederdichters und Bischofs Jan Augusta, eine reichhaltige Grammatik mit vielen dialectischen, archaistischen und phrasistischen Streiflichtern (Grammatika česká, nach der im Theresianum befindlichen Handschrift herausgegeben von Hradil und J. Jireček), welche durch das grammatische, ebenfalls in Mähren verfaßte Erstlingswerk eines Beneš Optát und Peter Gzel veranlaßt wurde, das sind neben der musterhaften Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen und einem Entwurf der quantitirenden Prosodie für die böhmische Poesie wohl die bedeutendsten von den 28 Schriften Blahoslavs.

Durch die letzterwähnte Übersetzung legte Blahoslav den Grundstein zu dem unsterblichen Hauptwerke der Brüder, zur Kralitzer Bibel, welche unter der Patronanz des Herrn Johann von Žerotín von tüchtigen Fachmännern (an der Übersetzung des alten Testamentes aus dem Urtext, den sie mit allen anderen verglichen, arbeiteten sechs Mährer) mit ausgezeichnetem Commentar in den Jahren 1579 bis 1593 in sechs Zierbänden zu Kralitz herausgegeben wurde. Diese Bibel galt fortan als Canon sprachlicher Reinheit und Eleganz und obwohl eifrig verfolgt, besonders in den Zeiten der Gegenreformation, hat sie sich bis auf den heutigen Tag im Volke in vielen Exemplaren erhalten.

Neben dem Vater Johann entsproß aus dem Geschlechte der Žerotíne namentlich in dessen Sohne Karl von Žerotín dem Lande Mähren ein Mann von unsterblichem Ruhme. Zu Brandeis in Böhmen 1564 geboren, war derselbe mit den Schicksalen Mährens aufs innigste vereinigt, er leitete sie in den schwierigsten Zeiten mit sicherer und kundiger Hand. Er führte das Schwert gleich ausgezeichnet wie die Feder und seine Schriften, meist juridischen und historischen Inhalts, zeigen in dem gehaltvollen, markanten und feinen Stile den ganzen Mann, während wieder seine Briefe (3 Bände, herausgegeben mit Hilfe des mährischen Landesausschusses vom Landesarchivar V. Brandl) uns sein Herz erschließen. Da spricht aus jeder Zeile der treue Patriot, weltkundige Menschenfreund, liebevolle Ehegatte und Vater und der sorgsame Großgrundbesitzer. Seinem Glauben treu ergeben, war er der einzige, auf den sich das Ausweisungsdecret König Ferdinands II. nicht bezog, da er trotz aller Lockungen und Drohungen treu stand zu dem Habsburg'schen Herrscherhause


Biblj Ceſké
Djl prwnij
Totiž,
Patery Knihy Mogžijſſowy
W nowě wydané.
M D LXXIX.

Titelblatt der „Kralitzer Bibel" 1579.

und von dem Aufstande 1618 abgerathen hatte. Thatkräftig trat er auch immer für seine Glaubensgenossen, die Brüder, ein. Namentlich war es der junge Johann Amos Komenský (geboren 1592 zu Nivnitz), dem er seine huldvolle Gunst zutheil werden ließ, indem er ihm gleich nach der Heimkehr von der Herborner und Heidelberger Universität an der Prerauer Schule eine Anstellung verschaffte, und als sich die Folgen der verhängnißvollen Schlacht am Weißen Berge auch auf Mähren zu erstrecken begannen, ihm auf Brandeis Zuflucht gewährte. In diesem Versteck konnte sich Komenský ernsten Betrachtungen über das ruhelose und eitle Treiben der Welt mit Muße hingeben und schuf dann mit seltener Dichterkraft nebst dem Centrum Securitatis, der metrischen Übersetzung der Psalmen und einigen tiefempfundenen Erbauungsstücken als 30jähriger Mann ein unsterbliches allegorisches Bild unter dem Namen Labyrint světa a ráj srdce, in welchem er die Welt als Stadt, nach den einzelnen menschlichen Beschäftigungen und Ständen in Gassen getheilt, mit Eingangs- und Ausgangsthoren und einer Burg der Fortuna in der Mitte derselben darstellt und das damalige Leben der Handwerker, Gelehrten, Ärzte, Ritter u. s. w., das kirchliche, Soldaten- und Rechtsleben auf Grund von Selbsterfahrung wie auch einer ähnlichen Schrift Joh. Val. Andraeens mit köstlichem Humor, drastischer Satire und seltener Plastik treu realistisch schildert, dabei die Tendenz verfolgend, daß nirgends Ruhe und Zufriedenheit zu finden sei als im eigenen Herzen und in Gott. Komenský war nicht undankbar. Er schrieb ein Werk über den Ursprung und die Thaten der Žerotíne, widmete seinem Gönner die mährische Alterthumskunde, die er verfaßt hatte, und dem Neffen desselben Velen von Žerotín eine geographisch und kartographisch musterhaft ausgeführte Landkarte von Mähren, die dann fortwährend nachgedruckt wurde und heute noch durch ihre Präcision Staunen erregt. Auf heimischem Boden erwuchs auch das pädagogische Hauptwerk Komenskýs, seine böhmischen Didactica, die aber erst in der lateinischen Fassung ihre heilsame Sendung vollzogen. Den ganzen Gedankenreichthum des Buches, wie auch seine Systematik konnte in vollem Maße erst die Neuzeit erfassen und würdigen. Alle Welt erkennt heute als einzig gesunde und natürliche Principien an, daß der Unterricht dem Kinde nur auf Grund der Muttersprache und einheitlicher Schulbücher, nicht blos um der sprachlichen Kenntniß, sondern auch um der sachlichen Bildung willen, anschaulich, vom Bekannten und Leichten zu minder Bekanntem und Schwierigerem fortschreitend und unter gleichmäßiger Pflege des Geistes wie des Körpers ertheilt werden soll — eben diese Grundsätze hat Komenský in der Didaktik zum ersten Mal unwiderleglich und zusammenfassend begründet. Hier auch sprach er die Forderung der allgemeinen Schulpflicht und zwar nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen aus, hier gibt er dem Lehrer unübertroffene und für alle Zukunft giltige Weisungen. In dem Informatorium školy mateřské, das er aber schon im Exil schrieb,

regt er der erste die Errichtung von Kindergärten an und weist auf die große Erziehungsaufgabe der Mutter hin; in der Janua linguarum reserata, die sogar ins Türkische, Arabische und Mongolische übersetzt wurde, und später im illustrirten Orbis pictus öffnet er das Thor zur leichten Erlernung fremder Sprachen und liefert den Lernstoff des Realwissens. Er verfaßte auch selbst die gewünschten Schulbücher, reformirte persönlich das Schulwesen in Polen, Deutschland, Schweden, Ungarn, Holland und versetzte dabei der lateinischen Schulsprache den Todesstoß. Aber Komenský's Gedankenflug blieb nicht bei der Schule stehen, er faßt die großartige Idee, alles damalige Wissen in eine Pansophie zu ordnen, er erstrebt die Einigung und Versöhnung aller Confessionen, will sogar die Türken dem Christenthum gewinnen, kämpft für den ewigen Frieden, bearbeitet den ganzen böhmischen Sprachschatz zu einem grammatisch-phrasistischen Wörterbuch (Poklad jazyka českého), das aber leider sowie der größte Theil der Pansophie durch den Brand von Lissa 1656 vernichtet wurde, sorgte als wahrer Hirt seiner Herde um die leiblichen Bedürfnisse der Unität durch Geldsammlungen, Empfehlungen u. a., um die geistigen durch ein Cancional, eine Bibelconcordanz, sowie andere Erbauungsbücher, und als er sah, daß ihn das Schicksal zum letzten Brüderbischof bestimmt hatte, ließ er, da jede Hoffnung der Rückkehr ins Vaterland verschwunden war und so die Unität zerfiel, einen denkwürdigen Klageruf ertönen (Kšaft umírající matky, Jednoty bratrské) und verabschiedete sich gleichsam von der Welt in der Schrift Unum necessarium. Endlich fand der als Dichter und Denker, Pädagog und Philosoph, Theolog und Philolog, Lehrer und Schriftsteller, wie auch als Dulder und Humanist gleich große Mann, der trotz seiner Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten der Welt und, obzwar von Parlamenten, Fürsten und



Amos Comenius.

Staatsmännern gesucht, dennoch wie ein zweiter Aristides lebte und das irdische Glück fast nur dem Namen nach kannte, nachdem er sich den Ehrentitel eines praeceptor mundi erworben, nach 78jährigem, in steter Arbeit, Sorge und Wanderung verbrachtem Leben — fern von der geliebten Heimat — in dem gastlichen Amsterdam im Jahre 1670 die ewige Ruhe. Die 40 böhmischen Werke, die er neben den etwa 100 anderssprachigen geschrieben hatte, werden durch die Classicität der Sprache, wie durch ihren werthvollen Inhalt zu allen Zeiten der böhmischen Literatur zur schönsten Zierde gereichen und den Ruhm des großen Mährers laut verkündigen.

Neben den Žerotíns sehen wir noch das Geschlecht der Pernsteine durch besondere Förderung jedes geistigen wie auch materiellen Fortschritts hervorleuchten. Schon der mährische Landeshauptmann Wilhelm von Pernstein (gestorben 1524), dem an Reichthum kein anderer Herr in Böhmen und Mähren glich und der durch seine religiöse Toleranz wie durch seine industriellen Unternehmungen einen durchaus modernen Geist verrieth, hat in seinen Briefen unsterbliche Zeugen seiner großen und edlen Seele und Muster stilistischer Vollkommenheit hinterlassen. Vratislav von Pernstein (geboren 1530 zu Groß-Meseritsch) hat sich den Namen eines Mäcenas der Künste und Wissenschaften erworben. Albrecht von Pernstein (geboren 1532), ein Anhänger Luthers und unerbittlicher Gegner der Brüder, trat für seinen Glauben auch literarisch ein, indem er ihn in zwei böhmischen Schriften vertheidigte, welche wieder eine Entgegnung des berühmten Prerauer Brüderbischofs Matthias Červenka hervorriefen. Červenka, ein geborener Böhme aus Čelakovitz, gehörte seiner literarischen Thätigkeit nach dem mährischen Lande an und starb auch da zu Prerau (1569). Mit Blahoslav in steter Verbindung, lieferte er mehrere Beiträge zur Brüdergeschichte, übersetzte trefflich die Psalmen, dichtete einige Kirchenlieder und sammelte — was wohl für jene von theologischen Streitigkeiten durchwühlte Zeit ziemlich überraschend ist — die Sprichwörter des Volkes. Eine andere Psalmenübersetzung, ebenfalls metrisch, rührt von dem Leiter der Weißkirchener Brüdergemeinde Georg Strejc (geboren in Hohenstadt) her, der auch einen rhythmischen Sittenspiegel für Kinder, eine ähnliche Schrift für Frauen und Gatten und mehrere theologische Bücher erscheinen ließ.

In dem Meere der confessionellen Streitschriften auf naturgeschichtliche und medicinische Werke zu stoßen, blieb erst der Rudolfinischen Periode vorbehalten. Es sind allerdings nur Bearbeitungen, die der Universitätsprofessor und Leibarzt König Rudolfs II. Adam Huber von Rysenpach (geboren in Groß-Meseritsch 1546) unternahm, aber die Zeitgenossen wußten ihm für die böhmische Ausgabe des Herbariums Mattioli's und des Gesundheitsregiments von Rantzovius Dank. Auch sein astronomischer Kalender und seine „Hausapotheke“ zeugen von bedeutenden Fachkenntnissen und von Sinn für die

allgemeinen Bedürfnisse. Matouš Philomathes Dačický, für seine lateinischen Gedichte von Rudolf II. zum poeta laureatus ernannt und für seine Verdienste zum Ritter geschlagen (als Walkenberger von Walkenberg), schrieb über die Bedeutung der Sonne, über die Fruchtbarkeit der Frauen und über den „wunderbaren Bau der menschlichen Glieder im Körper", konnte aber dabei theologischen und moralischen Schriften nicht völlig entsagen.

Im XVII. Jahrhundert nimmt die geistige Bewegung im Lande einen katholischen Charakter an. Nach den Ausweisungsdecreten König Ferdinands II., die natürlich auch Tausende der gebildetsten Familien Mährens betrafen, wurde kein Andersgläubiger mehr im Lande geduldet. Die akatholischen Bücher fielen der Vernichtung anheim (darin hat sich namentlich der aus Böhmen stammende Jesuit P. Drachovský, der Autor einer böhmischen Grammatik [Olmütz 1660] hervorgethan), oder wurden in die Klosterbibliotheken gebracht. Das nationale Bewußtsein schlummerte allmälig ein, die böhmische Sprache wich der deutschen. Zur Wiederbelebung des historischen Sinnes trugen einigermaßen nur die geschichtlichen Bücher bei und dieses Verdienst muß hauptsächlich dem Prager Domdechanten Wenzel Pešina zuerkannt werden, den man deshalb den Vater der mährischen Geschichtschreibung nennt. An der mährischen Grenze zu Počátek 1629 geboren, ließ er sich von dem patriotischen Jesuiten und Geschichtsschreiber Bohuslav Balbín Edlen von Škornitz, der selbst an den Gymnasien zu Brünn und Olmütz gewirkt hatte, für die mährische Geschichte gewinnen und veröffentlichte als erste Frucht seiner Studien, bei denen ihm die Städte (Brünn an der Spitze), Klöster, Stände, vornehmlich das reichste Archiv Mährens, das der Herren von Lipá, bereitwilligst ihre Schätze zur Verfügung gestellt hatten, den Prodromus Moravographiae, Předchůdce Moravopisu (1663), wo er in chronologischer Ordnung die politischen und kirchlichen Schicksale Mährens bis zum Jahre 1658 entrollt. Es gelang ihm, das Interesse für die Vergangenheit des Landes dermaßen wachzurufen, daß ihn die Stände zum ersten Landeshistoriographen erwählten. Dem Prodromus folgte im Jahre 1677 der I. Theil des Mars Moravicus, eine Darstellung der kriegerischen Begebenheiten Mährens mit hier und da eingeflochtenen culturellen Daten bis zum Jahre 1526. Doch sollte es zur Herausgabe des II. Theiles nicht kommen; vermuthlich wollten die Stände der Schilderung des böhmischen Aufstandes und seiner Folgen vorbeugen. Auch die musterhafte böhmische Übersetzung der mährischen Verneuerten Landesordnung von Jan Komínek von Engehauz, 1632 in Eibenschitz geschrieben, ist hier zu erwähnen.

Seither blieb die Geschichte Mährens nicht mehr brach liegen. Der Jesuit P. Johann Obitecký, der unermüdliche Verbreiter des Marienultus und der Wallfahrten, Math. Bolelucký, ein Freund Pešina's, der Trebitscher Stadtschreiber Nikolaus Bisatto u. s. w.,

besonders aber auch P. Johann Georg Středovský (geboren zu Krumau 1679), „der mährische Hájek“, suchten ihren Ruhm auf diesem Felde. Der letztere schrieb fast ausschließlich lateinisch und zog die Linie zwischen Wahrheit und Dichtung nicht allzu genau, aber er verfolgte doch wissenschaftliche Ziele. Die Mehrzahl der übrigen Schriftsteller des XVII. und XVIII. Jahrhunderts dagegen (im Ganzen 60), unter denen die Mitglieder des Jesuitenordens die Oberhand behielten, hatte blos die religiösen Bedürfnisse des Volkes im Auge. Umsonst späht der forschende Blick nach einer erquickenden Oase höheren wissenschaftlichen oder poetischen Schaffens. Ein Kosmus Kroměřížský, der das erste böhmische Buch nach dem dreißigjährigen Kriege herausgab (Wallfahrtenlieder) oder der poeta laureatus P. Thomas Jelínek können dem heutigen Leser nur ein mitleidvolles Lächeln abgewinnen.

Erst die durch Maria Theresia und ihren Sohn Josef II. geförderte Schulbildung, die religiöse Toleranz und die Entlastung des Bauers rüttelten im Verein mit der eben zum Durchbruch gelangenden Nationalitätenidee das Volk aus hundertjähriger Lethargie empor, während sonst der fieberhafte Geisteskampf des Abendlandes an demselben fast spurlos vorüberging. In erster Reihe machten sich die Priester um das Wiedererwachen des böhmischen Volksthums verdient, wobei mehr denn je zwischen Böhmen und Mähren eine geistige Transfusion platzgreift. Die erste Sorge galt neben der Belebung des geschichtlichen Bewußtseins der Sprache; man fühlte unbewußt, daß die Nation als solche mit der Sprache steht und fällt. Maria Theresia war diesen Bestrebungen nicht abhold. Ehe noch der aus Holeschau gebürtige nachmalige Custos der Olmützer Universitätsbibliothek und Professor der böhmischen Sprache an der dortigen Staatsakademie Johann Alois Hanke Edler von Hankenstein seine Stimme zur „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur“ (1782) erhoben hatte, errichtete sie eine Lehrkanzel derselben an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt und auf dessen private Anregung eine solche auch an der Wiener Universität (1775) und berief an die erstere den Mährer Josef Valentin Zlobický (1741 zu Velehrad geboren), der sich durch tüchtige grammatische, literarhistorische und juridische Schriften die Freundschaft der bedeutendsten Prager Gelehrten erwarb. Als dann Zlobický die Wiener Kanzel übernahm, wurde nach Neustadt der aus Steiermark gebürtige, aber in Mähren erzogene P. Maximilian Šimek berufen, der aber in seiner böhmischen Grammatik sich in Neuerungen und Zügellosigkeiten gefiel, die den genialen Begründer der Slavistik Josef Dobrovský zu einer böhmischen Abwehr (1791) und der deutschen Schrift: Über die Bildsamkeit der slavischen Sprache (1799) veranlaßten, durch welche der Sprachstümperei Šimeks und seiner Genossen ein jähes Ende bereitet wurde.

Dobrovský's Lebensschicksale sind eng mit Mähren verbunden. In Brünn trat er in den mährischen Landes-Jesuitenorden, in Hradisch bei Olmütz wirkte er als Rector des

josefinischen Priesterseminars, regte da durch mächtige Geistesfunken die Gemüther der Zöglinge an und war 1786 bis 1790 wieder in Brünn; hier hauchte er seinen großen Geist aus und fand auch die letzte Ruhestätte (1829). Sein Lehrgebäude der böhmischen Sprache, seine Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur, beides bahnbrechende Arbeiten, sowie auch die Abhandlung über Cyrill und Method u. a. berühren Mähren ebenso wie Böhmen.

Was Dobrovský für die böhmische Sprachforschung, das wurde Franz Palacký (geboren 1798) für die böhmische Geschichtsschreibung: der geniale Wiederhersteller des unter dem Schutt hundertjähriger Irrthümer und Vernachlässigung liegenden herrlichen Baues der Heimatsgeschichte. Nach dem Tode Dobrovský's, dem er einen würdigen Nachruf gewidmet hatte, übernahm er die Aufgabe, die phantastischen Sprachneuerer in Mähren: Vincenz Ziak, Kaplan zu Brünn, und Franz Trnka, Lehrer der böhmischen Sprache daselbst, beide geborene Böhmen, welche aber die volleren Formen der mährischen Mundarten aus subjectivem Wohlgefallen durch ihre grammatischen und poetischen Arbeiten (Ziak hat unter anderem Tasso's „Befreites Jerusalem" übersetzt) in die Schriftsprache einbürgern wollten, zu bekämpfen. Seine kleineren ästhetischen, kritischen, sprachlichen und politischen Schriften benannte er nach dem über seinem Geburtsort Hotzendorf (Hodslavice) bei Neutitschein thronenden Radhošt und leitete dieselben mit einer schwungvollen Ode auf den sagenumrauschten Berg ein, natürlich in antikem Versmaß, das er in einer besonderen Schrift mit Šafařík erfolgreich verfocht. Wie die ganze Nation Palacký als „Vater des Volkes" lobpreist, so sieht seine engere Heimat in ihm ihren nach Komenský zweitgrößten Sohn, obwohl beiden beschieden war, außer Mähren zu wirken und zu sterben. Auch die aus seiner Feder stammende Biographie Komenský's, die erste böhmische Ehrenrettung desselben, zeugt von geistiger Verwandtschaft der beiden.

Jetzt sollte auch die Naturwissenschaft ihren Förderer finden. Es war dies der Buchlauer Graf Friedrich Berchthold. (Er selbst hat zwar nur wenig geschrieben (und dies erschien in der Prager Revue Krok), aber der berühmte böhmische Naturforscher Svatopluk Preßl, der einige Jahre zu Olmütz als Professor an der Akademie zubrachte, verdankt ihm die Herausgabe seiner groß angelegten botanischen Werke.

Auch die Poesie stellte sich bereitwilligst in den Dienst der nationalen Wiedergeburt. Freilich waren ihre Fittige anfänglich noch matt. Die Dichter hatten guten Willen, aber geringe Begabung. In Weißkirchen gab der vielseitig gebildete pensionirte Stabsarzt J. H. Galaš seiner Vaterlandsliebe unter anderem auch durch die Musa Moravská Ausdruck, eine Sammlung von idyllischen, religiösen und patriotischen Gedichten; in Brünn dichtete und übersetzte fleißig (aus Lessing, Gresset, Andrée u. a.) der Piarist und Professor

Dominik Kynský, in Trebitsch war ein anderer gewandter Übersetzer und Fabeldichter, Professor Josef Chmela geboren, und daneben ließen sich auch Thomas Fryčaj, F. B. Štěpnička, J. Sychra u. A. vernehmen. Dauernde Bedeutung erwarb sich unter allen blos Franz Sušil (geboren 1804 zu Neu-Raußnitz, gestorben zu Bystritz a. H. 1868, begraben zu Brünn). Seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit erweckte bald die Aufmerksamkeit des vorgesetzten Bischofs und dieser berief ihn zur Professur an die theologische Anstalt nach Brünn. Wie die allverjüngende Maisonne rief er nun überall Leben hervor, wo die Strahlen seines Geistes hinfielen. Seine Exegese der heiligen Schrift ist ein Werk von hohem inneren und großem sprachlichen Werthe. Er übersetzte gleich ausgezeichnet die heiligen Väter wie die heidnischen Dichter (Ovid, Horaz, Catull) und bereiste jahraus jahrein das Land, um die schwindenden Überreste des Volksliedes zu retten, wobei ihm sein feines musikalisches Gehör und die genaue Kenntniß der Mundarten ungemein zugute kamen. Er schrieb auch Originaldichtungen, von denen namentlich einige Legenden und Sonette zähe Lebensfähigkeit beweisen. Er verwerthete die Resultate des in Böhmen unterdessen ausgefochtenen Kampfes um die Rechte der quantitirenden und accentuirenden Prosodie und lehrt in seinem prosodischen Büchlein beide Versmaße. In die empfänglichen Herzen seiner Schüler streute er den edelsten Samen begeisterter Liebe zur Arbeit und Muttersprache aus und das Distichon:

> Církev a vlast, ty v mojich milují sestersky se ňadrech:
> každá půl, každá má moje srdce celé.
> (Kirche und Heimat, sie lieben im Busen einander wie Schwestern:
> Ganz hat jede mein Herz, jeder gehört es zur Hälft'),

das auch sein Grabmonument ziert, wurde zum Losungswort der ganzen jüngeren Priestergeneration.

Die literarische Idylle Mährens endet mit dem Jahre 1848. Der frische Luftzug der Freiheits- und Constitutionsideen durchwehte auch Mähren, ja, dieses wurde zum unmittelbaren Schauplatz ihrer Kämpfe, indem der Reichsrath seine Tagungen nach Kremsier verlegte und der Kaiser Olmütz durch längere Anwesenheit beehrte. Es schossen zahlreiche Zeitschriften empor und verschlangen alle literarischen Kräfte. Ohéral und Klácel redigirten den Týdennik, Klácel und Šembera die vom Lande verlegten Moravské Noviny, Johann Helcelet gab die Holomoucké Noviny, Ohéral und Rozehnal die Moravské Nár. Noviny, M. Procházka den Hlas und Arthur Baron Königsbrunn mit P. Bečák und J. Lyska den Cyrill a Method heraus. Da aber die Zeitungen bald wieder eingingen, wurde unter Sušils Beistand für die Bildungsbedürfnisse des Volkes durch die Gründung der Heredität des heiligen Cyrill und Method und für die der gebildeteren Kreise durch die Matice Moravská vorgesorgt. Die beiden Vereine äußerten ihre

Thätigkeit durch Herausgabe von selbständigen Büchern, aber auch durch die Kalender Moravan (1851 bis 1871) und Koleda (1851 bis 1858), welche von den namhaftesten Schriftstellern Beiträge brachten und so die folgenden geistigen Hungerjahre mit Ehren ausfüllten. Der Augustinermönch Fr. Math. Klácel, der in den Dreißiger-Jahren durch seine Lyrické básně voll hoher Gedanken die Jugend entzückte und in den Vierziger-Jahren durch philosophische Studien über das Gefühl und den Verstand, über die Sprache, über das Gute u. a. allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, kleidete nur noch im Jahre 1848 das altdeutsche Thierepos Reinecke Fuchs in böhmisches Gewand um und tauschte dann die Feder gegen den Lehrstuhl ein. Der Oberrechnungsrath im Handelsministerium Vincenz Furch verstummte auch alsbald, nachdem er die Blicke des Volkes durch feurige Lieder zu dem poetischen Hosteinberge gewendet und in anderen Gedichten neben altmährischen Motiven auch die Kämpfe in Polen und Ungarn besungen hatte.

Erst die Sechziger-Jahre führten in Folge der constitutionellen Umgestaltung der Monarchie und der damit verbundenen Heranziehung des Volkes zur directen Theilnahme am öffentlichen Leben einen Umschwung der Verhältnisse herbei. Insbesondere loderte das nationale Bewußtsein im ganzen Lande hell auf, als die Feier der tausendjährigen Ankunft der Apostel Cyrill und Method (1863) herannahte. Da rückte Velehrad und die ganze glorreiche Vergangenheit aus dem Schatten des Vergessens wieder in den Vordergrund, sein Zauber verband sich mit dem des Hostein und nahm alle Herzen von nun an für die beiden Ruhmesstätten ein. Die zahlreichen Festschriften und Lobgedichte (so das große Werk Dr. Johann Bilý's, die Schriften Pluskals, die Streitschriften Brandls und Beda Dudiks um die Lage Velehrads, die Gedichte Balcáreks, Soukups, die Compositionen Křížkovský's u. s. w.) verbreiteten sich über ganz Mähren und drangen bis in die entlegensten Orte. Immer weitere Schichten des Volkes traten in den Interessenkreis der Literatur. Der Belehrung und Unterhaltung gewidmete Zeitschriften folgen aufeinander (Zábavné Večery, Besídka čtenářská in Brünn, Hvězda in Olmütz u. a.). Als dann nach dem Kriege im Jahre 1866 die väterliche Fürsorge des erlauchten Monarchen es auch dem böhmischen Volke in Mähren ermöglichte, seine Söhne in der Muttersprache die Mittelschulbildung genießen zu lassen, und das hohe Beispiel die Opferwilligkeit der Städte zur Gründung weiterer Anstalten anregte, veränderte sich vollends die Scene: frohes Leben, freudige Arbeit verpflanzte sich auf alle Gebiete, die Liebhaberei wich geregeltem, systematischem Fortschritt. Dieser äußerte sich am deutlichsten in der Thätigkeit der Matice Moravská. Es erscheinen gehaltvolle Arbeiten, eine wissenschaftliche Vierteljahrsschrift wurde begründet (1869) und deren Leitung den bewährten Händen des Professors (jetzt Landesschulinspectors) Wenzel Royt anvertraut, der sich schon durch historische Forschungen

über Znaim u. a. hervorgethan hatte. Er schrieb über die slavische Urzeit Brünns, über einzelne Zweige des altmährischen Culturlebens. Seinen eifrigsten Mitarbeiter fand er in dem Landesarchivar V. Brandl (geboren zu Brünn 1834). Dieser betrieb ebenfalls mit Vorliebe die Culturgeschichte Mährens, pflegte jedoch daneben auch die Rechtsgeschichte, Diplomatik, Topographie und Literaturgeschichte. Er publicirte die Schriften und die Correspondenz Karls von Žerotín, Ctibor Tovačovský's von Cimburk, Ctibors von Drnovitz, weiter das älteste böhmische Rechtsdenkmal: Kniha Rožmberská, die Libri citationum, das Diplomatar Mährens, das schon sein Vorgänger Anton Boček angefangen hatte, verfaßte zwei unentbehrliche Compendien: ein historisch-ethno- und topographisches (Kniha pro každého Moravana) und ein culturhistorisch-lexicalisches (Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes), eine ausführliche Biographie Josef Dobrovský's, eine ebensolche von Paul J. Šafařík, K. J. Erben, Klácel und Graf Sylva-Tarouca, beschäftigte sich auch eingehend mit den Volksliedern und betheiligte sich literarisch am politischen Leben. Seine eigenen Wege wandelte der Landeshistoriograph Beda Dudík, Benediktiner aus Raigern. Von ihm erhielt Mähren seine gründlichste Geschichte, in welcher auch die nöthige Rücksicht auf das Culturleben genommen wird. Um diese Männer schaarte sich eine Gruppe von jüngeren Kräften, die tüchtig zugriffen. Wir wollen nur Director F. A. Slavík, Dr. Fr. Kameníček, Dr. Fr. Šujan, Fr. Dvořák, Fr. Rypáček, P. Al. Hlavinka, Fr. Bauer, Dr. Eichler, außer den älteren A. V. Šembera, F. B. Müller, F. V. Kořínek, J. Lepař u. A. erwähnen. Unter den Geographen genießt namentlich Ritter v. Kořistka einen ruhmvollen Namen. Bemerkenswerthe Einzelstudien veröffentlichte Director Werner. Auch gibt es viele Reisebeschreibungen durch Europa und nach anderen Gegenden.

Rüstig wird auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gearbeitet. Im Vordergrund steht die Syntax als innerstes Product des Volksgeistes. Ihr widmete eingehende Studien der jetzige Schulrath Franz Bartoš (geboren zu Mlatcova bei Zlín 1837) und bearbeitete zuerst einzelne Seiten derselben und endlich die ganze Syntax (Skladba, 6 Auflagen); neben ihm beschäftigten sich mit der Sprache V. Kotsmich, Director V. Prasek, Professor Theodor Vodička, Pfarrer Mittner, F. Vymazal, B. Popelka, A. Vašek, Dr. Ferd. Jokl u. A. Vymazal verfaßte Grammatiken für alle slavischen Mundarten; Mathias Blažek gab eine Formenlehre heraus. Mit seltenem Scharfblick und tiefen Sprachkenntnissen untersuchte die Fremdwörter in den slavischen Sprachen und ihren Ursprung der verstorbene Brünner Professor A. Matzenauer. Die slavistische Sprachforschung, namentlich auch in ihrer cyrillischen Periode hat eine tüchtige Kraft im Universitätsprofessor Fr. Pastrnek gefunden. Von Mähren ging auch das erneuerte Bestreben nach Purificirung der Sprache von fremden Elementen aus. Zum vordersten Hüter und Prediger derselben schwang sich Fr. Bartoš empor, der im Verein mit dem Olmützer Gymnasialdirector (später

Landesschulinspector) Johann Kosina, mit Professor V. Prasek und Johann Havelka die von denselben begründete Lehrerzeitschrift Komenský in den Siebziger-Jahren zum Kampforgan dieser Idee machte. Kosina trat für dieselbe später noch in seinen literar-publicistischen und von allseitiger Bildung zeugenden Hovory Olympské (Brünn 1879) ein. Bartoš bereiste das Land von Ort zu Ort und beschrieb dann die Mundarten der einzelnen mährischen Stämme in einem preisgekrönten Werke (Dialektologie moravská), das in Šembera's Dialectologie einen Vorgänger hatte, den es bei weitem übertraf. Durch Bartoš angelockt, stellten dann die Professoren Josef Neoral, Josef Bartocha und Ignaz Hošek noch ausführlicher die mundartlichen Besonderheiten ihres Heimatskreises dar. Bartoš unterzog auch die Lieder, Spiele, Gebräuche, Reste des Aberglaubens, volksthümlichen Heilmittel u. s. w. einer neuen Sichtung, und die Folge derselben waren zwei Bände der schönsten Lieder mit einer gründlichen Würdigung (den musikalischen Werth der Sammlung hat Professor Leo Janáček beurtheilt), ferner eine Schilderung des ganzen Volks- und Kinderlebens (Moravský lid und Naše děti). Die Begriffe Nation und Volk machte er zum Gegenstand einer selbständigen Schrift, in der er auch den Einfluß der Herrschaft auf die Mundart der Unterthanen einer besonderen Betrachtung unterzog und überhaupt die geistige Werkstätte unseres Volkes beobachtend durchschreitet. Für die Mittelschulen besorgte er vorzügliche Lesebücher und eine Poetik (die Malá Slovesnost zuerst im Vereine mit Kosina), kritisirte auch fleißig, gab die Schriften der classischen Božena Němcová heraus und konnte so, vom Volke ausgehend und zum Volke zurückkehrend, überall nur anregend und zündend wirken. Hauptsächlich war es die Volkskunde, die durch ihn zu besonderer Blüte gelangte. Freilich begünstigte dieses Studium wie kein anderes die buntfarbige Ursprünglichkeit des mährischen Volkslebens, die sich bis in unsere Tage hinein frisch erhielt. Es wurden also namentlich Sagen, Märchen und Spiele (auch Lieder) durch Bayer, Peck, Stránecká, Vrána u. A. wieder gesammelt und so die älteren Sammlungen von Kulda, Mikšíček und Menšík weiter geführt. Dr. J. Herben malte das slovakische Volks- und Kinderleben mit Humor aus, Matthias Václavek das walachische.

Der im Volke schlummernde Kunstsinn, welcher sich in unzähligen Miniaturmalereien, Ornamenten und Stickereien auf Gewändern, Wäsche, Geräthen, Eiern, in Büchern, in der Bauart der Häuser u. s. w. offenbarte, kommt ebenfalls zur gebührenden Beachtung: Frau Vlasta Havelková, Lucie Bakešová und Madlenka Wanklová, die Töchter des Archäologen Dr. Wankl, Fräulein Anna Walterová, Professor J. Havelka, Josef Klvaňa, Ministerialsecretär V. Houdek u. A. wetteifern in der Werthschätzung dieses folkloristischen Materials und erwecken allgemeines Interesse für dasselbe. In die Geheimnisse der vorgeschichtlichen Periode führen uns Dr. Wankl, Director K. J. Maška,

Dr. M. Kříž, Professor J. Klvaňa, Professor J. Hladík, Notariatscandidat Jaroslav Palliardi, Dr. Franz Dvorský, Red. V. Popelka, K. Knies u. v. A. ein. Das Folklore hat sein eigenes Organ, den zuerst von J. Havelka, nach dessen Tode von V. Houdek und jetzt von J. Palliardi redigirten Časopis vlasteneckého muzejního spolku Olomuckého. Aber auch die classische Alterthumskunde wird nicht vernachlässigt. Die Professoren Al. Fišer, Dr. Korec, Paul Krippner, J. Vařeka u. A. geben wissenschaftlichen Ernst und volle Befähigung kund. Von den übrigen Zweigen der Wissenschaft (die blühende Schulliteratur wollen wir gar nicht erwähnen) nennen wir als Vertreter der Philosophie Franz Palacký, der aus Kant'schen Grundsteinen eine Theorie der Aesthetik construirte und eine Geschichte derselben von dauerndem Werthe schrieb. Ein feiner Denkerkopf war außer dem in Böhmen geborenen und schon genannten Fr. M. Klácel auch Dr. Fr. Hošek.

In unseren Tagen hat sich namentlich Dr. Thomas G. Masaryk (geboren zu Klobouk 1851) durch seine Schrift über den Selbstmord, seine concrete Logik, praktische Philosophie, seine sociologischen Studien, Beiträge zur Aesthetik und andere Schriften auch außer den Grenzen der Heimat einen klangvollen Namen erworben. Zu den besten Kennern des Aristoteles zählt dessen böhmischer Dolmetsch, der Raigerner Benedictiner Dr. Paul Vychodil, der auch eine Poetik in seinem Geiste verfaßt hat und eine vorzügliche Apologie des Christenthums herausgab. Des Brünner Canonicus Dr. Johann Pospíšil Exegese der Philosophie des heiligen Thomas Aquinus wurde durch einen Ehrenpreis ausgezeichnet. Professor Kapras aus Brünn hat sich durch psychologische Forschungen hervorgethan. Auch Dr. Eugen und Rudolf Kadeřávek und Johann Mrazik sind auf diesem Gebiete thätig. Zur Aesthetik und Literaturgeschichte lieferten werthvolle Beiträge Professor P. Karl Šmídek (Shakespearestudien u. a.) und Leander Čech; der letzteren befleißen sich auch Fr. Bayer, Fr. Bílý, P. Johann Blokša (Dantestudien), Professor J. Kabelík, K. Kořínek, P. Johann Kozeluha, Professor J. Loriš, Professor Vincenz Vávra, P. August Vrzal (russische Literaturgeschichte) u. a.; zahlreiches Material hat schon der alte Cerroni hinterlassen. Zur Geschichte der Aufklärung schrieb Dr. Johann Melichar.

Um die Rechtswissenschaft vor Vernachlässigung zu schützen, hat sich in Brünn unter Vorsitz des Ritters von Zapletal ein juridischer Verein (Právnická jednota) gebildet, welcher durch periodische Vorträge die wissenschaftliche Thätigkeit fördert. Der Professor und Autor des deutschen Rechtes an der böhmischen Universität zu Prag Dr. Miloslav Hanel ist ein geborener Trebitscher; auch Hofrath Ritter von Mezník, Bezirksrichter Johann Nečas, Dr. Fr. Brzobohatý u. A. lieferten juridische Schriften, freilich von mehr praktischer Bedeutung. Die Nationalökonomie, Staats- und Finanzwissenschaft fand tüchtige Vertreter in Ritter von Mezník, Director Fr. Mathon,

Dr. Albin Bráf, Dr. Sovadina, der eine eigene Fachzeitschrift Národní hospodář herausgab, H. Dvořák u. A. Die Volkswirthschaft hat mehrere Organe: Director Johann Adamec, Professor Macalik, Abgeordneter J. Rozkošný, Dr. Kahovec und zahlreiche andere Männer gehören zu ihren ersten Mitarbeitern. Wie das Jus, wird auch die medicinische Wissenschaft bisher weniger von theoretischen Forschern (wie z. B. Ministerialrath Dr. Emanuel Kušý, den Universitätsprofessoren Dr. Janošík und Dr. Spina), als von ausgezeichneten Praktikern gehandhabt. In den Naturwissenschaften thaten sich besonders Universitätsprofessor Dr. Fr. Koláček, Director V. Navrátil, Dr. Formánek, Professor J. Klvaňa, J. Úlehla neben anderen hervor. Pädagogische Zeitschriften erscheinen in Mähren einige, die Lehrerschaft betheiligt sich an ihnen sehr rege. Selbständige Schriften aus dem Bereiche der Pädagogik gaben Director Šmídek, Inspector Macháč, Krček, Funtíček, Sadovský u. a. heraus.

Besonders reich an hervorragenden Kräften ist seit jeher das Feld der Theologie: Fürsterzbischof Dr. Kohn, Bischof Bauer, Canonikus M. Procházka, Professor Dr. Pánek, Dr. Mlčoch, Dr. Škorpík, Dr. Pospíšil, Dr. Kadeřávek, Dr. Vychodil, Canonikus Kulda, Professor Vlad. Šťastný, Professor Hrudička u. v. A. verwertheten die Ergebnisse ihrer Studien in Büchern oder Artikeln.

Eigenthümlicher Weise will bei dem mährischen Volke, welches in allen seinen Producten einen so tief poetischen Sinn entwickelt, die Kunstpflanze der Poesie nicht recht gedeihen. Selbst der Pförtner der neueren Dichterschule und Genosse Háleks und Neruda's: Gustav Pfleger Moravský (geboren zu Karasein bei Bystritz u. P. 1833, gestorben 1875), der die poetische Erzählung Byrons in seinem „Pan Vyšinský" mit Geschick nachahmte und als Dramatiker insbesondere mit seinen Lustspielen durchschlagenden Erfolg erzielte (den Tragödien fehlt die nöthige Lebenskraft), steht als Prosaiker höher. Besonders ragt hervor sein Roman Z malého světa, in dem schon in den Sechziger-Jahren die Gegensätze zwischen Fabrikant und Arbeiter künstlerisch verarbeitet wurden. Sein Genosse Heinrich Dvořák trat bald auf das journalistische Gebiet über. Im Übrigen beschränkte sich die dichterische Thätigkeit fast nur auf einzelne belletristische Zeitschriften, von denen die unter Kosina's und Havelka's Auspicien 1876 begründete Olmützer Koleda sich eines längeren Lebens erfreute (6 Jahrgänge). Dagegen leuchtet dem Obzor (gegründet 1878, Redacteur Professor P. Vladimir Šťastný in Brünn) und der Vesna (gegründet 1881, Redacteur Professor Franz Dlouhý ebendaselbst) ein günstigerer Stern. Allerdings durchdrangen unterdessen die hochschlagenden Wellen der nationalen Bewegung das ganze Land und die Reihen der heimischen Intelligenz hatten sich dichter gefüllt. Alles ist von dem Gedanken beseelt, die Gegenwart der großen Vergangenheit würdiger zu gestalten. Seit den Siebziger Jahren kann man den Pulsschlag höheren

geistigen Lebens in Mähren immer deutlicher vernehmen. Dem oberwähnten Zeitschriften-paar erstanden in neuester Zeit weitere Nebenbuhler in der Brünner Niva (Redacteur Dr. Fr. Roháček), welche sich zur Aufgabe machte, die modernen literarischen Strömungen auch bei uns zum Durchbruch gelangen zu lassen, und dem Olmützer Náš Domov (Redacteur P. Josef Vévoda), der wieder die Bedürfnisse der breitesten Leserkreise berücksichtigt. Neuestens hat auch die katholische Moderne ihr eigenes Organ „Nový Život“ (Neues Leben) begründet, das P. Karl Dostal-Lutinov und P. Fr. Skalík herausgeben. Dabei öffnen auch die zahlreichen politischen Zeitschriften bereitwillig ihre Spalten poetischen Schöpfungen, während die Raigerner Hlídka literární (gegründet 1883, Redacteur Dr. Paul Vychodil O. S. B.) und die Brünner Literární listy (gegründet 1879, Redacteur Fr. Dlouhý) kritischen oder publicistischen Besprechungen, auch literarischen Essays gewidmet sind und durch dieselben den Aufschwung des Schriftthums fördern. Es sind dies zugleich die einzigen der literarischen Kritik ausschließlich gewidmeten Organe in der ganzen böhmischen Literatur. Der von dem Mährer F. A. Urbánek begründete Věstník bibliografický konnte sich nicht erhalten. Trotzdem bleibt die Prosa glücklicher als der Vers.

Der mährische Dichterhain füllt sich erst langsam, aber schon werden in demselben neue Wege gebahnt und die alten sind nicht ohne Anmuth. Für Gott und Vaterland! so klingt es aus den wohllautenden und herzlichen Versen Vladimír Šťastný's sowohl epischer als lyrischer Natur, während derselbe als Didaktiker die ganze Menschheit den Ideen des Schönen, Guten und Wahren dienstbar zu machen wünscht. Franz Táborský und Fr. Procházka verlegten ihren Wirkungskreis nach Böhmen, besingen aber Mährens Land, Leute und Natur (ebenso P. Mistecký) und vertiefen sich auch gleich Vladimír Šťastný in die Vergangenheit. Neuestens wandte Táborský sein Augenmerk dem Prager Studenten- und Salonleben zu und führt es mit Humor, Mitgefühl und satirischen Seitenhieben vor. Procházka wieder allegorisirte das Wiedererwachen Mährens und sucht den Motiven der Liebe und Natur neue Töne abzulauschen. Leo Scholz vertieft sich in die mythische Periode der böhmischen Geschichte, Adam Chlumecký pflegt mit Vorliebe die Allegorie. P. Fr. Kyselý windet einen herzdurchglühten Liederkranz den Slavenaposteln, Josef Kallus lobpreist die Schönheiten seiner Beskyden und des dortigen Lebens, Johann Nečas zeichnet sich mehr als gewandter Übersetzer der polnischen Dichtkunst aus. Aus Havelka's und Jaroslav Tichý's Feder erfließen patriotische Lieder und ernste Mahnworte, Josef V. Hrubý versificirt mit Geschick die Volkssagen, Lutinov tritt in die Fußstapfen der Volkspoesie, Vymazal faßt Übersetzungen aus allen slavischen Sprachen in eine große Anthologie zusammen. In den Zeitschriften prüft eine stattliche Reihe junger Adepten des böhmischen Parnasses die Kraft ihrer Schwingen.

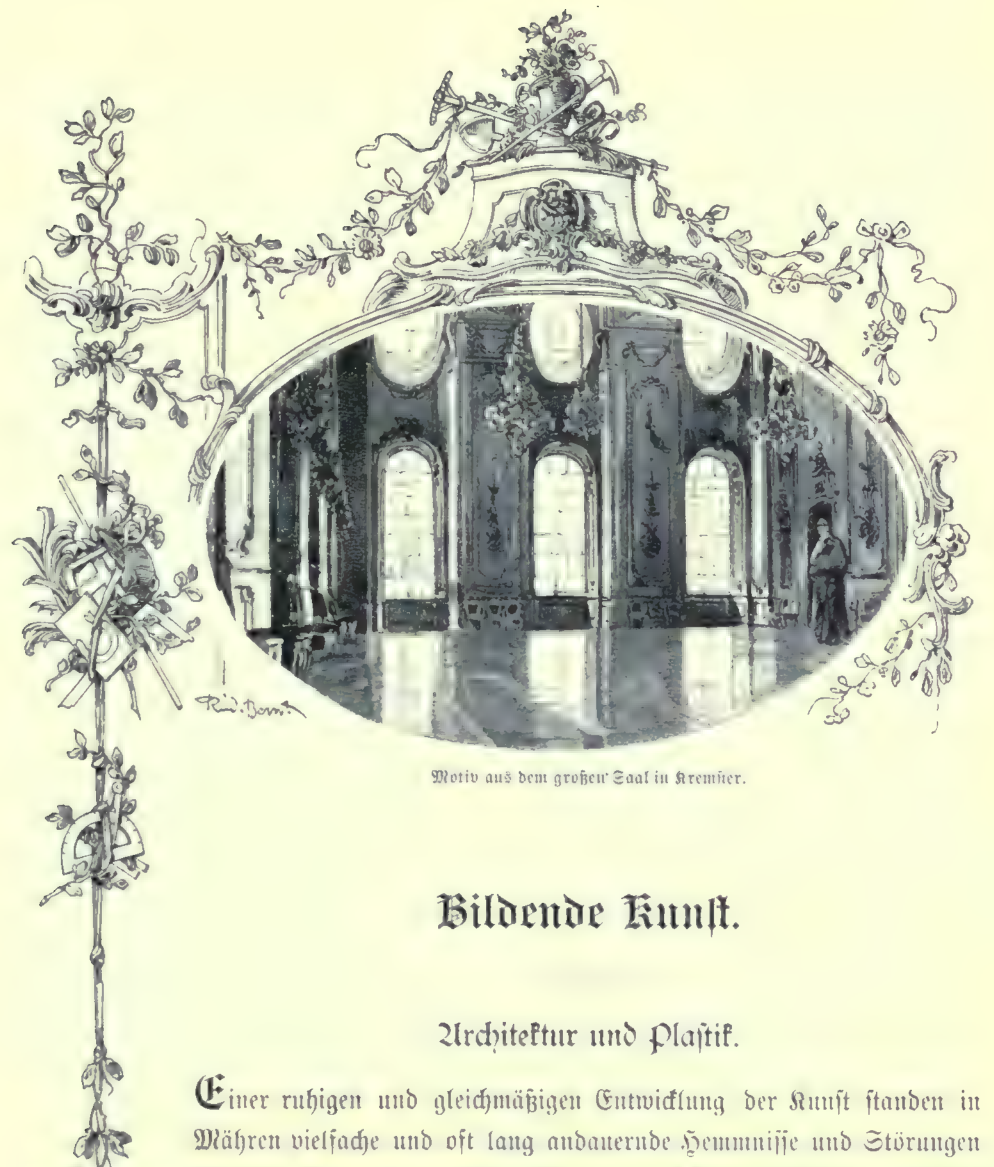
Die dramatische Muse schwieg lange Jahre. Nach Gustav Pfleger und dem Lustspieldichter A. H. Sokol brach das Schweigen nur Frau Gabriela Preisová. Diese griff kühn und frei ins volle Leben des Slovakenstammes und verstand dessen gesellschaftliche Conflicte bühnenkundig wiederzuspiegeln (Gazdina roba, Jeji pastorkyňa). Ihr folgte dahin Wilhelm Mrštík, dessen Maryša ihre Lebenskraft auch auf der Bühne des Prager Landestheaters nachwies. Das böhmische Nationaltheater in Brünn berechtigt zur Hoffnung, daß es der dramatischen Dichtungsart den unentbehrlichen Rückhalt bieten wird.

In der schönen Prosa stehen neben P. Václav Kosmák die Damen Gabriela Preisová und Františka Stránecká obenan. Kosmák ist der Homer des mährischen Volkes. Unübertrefflich in der Charakteristik, voll sprudelnden Humors und mit der Lauge der Satire nicht schonend, gibt er auch feinen poetischen Sinn kund. Er versteht es, alle Seiten des mährischen Volkslebens, die dunklen wie die lichten, in packender Darstellung vorzuführen, so daß man dabei die Schwächen der Composition leicht übersieht; leider tritt in den neueren Werken der Moralist und Priester zum Nachtheil des Künstlers allzusehr in den Vordergrund. Frau Stránecká (die Gemalin des Landesgerichtsrathes Körschner in Brünn) kennzeichnet seltene Innigkeit des Gefühls, vortreffliche Charakterzeichnung, Eleganz der Form; Frau Preisová sagen mehr schärfere psychologische Probleme, leidenschaftliche Naturen, feurigere Farben zu; alles dies bietet ihr der mährische Slovakenstamm in reichlichem Maße. Überhaupt bietet das mährische Volksleben und die grundverschiedene Individualität der einzelnen Stämme den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Vertretern der Belletristik einen geradezu unerschöpflichen Born für psychologische Analysen und anziehende Darstellungen typischer Eigenschaften und Gestalten. Einige fordern zu humoristischen Schilderungen geradezu heraus: so die wohlhabenden gemächlichen Hannaken (A. H. Sokol, Otakar Bystřina, B. Křen, Spáčil-Žeranovský), andere stimmen in Folge ihrer socialen Decadenz das Gemüth elegisch, wie die Walachen (Slavičinský). Einen interessanten Versuch machte Dr. Jan Herben in seiner groß angelegten Erzählung Do třetího a čtvrtého pokolení (Bis in die dritte und vierte Generation), indem er das slovakische Leben in seinem Geburtsorte Brumovitz und dessen Umkreise seit den Zeiten Josefs II. bis in die Neuzeit hinein mit folkloristischer Färbung, kraftvoll und lebendig schildert. Die Gebrüder Mrštík vertreten talentvoll die naturalistische Richtung bei uns und analysiren die Seele ihrer mährischen Helden in ihren geheimsten Regungen, hierin russischen Mustern folgend, denen schon Josef Bečka in seinen Novellen den Weg ebnete. Frau Vlasta Pittnerová bewegt sich mit Vorliebe in den Saarer Gebirgsorten und wählt zu ihren Gemälden anmuthige Farben. Mit tiefem Ernst, echtem Mitgefühl und künstlerischer Gewandtheit versenkt sich Josef Merhaut in das an socialen und nationalen

Verwicklungen reiche Brünner Leben und schafft wirkungsvolle Bilder desselben, wobei ihm Fr. Roháček treu zur Seite steht.

So fußt die böhmische Belletristik Mährens auf festem realem Boden und führt der gesammten böhmischen Erzählungskunst neue Motive, besondere Färbung und eigenartigen Reiz zu. Freilich hat auch Mähren das slavische Gepräge frischer erhalten, als dies in dem den fremden Culturbrandungen mehr ausgesetzten Böhmen überhaupt möglich war, und kann also dem geistigen Leben der Nation den erwünschten Hinterhalt bieten, was auch in immer reicherem Maße und ergiebiger geschieht. Überhaupt sprudeln aus Mähren dem ganzen geistigen Leben der Nation, sowohl dem politischen, als dem literarischen, die ergiebigsten Quellen, wie dies vor Allem Palacký beweist, der dem böhmischen Volke nicht nur seine große Vergangenheit erschlossen, sondern ihm auch für Gegenwart und Zukunft die politische Richtschnur gegeben hat, sowie auch aus Mähren der Ruf nach Purificirung der Sprache am mächtigsten erscholl und es mährische Schriftsteller waren und sind, die zu den vordersten Verfechtern der modernen literarischen Strömungen zählen.





Motiv aus dem großen Saal in Kremsier.

Bildende Kunst.

Architektur und Plastik.

Einer ruhigen und gleichmäßigen Entwicklung der Kunst standen in Mähren vielfache und oft lang andauernde Hemmnisse und Störungen entgegen. Schon der Umstand, daß die spätere Markgrafschaft in frühester Zeit in mehrere Fürstensitze getheilt war, gab Anlaß zu steten Streitigkeiten; auch wurde selten ein Land von so vielen inneren Unruhen, feindlichen Einfällen und Kriegsgreueln heimgesucht wie eben Mähren. Daher konnte hier von einer Kunstentfaltung lange Zeit hindurch nicht die Rede sein. Wohl vernehmen wir, daß dem heiligen Clemens zu Ehren an allen jenen Orten, wo die beiden Slavenapostel Cyrill und Method mit der Leiche des genannten heiligen Märtyrers weilten, Kapellen erbaut worden seien, gewiß zumeist nur aus Holz; doch konnte der zu jener Zeit sich geltend machende byzantinische Einfluß nicht weitere Wurzeln fassen, weil Mähren bald darnach

vollständig Beute der Ungarn wurde, so daß fast ein Jahrhundert lang sogar der Name Mährens völlig verschwand. Erst nach dem Siege Kaisers Otto auf dem Lechfelde (955) gelang es dem Herzog von Böhmen, Boleslav, das Land der Botmäßigkeit Ungarns wieder zu entreißen, das sodann (von 1026) bis zum Aussterben des Přemysliden-geschlechts mit diesem Hause verbunden blieb und theils von Böhmens Herzogen oder Königen regiert, theils in Fürstenthümer getheilt, später zur Markgrafschaft erhoben, Verwandten des Přemyslidenhauses unterstellt wurde, zumeist auch die politischen Schicksale Böhmens theilte, sich aber, in Bezug auf Kunst, bald von Böhmen ab und dem Norden oder dem Süden zuwendete.

Aus der Zeit der romanischen Kunst hat der Profanbau nur sehr wenige Reste aufzuweisen; es sind dies Rundthürme, die ältesten von den ehemaligen Żupen- oder Gauburgen stammend, den Sitzen des alle Stammesgenossen des Gaues beherrschenden Familienältesten (župan). Die meisten dieser Rundthürme sind heute umgebaut, so daß sie nicht immer zur Geltung kommen, wie auf Burg Pernstein und Eichhorn; auf Burg Buchlau wurden auf diese Weise drei, und zwar viereckige Thürme in den späteren Burgbau einbezogen. Die Eulenburg hat noch den alten Rundthurm und sogar einen Theil der alten Umfassungs- oder Wallmauer erhalten; Schloß Nikolsburg zeigt noch in seinem Gebäudeconglomerat einen prächtigen Hochthurm auf einer einzelnen Bergkuppe und von der Veste Drahanovitz ist der schöne viereckige spätromanische Thurm, ein alter Herrensitz, sammt Dachung und Giebeln erhalten. Die alten berühmten Dynastensitze Alttitschein, Altboskovitz, Alt- und Neucimburg, Helfenstein, Hochwald, Zornstein, Zuberstein &c. liegen in Trümmern.

Abweichend von den slavischen Burgen, deren Hauptbau der innerhalb der Wall-mauer einzelnstehende Hochthurm war, sind in der Anlage die deutschen Burgen, welche seit dem wachsenden Einfluß der eingewanderten Deutschen immer allgemeiner errichtet wurden und die slavischen Burgbauten vollends verdrängten. Die deutschen Burgen hatten nämlich zusammenhängende Baulichkeiten, welche den Burghof umschlossen und mit ihrer Außenseite zugleich auch meistens die Burgmauer selbst bildeten; an höchster und möglichst unzugänglicher Stelle befand sich der Hochthurm (Berchfried). Sie waren in der Gesammtanlage räumlich beengter, aber baulich bequemer und fester und daher widerstandsfähiger als die slavischen Burgen, die daher auch meistens umgebaut wurden. Auch von den deutschen Burgen jener Zeit sind uns nur spärliche Reste erhalten, freilich finden wir darunter die alte Herzogsburg in Olmütz, auf deren Reste der fürst-erzbischöfliche Ingenieur Biefel im Jahre 1868 zufällig stieß und welche bei Errichtung des Domkreuzganges im XV. Jahrhundert verbaut wurde. Ingenieur Biefel hat in zwei sich rechtwinkelig treffenden Mauern zehn reichverzierte, theils zwei-, theils dreitheilige

Fenster aufgedeckt; nach der bedeutenden Ausdehnung der Saalbauten und dem Reichthum und der Schönheit der Fenster gehörte dieser Olmützer Herzogssitz zu den bedeutendsten und schönsten Burgpfalzen der romanischen Periode überhaupt, ja er übertrifft die meisten deutschen Herzogs- und Kaiserpfalzen sogar an Pracht und Schönheit der Ausstattung. Die Burg dürfte von Herzog Otto von Mähren, dem ersten, und zwar von Kaiser Rothbart 1182 ernannten Markgrafen von Mähren oder von dem 1222 verstorbenen Markgrafen



Theile von der alten Herzogsburg in Olmütz.

Vladislavs Heinrich dem Prachtliebenden, einem Bruder König Přemysl Ottokars I. von Böhmen, erbaut worden sein.

Die Kirchenbauten der romanischen Periode waren anfänglich alle von sehr bescheidenem Umfang und fast durchgängig Rundbauten, kleine, kreisförmige, oben überwölbte Baulichkeiten, die gegen Osten einen halbrunden Ausbau für die Aufstellung des Altars hatten, so z. B. zu Frain; dieser Typus erhielt sich bis ins XII. Jahrhundert hinein, selbst für Pfarrkirchen. Einen solchen und noch dazu besonders interessanten Bau besitzt Mähren in dem sogenannten Heidentempel in Znaim, der Burgkapelle der alten Herzogsburg; sie wurde von Herzog Luitpold von Znaim und dessen Gemalin Itha,

Schwester Leopold des Heiligen, 1106 erbaut und gleichzeitig mit noch erhaltenen Bildern aufs reichste ausgeschmückt.

Der zweite Typus von Kirchenbauten jener Zeit, ein quadratischer Mittelbau mit halbrunden oder rechteckigen Ausbauten an den Quadratseiten, kommt in Mähren selten vor, ist aber in der, um 1130 erbauten Kirche zu Řeznovitz in einem vorzüglichen Exemplar vertreten; hier baut sich der Mittelraum nach obenzu im Achteck aus, dessen Seiten von gekuppelten Fenstern durchbrochen sind, und schließt mit einem gemauerten achteckigen Thurmhelm oder Dach ab; an drei Seiten bauen sich unterhalb des Octogons halbkreisförmige Nischen heraus, an der vierten wurde nachträglich ein Kirchenschiff angesetzt. Später traten Langbauten auf, und zwar vorne der etwas schmäler gehaltene Thurm (im untern Theile meist als Vorhalle dienend), daran anstoßend das Schiff, zuerst von quadratischer, später von rechteckiger Gestalt, und sodann in dessen Fortsetzung, also in der Axe der halbrunde Altarausbau; wir sehen dies bei vielen Landkirchen, so zu Moštišt, zu Lukovan &c. Bei größeren Kirchen, Pfarr- und Klosterkirchen wurden in das Schiff Pfeilerreihen eingestellt, so daß dasselbe zwei- und dreischiffig wurde, in welch letzterem Falle das Mittelschiff sich über die Seitenschiffe nach Art der alten Basiliken wesentlich höher aufbaute. Von den in den Herzogssitzen Olmütz und Brünn (von Otto von Olmütz 1109 und Konrad von Brünn 1053 bis 1093) erbauten großen frühromanischen Kirchen wurden in den letzten Jahren die Grundmauern ausgegraben und auf diese Weise die Form und Größe der Kirchen constatirt; aus späterer Zeit stammt das schöne, zierliche Portal der Kirche in Hullein.

Dem Klosterbau, respective den Klosterstiftungen wendete man wie in anderen Ländern so auch in Mähren sehr bald die volle Aufmerksamkeit zu. Schon um die Mitte des XI. Jahrhunderts tritt uns in Raigern die erste Klosterstiftung entgegen; nun folgten der Reihe nach die Stiftungen Hradisch bei Olmütz, Trebitsch, Kanitz, Bruck bei Znaim, Velehrad, Kumrovitz und Obrovitz bei Brünn, Daubravnik u. s. w. Alle diese Klöster wurden in den Husitenstürmen mehr oder weniger, manche gänzlich zerstört. Trebitsch zeigt noch die alte Grundrißanlage, Bruck hat theilweise das Choräußere und zwei Sacristeiräume erhalten, Velehrad, welches bis zum Jahre 1681 so ziemlich den alten Bestand behalten hatte, brannte damals nieder, hat aber die äußere Chorseite von 1202 noch intakt; ferner wurde 1891 hinter Mauerputz ein dem alten Kreuzgange angehöriges romanisches Portal aufgedeckt, so daß man einen genauen Schluß auf den ganzen Bau und dessen Ausstattung ziehen kann. Stifter dieses Klosters war der schon erwähnte Markgraf Vladislav, ein Bruder König Přemysl Ottokars I.

Das in jener Zeit (1233) von Ottokars Witwe, der Königin Constantia in Tišnovitz gegründete und 1250 vollendete Kloster gehört in mehrfacher Beziehung zu



Der „Heidentempel" in Znaim, mit einem Stück der Innenmalerei.

den bemerkenswerthesten Bauten jener Periode; es ist kein romanischer Bau, sondern ein Bauwerk des Übergangsstils. Doch hält das ungemein prächtige, reich geschmückte Portal, dem wir noch später unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, noch getreu an den alten Traditionen des romanischen Stils fest. Mähren hat aus der Zeit des Übergangsstils noch einen zweiten, eben so herrlichen und besonders durch seine structive Ausführung bemerkenswerthen, über älteren Grundmauern ausgeführten Bau in der ehemaligen Trebitscher Klosterkirche aufzuweisen: neben der schönen, sehr reich sculptirten Vorhalle und dem prächtigen arkadengeschmückten Chorbau ist besonders die höchst originelle Einwölbung des Presbyteriums bemerkenswerth. Bei diesen zwei exceptionell hervorragenden Übergangsbauten bleibt Mähren aber stehen, ohne diesen Stil weiter auszubilden und neue

Blüten zu treiben, da seitens der baulustigen und insbesondere die deutsche Colonisation begünstigenden Könige Wenzel I. und Ottokar II. durch die Heranziehung neuer Orden der (früh)gothische Stil, bereits völlig entwickelt, ins Land gebracht und sofort allgemein angewendet wird; zwischen 1210 bis 1230 kommen nämlich Franciscaner, Minoriten, Dominicaner, Augustiner rc. nach Mähren und beginnen sofort in Brünn, Iglau, Olmütz, Schönberg, Znaim rc. ihre Klosterbauten. Wurden schon unter dem Markgrafen Vladislav, dessen segensreiche Regierung dem Lande dauernden Frieden und allgemeinen Wohlstand brachte, und dann unter König Přemysl Ottokar I. allerorten Stadt- und Klosterkirchen gebaut, so geschah dies jetzt unter Wenzel I. und Ottokar II. in noch höherem Maße.

Die ersten Bauten Mährens im Stil der Frühgothik sind: in Iglau die ehemalige Dominicanerkirche, dann die Minoritenkirche und endlich die zwischen 1230 und 1243 erbaute St. Jakobskirche, welche zugleich die erste Hallenkirche (mit drei gleich hohen Schiffen) in Mähren ist; auch die Brünner romanische Domkirche muß in dieser Zeit umgebaut worden sein, wie es die untere Partie der Umfassungsmauern des Schiffes mit den vermauerten Fenstern bezeugt. Alle diese Kirchen übertrifft die schöne Kirche in Lodenitz, deren Thurm außerdem zwei sehr schön gewölbte, originelle Gelasse hat. Kleinere einschiffige Kirchen dieser Zeit sind viele erhalten, so z. B. die sogenannte Cyrilka in Velehrad, jetzt Presbyterium dieses Kirchleins, der Chor der Kirche zu Schlapanitz u. s. w.; auch eine stattliche Zahl zweischiffiger Kirchen finden wir, welche alle an der Grenze Böhmens liegen und derselben entlang weiter verfolgt werden können, so die Kirchen zu Wolframitz, Böhmisch-Rudolec, Sitzgras, Bidhersch, Lipolz mit zwei und die Kirchen zu Groß-Bitesch, St. Prokop zu Saar und St. Jakob zu Teltsch mit drei Pfeilern rc. Die damaligen Stadt-Pfarrkirchen, meist dreischiffig, in der ersten Zeit noch mit höherem Mittelschiff, dann mit drei gleichhohen Schiffen, erhalten den Thurm seitwärts oder vorne an der Stirnfront, hin und wieder aber auch zwei Frontalthürme; das Mittelschiff ist meist länger und polygonal, die Seitenschiffe sind geradlinig oder auch polygonal geschlossen. Das schönste und trotz mehrmaligen Umbaues ziemlich gut erhaltene Beispiel ist das zwischen 1265 und 1275 erbaute zierliche Schiff der Olmützer Domkirche, ein Hallenbau mit auffallend schmalen Seitenschiffen, was sich daraus erklärt, weil man die Fundamente und die zwei Thürme des alten romanischen Domes benützte, daher dessen Maße eingehalten wurden.

Unter der nun folgenden Herrschaft der Luxemburger tritt in Mähren ein ganz besonderer Aufschwung auf dem Gebiete der Baukunst ein; die Luxemburger, ein prunk- und prachtliebendes, baulustiges Geschlecht, wenden dem Bauwesen ihre stete volle Theilnahme zu. Schon König Johann erläßt verschiedene bauliche Verordnungen, baut selbst viel und Hochbedeutendes in Mähren; so stiftet er mit seiner Gemalin 1312 das ehemalige



Das Königskloster bei Brunn.

Kloster der Dominicanerinnen in Brünn und ist auch der Königin Elisabeth, der Witwe Wenzels II., beim Bau der prächtigen Cistercienser-Nonnenkirche in Altbrünn (1323 bis 1353) behilflich. In seine Zeit fällt auch die Errichtung des Hochchores der Brünner Domkirche, welche in Material und Technik der Alt-Brünner Kirche gleicht. Wichtiger noch ist der kunstliebende Sohn Johanns, Kaiser Karl IV., der schon als Markgraf von Mähren, erst sechzehnjährig, auch der Stellvertreter seines Vaters in Böhmen war. Sein Beispiel, die vielen und großartigen Bauten, für welche er sich selbst die Meister aus Avignon und Schwäbisch-Gmünd herbeiholte, veranlaßten auch Adel und Geistlichkeit, desgleichen viele Städte, an die Errichtung bedeutender Bauwerke der Profan- und Kirchenbaukunst zu schreiten. Auch sein Bruder und Nachfolger in Mähren, Markgraf Johann Heinrich, bethätigte vielfach seine Kunst- und Bauliebe; um 1350 vergrößerte er Brünn, 1353 baute er außerhalb der Stadt das herrliche Thomaskloster, wobei er sich des Rathes des Magisters Thomas von Augsburg, Professors an der Pariser Sorbonne, bediente; 1375 ging er an die Errichtung und den Bau der Karthause bei Brünn, 1358 ließ er das Jagdschloß zu Neuhäusel, eine Doppelburg erbauen; auch veranlaßte er den Bau der Feste Stramberg u. s. w. Unter ihm oder schon unter Karl wurde auch das ehemalige Königshaus in Brünn, ein Absteigequartier für die, Brünn besuchenden Fürsten, erbaut.

Unter seinem Neffen und Nachfolger, dem Markgrafen Jodok (Jost, 1375 bis 1411), entwickelt sich eine nicht minder lebhafte Bauthätigkeit, die sich auch in städtischen Kreisen vielseitig kundgibt. Mit seiner Zustimmung vergrößern die Bürger der Stadt Olmütz ihr ansehnliches, unter Přemysl Ottokar II. im Jahre 1261 erbautes Rathhaus noch um ein Bedeutendes; die Zahl der Verkaufsladen wird wesentlich vermehrt, später der schöne Rathhauserker angefügt. Unter ihm wird an den Umbau der Brünner Jakobskirche gegangen, deren Bau er wesentlich fördert, und dürfte der Berufung Heinrichs von Gmünd, des Neffen Peters (Parler) von Gmünd, an den Hof Jodoks (1385) wohl die prächtige Choranlage mit Umgang, welche schon durch den axial gestellten Chorpfeiler an die schwäbisch-gmündische Schule und speciell an Peter Parler von Gmünd erinnert, ihre Entstehung verdanken. Heinrich von Gmünd ist derselbe, welcher dann durch Jodok an den Hof Johann Galeazzo Visconti's nach Mailand empfohlen wurde, wo er die Risse für den Mailänder Dom anfertigte und von 1388 bis 1392 thätig war. Vom Markgrafen Jost rührt ferner die Erbauung der Burg Malenowitz her und auch Stramberg wurde von ihm vollendet.

Von den vielen, unter den Luxemburgern begonnenen Kirchenbauten sei der 1323 in Angriff genommenen Alt-Brünner Königsklosterkirche besondere Erwähnung gethan; nicht viel später als der erste Ziegelbau Böhmens, die heilige Geistkirche zu Königgrätz (1303 bis 1311), gebaut und wie diese von der königlichen Familie gestiftet,



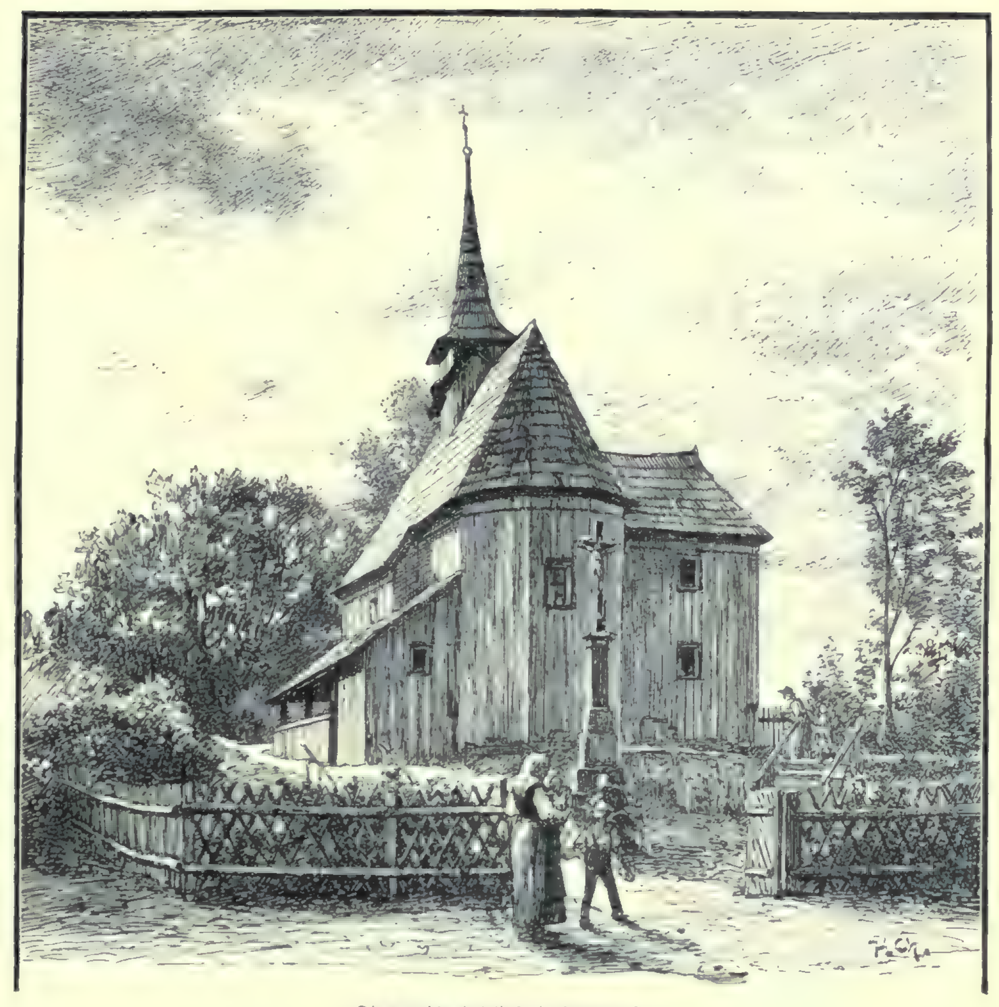
Aus der Jakobskirche in Brünn.

zeigt die Alt-Brünner Kirche, abgesehen von einem späteren Wiederaufbau nach der Zerstörung durch die Husiten, zwei Bauperioden und zwei verschiedene Meister. In der ersten: den reinen Ziegelbau, beinahe mit Ausschluß von Haustein, was auf den Königgrätzer Bau und einen norddeutschen, im Ziegelbau erfahrenen Baumeister deutet; speciell die südwestliche Partie des Querschiffes mit einer ebenso originellen wie malerischen Übersetzung des Stiegenaufgangs und Treppenthürmchens zeigt uns, wie es dieser Meister vortrefflich verstand, mit schlichtem Ziegelmateriale und geringen Mitteln die höchsten Effecte zu schaffen. Der zweiten Bauperiode gehören an: die in Mähren kein zweitesmal vorkommende kleeblattartige Choranlage, wodurch noch ein zweites Querschiff geschaffen wird, dann der ganze Ost- und der südwestliche Theil der Kirche; man wird an Marburg, an St. Maria auf dem Capitol (in Köln) oder an ähnliche Anlagen Frankreichs erinnert; die Technik und die Art der Verwendung von Haustein und Ziegel, sowie die schönen Fenstermaßwerke, worunter besonders das über dem Kircheneingang berühmte rosettenartige auffällt, verweisen auf eine süddeutsche Bauhütte.

Nochmals soll hier der Jakobskirche in Brünn gedacht werden, des stattlichsten, schönsten, besterhaltenen und einheitlich gestalteten gothischen Kirchenbaues in Mähren, wenngleich dessen Vollendung bis 1511, ja selbst noch darüber hinaus sich hinzog; es ist eine dreischiffige Hallenkirche mit schönem, kühnem Chorbau (Umgang), dessen Polygonseiten je zwei mächtige Fenster aufweisen. Anschließend an dieses Bauwerk sei auch der schönen Olmützer Mauritzkirche gedacht, welche aber lange nicht so prächtig und kühn, wohl aber von einem ähnlichen Bauschicksal wie St. Jakob begleitet war, da sie erst 1483 vollendet wurde. Weitere Kirchen sind: die in ihrem Ursprung in diese Zeit fallende, ganz aus Pernsteiner Marmor erbaute, durch prächtig profilirte Pfeiler getheilte, dreischiffige Hallenkirche zu Daubravnik, dann die 1338 begonnene dreischiffige, durch Rundpfeiler getheilte hübsche Nikolaikirche in Znaim, die Pfarrkirche in Boskovitz u. s. w. Auch der Bau der in Ruinen liegenden Klosterkirche zu Kanitz fällt in die frühluxemburgische Zeit; die Kirche zeigt schlanke, schöne Verhältnisse, zierliche, reiche Ausstattung; der im Verfall befindliche kleine einstöckige Kreuzgang daselbst ist gleichfalls interessant.

Der Erwähnung werth sind auch die bei feindlichen Einfällen zum Schutze der Bewohner befestigten Ortskirchen, also die durch Wallmauern, Thürme, Wehrgänge, unterirdische Verbindungen &c. vertheidigungsfähig gemachten Kirchenburgen, wie jene zu Gurdau, Saitz, die Wenzelskirche zu Znaim, die Pfarrkirche zu Groß-Bitesch &c.

Bemerkenswerth sind ferner die in den Gebirgsgegenden noch in ziemlicher Zahl vorkommenden Holzkirchen Mährens; ihre volksthümliche uralte Bauweise ist gewiß auf den früher für alle Bauten üblichen und einzigen Holzbau zurückzuführen, der in diesen



Die gothische Holzkirche in Hetzendorf.

Kirchenbauten den Höhepunkt seiner technischen und stilistischen Entwicklung fand. Sie erhielten sich bis tief in die Renaissancezeit, ja einzelne selbst bis in das XVIII. Jahrhundert hinein; meistens sind es Längsbauten mit schmälerem Presbyterium und einem in die Axe gestellten, nach oben zu konisch zulaufenden Thurme. Die Dächer ragen weit vor, um die bei diesen Holzkirchen charakteristischen Umgänge zu decken; auch das Kirchenterrain oder der Friedhof wird durch einen Holzverhau (mit schönem Holzthore) geschützt. Die älteste bekannte, noch erhaltene Kirche dieser Art ist die von Zeitendorf (1488), die ehedem durchwegs mit religiösen Darstellungen ausgemalt war; die spätesten sind die Kirche von Karlovitz (1752), zugleich ein interessanter Centralbau, und jene von Huslenky (1786).

Ein Rückblick auf die Kirchenbauten Mährens in der gothischen Epoche läßt erkennen, daß das Land eine große Zahl nicht unbedeutender Kirchen, besonders aus der Zeit der luxemburgischen Herrschaft besessen hat, welche aber zumeist entweder umgebaut wurden oder nur in Ruinen erhalten sind. Der Prachtliebe der luxemburgischen Fürsten gemäß zeichneten sich die von ihnen gestifteten oder während ihrer Herrschaft erbauten Kirchen neben bedeutenden Ausmaßen und besonderem Effecte wesentlich durch ihre Größe und Höhe, Kühnheit in constructiver und Schönheit in formaler Beziehung, sowie durch den Reichthum ihrer Ausstattung aus; bei dem Haschen nach Pracht und Effect und dem Hasten nach immer Neuem und Originellem übertreffen und überholen diese Bauten die gleichzeitigen Denkmäler in Deutschland, verzopfen aber zugleich in Manchem und bahnen dadurch den späteren Verfall der Gothik an, welche Richtung in Deutschland später und zwar erst zu Ende des XIV. Jahrhunderts allgemeiner wird.

Auch der Profanbau der gothischen Periode ist in Mähren nicht ungünstig vertreten. Bei der Burg Kunsta(d)t, welche 1250 von Chuno (Kuno) von Kunstat erbaut wurde, läßt sich trotz des Umbaues vom Jahre 1680 die alte Anlage außer in den in mehreren Etagen spitzbogig gewölbten Räumen auch aus dem Grundrisse erkennen. Das Schloß Nikolsburg, welches noch die 1380 von den Brüdern Johann dem Reichen und Georg von Liechtenstein errichtete Kapelle enthält, wurde im XV. Jahrhundert nach dem französischen Bastionssystem gänzlich umgebaut; die fünf langgestreckten, vorne halbrund gehaltenen Thurm- oder Bastionbauten und die zwischenliegenden Mauern lassen sich trotz großartiger Umänderungen in den Jahren 1600 und 1680 noch leicht herausfinden.

Nach dem Beispiel Karls IV., der in Böhmen die königliche Residenz, dann die Burgschlösser Karlstein, Karlsberg 2c. erbauen ließ, und der Bauthätigkeit der Markgrafen Johann Heinrich und Jost in Mähren folgend, welche viele Burgen vergrößerten und einige neu erbauten, betheiligte sich auch der reiche Adel Mährens vielfach an der Errichtung neuer oder an der Umgestaltung und Vergrößerung alter Burgen, sie in Burgschlösser umwandelnd, so die Kravaře, die Pernstein, Boskovitz, Lomnitz, Liechtenstein, Cymburg, Lipa, Zierotin 2c. Die stattliche Burg Boskovitz, ganz aus Quadern und einheitlich erbaut, steht leider als Ruine da, aber auch als solche imponirt sie durch ihre Größe, einheitliche Gestaltung und reiche Ausstattung mit Erkern und schönen Fenstern. Die Burg Buchlau hatte ehedem drei einzeln stehende viereckige Thürme, welche Mitte oder Ende des XIII. Jahrhunderts in den großen Burgbau mit einbezogen wurden; im XIV. Jahrhundert wurde Buchlau wesentlich umgebaut und erhielt im XV. Jahrhundert durch Kuna von Kunsta(d)t (1470 bis 1490), einen Verwandten König Poděbrads, große Saalräume, welche Adam von Cymburg (1495) vollendete und mit Rippenwerk und Schlußsteinen schmückte; die Frührenaissance fügte eine große einarmige, theils eingebaute,

Burg Pernstein.

theils freiliegende Treppe, dann einen vierten Thurm und neue Tracte hinzu; Buchlau zählt zu den größten und zu den besterhaltenen Burgbauten des Landes.

Bedeutender als Buchlau ist Burg Pernstein, eine der größten und schönsten Burgen überhaupt; trotz vielfacher Zu- und Umbauten (darunter einem schönen Bau der Frührenaissance) macht sie mit ihren 32 Erkern, offenen Umgängen, zahllosen Vor- und Rücksprüngen einen gewaltigen Eindruck; das Innere ist vielfach modernisirt. Mit den vollständig erhaltenen Umwallungsmauern, Wallgräben und Wallmauerthürmen, den einfachen Vorburgen 2c. gibt sie, wie Buchlau, Eulenburg, Busau 2c. ein deutliches Bild des mittelalterlichen Burgenbaues und leicht kann man sich bei diesem Bilde das ganze Leben und Treiben der mächtigen Landesherren, der alten Barone Mährens, vergegenwärtigen. Das Geschlecht der Pernsteine gehörte zu den angesehensten und reichsten Geschlechtern des Landes; Burg Pernstein war in der Renaissancezeit mit seinen Sammlungen, Bibliotheksschätzen ein echter Musensitz, wo Talente und Künstler aller Art in gleicher Weise kräftige Unterstützung fanden.

Weitere interessante Burgen sind: die 1334 von Buzo aus dem Hause Wildenberg erbaute, von Postupic und Haugwicz erweiterte Burg Busau, welche noch den alten Rittersaal in sich birgt, während ein späterer Saalbau bereits in Ruinen liegt[1]; dann die schöne Burgveste Eulenburg (Sovinec), seit 1620 im Besitze des deutschen Ritterordens, zu der sieben Thore führen und die, obwohl ziemlich umgebaut, dennoch die allmälige Vergrößerung der Burg, vom romanischen Hochthurm angefangen bis zu allen Vorburgen und Vorhöfen herab, genau erkennen läßt. Als ein durch seine Regelmäßigkeit auffallender Burgbau wäre das „alte“ Schloß zu Teltsch zu nennen.

Eine höchst romantisch gelegene und großartige Doppelburg, deren Erbauung man dem Herzog Konrad von Brünn (1060) zuschreibt und die bis 1511 landesfürstliche Burg war, ist Eichhorn, deren zwei Burgtheile durch einen breiten und tiefen Felsenriß getrennt sind; die alte Anlage läßt sich noch im Äußern in den starken Thürmen und hohen Mauern erkennen, im Innern ist sie vollständig umgebaut und bietet außer der interessanten, in die Befestigung eingezogenen Burgkapelle (1230) sonst nicht viel Bemerkenswerthes. Unter den vielen anderen, im Charakter der Wende des XIV. Jahrhunderts erhaltenen Burgen, die sich als geschlossene Massivbauten charakterisiren, mögen Malenovitz (1380), Großmeseritsch, Lomnitz, Vöttau, letztere eine alte berühmte Zupenburg, die schon im XI. Jahrhundert von Bedeutung war, dann Jaispitz, Goldenstein u. s. w. genannt sein.

Neben etwaigen Saalbauten, den „Rittersälen“, welche zum Theile Holzbalkendecken, wie Busau, Sternberg, oder schöne Rippengewölbe zeigen, wie Buchlau, Pernstein 2c.,

[1] Derselbe wird durch den gegenwärtigen Hoch- und Deutschmeister: Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Eugen stilgerecht wieder hergestellt.

sind es vorzüglich die **Burgkapellen**, welche uns wegen ihrer, in der Regel reicheren architektonischen Ausgestaltung interessiren. Solche Kapellen, zumeist nur in ihren Resten, befinden sich auf dem Spielberge zu Brünn, zu Buchlau (umgebaut), zu Teltsch u. s. w. Ziemlich erhalten, aber theilweise umgebaut sind jene zu Eichhorn (1230), Nikolsburg (1380), Sternberg, Namiest und vor Allem zu **Lomnitz**; diese bedeutende mit einem sehr



Porträt Pilgrams, vom Orgelfuß im Dom zu St. Stefan in Wien.

schönen Erker geschmückte einst viel größere Schloßkapelle (1450) ist auch wegen ihrer noch wohlerhaltenen Gewölbemalerei und wegen einiger alten Glasmalereien, deren Meister, David Pecka, wir aus dem Spruchbande kennen lernen, höchst bemerkenswerth. Eine der spätest gebauten gothischen Burgkapellen mag wohl jene des 1490 bis 1495 erbauten Burgschlosses zu Mährisch Trübau sein, das zwar zum größten Theile demolirt ist, aber die Burgkapelle mit zahlreichen Wappenschlußsteinen der Boskovitze, Kravaře, Lipa 2c. noch erhalten hat.

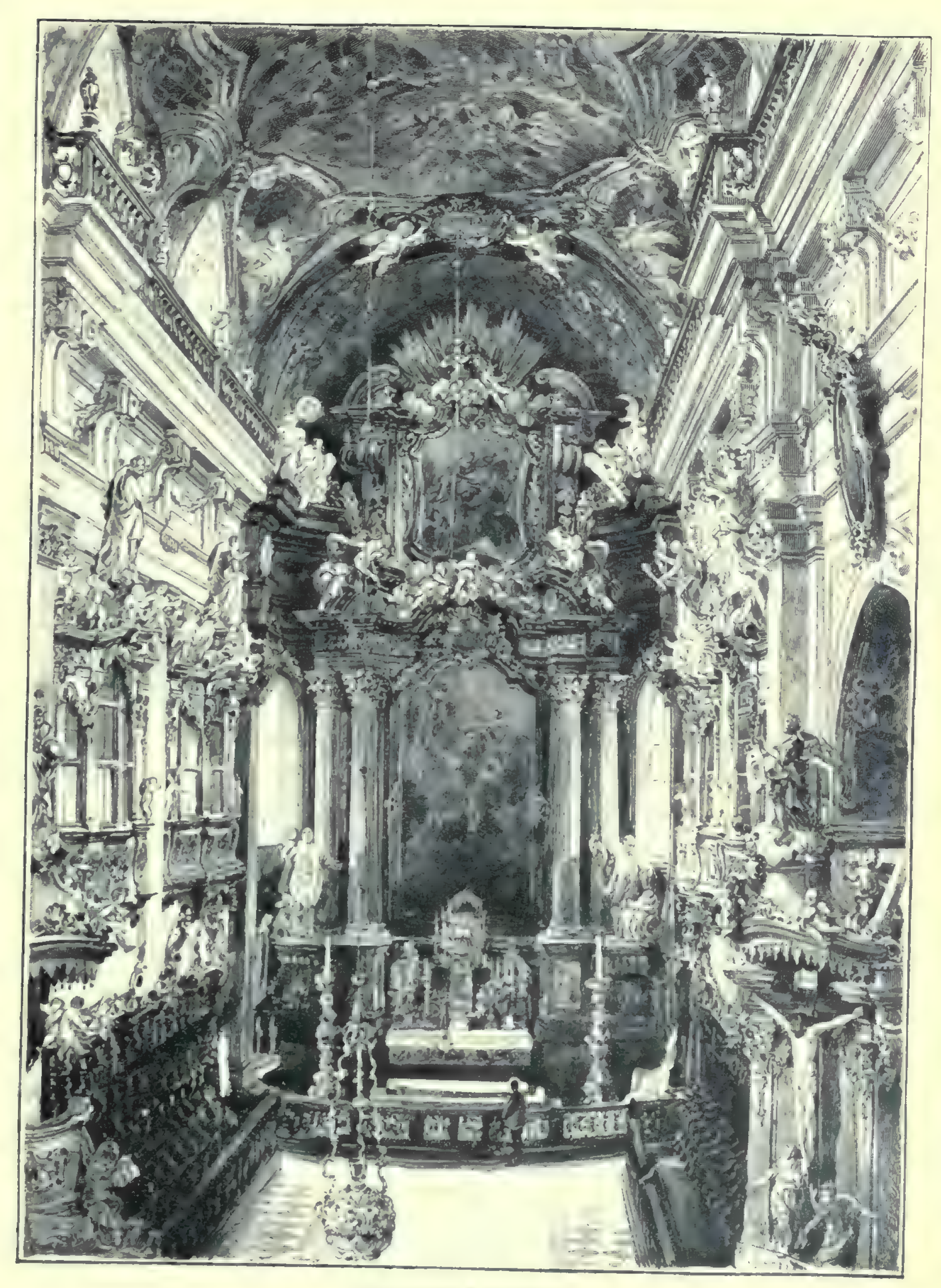
In einer Zeit, wo die Fürsten des Landes, die Geistlichkeit und der hohe Adel sich durch Erbauung zahlreicher Klöster und Kirchen, durch Errichtung neuer Burgschlösser u. s. w. vielfach bethätigten, blieben auch die Städte nicht zurück; sie gingen an die Erbauung neuer, großer, prächtiger Gotteshäuser, stattlicher Rathhäuser, errichteten feste Stadtmauern und schmückten deren Thore und Thürme mit Sculpturen und Malereien. Aus der Reihe der Stadthäuser wollen wir das Rathhaus zu Olmütz herausgreifen, welches 1261 erbaut und 1378 wesentlich vergrößert wurde; beide Bauperioden lassen sich noch ganz genau verfolgen, obwohl sich im Äußern das Rathhaus als ein stattliches zweistöckiges Gebäude der Barockzeit präsentirt und nur in dem gothischen schmucken Rathhauserker[1] der Südseite und der wappengeschmückten Freitreppe an der Westseite das Mittelalter verräth. Einst abseits der Verkaufsladen, heute im Rathhausgebäude miteingebaut, stand das städtische Waghaus, ein schöner spätgothischer Bau. Der Nordwesttract birgt im ersten Stockwerk sogar noch den großen ehemaligen rippengewölbten Gerichtssaal, welcher aus mindestens sieben Jochen bestand.

Hatte die Periode der Luxemburger eine nicht unbedeutende Zahl hervorragender Werke der Baukunst und dadurch in Mähren eine lebhafte, höchst erfreuliche Kunstentwicklung ins Leben gerufen, so trat in der nächstfolgenden Zeit andauernden Haders der religiösen und nationalen Parteien nicht nur ein völliger Stillstand des Kunstlebens ein, sondern es wurden auch im Sturme der Husitenkriege Hunderte der größten, schönsten und besten Bau- und Kunstdenkmale systematisch vernichtet und zerstört. Es sind dadurch nicht nur zahllose Kunstschätze früherer Jahrhunderte verloren gegangen, sondern es wurde auch die erreichte Kunstblüte unterbunden, und für ein Jahrhundert wurde jede Kunstbethätigung zur Unmöglichkeit.

Erst als seit 1444 der mährische Landesherr Georg Boczek von Podèbrad-Kunstat als Statthalter, dann (1458 bis 1571) als König von Böhmen wieder Ordnung und Ruhe schuf und damit Handel und Wohlstand wieder ins Land kamen, und mehr noch unter seinen Nachfolgern Matthias Corvinus von Ungarn und Wladislav II. Jagello, König von Böhmen und Ungarn (1471 bis 1516) fand eine Nachblüte der Gothik statt, welche gewöhnlich als die Wladislav'sche Kunstperiode bezeichnet wird.

Mehr als zwei Drittel der von den Husiten zerstörten Kirchen und Klöster wurden nun wieder aufgebaut, bestehende Kirchen vergrößert und viele Basiliken zu Hallenkirchen umgebaut. Um 1483 wurde die Olmützer Maurizkirche vollendet und auch die schöne St. Jakobskirche in Brünn allmälig ihrer Vollendung zugeführt; 1470 war der Chor noch nicht vollendet, 1502 beginnt Meister Pilgram von Brünn im nördlichen Seitenschiff

[1] Der Erker bildet das Altarhaus der ehemaligen Hieronymuskapelle, welche 1444 errichtet noch mit einem schönen Netzgewölbe und interessanten Fresken versehen ist und jetzt das städtische Museum enthält.



Aus der Jesuitenkirche in Brünn

zu bauen. 1511 dürfte die Wölbung vollendet worden sein, der Thurmbau ging aber noch weiter fort. Ende des XVI. Jahrhunderts wird der Brünner Dom in eine Hallenkirche umgebaut, später von Bischof Thurzo eine schöne Vorhalle nordwärts angesetzt; 1566 gingen die letzten Arbeiten zu Ende. Die schöne Daubravniker Kirche wurde von 1535 bis 1557 wieder aufgerichtet, wobei ältere Theile benützt wurden.

Aus der Zahl der Rathhausbauten der spätgothischen Periode seien noch herausgehoben: der Thurmbau zu Znaim, von Meister Niklas von Edelspitz 1445 gebaut, der ebenerdige Saal im Iglauer Rathhause mit schwerer Holzbalkendecke, das interessante Rathhaus zu Boskovitz mit originellem, im unteren Theile an den Ecken abgestumpftem Thurmbau, der 1539 erbaute Thurm zu Mährisch-Trübau, die städtische Waghalle in Olmütz, das schöne Rathhausportal zu Brünn, dem Meister Pilgram zugeschrieben. Auch von Privatbauten haben sich schöne Hallen und Vorhäuser (Brünn, Proßnitz, Trübau &c.) erhalten.

Einer in Böhmen und Mähren zahlreich vorkommenden Specialität des Thurmbaues mag noch Erwähnung geschehen. Viele Thürme der Kirchen und Rathhäuser haben zuoberst meist auf Kragsteinen aufgesetzte oder durch Mauerrücksprung hergestellte Umgänge, von deren Enden oder aber von der Wurzel des Thurmhelmes vier Eckthürmchen ausgehen; manchmal sind auch am oberen Theile des Thurmhelmes noch weitere vier Thurmerker, so daß der ganze Thurm durch die vielen schlanken Spitzen ein recht effectvolles Aussehen, eine belebte Silhouette erhält. Dieses Motiv war sehr beliebt und zieht sich bis in die Renaissance hinein, wie es der prächtige, im unteren Theile gekuppelte Brünner Rathhausthurm zeigte. Aus der gothischen Periode stammen z. B. der mit einem mehrfach gestockten Helm versehene Thurm am Znaimer Rathhause und der ungemein feine und zierliche Thurm der Pfarrkirche zu Kornitz.

Zum Schluß der Betrachtung der gothischen Periode wäre wohl auch eines berühmten Landsmannes, des Mährers Magister Matthias von Proßnitz, genannt Rajsek, zu gedenken, der nicht nur Deutschland, Frankreich und England, sondern auch Italien besucht und dort Studien gemacht hatte; 1457 stellte er den jetzt restaurirten Pulverthurm zu Prag her; auch die Fortsetzung des Chorbaues der Kuttenberger Barbarakirche, wo uns Reminiscenzen an die englische Gothik entgegentreten, ist ihm zu danken. Da bei den Mauerwerkstheilen des Brünner Doms, welche vom Umbau zur Hallenkirche herrühren, gleiche und ähnliche Steinmetzzeichen wie beim Prager Pulverthurm vorkommen, wäre es immerhin möglich, daß Rajsek bei dem Umbau thätig war.

Aus der letzten Zeit der Gothik ist uns eine Reihe Namen von Werkmeistern durch neuere Forschung bekannt geworden, die wahrscheinlich die Vollendungsarbeiten gothischer Bauwerke, welche bis 1550 und selbst 1570 reichen, geleitet und gewiß auch versucht haben,



Schloß Frain.

den neuen Formen und Anforderungen der Renaissance gerecht zu werden, mit welcher Kunstperiode wir uns nunmehr zu beschäftigen haben.

Die Kunst der Renaissance, welche in Mähren bescheiden anklopft, hält aber bald siegreich ihren Einzug in das Land, die Gothik nach dreihundertjähriger Herrschaft verdrängend. Zahlreich und auch sehr hervorragend sind die Bauten des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts.

Sehr zeitlich tritt eine Art Frührenaissance in Mähren auf, ohne daß hierbei specifische Renaissanceformen sich bemerkbar machten; alte Burgen werden umgebaut, erhalten größere, regelmäßigere Räume, größere Fenster und sonst mehr Bequemlichkeit, bald folgen, und zwar schon seit der Mitte des XV. Jahrhunderts, neue Schlösser von regelrechter, kastenförmiger und bequemer Bauart mit noch gothischen Wölbungen, Wendeltreppen und Fenstern und Thüren, mit gothischen

Profilirungen ꝛc.; solche Schlösser sind in Mähren: Stražnitz 1453, Hohenstadt 1475, Tobitschau und Wischau 1490, Kunsta(d)t, Lomnitz, Groß-Meseritsch, Jaispitz, Vöttau, Mährisch-Trübau (1492 bis 1495).

Das frühe Auftreten der Renaissance kann uns nicht Wunder nehmen, da König Matthias Corvinus von Ungarn, der sich Mähren unterworfen hatte, mit Italien in lebhaftester Verbindung stand und an seinem Hofe zu Ofen viele italienische Künstler beschäftigte. Das uns erhaltene Portal des zum größten Theile abgetragenen Schlosses zu Mährisch-Trübau ist 1492 datirt und daher eine der frühesten Renaissancebauten in Österreich. Die Architektur ist derb und roh, zeigt geringes Verständniß für die antiken Formen und ist unzweifelhaft durch einen nichtitalienischen Meister hergestellt worden. Am Hofe des Erbauers Ladislav von Boskovitz lebten damals als dessen Hofbaumeister Hieronymus Dubensky (1508 bis 1529 erwähnt) und Baumeister Kaspar Herding (1510). Ähnliche Mißformen zeigen ein späteres Portal (1535) der Kirche zu Daubravnik und zwei kleine Thürchen im Schloße Teltsch.

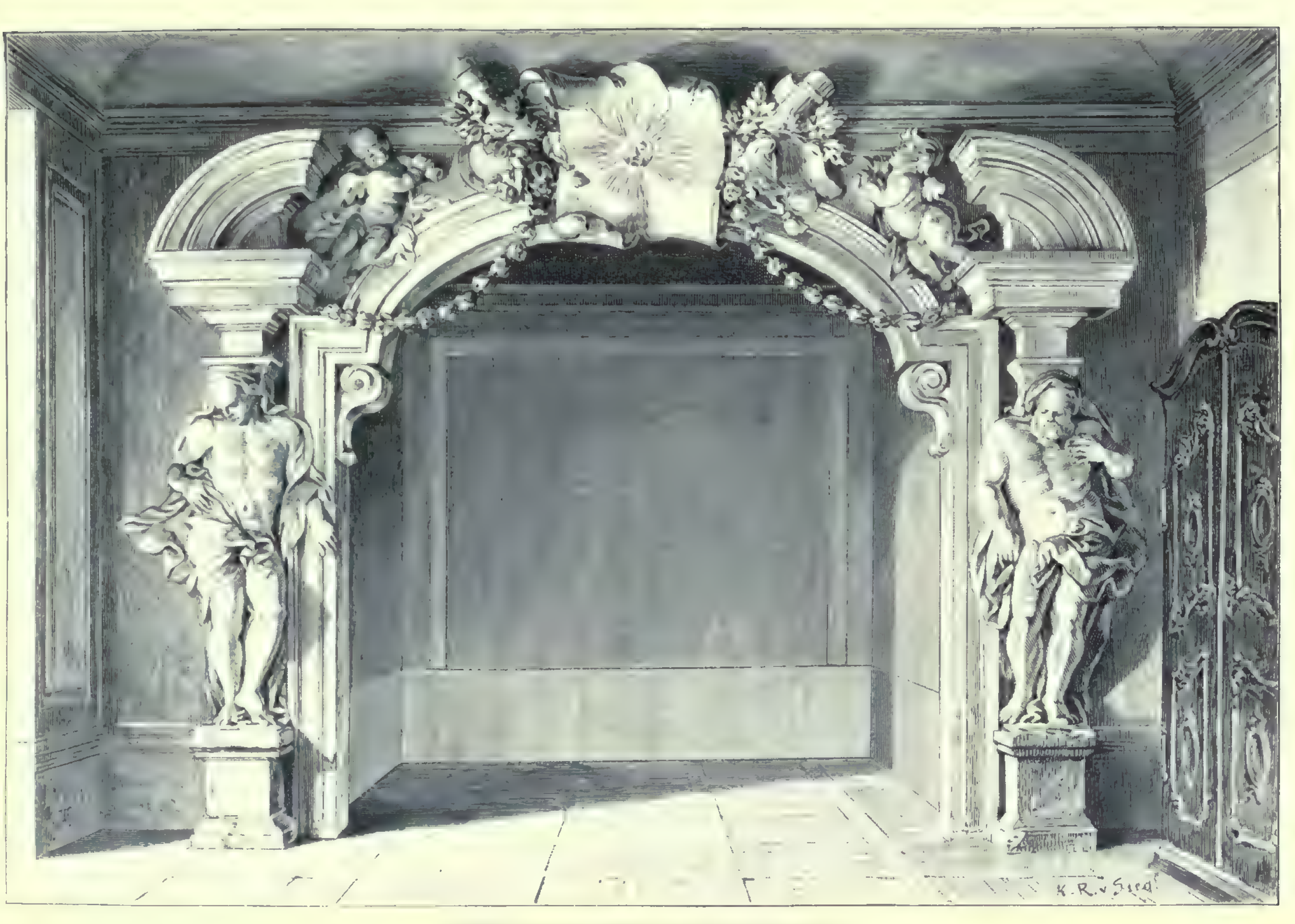
Die Renaissance wurde nach Mähren durch dessen reichen und mächtigen, kunstsinnigen und vielgereisten Adel gebracht und gepflegt; die führenden Geschlechter im Lande, welche sich den husitischen Lehren zuneigten und den sogenannten böhmischen Brüdern volle Unterstützung angedeihen ließen, waren damals die Boskovitz, Cymburg, Krajíř, Kunsta(d)t, Lichtenburg, Liechtenstein, Lipa, Lomnitz, Neuhaus, Pernstein, Pösing, Sovinec (Eulenburg), Sternberg, Waldstein und Wlaschim, denen seit 1480 auch die Zierotin zugezählt wurden. Diese alten Barone besaßen höchst ausgedehnte Ländereien, welche Fürstenthümern glichen, auf denen sie auch souverän herrschten; den Zierotins z. B. gehörte fast ein Drittheil von Mähren. Dieser Adel führte einen ganzen Hofstaat, hielt ein Heer von Hofcavalieren, Hofbeamten und Dienern, zu welchen stets noch viele Gäste und eine am Hofe dieser Fürsten jederzeit zu findende Schaar von Künstlern und Gelehrten ꝛc. kamen; die Schlösser waren zugleich mächtige Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft, der feinen Sitte und des geselligen Verkehrs. Für eine solche Hofhaltung konnten die alten Burgen nun freilich nicht genügen; es wurden im ganzen Lande neue und prächtige Herrensitze, oft mehrere gleichzeitig von einer und derselben Familie, gebaut und auch auf das reichste ausgestattet. Mähren hat infolge dessen in dieser Zeit eine neue Glanzperiode auf dem Gebiete der Kunst zu verzeichnen. Diese Glanzperiode, ausschließlich auf den Profanbau beschränkt, fällt in die Zeit des kunstsinnigen Kaisers Rudolf II., dessen Hof zu Prag immer auch ein Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten aller Länder war.

Infolge der vielfachen Beziehungen des mährischen Adels zu dem Auslande, insbesondere zu Italien, wurden zu den Schloßbauten italienische Meister herbeigerufen,

Schloßhof von Austerlitz.

daher tragen auch alle diese Bauten den Stempel ihres Ursprungs an sich und unterscheiden sich wesentlich von den Bauten Deutschlands respective der sogenannten deutschen Renaissance. Zu den hervorragendsten Schloßbauten jener Zeit gehören, der Zeitfolge nach geordnet: Mährisch-Krumau 1513, Kanitz, Chropin, Prerau, Teltsch, Rossitz, ferner das alle Schlösser durch Schönheit seines Schloßhofes überstrahlende Bučovitz, Račitz, das großartige Namiest, das herrliche Ullersdorf, Eyvanovitz, Ungarisch-Ostra (1620) u. s. w. Der Hauptschmuck aller dieser, nunmehr regelmäßig mit großen Etagehöhen, schönen Räumen und bequemen Stiegen ausgestatteten Schlösser liegt in den prächtigen Schloßhöfen, welche mit schönen mehrstöckigen Arkaden umgeben waren. Manche Schlösser zeigen auch noch im Innern die ehemalige Ausstattung, so Chropin (Saal mit Holzdecke), Ullersdorf (Rittersaal). Alle diese Schlösser übertrifft aber an Menge der Bauten und vor Allem an noch erhaltener innerer Ausstattung das Schloß Teltsch, der ehemalige Sitz der Herren von Neuhaus. Zacharias von Neuhaus-Teltsch hat in der Zeit von 1554 bis 1580 alle diese Bauten ausgeführt, darunter zwei großartige Arkadenbauten, dann den goldenen, den blauen, den Marmor-Saal, die Waffenkammer, die Schatzkammer, die Georgskapelle, die Schloßkapelle &c.; alle Räume zeigen noch die ursprüngliche Ausschmückung an hölzernen geschnitzten Decken oder reicher Stuckarbeit. Aus späterer Zeit stammen die Ausstattung der fünf Prunkgemächer zu Bučovitz, darunter des Kaiserzimmers mit den Büsten römischer Kaiser auf der einen und dem Reiterbilde Karls V. im Kampfe mit den Türken auf der anderen Stirnseite, an der Decke Diana mit ihren Rüden, Mars und Europa und sonstige Nebenfiguren, Alles stark erhaben in Stuck gearbeitet und reich vergoldet; der ähnlich behandelte Kaisersaal in Pirnitz, die grandiose sala terrena (jetzt Bibliothek) zu Namiest u. s. w.

Die nun folgende zweite Periode der Renaissance, die des frühen Barockstils, die Zeit der Gegenreformation, beginnt eigentlich schon mit Ende des XVI., reicht bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts und tritt bei Kirchenbauten in einer Zeit auf, wo bei Schloßbauten die Renaissance fast noch ausschließlich herrscht, denn die sogenannte Gegenreformation beginnt schon unter Rudolf II., geht dann durch die Regierungszeit Matthias' hindurch und reicht bis tief in die Zeit Ferdinands II. hinein. Ihr Zweck ist, dem in Mähren fast allgemein verbreiteten Protestantismus entgegenzutreten und der katholischen Kirche wieder zur Herrschaft zu verhelfen; aus Italien und Spanien werden daher neue religiöse Orden, darunter vornehmlich die Jesuiten eingeführt und so die Gegenreformation angebahnt. Mit der Schlacht am Weißen Berge (1620) wurde die Macht des Adels dauernd gebrochen; in Mähren zerstörte man seine festesten Stützen, so Alttitschein, Černahora, Helfenstein, Hochwald, Plumenau, Stramberg &c.; von den alten Geschlechtern aber war ein Theil auf dem Schlachtfelde gefallen,



Das Riesenzimmer auf Schloß Ungarschitz (Fürst Collalto).

ein Theil zur Richtstätte geführt, viele flüchteten aus dem Lande, andere wurden landesverwiesen. Ein neuer Adel aus den Siegern und Anhängern von Kaiser und Reich trat an Stelle des alten und wurde mit dessen Gütern betheilt. Die Gegenreformation hatte vollständig gesiegt; unzählige Kirchen und Abteien wurden im Lande errichtet und gebaut, wobei nun den einflußreichen Jesuiten die leitende Rolle auch auf dem Gebiete der Kunst zufiel. Sie ließen ihre Bauten durch aus Italien berufene Künstler ausführen und der von diesen eingeführte Barockstil faßte schnell Wurzel, denn auch eine Unzahl alter gothischer Kirchen wurde in der neuen Art umgebaut, und zwar nicht nur der neuen Form wegen, sondern auch weil die Grundrißanlage der in Italien ausgebildeten Kirchenbauten eine andere geworden war; so baute man jetzt z. B. gerne ein Langhaus, welches rechts und links von Kapellen begleitet war. Bei Umbauten gothischer Kirchen wurden daher die Seitenschiffe durch Quermauern getheilt und auf diese Weise die Kapellenreihen gebildet oder aber wurden die Mauern der Seitenschiffe bis an die äußere Grenze der Strebepfeiler hinausversetzt und auf diese Art der Raum zwischen den Strebepfeilern für den Kapellenraum gewonnen; Neubauten erhalten anfänglich noch ein Querschiff, doch bald fällt dieses meist ganz weg; das höhere Mittelschiff wird mit einer Tonne überdeckt oder erhält eine Reihe von Kreuzgewölben; die Kapellen werden mit solchen oder mit Flachkuppeln geschlossen.

Die nun herrschende Bauweise wird nach jenen, welche sie eingeführt haben, der Jesuitenstil genannt. Anfänglich sind alle Bauten sehr kahl und nüchtern, klösterlicheinfach und nur eben die Bedürfnisse deckend, später werden sie immer größer und reicher. Die Façaden dieses Frühbarockstils, resp. der Kirchen der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts sind meist schmale, hohe Bauten, welche noch das Verticalprincip der Gothik zum Ausdruck bringen, weil sie meist durch Umbauten oder Wiederherstellungen gothischer Kirchen entstanden sind und man sich daher deren Maßen, Verhältnissen und Formen anpassen mußte.

Kirchenbauten dieser Zeit sind: die Jesuitenkirche in Brünn 1582, die Kirche zu Fulnek 1558, die Frontalthürme zu Velehrad 1589, das ehemalige Presbyterium des Olmützer Doms 1616 bis 1619, die Wallfahrtskirche zu Wranau 1619, die spanische Kapelle zu Neutitschein 1621, die ehemalige Lorettokapelle zu Nikolsburg 1623, die Kirche in Obrovitz 1629, die Kirche auf dem Pöltenberge bei Znaim 1635, die Pfarrkirche zu Mährisch-Kromau 1646 2c.; von Klosterbauten: das Jesuitenkloster Brünn 1582, das Jesuitencollegium Kremsier 1620, Znaim 1623, Iglau 1623, das Piaristencollegium zu Nikolsburg 1629, das Neureischer Conventsgebäude 1631, der Klosterhof zu Velehrad 1633, das Jesuitencollegium Olmütz 1641 u. s. w.

In der nun folgenden Zeit, von 1650 bis 1750, also nach dem dreißigjährigen Kriege, nimmt der Barockstil in Mähren, wie in Österreich überhaupt, einen ungewöhnlichen

Aufschwung; es entwickelt sich eine glanzvolle, prächtige Architektur, und zwar unter den kunstliebenden, baulustigen Regenten Leopold I., Josef I., besonders aber unter Kaiser Karl VI. Mähren hat damit neuerdings eine ganz besondere Glanzperiode zu verzeichnen. Ein fast hundertjähriger Friede ruft ein durch nichts beeinträchtigtes Wohlbehagen hervor, der Wohlstand wird allgemein, Schätze sammeln sich allenthalben an, Luxus und Geschmack entwickeln sich und ein froher Sinn, warmpulsirende Lebens- und Genußfreudigkeit treten überall zu Tage; dem Beispiel des Hofes, der bedeutende Bau-Ausführungen unternimmt und vielfache Kunstaufträge ertheilt, folgt auch die Geistlichkeit und der Adel Mährens; allerorten wird gebaut und überall ist man bestrebt, Großes und Schönes zu schaffen. Vor Allem ist es der Clerus, der, nun zum größten Ansehen und zu voller Macht gekommen, über unermeßliche Reichthümer verfügt und seinen Sieg durch die großartigsten Abtei- und Kirchenbauten zum Ausdruck zu bringen sucht; er gibt durch seine vielen Bauten den Impuls zu einer allgemeinen, fast fieberhaften Bauthätigkeit; allerorten entstehen z. B. Gnadenorte, so zu St. Thomas in Brünn, in Turas, Wranau, Kiritein, Sloup, Hostein, heil. Berg bei Olmütz u. s. w. Wie in der früheren Epoche der Olmützer Cardinal Graf Dietrichstein an der Spitze der Baubewegung stand, so ist es jetzt wieder der Olmützer Kirchenfürst Cardinal Graf Lichtenstein-Castelkorn. Auch der Adel zeigt sich wie der Clerus als ein ebenso eifriger Förderer religiöser Ideen und religiöser Kunst, und so erscheinen z. B. unter den Stiftern und Erbauern von Kirchen und Klöstern die Familien: Fürst Liechtenstein, Graf Waldstein, Graf Althan, Freiherr von Peterwaldsky, Graf Sinzendorf, Graf Rottal, Graf Questenberg, Fürst Dietrichstein, Gräfin Roggendorf, Graf Blumeggen, Graf und Fürst Kaunitz, Graf Zierotin ꝛc.

Schon früher wurde erwähnt, daß auch die Bauten dieser Periode den italienischen Einfluß nirgends verleugnen; es ist die Zahl der in Mähren thätigen Italiener für Kirchen und Schloßbauten eine sehr bedeutende und mögen aus dieser großen Schaar von Meistern, welche nicht selten mit einem ganzen Stabe von Künstlern und Gehilfen angerückt kamen, folgende genannt sein: Architekt und Bildhauer Balthasar Fontana (1670 bis 1729), Baumeister Johann Jakob Braschа (1680), Steinmetz Andreas Allio (1692), Steinmetz Bernardo Antonio Fossati de Masio (1728), Architekt und Maler Bartholomäus Altamonte (1733), der fürstlich Liechtenstein'sche Galleriedirector Cajetan Fanti, Architekt Martinelli (1750), Architekt Beduzzi (1750), Baumeister Canaval (1751) u. s. w.

Bald stand diesen italienischen Künstlern auch eine große Zahl heimischer, unter ihrer Leitung geschulter oder in Italien ausgebildeter Kräfte zur Seite, welchen alsbald die Führung und später fast die ausschließliche Leitung bei den weiteren Bauten zufiel; dies macht erklärlich, daß auch die Bauten der späteren Zeit sich zumeist an italienische Vorbilder anlehnen oder Anklänge an die italienische Kunst verrathen. Die Zahl jener

Meister ist zu groß, um aufgezählt zu werden, und seien nur erwähnt: Baumeister Stefan Pertl von Bergstädtl (1665), Meister Hans Dechet, Christian Öd, Mathias Partsch, Adam Glöckel, Thomas Schopper, die Brünner Baumeisterfamilien Grimm und Klitschnik, die Olmützer Baumeisterfamilie Kniebandl, der geniale Meister Thomas Sturmer, welcher für den großen Kunstfreund Grafen Anton Rottal bei zehn Kirchen baut, Meister Ritz, der die großartige Kuppelkirche zu Kiritein ausführt, der Piaristen-Ordensbruder Kaspar Oswald, ein geborener Iglauer, welcher für den Wiener Erzbischof Christian Grafen Migazzi eine und überhaupt weitere neunzehn Kirchen herstellt; Baumeister Paul Mertha, der Fulneker Baumeister Thalherr ꝛc. Auch Wiener Architekten werden berufen, unter denen die Fischer von Erlach, Vater und Sohn, an der Spitze stehen, dann der kaiserliche Hofarchitekt A. Pulgram, der Hofarchitekt A. Hildebrand, der „hofbefreite" Meister Ludwig Sebastian Kaltner, welcher das Schloß Seelowitz baut, die Baumeister Sebastian Bliembel und Josef Koppner, der Architekt Franz Kerndl ꝛc.; von Prag nimmt unter andern auch Architekt Santini (Johann Aichl) Theil an der großen Baubewegung.

Was den Kirchenbau des Hochbarockstils betrifft, so zeigt sich derselbe schon viel freier und origineller; es sind fast ausschließlich Neubauten, der Architekt ist nicht mehr an Bestände und Maße der Gothik gebunden; es entwickeln sich großartige Verhältnisse in Grundriß und Aufbau; das Kreuzschiff verschwindet, das Mittelschiff wird wesentlich breiter, die Seitenkapellen öffnen sich immer mächtiger gegen das Schiff zu, so daß bei den immer gesteigerten und kühneren Verhältnissen das Innere an Bedeutung und Geräumigkeit gewinnt; seit 1650 treten Kuppelkirchen auf, zuerst mit einer Kuppel über der Vierung von Längs- und Querschiff, so bei der Kirche am heiligen Berge bei Olmütz, dann mit mehreren Kuppeln über dem Langschiff, wie bei St. Michael in Olmütz, der Raigerner Stiftskirche ꝛc., endlich entstehen eigentliche Centralbauten mit einer imposanten Kuppel über dem großen Mittelraum, wie zu Frain, Kiritein, Jarmeritz ꝛc. Der Kirchenbau dieser Periode zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit, Großartigkeit in der Idee, Kühnheit in der Ausführung, großen Luxus und verschwenderische Pracht in der Ausstattung aus, er bringt in seinem Ganzen so recht den glänzenden und vollständigen Sieg des Katholicismus, sowie die Machtfülle und den Reichthum des damaligen Clerus zum Ausdruck.

Zu den hervorragendsten Langhauskirchen jener Periode gehören: Minoriten-, Dominicaner- und Jesuitenkirche in Brünn, Wallfahrtskirche zu Turas, Jesuitenkirche in Iglau und Olmütz und andere mehr; zu den größeren Kuppelkirchen, welche seit 1650 immer häufiger werden und zu eigentlichen Centralbauten sich ausbilden: die Kirche auf dem heiligen Berge bei Olmütz, Barbarakirche bei Buchlau, Michaelskirche in Olmütz,

Der große Saal in Kremsier.

Wallfahrtskirche Velehrad, Schloßkirche zu Frain, zu Jarmeritz, Raigerner Stiftskirche, Wallfahrtskirche auf dem Hostein, zu Kiritein, zu Sloup, die Kirche zu Mühlfraun u. s. w.

Von großartigen Abteien mit herrlichen Residenzen für die Äbte sind hier zu nennen: Neureisch, Saar, Thomaskloster in Brünn, Kloster Hradisch, das bedeutendste und schönste ehemalige Abteigebäude Mährens, Jesuitenconvent und Convict in Olmütz, Stiftsgebäude zu Raigern und das sehr bedeutende aber nicht vollendete Klostergebäude zu Kloster Bruck.

Wie Hof und Clerus, so entwickelte auch der zum Theil aus Italien und Spanien herangezogene Adel Mährens, der Erbe der großen Besitzungen des akatholischen Adels, eine reichhaltige Bauthätigkeit durch Errichtung neuer grandioser Schlösser, schöner Stadtresidenzen u. s. w. Er beschäftigte dabei eine Menge, nicht selten sehr hervorragender Künstler, denen eine große Schaar von fremden und einheimischen Gehilfen zur Seite standen, ja mancher Cavalier hatte seine eigene Bauhütte, da er bei seinen vielen Bauten gleichzeitig mehrere Architekten, Baumeister, viele Bildhauer, Maler, Steinmetze, Stuccadeure 2c. beschäftigte, wie z. B. Graf Rottal, der allein nebst Schloß Holeschau 2c. zehn Kirchen baute.

In der Zeit des Hochbarockstils entstanden in Mähren folgende bedeutende Herrensitze und Paläste, geordnet nach der Zeit ihrer Entstehung: Holeschau (1650), Olmützer Residenz (Fontana), Schloß und Schloßkirche zu Frain (Fischer und Sohn), der Fürstensitz Plumenau, Schloß Aussee, Schloß Kremsier, das reizende Schloß Buchlovitz, Umbau Budischau, Schloß Seelovitz, Kunewald, Wiederherstellung von Nikolsburg, Palais von Dietrichstein-Seelovitz in Brünn, Joslowitz (Fischer), Milotitz, Austerlitz, Raitz, Napajedl, Bystritz a. H., Roßwald u. s. w.

Diese Schloßbauten finden ihre Vervollständigung in großartigen Gartenanlagen, deren größte wohl die 1731 „im holländischen Stil" zu Ullersdorf hergestellte war, denen sich dann die zu Holeschau, Austerlitz, Jarmeritz, Kremsier, Pirnitz, Seelovitz, Buchlovitz 2c. anschließen.

Die meisten dieser Schloßbauten sind von ansehnlichem Umfange und noch vergrößert durch die vielen dazu gehörigen Nebenbauten, welche, in entsprechender Gruppirung und in Verbindung stehend, mit dem Schlosse und seinen großen Freitreppen und Terrassenbauten, den Portiken, Vorhallen, Vorhöfen und dem zugehörigen Garten zu einem höchst effectvollen, grandiosen, oft majestätischen Ganzen zusammenwuchsen; die Façaden haben meist eine stattliche Pilaster- oder doch eine Leistentheilung, reiche, säulengeschmückte Portale, schön umrahmte Fenster mit leicht geschwungenen Verdachungen und unter diesen und in den Brüstungen ein zierliches Muschel- und Festonwerk; die Dächer erhalten einfache Abwalmungen, später Mansarden, die durch Aufbauten,



Der Dom in Olmütz.

Kuppel-Rondelle oder Pavillondächer unterbrochen und begrenzt sind. Im Innern sieht man an Wänden, Decken und Gemälden reiche Stuckzier, nicht selten als Rahmenwerk von Gemälden dienend, zart vergoldet, wie dies Pirnitz, Namiest und Reste in Velehrad, Plumenau 2c. zeigen; später tritt das kräftige Rahmwerk immer mehr zurück, die Fresken überziehen die ganze Fläche, ja gehen auch auf nachbarliche über, alle Grenzen verleugnend; ja oft wird erst eine gemalte, nicht selten höchst bedeutsame Architektur hervorgezaubert. Noch später wird wieder die Malerei zurückgedrängt, auf ganz kleine Flächen beschränkt, während Plafond und Wände, Thür- und Fensterleibungen 2c. mit willkürlichen Einrahmungen von phantasievoller, vielfach gebrochener und geschlungener Linienführung bedeckt und dann, bei Vermeidung jedweder kräftigen Farbe, sanft abgetönt werden. Außer mit zahlreichem Bilder- und Freskenschmuck sind Gallerien und Säle, Treppenhäuser und Hallen, Terrassen und Gärten mit figürlichem und Vasenschmuck erfüllt und dem Reichthum des Baues und der Ausstattung entspricht auch das ganze kunstvolle und reiche Mobiliar.

Ganz ähnlich gestaltet und ausgerüstet im Äußern und Innern waren auch die fürstbischöflichen Sitze zu Olmütz und Kremsier und die Abteien jener Zeit, besonders die Prälaturen und Residenzen der Pröbste und Äbte, und da auch der reiche Bürgerstand in den Städten an der allgemeinen Bauthätigkeit regen Antheil nahm und seine Neubauten mit bildnerischem und gemaltem Schmuck erfüllte, wird es begreiflich, daß, bei solcher über ein Jahrhundert andauernden allgemeinen Bau- und Kunstthätigkeit, selbst in kleinen Städten, ja sogar in unbedeutenden Orten hervorragende Meister lebten und zahlreiche Aufträge fanden.

Unter den vielen, herrlichen Saalbauten des Hochbarockstils, deren Decken meist mit Fresken, manchmal auch mit Ölbildern geziert sind, verdienen specielle Erwähnung: das sogenannte „Riesen"zimmer in Ungarschitz, die mit Fresken von Josef von Preuner geschmückte große Ahnenhalle, dann der Thron- und der Gobelinsaal auf Nikolsburg, der elliptische, durch zwei Stockwerke reichende Musiksaal auf Buchlovitz, der Lehnsaal, die Bibliothek und der große Saalbau im Schlosse zu Kremsier, der große Saal, dann der Musiksaal zu Jarmeritz, der elliptische Saal zu Austerlitz, der mit großen Standfiguren geschmückte Ahnensaal (Kuppelbau) zu Frain, der mit herrlichem Freskenschmuck versehene große Saal zu Milotitz, der Prälatensaal zu Kloster Hradisch, jetzt Kapelle, mit Fresken von Paul Troger und höchst effectvollen Architekturmalereien von Anton Tassi; dortselbst das sogenannte Rondell mit Daniel Gran'scher Malerei, die Prälatenräume zu Saar, die schönen Prälatenzimmer zu Raigern, der alte Landtagssaal zu Brünn mit berühmten Fresken von Daniel Gran u. s. w. Verloren gegangen sind leider die berühmten Fresken Carpofero Tencolla's in der Olmützer erzbischöflichen Residenz, darunter das große Freskobild: „Apollo krönt den Genius der Künste und Wissenschaften bei der



Das Portal der Kirche in Tišnowitz

Versammlung aller Völkerschaften" und die vielgelobten Fresken Maulpertschs im ehemaligen Bibliothekssaal zu Kloster Bruck.

Noch zahlreicher als in der Profankunst sind die schönen Kircheninterieurs, von deren Fresken nur genannt sein mögen: die schönen Kuppelmalereien zu Kiritein, Jarmeritz, Mühlfraun, am heiligen Berge, zu Raigern, Velehrad, dann die Malereien der Jesuitenkirche in Olmütz und Brünn, der schönen Minoritenkirche ebendaselbst, der Wallfahrtskirche zu Sloup, in welch beiden letzteren die Malereien durch Renovirung keinesfalls gewonnen haben.

Nach einer solchen langandauernden Glanz- und Blüteperiode mußte naturgemäß eine Stagnation eintreten; schon von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts verminderte sich die Bauthätigkeit, vor Allem aber hatte die Aufhebung der Klöster die vollständige Brachlegung jedweder künstlerischen Thätigkeit zur Folge. Nicht einmal die begonnenen Bauten wurden vollendet, die fertiggestellten nur nothdürftigst ausgestattet; allgemeine Arbeitslosigkeit trat ein, jedwede neue Aufgabe fehlte, die große Schaar der Künstler und wohlgeschulten Gehilfen hatte sich verzogen oder war im Laufe der Zeit über der langen Pause verstorben. So trist und inhaltslos waren und so blieben die Verhältnisse ins XIX. Jahrhundert hinein; demgemäß waren auch die Bauten bis in die Dreißiger- und Vierziger-Jahre: kahl und schal, glatte Mauern und rein nur Fensteröffnungen in denselben; Alles ohne Geschmack und ohne Zier. Auf die früher so warm pulsirende Zeit reicher Kunstthätigkeit folgte eine einfache, bedürfnißlose, geld- und thatenarme Zeit, bar allen Kunstsinns und Geschmacks, bar jeder Lebens- und Schaffenslust.

Stand Mähren in früherer Zeit auf dem Gebiete der Kunst anderen Kronländern gegenüber nicht zurück, so erwachte es dagegen im XIX. Jahrhundert ziemlich spät aus seiner, durch die berührten Verhältnisse erklärlichen Unthätigkeit; der Adel verfügte über eine reiche Zahl stattlicher Schlösser aus früheren Jahrhunderten, dem Clerus fielen die meisten Kirchen der aufgelassenen Klöster zu und diese wieder boten mit ihren leergewordenen Räumen genügenden Platz für die sonstigen Bedürfnisse des Landes; Olmütz, die depossedirte Hauptstadt, stand als Festung unter dem Bann des Bauverbotes, Brünn aber entwickelte sich zu einer bedeutenden Empore des Handels und der Industrie, so daß bei dieser praktischen Richtung das ideale Element zurückstehen mußte. Daher kommt es, daß Mähren erst in den letzten zwanzig Jahren sich wieder zu rühren beginnt und Versäumtes nachzuholen bestrebt ist.

Von den wenigen kirchlichen Bauten steht die Restauration und der Thurmbau des Olmützer Doms obenan; weniger glücklich ist der Bau der neuen Pfarrkirche zu Mährisch-Ostrau. Brünn hat eine einfache protestantische Kirche gothischen Stils von Ferstel erhalten und geht eben an die Restauration und den Thurmbau des Doms.

An bedeutenderen Schloßbauten hat Mähren nur den Prachtbau des im englisch-gothischen Stil errichteten Eisgruber Schlosses und den Umbau des Schlosses zu Černahora (durch Hansen) und das mehr villenartige Schloß zu Löschna aufzuzählen. Von



Die Vorhalle der Kirche in Trebitsch.

hervorragenderen Stadtbauten hat Brünn das in schöner italienischer Renaissance erbaute Gebäude des mährischen Gewerbemuseums von Professor Ritter von Schön, das böhmische Vereinshaus von Hansen, das schöne Stadttheater von Fellner und

Helmer mit schmuckem, großartigem Stiegenhause, das deutsche Haus von den Berliner Architekten Ende und Böckmann, das im gothischen Stil gebaute Bochner (Bergel)sche Palais vom verstorbenen Oberbaurath Ferstel ꝛc. Neutitschein hat ein schönes Vereinsgebäude und mehrere schöne Villen von Thienemann, Zwittau einige stattliche Bauten von Wanderley; auch Olmütz, eben erst entgürtet, dehnt und streckt sich in der Erweiterung und Erneuerung einer Stadt im modernen Sinne. Zu hoffen steht daher, daß Mähren im friedlichen Wettkampfe auf dem Gebiet der Baukunst und der Kunst überhaupt auch im kommenden Jahrhundert nicht zurückbleiben werde.

Was die Leistungen Mährens auf dem Gebiete der Plastik betrifft, so sind dieselben jenen der Architektur ebenbürtig. Mit dem Ältesten beginnend, was Mähren aufzuweisen hat, gedenken wir der ornamentalen und figürlichen Verzierungen der romanischen Bauten. Das meiste ist wohl auch mit jenen Bauten zugrunde gegangen. Beim jetzigen Umbau des Olmützer Doms wurde eine Reihe romanischer Sculpturen aufgefunden; nach diesen und den wenig erhaltenen Resten zu Velehrad, Klosterbruck ꝛc. zu urtheilen, stand Mähren gleichzeitigen Werken in Deutschland nicht nach; waren es ja baukundige Mönche und von dort geholte Bauleute, welche hier wie dort die Bauten aufführten und zierten, ja die prachtvollen Fenster der großen Herzogsburg zu Olmütz mit den schönen Capitälen und den reich gezierten Sattelstücken, sowie den hübschen Archivolten übertrafen an Reichthum und Schönheit selbst die entsprechenden Schmuckstücke mancher Pfalzburg deutscher Kaiser und Könige; die schönen Blätter, die facettartig behandelten Acanthusmotive, die richtige, wohl abgewogene Vertheilung der Massen und Zierflächen, die richtige Empfindung und Anwendung feiner Bearbeitung an entsprechender Stelle, kurz, die Schönheit und Exactheit in allem und jedem führt auf einen italienischen Meister hin, da in Italien die Traditionen der Antike nie ganz verloren gegangen waren.

Aus späterer Zeit stammen die hübschen Capitäle des Hulleiner Portales und die durch Formenfülle und schöne Zeichnung gleich ausgezeichneten Capitäle des Kreuzganges zu Tišnovitz; dort tritt uns auch das großartige Kirchenportal entgegen, welches mit dem verwandten Portale zu Hradischt in Böhmen, dem schönen Portale zu Ják in Ungarn und dem Riesenthor von St. Stefan in erfolgreiche Concurrenz tritt. Das Tišnovitzer Kloster war eine königliche Stiftung und daraus erklärt sich die Pracht und Herrlichkeit, die uns hier überrascht. Nicht nur die reiche Ausstattung der Leibungen und des Portalbogens mit einer Überfülle schöner, tief ausgearbeiteter, höchst wirkungsvoller Rankenzier, dazwischen mit sich krümmenden und schlingenden Menschen-, Ungeheuer- und Thierfiguren, den schönen in die Winkel der seitlichen Leibungen eingestellten Ringsäulen und den über denselben aufgestellten Apostelfiguren, sondern auch die reiche Darstellung im Bogenfeld zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nach dem Ganzen und nach manchen Details, so auch

nach den auf Löwenkörpern ruhenden Säulen des ehemaligen Paradieses dürften auch hier Italiener oder in Italien ausgebildete Künstler dieses Meisterwerk geschaffen haben.



Das Rathhausportal in Brünn.

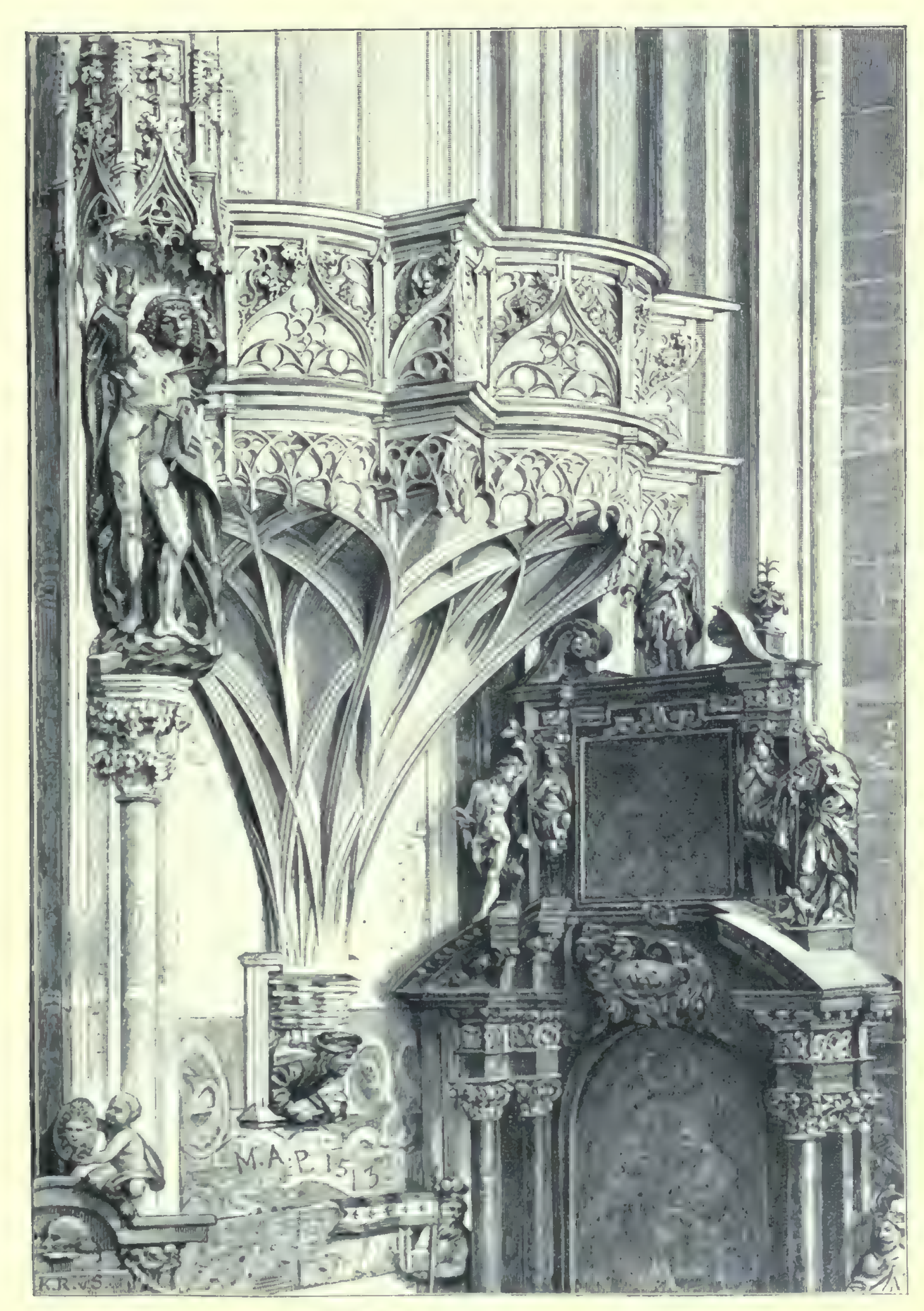
Die Darstellung im Tympanon, obwohl noch in dem überlieferten byzantinischen Typus gehalten, wie ähnliche gleichzeitige Arbeiten in Deutschland, läßt bereits den Fortschritt gegen frühere Sculpturwerke deutlich hervortreten. Christus, mit dem Buche des Lebens in der Hand und von einer Gloriole umgeben, thront vor uns; die Symbole der vier Evangelisten reihen sich an diese Darstellung, unter welcher die Stifter des Klosters, König Přemysl und Königin Constantia knien. Diese Figuren, ebenso wie die zwei Seitenfiguren (deren Kinder: König Wenzel und Prinzessin Agnes) zeigen bereits eine freie Auffassung, weil dem Bildhauer keine typische Form geboten, sondern die Wirklichkeit vorhanden war. Welch ein gewaltiger Sprung ist es zu dieser Darstellung von dem derben Gebilde der Tympanondarstellung der Muttergotteskirche in Eichhorn, wo ein rohes, gleicharmiges Kreuz (ohne den Gekreuzigten) mit Mond und Sonne daneben und zu unterst zwei sich tief nach vorn niederbeugende Figuren, Alles in rohester Zeichnung und Darstellung, ausgehauen sind! Schon einen Fortschritt zeigt eine ähnliche Darstellung im steinernen Thürsturz der Kirche zu Podvinec. An dem besonders architektonisch interessanten Vorbau des Trebitscher

Portals sehen wir neben bemerkenswerthen Capitälen in der Leibung des nicht sehr reich ornamentirten Portals die Figur eines Abtes in Halbmetergröße, welcher, bei der sonstigen Plumpheit des Körpers, aber trotzdem eine volle, ruhige Wirkung nicht abgesprochen werden kann, das Bestreben, Porträtähnliches zu schaffen, nicht mehr zu verkennen ist.

Nicht in gleichem Maße wie die weit hinaufreichende romanische Kunst ist in Mähren das späte Mittelalter vertreten. Spärlich ist das ornamentale Detail und noch spärlicher der figurale Schmuck an Bauten zu finden; bemerkenswerthe Arbeiten sehen wir an den Ruinen des Klosters in Kanitz, besonders an den Schlußsteinen der Kapelle und in den Sculpturen der Olmützer Domkirche und dem aus dem XV. Jahrhundert stammenden Kreuzgang daselbst; die Schlußsteine im Olmützer Domkreuzgang zeigen Maß- und Blattwerk, Rosetten &c. Bemerkenswerth ist an einem Schlußsteine der jugendliche Kopf eines Bischofs mit lange herabfallendem Kopfhaar, jedenfalls ein Porträt. Reicher ist die Zahl selbständiger Sculpturen, so eine schöne Heimsuchung Mariens in der Domgasse zu Olmütz mit einer großen Zahl von Figuren, der Tod Mariens in der Sacristei der Mauritzkirche ebendort; zwei prächtige Steinreliefs, hocherhaben gearbeitet aus den Jahren 1518 und 1519 in der Brünner Jakobskirche, feine, fast an Elfenbeintechnik erinnernde ausdrucksvolle, lebensvolle Arbeiten, und zwar ein vom Kreuz genommener Heiland von Maria und den heiligen Frauen beweint und eine Kreuzigung Christi, am Kreuzesstamm Maria, links Johannes, rechts Anna und Magdalena. In vortrefflicher Weise bringen diese Arbeiten das Seelenleben der einzelnen Personen, den Schmerz und die Verzweiflung, zum Ausdruck. Nicht aus Mähren hervorgegangen, jetzt aber in der vom regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein erbauten Kirche zu Blansko befindlich ist der von dem Budweiser Meister Andreas Morgenstern 1515 für Stift Zwettel angefertigte großartige Altarschrank des ehemaligen Hochaltars, ein Kunstwerk, wie ähnliche gewiß auch im XIV. und XV. Jahrhundert in Mähren angefertigt worden waren.

Aus der Spätzeit der Gothik ist uns der Name eines mährischen Malers und Bildners in Holz und Stein, Hans Olmützer, erhalten, welcher seit 1483 in Breslau und dann von 1488 bis 1503 in Görlitz lebte, wo er eine „goldene" Maria, eine Grablegung und einen gerühmten Flügelaltar fertigte und dann 1518 in Prag beim königlichen Schloßbau thätig war.

Eine reiche Ausbeute bieten die zahlreichen, theils als Kirchenpflaster verwendeten, theils an den Kirchenmauern befestigten Grabsteine, welche, bis jetzt viel zu wenig berücksichtigt, nach mancherlei Richtung hin Beachtung und Studium verdienen. Manche der ältesten zeigen nur rohe, in den Stein geritzte Umrisse der Figur des Verstorbenen und einfache Ausfüllung dieser Contour und der Buchstaben mit Pech, ähnlich wie bei

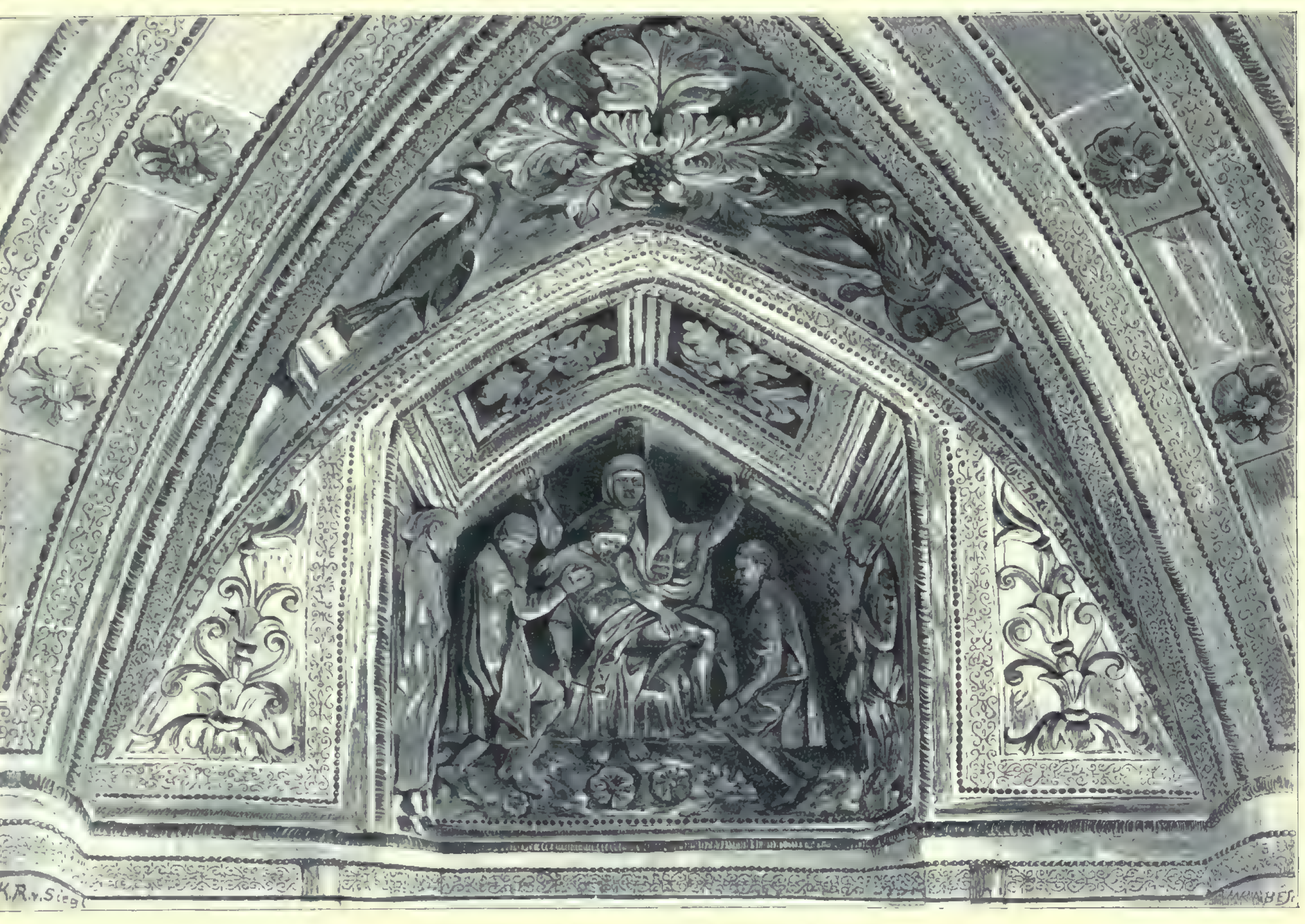


Der Pilgram'sche Orgelfuß im Dom zu St. Stefan in Wien.

Metallplatten mit Niello. Einer der ältesten dieser Grabsteine, aus dem XIII. Jahrhundert stammend, befindet sich im Hofe der Olmützer Domdechantei, einige in der Kirche zu Podolí bei Jamnitz. Vom Jahre 1399 ist der im Brünner Franzensmuseum aufbewahrte Grabstein des Rectors der ehemaligen Nikolaikirche zu Brünn, Albertus de Crosna; die Zeichnung ist schon eine viel sicherere, charakteristischere, jedoch ohne besonderen künstlerischen Werth. Eine bereits hervorragende Arbeit zeigt der Grabstein des 1500 verstorbenen Kanitzer Abtes Johannes; er ist im vollen Ornate dargestellt, an welchem der Faltenwurf richtig angegeben ist und bei welcher Arbeit, vor Allem beim Kopfe sichtlich das Bestreben zu Tage tritt, der Natur möglichst nahe zu kommen. Aus dem XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts, soweit die Gothik noch zur Anwendung kam, weist Mähren in verschiedenen Kirchen eine sehr große Zahl von Grabplatten auf, meist mit Rittergestalten oder Frauen in steifen Gewändern; an diesen Figuren kann man genau den Fortschritt der plastischen Kunst studiren; die die Verstorbenen jeweilig vorführenden Gestalten werden immer ausdrucksvoller, naturwahrer und unmerklich sieht man sich in die Renaissance hinübergeführt.

Unter den vielen im Lande zerstreuten Gedenksäulen gehört jene zu Lechwitz zu den besseren und die bei 12 Meter hohe Zderadsäule bei Brünn zu den interessanteren. Über einem Treppenunterbau erhebt sich der Fuß des Denkmals; derselbe geht aus dem Quadrat ins Achteck über und trägt einen dreitheiligen, durch Strebepfeilerchen und zwischengestellte Baldachine, sowie mit kleinen Wasserspeiern gezierten Aufbau, welcher mit einem durchbrochenen Riesen endigt. In die Nischen des Etagenbaues waren seinerzeit auch noch Figuren eingestellt, so daß sich dieses höchst zierlich gebaute Monument, welches für eine Stapelgerechtigkeitssäule gehalten wird, recht effectvoll gestaltet haben mußte; es dürfte aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts stammen.

Ähnliche architektonische Sculpturwerke bieten einzelne, noch erhaltene Sacramentshäuschen, so zu Znaim (Nikolaikirche), zu Podolí rc. — Sculpturwerke größerer Art zeigen zuweilen die Stadtthore, da dieselben nicht selten mit zierlicher Architektur und mit figürlichem Schmuck ausgestattet waren. Von dem ehemaligen Brünner Thore (in Brünn) sind nur mehr einige schöne Wappen erhalten; das berühmte figurenreiche Judenthor ebendaselbst wurde Ende der Dreißiger-Jahre abgetragen. Es wurde 1508 von Meister Anton Pilgram gebaut; der Thorbogen stand gegen zwei seitliche, aus Bossenquadern gebildete Pfeiler circa um einen Meter zurück; von diesem Bogen liefen sechs gewölbeartig vorstehende Consolen aus, welche bis zur Pfeilerflucht vortraten und dort einen die beiden Pfeiler verbindenden Fries und überhaupt den Obertheil des Thores trugen, welcher durch reiches Eselsrücken-Maßwerk geziert und durch seitliche Nischen begrenzt war, in denen zwei mit Fellen bekleidete Figuren (Adam und Eva?) standen.



Stucco Arbeiten der älteren ehemaligen Schloßkapelle in Teltsch.

Darüber war der ganzen Thorbreite nach ein reicher Nischenfries, aus dessen fensterartig gebildeten Nischen einzelne Figuren heraus sahen. Über den höher hinauf reichenden Theil geben die erhaltenen Zeichnungen keinen Aufschluß.

Noch ein viel reicheres Architekturwerk dieser Art, eine hervorragende Leistung der Spätgothik, ist uns in dem schönen Brünner Rathhausportal vollständig erhalten; es ist höchst wahrscheinlich auch von Pilgram erbaut. Die im Rundbogen geschlossene Thoröffnung wird durch eine üppige Profilirung der Leibung mächtig ausgeweitet und schließt mit einem Eselsrücken (Kielbogen) nach oben zu ab; aus dem Thorprofil steigen die äußersten Rundstäbe zu einem hohen Fialenbau auf, unter dessen unteren Baldachinen zwei Schwert und Schild haltende Stadtsöldner stehen, während von dem Thorbogenschluß durch weitere kielbogenartige Durchschneidungen der Profilleisten noch drei höher reichende Fialenaufbauten losgehen; zwei davon tragen Rathsherrnfiguren, die mittlere, höher oben, die (barocke) Figur der Justitia. Interessant ist die Art der kreuzblumenartigen Capitälbildungen, die Anordnung der Baldachine und der krabbengeschmückten Riesen, deren mittlerer, höchstreichender, mehrfach gekrümmt und gewunden hergestellt wurde. Die Figuren sind ausdrucksvoll und charakteristisch, insbesondere die zwei Figuren der Rathsherren recht lebensvoll gestaltet. Die Justitia und das Wappen stammen aus späterer Zeit, letzteres aus der Zeit Ferdinands II., welcher der Stadt Brünn ein verbessertes Wappen gegeben hat.

Die Gothik führt uns auch ein noch erhaltenes, in einem Schlußstein angebrachtes Effectivporträt, das des Baumeisters der Olmützer St. Maurizkirche vom Jahre 1483 vor; es ist ein Mann im besten Alter in der Kleidung der damaligen Zeit, mit lang herabfallendem Kopfhaar, sehr intelligentem, ausdrucksvollem Gesicht; eine zweite Porträtbüste ist die Meister Pilgrams von Brünn in der Wiener Stefanskirche, an welcher er von 1506 bis 1511 beschäftigt war.

Mit diesen Porträtbüsten und der Zeit, aus welcher sie stammen, finden wir den Übergang zu der Plastik der Renaissance, welche uns gleich bei ihrem ersten Auftreten in Mähren zugleich auch zwei interessante Porträtmedaillons gebracht hat; es sind dies zwei bei dem Trübauer Schloßthor angebrachte Rundmedaillons, die Erbauer des Schlosses, Ladislaus von Boskovitz und seine Gemalin Magdalena von Duba und Lipa darstellend; sie sind mit 1495 datirt, aus weißem Stein gemeißelt, jetzt abscheulich dunkelbraun gestrichen. Boskovitz ist ein junger, hübscher Mann mit Barett und Schwungfeder, in der eleganten, reichen, ritterlich höfischen Kleidung seiner Zeit dargestellt. Magdalena hat ein reiches Obergewand, einen über der Brust faltig gelegten Hemdbesatz und ein zierliches Häubchen, von welchem der lange Schleier über Hals und Rücken herabfällt. Die Medaillons zeigen eine richtige Zeichnung, sorgfältige,

liebevolle Behandlung, eine gute Modellirung, wodurch die hübschen Gesichtszüge der im Profil dargestellten Köpfe charakteristisch hervortreten; wir werden bei Betrachtung der Porträts an Florentiner Edle erinnert, und gewiß war es ein italienischer Meister, der die Werke verfertigte. Vom Jahre 1524 stammt das schöne Monument des Ritter Arnestus Kuzel in der Johanniskapelle der Domkirche zu Olmütz, ebenso die interessante Grabplatte eines Sohnes des zu Olmütz lebenden Meisters Hans Eibenstock; vom Jahre 1541: die vier Reliefs an der Kanzel der Daubravnikerkirche. An beiden letzteren Arbeiten ist noch Gothik und Renaissance im Kampfe begriffen. Ein schönes Grabmal ist das eines Blašim im Kreuzgange der ehemaligen Dominicanerkirche in Olmütz. Teltsch birgt ganz besondere Kunstschätze der Plastik in sich, so z. B. in einer großen Nische der Schloß-Arkaden: die Darstellung des Sündenfalls, wobei Adam und Eva (etwas über Naturgröße) als Vollfiguren gearbeitet sind; ferner ist die reizend schöne ehemalige Georgskapelle, 1564 vollendet, mit herrlichen Stuckarbeiten ornamentaler und figuraler Art ausgestattet. Wir sehen eine hübsche Pietà-Darstellung, ferner als Dreiviertel-Relief an einem Wandfelde die fast lebensgroße Sculptur des heiligen Georg, hoch zu Roß, den Drachen tödtend u. s. w. Diese Arbeiten waren ehedem polychromirt und reich vergoldet.

Den Hauptschatz aber bietet Teltsch in den Stuckarbeiten der großen, durch zwei Etagen reichenden Schloß- und Gruftkapelle. Gewölbe und Wände sind auf das reichste und prächtigste mit zarten Ornamenten, mit schönem Rahmenwerk, mit Fruchtgehängen und mit großen figuralen Darstellungen in Hochrelief ausgestattet. Das Deckenfeld im Presbyterium stellt die heilige Dreieinigkeit vor, während das Deckenfeld des Schiffes die figurenreiche Darstellung des jüngsten Gerichts bringt; zahlreiche Engel, an den Wänden und der Decke vertheilt, rufen mit ihren Posaunen; die aus den Gräbern Erstehenden rüsten sich zum Tage des Herrn. Alle plastischen Darstellungen sind durch Gold hervorgehoben, die nackten Körpertheile fleischfarben gehalten.

Da zwischen diesen schönen Stuckarbeiten und jenen des berühmten Jagdschlosses Kurzweil (Kratochvil) in Böhmen vielfache Verwandtschaft besteht (nur übertreffen die Teltscher Sculpturen jene von Kurzweil bedeutend), und da die Stuckarbeiten zu Kurzweil nachweislich von dem italienischen Künstler Antonio Melana herrühren, dürfte derselbe Meister auch die Arbeiten zu Teltsch ausgeführt haben.[1] Nicht unerwähnt soll bleiben, daß da wie dort einzelne Felder durch ungemein schöne Malarbeiten geschmückt sind, welche in Kurzweil von einem Maler Namens Wittmann hergestellt wurden; auch hier läßt sich eine und dieselbe Hand erkennen, so daß man, ohne fehlzugehen, auch die Teltscher Malerei diesem Maler zuschreiben kann. Noch ein hervorragendes Denkmal

[1] Prof. Janoušek in Teltsch fand bei den Kratochviler Stuckarbeiten die Inschrift: Anton · Melana fecit. Derselbe wird in einem Vertrag auch Steinmetz genannt.

birgt die 1580 vollendete Schloßkapelle zu Teltsch, nämlich den schönen Sarkophag des Zacharias von Neuhaus und seiner Frau Katharina von Waldstein (1589), bei welchem die Figuren in Stucco ungemein kunstfertig und naturtreu behandelt sind. Das größte und reichste Denkmal Mährens, nämlich bei 7½ Meter Höhe 2½ Meter breit, ist das des Ritters Wenzel Markovsky d. Ä. von Zastrzizl-Boskovitz und seiner Frau (circa 1600) in der Pfarrkirche zu Boskovitz, welches neben den beiden Figuren der Verstorbenen mit Kariatyden, Löwenköpfen, Puttis, Gehängen, Vasen und Wappen geziert ist. Eine andere Art von Sculpturwerken bieten die figuralen Reliefs der vermauerten Loggia des Gemeindehauses zu Olmütz; eine ganz ähnliche Arbeit birgt auch das dortige Gewerbemuseum. Es ist eine Auffindung Mosis, ein Hochrelief von 8 Meter Länge, welches vielleicht dadurch erhalten blieb, daß damit bis zur Auffindung ein Graben überdeckt war.

Außer den uns schon vom Hofe Zierotíns bekannt gewordenen italienischen Künstlern und dem eben erwähnten Melana tritt in der Zeit der Renaissance noch der Name eines italienischen Architekten und Bildhauers Georg Gialdi (1586 bis 1602) auf, neben welchem aber noch eine große Schaar unbekannter italienischer Meister bei den vielen Schloßbauten &c. thätig gewesen sein muß; von heimischen Meistern lernen wir folgende Namen kennen: am Hofe Zierotíns die Bildhauer Koller aus Meißen, die Mährer Paris[1], dann Fauler und Gatschka, beide aus Eibenschitz, ferner Steinmetz Foncum aus Boskovitz (1608), Franz Tobias Borger (1643) &c.

Eine nicht unwichtige Gruppe für das Studium der Renaissance-Plastik in Mähren bilden die zahlreichen Portal- und Erkerbauten, welche vielfach mit schönen Wappen, Figuren, Rankenwerk u. s. w. geschmückt sind; wieder an erster Stelle ist zu nennen: das Trübauer Schloßportal (1492), das prächtige Rathhausportal in Proßnitz (1538), das Portal des jetzigen Gemeindehauses in Trübau (1540), dann das Rathhausportal von Olmütz (1564), ferner das durch seine Schönheit und die Feinheit in Zeichnung und Ausführung berühmte Schloßportal in Proßnitz, welches Jakob Khune 1568 hergestellt hat[2], geschmückt mit zwei Kariatyden (respective einer männlichen und weiblichen Herme) und einem reizend durchgeführten Puttifriese, dann ebenfalls in Proßnitz das wappengeschmückte Portal am Hause des Pernstein'schen Geheimschreibers Oneš von Březovitz (1571), weiter das ungemein reiche und höchst zierliche Portal des Schlosses zu Johrnsdorf (1587) mit den Porträtfiguren der Erbauer, dem 32jährigen Johann Bukovky von Bukovka aus einem uralten mährischen Wojwodengeschlecht und seiner Frau, der 28jährigen Estelka Strakovsky von Pierkov auf Johrnsdorf; breite, schön

[1] Ein Baumeister Paris, vielleicht der Sohn des obigen, kommt 1608 in Brünn vor.

[2] Nach mährischen Aufzeichnungen ein Italiener Jacopo (da Cunone).



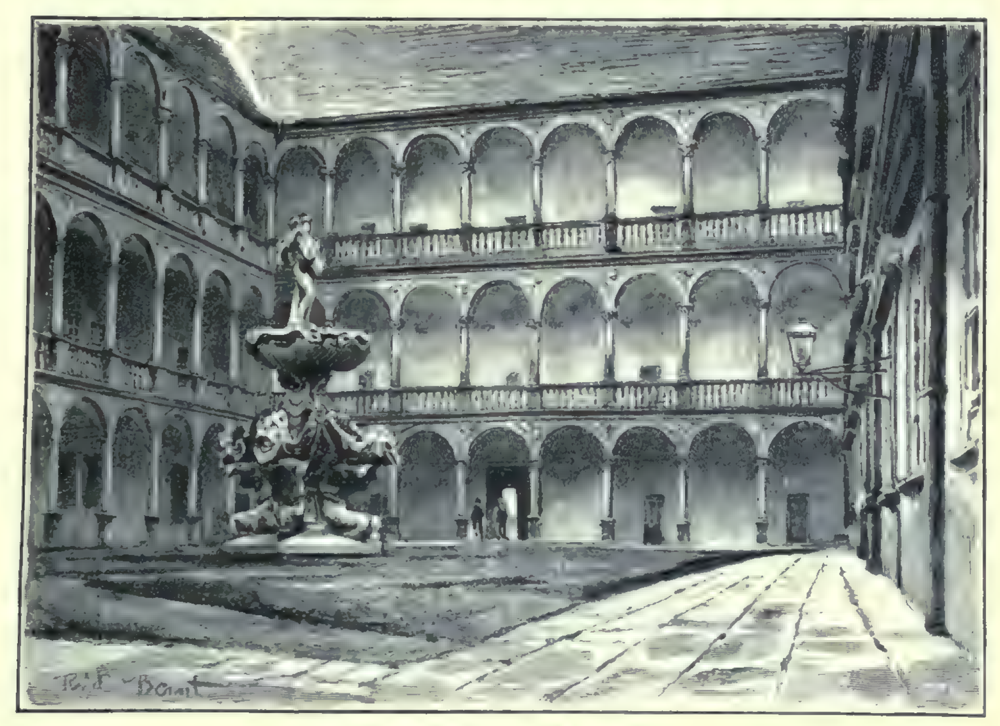
Das Portal zu Johrnsdorf.

gezierte Pilaster begrenzen seitlich das Portal, welches außer mit den erwähnten Figuren noch mit Medaillons, Puttis, Wappen und Gehängen von feinster Zeichnung und zartester Ausführung geschmückt ist. Von den Söhnen des Obgenannten stammt der schöne zweistöckige Arkadenhof des Schlosses Eyvanovitz her, deshalb insbesondere bemerkenswerth, weil es heimische Meister waren, die ihn gebaut haben und deren Namen diese uns selbst bekannt geben: „Pariz majster und maurer pej diesem gepey und purger zu Prin und Jan Foncum, mystr řemesla kamenickeho při staveny tomto 1608." Dieser Arkadenhof zeichnet sich überhaupt durch eine endlose Menge von Inschriften aus, welche nicht nur nach der ganzen Länge der Friese sich zweizeilig herumziehen, sondern auch auf einer Unzahl zierlicher Holzcartouchen enthalten sind, die zur Ausfüllung aller Bogenzwickel dienen; im Ganzen sind es 42 gesonderte Inschriften, welche die Genealogie des alten Wojwodengeschlechtes enthalten. Ferner hat die Stadt Znaim mehrere hübsche Portale der Renaissance, darunter jenes am dermaligen Gemeindehause. Olmütz hat ein reizendes, an die deutsche Renaissance sich anlehnendes Hausthor in der Verlornen Gasse 10 und ein reiches Portal sammt schönem Erker in italienischer Renaissance am Niederring (Pietsch'sches Haus). Brünn zählt mehrere Portale im Stil italienischer Renaissance, auch ein ganzes Haus in der Brünner Gasse, dann auf dem großen Platz ein reiches großes Portale mit zwei Halbrund-Erkern (Souches-Haus). Die Brüstungen der Erker sind mit schönen Reitergruppen verziert, welche nach den Inschriften Helden der heidnischen, jüdischen und christlichen Zeit darstellen, welche indessen, da einer der Besitzer die Brüstungen zu hoch fand, unbarmherzig geköpft wurden.

Diese schönen Sculpturen hat der italienische Bildhauer Gialdi 1589 angefertigt, der schon früher 1586 eine schöne „bassena" (Stadtbrunnen) für Brünn herstellte, dessen Reste nun im Franzensmuseum stehen. Von 1592 an arbeitete er an der Stanislauskapelle beim Olmützer Dom und war von 1598 bis 1602 beim Bau und bei der Ausschmückung der Brünner Jesuitenkirche beschäftigt, wofür er 19.000 Thaler erhielt. Durch seine Anwesenheit in Olmütz wird die Verwandtschaft der Sculpturen am Niederring und der „Auffindung Mosis" im dortigen Gewerbemuseum mit jenen vom Souches'schen Hause in Brünn wohl aufgeklärt; ebenso erinnert die halbkugelförmige Consollösung und die Verzierung des großen Eckerkers am Namiester Schloß (1578) an jene der zwei „Rondellen" am Souches'schen Hause und dürfte daher das Schloß, wie vielleicht auch der dortige Brunnen des prächtigen Arkadenhofes von Gialdi herrühren.

Der hübsche Brunnen des an die schönen Arkadenhöfe Italiens erinnernden Schloßhofes zu Butčovitz sowie dieses selbst wurde von Meister Ferrabosco di Lagno gebaut. Dieser Arkadenhof, die Perle aller Galleriehöfe Mährens, wurde sammt dem Schloß in den Jahren 1567 bis 1581 von Šembera Černahorsky von Boskovitz hergestellt. Der

schon ins Barocke gehende Brunnen entwickelt sich über einer mächtigen Platte von kreuzförmiger Grundform; wasserspeiende Delphine, von gefesselten, großen, fischleibigen Figuren in die Höhe gehalten, tragen mit ihren vereinigten Schwänzen ein consolartiges Postament, welches als Stütze für eine Riesenmuschel dient, über welcher sich eine schöne Jünglingsgestalt, das goldene Vließ haltend, erhebt. Die gedrungenen Leiber der Halbfischmenschen, die Delphine und die Jünglingsgestalt sind kräftig gezeichnet, gut modellirt und das Ganze vortrefflich silhouettirt; der Brunnen baut sich schön auf und wirkt höchst effectvoll als Mittelzierde des Schloßhofes.



Schloßhof und Brunnen in Butschowitz.

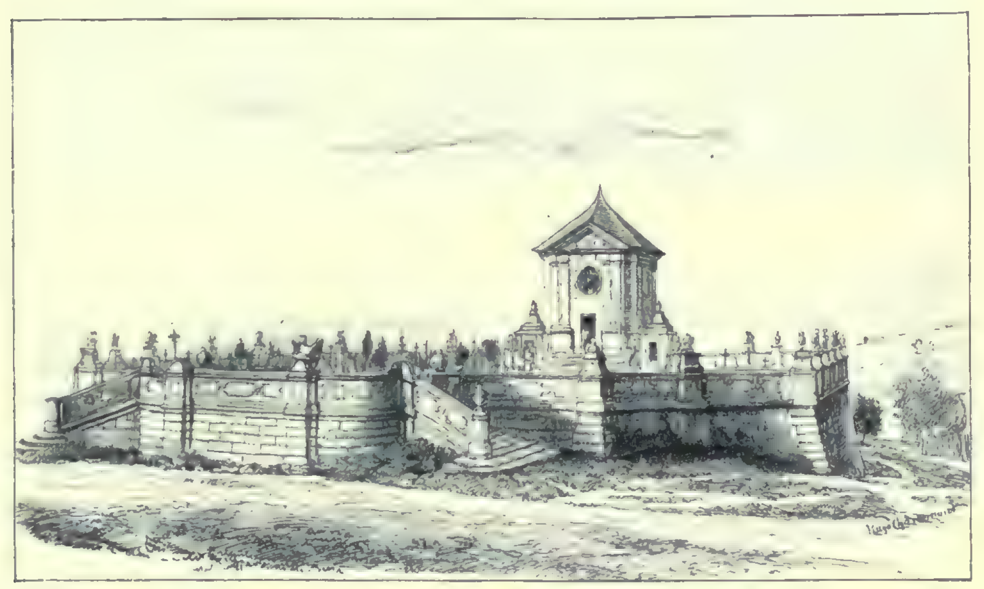
Noch viel reicher als an Sculpturen der Renaissance ist Mähren an hervorragenden Werken der Plastik aus der Zeit des Barockstils. Zumeist geht die Plastik des Barockstils, und zwar der Hoch- und Spätbarocke im engsten Zusammenhang mit der Architektur, aber wie die Malerei neben jener bei gleichen Ansprüchen und gleicher Berechtigung; es handelt sich darum, großartige, pompöse Bauten von reichster künstlerischer Ausstattung, von malerischer, packender Wirkung zu schaffen und das war nur durch ein inniges Zusammengehen der drei Schwesterkünste zu erreichen. Zahllose Rundbilder, Büsten, Reliefs aller Art und in mannigfachem Material, reiche Architekturen,

ornamentale und figürliche Verzierungen in Stein, Holz, in Treibarbeit und feinem Stuck führen uns einen immensen Reichthum an Gedanken und Formen, ein unerschöpfliches Spiel der Phantasie vor. Neben dem Architekten ist hier dem Figuralisten und Ornamentiker, sowie dem Maler eine gleich wichtige Rolle zugewiesen und wie in Italien ist hier der Künstler zumeist auch Architekt, Bildner und Maler in einer Person; die leitenden Kräfte verschmähen es daher auch nicht, Wände und Decken eigenhändig mit feiner und zierlicher Stuckarbeit zu schmücken. Darum erscheinen auch alle diese Bauten aus Einem Guß, nirgends zu wenig und nirgends zu viel und selbst bei üppigstem Schmuck ist das Ganze doch immer harmonisch und von wohlberechneter malerischer Wirkung.

An der Spitze dieser Meister der Barocke steht Balthasar Fontana, der mit einer Menge mitgebrachter Künstler Paläste und Kirchen baut und mit vornehmem Geschmack innen vollendet: so die bischöfliche Residenz in Olmütz (1671), das reizende Lustschloß Buchlovitz (1700), die Residenz zu Kremsier (1677), die Kirchen auf dem heiligen Berge, in Velehrad 2c. Neben den vielen mit Fontana arbeitenden Künstlern finden wir auch selbständig wirkende, wie z. B. Johann Brentani und Pietro Caroste in Iglau, Andreo Allio, Bildhauer und Steinmetz in Kloster Hradisch, Joannes Dom. Babant in Olmütz, den Steinmetz Bernardo Antonio Fosseti de Masio u. s. w.; auch ein in Wien beschäftigter Künstler, Lorenzo Matthielli, liefert im Auftrag Kaiser Karls VI. die ursprünglich für die Wiener Burg bestimmten schönen Gruppen, Herkules und Antäus, für die großartige Schloßtreppe zu Frain. Von deutschen und heimischen Künstlern der Barocke sind zu erwähnen: die Olmützer Bildhauerfamilie Ziern (1673 bis 1714), der aus Danzig gebürtige Bildhauer und Stuckadeur Michael Mandik, der für Kloster Hradisch nach Schebetau zwei Figurengruppen (Neptun mit einem Pferde und Pluto mit einem Drachen) liefert, dann der in Italien ausgebildete Königsberger Bildhauer Anton Riga (Ricca), ein vortrefflicher Meister in Stein, Holz und Stuck, von dem die höchst originellen und schönen Orgelgehäuse der Olmützer Jesuiten- und der Brünner Dominicanerkirche, dann die Mariensäule in Ungarisch-Hradisch, sowie die prächtigen Sculpturen am Palais Mittrowsky in Brünn und im Pernsteiner Rittersaale herrühren; endlich der aus Schwaben stammende bedeutende Nikolsburger Bildhauer Ignaz Lengelacher, der 1731 für den dortigen Schloßeingang die prächtige Balustrade mit zwei Pferden und drei Vasen, für die ehemalige Lorettokapelle das grandiose Fürst Dietrichstein'sche Wappen- und Reliefstück (heil. Anna) liefert, sowie die prächtigen Atlanten, sphinxartigen Figuren und Putten der grandiosen Fenstergruppe im Schloßhofe herstellt.

Auch eine Reihe heimischer Meister tritt uns in jener Epoche entgegen, wie Johann Georg Schauberger, der für die innere Ausstattung der Holleschauer Kirche, für die Brünner Minoritenkirche 2c. arbeitet und zum Seelovitzer Schlosse die vier Jahreszeiten

und zwei Wappenträger herstellt; Andreas Zahner, ein sehr renommirter Meister, der nach Besuch der Wiener Akademie in Olmütz seßhaft wird und dessen Schüler Winterhalder, Bleyberger, Kammerreuth u. a. sind, die aber den Meister lange nicht erreichen. Zahner gehört zu den bedeutendsten mährischen Bildhauern der Barocke; unter seinen vielen Arbeiten seien nur erwähnt: die schönen Nischenfiguren an der Brünner Domfaçade, die Arbeiten am Hochaltar zu Holeschau und die vielen Bildhauerarbeiten an der berühmten Olmützer Pestsäule. Sein bedeutendster Schüler Josef Winterhalder (1732 bis 1761) arbeitete zuerst bei Bildhauer Sturmer in Olmütz und wurde nach dessen Tode Geschäftsführer der Frau, ist sodann mit seinen ihm weit zurückstehenden Brüdern selbständig thätig und liefert



Der Friedhof von Střílek.

so für Kloster Hradisch (1732) ein großes Wappen (über 3 Meter hoch), für den Vorsaal die sechs Statuen der göttlichen Tugenden (jede 3 Meter hoch), diverse Puttengruppen, die zwei Figuren Samson und Gedeon „samt Zugeherung, wie Frösche, Schnecken, Schiltgroten“ u. s. w.; für den heiligen Berg die drei großen Figuren Fama, Hoffnung und Ewigkeit, dann für das Halbrund hinter der Kirche 1743 die schöne Statue des heiligen Norbert mit zwei Ordensbrüdern und die Reliefs.

Viel hervorragender als der eben erwähnte Meister und selbst auch als Zahner war Johann Fritsch, ein Schüler Rafael Donners, welcher auf Kosten seines Mäcens Freiherrn von Peterswald auch in Italien Studien gemacht hatte. In allen seinen Arbeiten spricht sich eine hohe Meisterschaft aus; correcte Zeichnung, richtige und schöne Maße,

ein tüchtiges Studium der Anatomie, ausdrucksvolle, liebevolle Behandlung selbst der Details und sanfte Anmuth tritt uns aus allen seinen Gestaltungen entgegen. In der Holeschauer Pfarrkirche rühren die Figuren fast aller Altäre von ihm her; ebenso in der dortigen gräflich Rottal'schen Gruftkapelle die vortreffliche Arbeit Christus im Garten Gethsemane, daneben zwei trauernde Engel, dann Christus am Kreuze und die in Stuck ausgeführten schönen Figuren des Grafen Rottal und seiner ersten Gemalin. Die bedeutendste Arbeit dieses genialen Künstlers aber war die Ausschmückung der von seinem Gönner Amand Anton Peterwaldsky von Peterwald zwischen 1730 und 1740 an einem Bergabhang in Střilek mit einem Kostenaufwande von 80.000 Gulden angelegten Gruft, deren 6000 Quadratmeter großes Plateau erst durch große, von mächtigen Quadermauern gehaltene Erdanschüttungen geschaffen wurde. Eine mit großen Vasen gezierte Doppelfreitreppe führte auf den ehemals als Ziergarten behandelten Friedhof von quadratischer Grundform, deren Ecken durch einspringende Quadranten abgestumpft sind. Im Hintergrund erhebt sich, axial stehend, eine kleine, zierliche Gruftkapelle von achteckigem Grundrisse, welche rechts und links durch mit großen Vasen gezierte Anbauten flankirt ist. Auf den vielen Postamenten der Balustrade stehen einzeln und paarweise Putten, welche in charakteristischer Weise die Symbole der Gegenwart und Zukunft, der Freude und Hinfälligkeit des irdischen Lebens vorstellen; in dem Gruftgarten befanden sich ferner eine größere Zahl überlebensgroßer Figuren, welche bis auf drei, bereits verstümmelte verschleppt wurden (fünf befinden sich in der Tobitschauer Pfarrkirche). Die Vasen der Freitreppe und der zwei Gruftanbauten sind mit ausgezeichnet schönen Flachreliefs versehen, welche in großartiger Composition bei richtiger Gruppirung und prächtiger Perspective, sowie in zartester Behandlung bei einer Unzahl von Figuren in höchst ergreifender Weise die Schöpfung, den Sturz der Engel, die Hölle und das jüngste Gericht darstellen. Bei aller Kühnheit der Idee und trotz der Mannigfaltigkeit in den Stellungen und Bewegungen so vieler Figuren verstand es Fritsch, die Sache meisterlich zu beherrschen. In diesen kleinen Arbeiten spricht sich ganz besonders die hohe Kunst des Bildners aus, der ein würdiger Schüler Rafael Donners und gewiß der bedeutendste Künstler Mährens in der Zeit des Barockstils war.

Einer der gesuchtesten, meistbeschäftigten Bildhauer des Landes war Andreas Schweigel, welcher 1812 in Brünn starb. Bedeutender als Schauberger, reichte er aber nicht an Zahner heran und stand tief unter Fritsch. In der Domkirche zu Brünn sind von ihm z. B. der Kreuzaltar, der Altar der Heiligen Cyrill und Method, in der Marienkapelle der hübsche englische Gruß; in einer Unzahl Kirchen des Landes sind Arbeiten jeder Art von ihm, so in der Brünner Jakobs- und Minoritenkirche, zu Obrovitz, Nikolsburg, Kiritein, Sternberg, Zwittau, Rossitz rc.



Sculptur vom Friedhofe zu Strilek.

Auch schöne Schnitzarbeiten besitzt Mähren, darunter grandiose, reich verzierte Orgelgehäuse, Chorgestühle, Bänke, Bilder- und Altarrahmen, Altarbauten, Oratoriengitter u. s. w. Aus der Barockzeit stammen die schönen Orgelgehäuse zu St. Mauriz in Olmütz und St. Jakob zu Brünn mit reichen, rahmenartigen Schnitzereien, die durch den warmen rothbraunen Ton des Holzes sehr gewinnen; aus der Spätbarocke stammt der herrliche Orgelaufbau auf dem heiligen Berge her, welcher nach dem Entwurfe des Bildhauers Tobias Schütz (1722) von dem ihn verdrängenden Bildhauer Josef Sturmer geschnitzt wird. Sturmer hat auch für Kloster Hradisch das Gehäuse zur Orgel geliefert, welche jetzt in der Michaelskirche zu Olmütz aufgestellt ist.

Ein starkes Contingent an Werken der Sculptur stellen endlich noch die vielen Röhrkasten (Stadtbrunnen), die mannigfachen Calvarien- und Ölberge, die figürliche Ausstattung mancher Brücken und als eine höchst dankenswerthe neue Aufgabe für die Bildhauer auch die Errichtung zahlreicher Pest-, Marien- und Gedenksäulen, deren Herstellung nach den Pestjahren eine sehr allgemeine ist, so zu Brünn 1680, zu Iglau 1690, Olmütz 1716 bis 1752, Ungarisch-Hradisch 1718, Altbrünn 1728, am Krautmarkt in Brünn 1729, zu Mährisch-Neustadt 1730 u. s. w. Die bedeutendste dieser Gedenksäulen, ein ungemein prächtiges, höchst effectvolles Werk ersten Ranges ist die über 35 Meter hohe Dreifaltigkeitssäule in Olmütz, zu deren Errichtung der dortige Steinmetzmeister Wenzel Render den Anstoß gegeben hatte; nach seinem Tode arbeiteten noch drei weitere Meister daran; das Werk wurde infolge mehrfacher Unterbrechung

erst nach 37 Jahren (1716 bis 1753) fertig gestellt und kostete 150.000 Gulden; die Einweihung geschah in feierlichster Weise in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia und ihres hohen Gemals. Auch architektonisch ist dieses Bauwerk interessant; über einem reichen, mit mehrfachen Aufgängen versehenen Treppenunterbau erhebt sich ein reichgeschmückter, an den Ecken durch gezierte Pfeiler ausgestatteter Kapellenbau, welcher die Basis bildet für einen in schönen Verhältnissen aufsteigenden, sich verjüngenden und reich geschmückten korinthisirenden Pfeileraufbau, der als Krönung eine prächtige Gruppe der heiligen Dreieinigkeit trägt; die Bildhauerarbeiten (21 Statuen, jede 3 Meter hoch, 12 Puttis, alle 2 Meter hoch, 6 Büsten und das Modell der ungemein wirksamen, in Kupfer getriebenen 7½ Meter hohen Dreifaltigkeitsgruppe und der großen, ebenso behandelten Figur des Erzengels Michael) sind von Zahner. Das ganze von einer ungemein reichen Ausstattung in Architektur, Bildhauer- und Schlosserarbeit, sowie Vergoldung ist bei geschickter Vertheilung der Massen und der vielen Figurengruppen von hübscher Linienführung und von monumentaler Wirkung.

Auch bezüglich der nunmehr letzten, zur Besprechung kommenden Gruppe der Plastik, der Metalltechnik, kann Mähren auf manches gute Werk hinweisen. Während wir in dieser Beziehung im Allgemeinen auf die besondere Darstellung der Kunstindustrie verweisen, in welche viele dieser Werke hinüberleiten, wollen wir hier nur die berühmte Glockengießerfamilie der Haubitz zu Brünn und die große Zahl derer erwähnen, welche in und außer Landes gesucht und berühmt waren, wie der am Hofe Boskovitz lebende Johann Benešovsky (1508 bis 1526), der dann (1563) in Prag lebende Brixius von Cimpergh (1514 bis 1596), Franz Jarosch von Brünn, der den schönen Brunnen im Prager Belvedere goß (1554 bis 1559), und der Nürnberger Simon Tauch von Brünn, gerühmt als Glockengießer und Büchsenmeister (1601). Von dem Glockengießer Andreas (1565) rührt ein schöner Mörser her, an dem als umlaufendes Relief der bethlehemitische Kindermord dargestellt ist. Von Taufbecken sei jenes zu Raigern erwähnt, welches, aus Zinn hergestellt, über drei, in den Linien schön geführten, siebenkantigen Gaisfüßen aufsteht und in einem breiten Fries die richtig gezeichneten und gut modellirten 12 Apostel, und zwar in polychromer Behandlung zeigt und dem in Österreich nur ein zweites ähnliches, 1406 datirtes (zu Podlažitz in Böhmen) zur Seite steht.

Einen Bronzeguß hervorragendster Art, ein Meisterwerk der Renaissance, finden wir in der Grabplatte des Olmützer Bischofs Markus Kuen (1565), bei welcher innerhalb einer ungemein reichen Umrahmung mit zierlichen Ornamenten, Fruchtstücken und Blumengehängen die Figur des Bischofs im reichsten Ornate in vorzüglichster Ausführung angebracht ist. Dieses Werk ist zu den besten Leistungen der italienischen Renaissance-Metalltechnik zu zählen und kann nur von einem Meister ersten Ranges stammen;

es wird Peter Vischer zugeschrieben, der in der That nach Schlesien manche Arbeit geliefert hat. Die in der Olmützer Jesuitenkirche befindliche Metallplatte, welche das Bildniß des großen Gönners der Jesuiten, des Olmützer Weihbischofs Grafen Johann von Breuner (1689) trägt, ist dagegen eine recht derbe Arbeit.

In der Barbarakapelle der Olmützer Domdechantei finden sich noch sehr interessante aus dem XVII. Jahrhundert stammende Leuchter von höchst effectvollem Bronzeguß, deren Verzierungen bei mannigfaltigsten Gestaltungen die üppigste Phantasie verrathen. Durch die Menge der Figürchen, Nischen, Genien, geflügelten Engelsköpfen, Masken und sonstigen Verzierungen wird fast der eigentliche Kern verdeckt; die Arbeit weist auf einen vorzüglichen Künstler als Bildhauer und Gießer hin.

Eine der Zeit nach sehr bemerkenswerthe Leistung des Vollgusses ist die von dem Brünner Glocken- und Stuckgießer Joh. Sig. Kerker 1727 fertiggestellte Figur des tapferen Vertheidigers der Stadt gegen die Schweden, Louis Ratuit de Souches (gestorben 1683).[1] Leider ist die neuerliche Aufstellung des Denkmales in der Jakobskirche zu Brünn nicht im ganzen Umfange erfolgt. Über einem barocken grauen Marmor-Sarkophage sieht man de Souches auf einem Polster kniend mit entblößtem Kopfe, mit daneben liegenden Feldhandschuhen und Feldherrnstab; der Guß der Figur hat jedenfalls noch Schwierigkeiten bereitet, da einzelne Schienen der Rüstung aus Bronzeblech an den Kern befestigt wurden. Eine zweite Leistung Kerkers ist die hübsche, gut modellirte Figur des gekreuzigten Heilands, welche noch der Aufstellung harrt. Aus der Barockzeit stammt weiter das schon erwähnte, vom Bildhauer und Kunstgießer Franz Hiernle nach 1771 in Erzguß hergestellte Grabmal des Fürstbischofs Grafen Egkh in Kremsier; es gehört in Anordnung und Ausführung zu den hervorragenderen Grabdenkmalen Mährens überhaupt und zu den besseren des Bronzegusses.

Im Anschluß an diese Metallarbeiten sei noch einer schon berührten Treibarbeit, der 7½ Meter hohen Dreifaltigkeitsgruppe der Olmützer Pestsäule gedacht, welche nach dem Zahner'schen Modell der Olmützer Goldschmied Simon Forstner für 8.826 Gulden herzustellen übernommen und nach allen Abrechnungen mit 13.000 Gulden honorirt erhalten hat, während Nürnberger und andere Olmützer Meister 24.000, respective 19.000 Gulden verlangt hatten. Bei der Größe des Objectes war es schwierig, bei der Modellirung und Ausführung die richtigen Maße zu treffen, was aber Forstner in vorzüglicher Weise gelöst hat, so daß die Gruppe trotz der Höhe von 28 Meter, in welcher sie zur Aufstellung kam, höchst effectvoll und richtig wirkt.

[1] Der einst über dem Denkmal aufgerichtete ungemein reiche, in Stein gearbeitete Trophäenaufbau befindet sich im Franzensmuseum.

Was endlich das XIX. Jahrhundert betrifft, so sind Werke der Plastik noch spärlicher als solche der Architektur dieses Jahrhunderts zu finden. Im Jahre 1801 wird von dem Wiener Hofarchitekten Keller das in Sandstein ausgeführte Grabdenkmal des Grafen Christian August Seilern und seiner Gemalin Karolina Gräfin Solms zu Štip aufgestellt: neben einer Tumba, an welche sich zwei trauernde Genien anlehnen, erhebt sich eine Pyramide mit einer Eule; seitlich sind Embleme des Ruhmes und des Todes angebracht. Von dem Wiener Bildhauer Klieber wurden für verschiedene Bauten in Eisgrub, so 1809 Reliefs und Statuen für den Musentempel, später ein Apollo und 1819 für die Fürst Liechtenstein'sche Gruft zu Wranau zwei tiefempfundene und trefflich gearbeitete Gruppen, Trennung und Wiedersehen, geliefert. Klieber stellte auch für die gräflich Haugwiz'sche Gruft in Namiest 1815 die zwei Figuren Glaube und Hoffnung her. Von dem Bildhauer Kiesling rührte eine reizende Psyche (Bleiguß, 1825) her. Fernkorns Kopaldenkmal in Znaim ist eine einfache Steinpyramide mit einer bekrönenden Siegesgöttin. In neuester Zeit wurde von Professor Břenek in Wien, einem Mährer, ein stattliches Kaiser Joseph-Monument in Brünn aufgestellt, welches über einem mächtigen Granitsockel den Kaiser (in Bronzeguß) in Überlebensgröße (3 Meter) in sehr gelungener Stellung und größter Porträttreue bringt; zu Seiten des Postaments sind zwei hübsche, allegorische Figuren (Jüngling und Frau) gleichfalls in Bronze ausgeführt, Handel und Industrie, sowie Toleranz und Religionsfreiheit vorstellend. Auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst sind zuerst die von dem Prager Bildhauer Emanuel Max (1846) in Rom für die Prager Theinkirche gearbeiteten Figuren der Heiligen Cyrill und Method zu erwähnen, deren Gipsmodelle in Velehrad stehen. Dort sind auch die schönen Reliefs der Hochaltarmensa rühmend hervorzuheben. Bei der Herstellung der neuen gothischen Stirnfaçade und des Hochthurms bei der Domkirche zu Olmütz hat die Wiener Bildhauer-Association die trefflichen ornamentalen und figürlichen Arbeiten geliefert. Neuestens ist in der Brünner Jakobskirche ein großer, in dem Brünner Etablissement von Johann Tomola aus verschiedenfarbigem Marmor und Sandstein nach den Plänen des verstorbenen Freiherrn von Ferstel hergestellter gothischer Hochaltar mit einer gut gearbeiteten Kreuzigungsgruppe in Aufstellung begriffen, während die dortige Domkirche 1891 einen großen, zierlichen, figurenreichen, nach den Plänen des Professors Prokop von dem Wiener Bildhauer Leimer in Zirbelholz geschnitzten Hochaltar als Schenkung des Bischofs Dr. Bauer erhielt. In der Altbrünner Klosterkirche wurde ein colossaler Kreuzweg (34 Meter lang, über zwei Meter hoch) zur Aufstellung gebracht, welcher von dem Naturalisten Johann Grießmann in Imst (gestorben 1892) gleichfalls in Zirbelholz wohl etwas derb, theilweise auch verzeichnet, aber recht wirkungsvoll ausgeführt wurde; die beim Hauptportal derselben Kirche

angebrachte hübsche Krönung Mariens wurde von dem Innsbrucker akademischen Bildhauer Alois Winkler geschnitzt.

Im Allgemeinen hat Mähren, wenn wir am Schluß nochmals einen Blick auf seine Gesammtleistung auf dem Gebiete der Kunst werfen, mit Ausnahme des XIX. Jahrhunderts, sich in jeder Epoche rühmlich hervorgethan und eine nicht geringe Zahl ganz hervorragender Kunstwerke geschaffen, welche sich würdig in den großen Kranz auserlesener Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst Österreichs-Ungarns einreihen. Am Schluß des XIX. Jahrhunderts begann auch Mähren sich zu regen, um nicht zurückzustehen gegen die übrigen Länder in einer Epoche, in der unter der glorreichen Regierung Franz Josephs I., des ritterlichen und kunstsinnigen Kaisers, insbesondere die Kunst die größte Werthschätzung und Förderung erfahren hat.

Die Malerei.

Wie die mährische Mark in der Geschichte der Architektur eine achtbare Stellung einnimmt, so kann sie auch hinsichtlich der Malerei auf eine zwar nicht selbständige, doch rege Entwicklung hinweisen, die schätzenswerthe Werke zu Tage gefördert hat, was umsomehr zu betonen ist, als sich die Kunst, bei dem Mangel an einem anregenden Mittelpunkte für das künstlerische Schaffen, hier nur unter ungünstigen Umständen entfalten konnte.

Wer sich mit der Entwicklung der Malerei in Mähren vertraut machen will, muß zunächst auf die Leistungen der Miniaturmalerei sein Augenmerk richten. Diese fand schon frühzeitig ausgedehnte Anwendung. In Klöstern und Archiven, namentlich an den Hauptsitzen der Cultur, wie Brünn, Olmütz, Iglau und Znaim, sind Miniaturen von hohem Werthe zu finden. Zu den ältesten derselben gehört das Obrovitzer Evangeliar, ein in der Olmützer Studienbibliothek aufbewahrter Pergamentcodex, welcher aus dem ehemaligen Prämonstratenserkloster zu Obrovitz bei Brünn stammt und sowohl nach der Schrift, als auch nach den architektonischen und ornamentalen Zeichnungen dem XI. Jahrhundert angehört. Die romanischen Architekturformen sind ebenso roh und derb wie die Umrißzeichnungen der Initialen.

Romanisch byzantinische Einflüsse zeigen fünf Miniaturen, welche sich in einem Codex des Brünner Stadtarchivs aus dem XIV. Jahrhundert vorfinden. Der Inhalt des Codex steht in keiner Beziehung zu den Miniaturen, welche einem älteren Manuscript entnommen und jenem als Zierde eingefügt wurden. Die bemalten Blätter sind von geringerer Höhe, an den Rändern abgegriffen und an Falze geleimt, während die übrigen Blätter des Codex geheftet sind. Wir haben offenbar Miniaturen aus dem

XIII. Jahrhundert vor uns, die nach orientalischen Mustern des XI. und XII. Jahrhunderts hergestellt wurden. Sie sind in Gouache ausgeführt, die rothe, grüne und blaue Farbe herrscht vor. Die Conturen und das Gefälte der Gewänder sind derb gezeichnet, während die Carnation ziemlich gefällig und natürlich erscheint. Das erste Blatt zeigt uns Jehova in seiner Herrlichkeit, das zweite die Verkündigung der Geburt Christi. Auf dem dritten Blatte erblickt man in regelmäßiger Anordnung den Patriarchen Abraham mit den Seelen der Gläubigen in seinem Schoße. Nach orientalischer Sitte ist sein Haupt mit einem Käppchen bedeckt. Der englische Gruß ist Gegenstand der Darstellung auf dem vierten Bilde. Das fünfte Blatt bringt ein Doppelbild. Oben erscheint Elisabeth auf einem Prunkbett. Eine Dienerin reicht der labungsbedürftigen Wöchnerin einen Becher. Unten trägt eine Magd Wasser zu einem Kübel, in welchem Johannes von einer Dienerin gebadet wird.

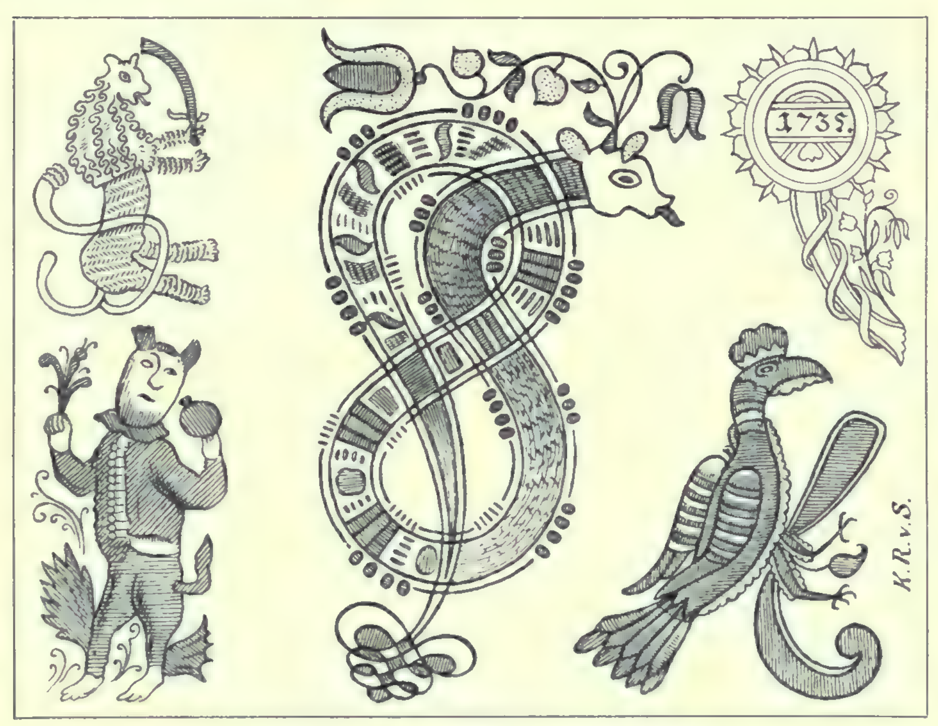


Miniatur R aus dem ältesten Municipialrecht der Stadt Brünn.

Die höchste Blüte erreichte die mährische Miniaturmalerei in der gothischen Periode, und zwar insbesondere im XIV. Jahrhundert, zu welcher Zeit das Kunstleben in Prag auch auf Mähren fördernd einwirkte. Die Vorzüge, welche die Bilderhandschriften der Prager Schule auszeichnen, die feine Ornamentik, das reiche harmonische Colorit und die natürliche Auffassung, erscheinen mehrfach auch auf mährischen Pergamenten, so z. B. in jenem berühmten Evangeliar der Wiener Hofbibliothek, das von Johann von Troppau, Canonikus in Brünn, illuminirt und im Jahre 1368 vollendet wurde.

Nicht weniger als zwanzig kostbare Bilderhandschriften aus dem XIV. und XV. Jahrhundert besitzt die Kirchenbibliothek zu St. Jakob in Brünn. Bedeutende Schätze aus dieser Periode befinden sich im Brünner Stadtarchiv, darunter zwei Bücher, deren Bilder an jene des Hamburger Stadtbuches vom Jahre 1497 erinnern. Der ältere Codex, eine Sammlung der beim Brünner Schöppenrathe geltenden Rechtsgrundsätze, wurde im Jahre 1365 vom Stadtschreiber Johann vollendet, die jüngere Pergamenthandschrift hingegen im Jahre 1466 vom Stadtschreiber Wenzel, einem Sohne des Wenzel von Iglau, zusammengestellt. In beiden Werken sind die prächtigen Miniaturen auf Goldgrund gemalt.

Selbst in den schweren Zeiten des XVI. Jahrhunderts wurde die Illuminirkunst in Mähren nicht gänzlich unterbrochen, wie der berühmte Codex des Znaimer Stadtrechtes, vollendet um das Jahr 1525, beweist. Verfaßt ist das Werk von dem Notar Stefan von Wischau, gemalt wurde es von Wolfgang Fröhlich von Olmütz. Der Stilrichtung nach zeigt das Figürliche viel Ähnlichkeit mit den Arbeiten Schongauers und denen der Schule van Eycks aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, während das Ornament, von hoher Vollendung in Zeichnung und Colorit, entschieden bereits den Charakter der Renaissance an sich trägt.



Initiale E, J, S, K, O, aus mährischen Bauern-Cancionalen.

Aus den bisherigen Betrachtungen ergibt sich die Thatsache, daß sowohl in der romanischen und gothischen als auch in der Renaissance Zeit die Miniaturmalerei in Mähren verbreitet gewesen ist und eine hohe stilistische wie technische Vollendung erlangt hat.

Wir können unsere Mittheilungen über die edle Kleinmalerei nicht schließen, ohne jener volksthümlichen Miniaturmalerschule zu gedenken, die im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts im südöstlichen Winkel Mährens, im slovakischen Hochland, blühte und die volksthümliche Ornamentik, welche besonders an Stickereien, Ostereiern

und Töpferwaaren seit den ältesten Zeiten zur Anwendung gelangte, auch auf das Papier übertrug. Fast alle Denkmäler dieser Art sind Kirchengesangbücher, welche von Schulmeistern oder Bauern geschrieben und bemalt wurden; das älteste und schönste unter denselben ist ein Cancionale, welches vom Lehrer Martin Pomykal aus Boršitz bei Ungarisch-Brod in den Jahren 1727 bis 1733 angefertigt wurde und derzeit in der Sammlung des slavischen Musealvereines in Olmütz aufbewahrt ist.

Neben den Miniaturen entwickelte sich in Mähren schon verhältnißmäßig früh die monumentale Malerei. Urkundlich wurde sie bereits im XI. Jahrhundert in einigen Klöstern betrieben; im nächsten Säculum erscheint sie auch in Böhmen und Mähren. Die mährische Markgrafschaft besitzt aus diesem Zeitraume nur ein einziges, aber wichtiges Werk dieser Art. Es ist dies die Wandmalerei in der Hauskapelle der alten Markgrafenburg in Znaim, im sogenannten Heidentempel.

Das ganze Innere des Heidentempels ist mit Malereien bedeckt, welche im Laufe der Zeit arg beschädigt, vor kurzem aber zum Theil von dem Wiener Maler Theophil Melichar wieder hergestellt wurden. Im Altarraume ist der Erlöser in der Mandorla dargestellt. Unterhalb stehen die Apostel, bei denen zwei Engel knieen. Neben dem Triumphbogen sind der Znaimer Herzog Luitpold und dessen Gemalin Itha, eine Schwester Leopold des Heiligen, als Donatoren einander gegenüber gestellt. Den obersten Theil des Kuppelraumes nimmt die Darstellung der vier Evangelisten ein, zwischen welchen sich vier Seraphime mit sechs Flügeln gruppiren, wie sie früher in der Sophienkirche zu Constantinopel zu sehen waren. Unterhalb dieser Darstellung ziehen sich drei Bilderreihen hin, von denen uns die oberen alle Přemysliden bis Břetislav II. vor Augen führen.

Da Herzog Luitpold dem zweiten Břetislav im Jahre 1101 folgte und im Triumphbogen auf einem Bande die Zahl 1106 angebracht ist, so erscheint es als unzweifelhaft, daß die Malerei aus dieser Zeit stammt. Dafür sprechen auch die Manier der Zeichnung, die übermäßig langen Hände und Füße, das Fehlen jeder Modellirung, die langen, oben engen, unten faltenreichen Gewänder und die hohen, schmalen, oben abgerundeten, unten spitz zulaufenden Schilde.

In der gothischen Zeit wurde die Freskomalerei in Mähren vielfach betrieben. Olmütz scheint ein Hauptsitz dieser Kunstthätigkeit gewesen zu sein. Leider ist von Werken dieser Technik wenig erhalten, da das Meiste den Einflüssen der Zeit und der Übertünchungssucht späterer Jahrhunderte zum Opfer fiel.

Zu den ältesten gothischen Wandmalereien gehört das aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts stammende, bis auf wenige Spuren verschwundene Freskogemälde der Pohrlitzer Kirche, welches den Tod der Mutter Gottes zum Gegenstand hat. Hochinteressante Fresken aus dem XV. Jahrhundert befinden sich in der St. Hieronymuskapelle



Daniel Gran: Deckengemalde im Saale des alten Landhauses in Brunn.

des alten Rathhauses zu Olmütz, die theils an die Auffassung der Zeit vor van Eyck mahnen, theils flandrische Einflüsse erkennen lassen. Am besten erhalten sind die Darstellung des jüngsten Gerichtes und zwei in kräftigem Colorit prangende lebensgroße Johannesbilder. Ungefähr derselben Zeit gehören die Malereien in der Holzkirche zu Seitendorf bei Neutitschein an. Merkwürdige alte Wandmalereien birgt der Kreuzgang der gothischen Domkirche zu Olmütz. Sie stellen das jüngste Gericht, die Verkündigung und Scenen aus dem Leben und Leiden Christi dar und dürften unter dem Einflusse der schwäbischen Schule am Ende des XV. Jahrhunderts entstanden sein. Das Datum 1500 trägt ein gut erhaltenes Fresko im rechten Seitenschiff der kleinen Dominicanerkirche mit der Anbetung Mariä und Scenen aus der Passion. Alle erhaltenen Fresken liefern den Nachweis, daß es in Mähren an einer selbständigen Schule fehlte und infolge mehrseitiger fremder Einflüsse eine Verschmelzung verschiedener Kunstrichtungen stattfand.

Die Wandmalerei, welche in Mähren noch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts blühte, gerieth später durch Krieg und religiöse Wirren in einen Verfall, der bis gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts andauerte. In dieser unfruchtbaren Epoche entstanden zwei in ihrer Art in Mähren seltene Darstellungen, merkwürdige Sgraffitomalereien in Trebitsch und ein interessanter Todtentanz in der ehemaligen Karthause zu Königsfeld bei Brünn. Erstere fielen leider einem Umbau zum Opfer. Sie waren noch vor wenigen Jahren auf dem sogenannten schwarzen Hause zu sehen, das Katharina Gräfin von Waldstein, Gemalin des älteren Karl von Zierotin, im Jahre 1619 erbauen und im Jahre 1637 an der Frontseite malerisch ausschmücken ließ. In rundbogigen Nischen des zweiten Geschoßes waren sechs allegorische weibliche Figuren dargestellt, während sich oberhalb der Fenster des ersten Geschoßes eine bunte Jagdscene hinzog. Sämmtliche Mauerradirungen waren in weißem Tone gehalten und auf dunkelbraunem Grunde aufgetragen. Aus derselben Periode rührt auch die Darstellung des Todtentanzes her, die im Stiegenhause der Königsfelder Cadettenschule unter der Kalktünche aufgefunden wurde. Die Scenerie zeigt vier Mönche, die sich zum Sterben vorbereiten. Neben dieser Darstellung des Todes, die offenbar einen Mönch zum Urheber hat, ist uns in Mähren nichts Ähnliches vollständig erhalten; wohl aber können wir wenigstens noch Spuren eines Todtentanzes neben dem Portal des ehemaligen Kreuzganges der Kirche in Saar, wo sich seinerzeit alte Freskomalereien befanden, ziemlich deutlich wahrnehmen.

In dem glänzenden Kunstleben, welches in den Tagen Leopolds I., Josefs I. und Karls VI. erwachte, behauptete bekanntlich das Fresko die Herrschaft. Tüchtige Künstler, zumeist Österreicher, folgten dem Carpofero Tencala, darunter als bedeutendster Daniel Gran, welcher wieder auf die classischen Vorbilder zurückwies und in seinen



Martin Ferdinand Chvátal Quadal): Der Modellsaal der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Werken eine lobenswerthe Einfachheit der Composition und Formenanmuth zur Geltung brachte.

Daniel Gran, der vermuthlich in Brünn geboren wurde, arbeitete in Mähren zu einer Zeit, wo sich daselbst die Schaffenslust mächtig regte. Zu seinen besten mährischen Schöpfungen gehört das Deckengemälde im großen Saale des alten Landhauses auf dem Dominicanerplatze zu Brünn. Die herrliche und originelle Composition, welche den Segen des Friedens und der Ordnung und das Walten der Gerechtigkeit in Form einer Allegorie zur Darstellung bringt, erregt die lebhafte Bewunderung der Beschauer. Im Jahre 1888 wurde der Historienmaler Franz Jobst aus Wien mit der Restauration dieses Deckengemäldes betraut; diese schwierige Arbeit ist aber nicht ganz gelungen. Im ehemaligen kleinen Gerichtssaal des alten Landhauses befand sich ein zweites Freskogemälde Daniel Grans, welches den mährischen Landtag unter Vorsitz des Monarchen als Markgrafen repräsentirte, leider aber im Jahre 1878 völlig zu Grunde ging und daher übertüncht werden mußte. Andere Fresko-Arbeiten des Künstlers sind in Olmütz, Kloster Hradisch und im Dorfe Modes zu sehen.

Außer Gran, der im Jahre 1757 in St. Pölten starb, war noch eine ziemliche Zahl tüchtiger Freskanten im XVIII. Jahrhundert in Mähren thätig, so Anton Felix Scheffler, Josef Stern und Johann Eckstein. Ein genialer Meister war Johann Georg Etgens, der besonders beachtenswerth erscheint, da er ganz und unbezweifelt der mährischen Markgrafschaft angehört. Im Jahre 1693 in Brünn geboren, genoß er seine Ausbildung in Rom unter Carlo Maratta und Sebastian Conca. Er schuf die Deckenmalereien in den Wallfahrtskirchen zu Velehrad, Vranau und Kiritein, in der Stiftskirche und im Bibliotheksaale zu Raigern und in der Piaristenkirche zu Kremsier. Den Brünnern ist er in erster Linie durch seine Arbeiten in der großen Minoritenkirche bekannt, welche sich an dem langen Deckengewölbe hinziehen und wegen der trefflichen Erfindung, der correcten Zeichnung und der natürlichen Haltung der Figuren gerühmt werden. Als ein Mann von erstaunlicher Leistungsfähigkeit bewährte sich Johann Christian Handke, der mit seinem großen technischen Können eine bedeutende decorative Wirkung hervorzubringen wußte. Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden sich in Olmütz und dessen Umgebung, wo Haringer und Josef Sattler gleichfalls eine bemerkenswerthe Thätigkeit entfalteten. Auch der berühmte Salzburger Johann Michael Rottmayr wirkte in Mähren. „Der Sturz der Engel" in der Frainer Schloßkirche ist das Product seiner kunstfertigen Hand. Entzückende Werke der Freskotechnik schuf Anton Maulpertsch, der letzte bedeutende Vertreter des barocken Stils. Die meisten Wandmalereien dieses aus Schwaben stammenden Meisters entstanden in Mähren. Wir erwähnen zunächst die Fresken, die er im Jahre 1769 in verschiedenen Räumen der damaligen Karthause in Königsfeld bei Brünn gemalt hat

und von denen nur noch Überreste zu sehen sind. Die Deckenmalereien, ausgeführt im Sommersaal und in der Bibliothek des Klosters Bruck, darstellend die Geschichte der Wissenschaften und Künste, sind leider seit Umwandlung des Stiftes in eine Kaserne verschwunden. Hingegen sind die brillanten Fresken der Kirche zu Mühlfraun erhalten



Ferdinand Krumholz: Kaminfeger in Paris.

geblieben. Sie wurden von Maulpertsch in den Jahren 1775 bis 1777 ausgeführt und stellen in den vier Zonen des Gewölbes die verschiedenen Momente der Erlösung in lebensvoller und inniger Weise dar. Im Jahre 1880 fand eine gelungene Restauration der schadhaft gewordenen Arbeiten durch den Historienmaler Friedrich Schilcher statt. In dem Geiste des Maulpertsch arbeiteten zwei seiner Schüler, Jos. Joh. Winterhalter

und Šebesta. Ersterer starb im Jahre 1807 zu Znaim. Er malte al fresco den Rathssaal des Brünner Magistrates und die Kirche zu Obrovitz. Šebesta, der aus Kojetein stammte und in der Folge den wohlklingenden Namen Sebastini annahm, stand weit unter Winterhalter, besaß aber immerhin ein achtbares Können, wie es den meisten bürgerlichen Malern am Ausgang des XVIII. Jahrhunderts noch eigen war.

Mit weniger bedeutendem Erfolge als die Freskotechnik wurde in Mähren die Tafel- und Staffeleimalerei geübt. Das älteste Tafelbild, welches sich im Lande erhalten hat, ist wohl jenes, welches Markgraf Johann den Augustinermönchen in Brünn schenkte. Der Sage nach wurde es vom heiligen Lukas gemalt; in Wirklichkeit dürfte es jenen Marienbildern zuzuzählen sein, die im XIII. und am Anfang des XIV. Jahrhunderts von italienischen Malern massenhaft in den Handel gebracht wurden.

Ziemlich groß ist die Zahl der Tafelbilder, die aus dem XV. und XVI. Jahrhundert herrühren. Sie zeigen deutlich italienische, oberdeutsche und später niederländische Einflüsse. Mit Vorliebe wurde die naturalistische und derbe Manier des Wolgemuth nachgeahmt. In der Folge machte sich der Einfluß Dürers geltend, freilich nicht immer zum Vortheil der Kunst, da die meist mittelmäßigen Maler, unvermögend, den Geist des Meisters zu erfassen, eben nur das nachahmten, was am wenigsten zu loben ist. Bedeutenden Aufschwung nahm die österreichische Kunst zur Zeit, als Rudolf II. zu Prag seinen glänzenden Hof hielt. Unter den Rudolfinischen Hofmalern ist der Antwerpener Bartholomäus Spranger für Mähren nicht unwichtig, da seine zahlreichen Schüler sich auch nach diesem Lande verbreiteten. Arbeiten in seiner Manier ausgeführt, kühn in der Zeichnung, jedoch mangelhaft in Farbe und Form, finden sich noch heute in manchen Adelssitzen Mährens. Eine Reihe interessanter Tafelmalereien aus der Zeit der absterbenden Gothik und der beginnenden Renaissance besitzt das Brünner Franzensmuseum. Darunter ragt jenes Gemälde hervor, welches uns das Wunder der Erscheinung Christi bei dem Meßopfer des heiligen Gregorius vor Augen führt. Auf dem Goldrahmen dieses zarten und farbenfrischen Gemäldes sind in Mönchsschrift Worte geschnitzt, welche uns die ehemalige Eigenthümerin nennen. Man liest da: Perchta abatissa de boskowicz 1480. Zu derselben Zeit ist als Einblattdruck mit der obigen Darstellung ein Ablaßbild erschienen, welches die genannte Äbtissin für die Besucher ihrer Klosterkirche durch Johann zu Prunn in Holz schneiden ließ. Derselbe ist wohl auch der Maler des Temperagemäldes und kann daher als ein tüchtiger heimischer Künstler verehrt werden.

Die meisten Werke mährischer Malerei bis zum Ausgang des XVI. Jahrhunderts behandeln kirchliche Stoffe; interessant ist daher die Thatsache, daß eine isolirte Künstlergestalt, Georg Flegel, der erste deutsche Stilllebenmaler, der Geburt nach dem Lande Mähren angehört. Er wurde im Jahre 1563 zu Olmütz geboren. Seine mit großer



Julius Berger: Aus dem Deckengemälde: „Die Mäcene der bildenden Künste im Hause Habsburg“.

Naturwahrheit gemalten Bilder, welche Früchte, Blumen, Fische, Geflügel, Insecten, Gläser und Metallgeräthe darstellen, wurden seinerzeit gut bezahlt.

Das XVII. Jahrhundert war für die Ölmalerei des Landes keine erfreuliche Periode. Die Kunstbestrebungen lagen darnieder und zeigten überall die Spur des Verfalles. Für Mähren arbeitete in dieser Zeit der Frankfurter Joachim von Sandrart, der für die Brünner Kapuzinerkirche das Hauptaltarbild „Die Auffindung des heiligen Kreuzes" malte, der Antwerpener Anton Schonjans, welcher als österreichischer Hofkammermaler im Jahre 1726 zu Wien starb, der Tiroler Johann Baptist Spieß, der tüchtige Niederländer Johann de Herdt und der aus Ungarn stammende Johann von Spielberger. Sehr fruchtbar war der Chorherr bei Allerheiligen zu Olmütz Martin Anton Lublinský, der jedoch nur als geschickter Dilettant zu betrachten ist.

Die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und selbst der größere Theil der Theresianischen Epoche gestalteten sich für das Kunstschaffen in Mähren zu einer glücklichen Zeit. Die Prachtliebe und der Geschmack des Hofes wirkten auch anregend auf den mährischen Clerus und Adel ein.

Die bischöflichen Residenzen zu Olmütz und Kremsier, die Prälaturen zu Hradisch bei Olmütz, Neureusch, Saar, Velehrad, Klosterbruck, die Schlösser zu Austerlitz, Raitz, Seelovitz, Frain, Visovitz &c. wurden mit schätzbaren Kunstwerken der Malerei ausgeschmückt. Dieselben Männer, welche als hervorragende Freskanten im Lande thätig waren, malten daselbst auch zahlreiche Ölbilder. Zu ihnen gesellten sich andere Meister der Palette, die der mährischen Kunst zur Ehre gereichen, so der aus Fulnek gebürtige Thiermaler Leopold Axtmann, der auf gleichem Gebiete zu Nikolsburg thätige fürstlich Dietrichstein'sche Hofmaler Joseph Franz Adolph, der Breslauer Franz Palko, welcher für den Cardinal von Olmütz, Grafen von Troyer, farbenfrische lebensvolle Bildnisse malte, und sein tüchtiger Schüler Franz Korompay, ein Kremsierer von Geburt, der wahre Meisterstücke der Porträtirkunst lieferte und für die Brünner Kirchen mehrere vorzügliche Altarbilder anfertigte, darunter die schöne Mater dolorosa bei den Minoriten. Auch der geniale, im italienischen Geschmack arbeitende Paul Troger kommt hier in Betracht. Seinen Altargemälden begegnen wir in mehreren Kirchen der Markgrafschaft, so zu Branau, Trebitsch, Namiest &c.

Der saftlose Classicismus, der zur Zeit Kaiser Josefs mit seinen nüchternen Schöpfungen in der Wiener Akademie die Oberhand gewann, beeinflußte auch die Kunstthätigkeit in dem übrigen Österreich in ungünstiger Weise. Eine erfreuliche Erscheinung dieses Zeitraums ist der berühmte Kremser Schmid, der für Mähren eine Reihe farbenprächtiger Altarblätter lieferte, so für die Brünner Domkirche Johannes den Täufer und die heilige Barbara, für die Obrovitzer Pfarrkirche den heiligen Norbert und den



Emil Pirchan: Madonna.

heiligen Augustinus und für die Kirche zu Vranau den Johann von Nepomuk und den Franciscus Salesius. Neben dem Kremser Schmid verdient noch Martin Ferdinand Chvátal, bekannter unter dem Namen Quadal, geboren 1736 zu Niemčitz bei Kojetein in Mähren, erwähnt zu werden. Er malte zahlreiche Bildnisse, Soldaten- und Sittenbilder, wie insbesondere gelungene Thierstücke. Auch radirte er selbst mehrere Blätter in Kupfer. Vom Jahre 1784 bis 1790 hielt er sich in Wien auf, wo in der Gallerie der Akademie der bildenden Künste das von ihm gemalte Bild des Modellsaales dieser Anstalt (welches von dem berühmten Jacobé gestochen wurde) zu sehen ist. Das Selbstbildniß des Künstlers hängt in den Uffizien zu Florenz. Quadal war ein bedeutender und vielseitiger Künstler, dessen Arbeiten seinerzeit sehr gesucht waren. Nach einem Leben voll Anerkennungen und Auszeichnungen starb er, 72 Jahre alt, zu St. Petersburg.

Das XIX. Jahrhundert hat eine nicht geringe Zahl mährischer Maler hervorgebracht, von denen viele durch ihre Thätigkeit außerhalb ihres engeren Vaterlandes bekannt und berühmt geworden sind. Wir verweisen auf den portugiesischen Hofmaler Ferdinand Krumholz (geboren 1810 zu Hof, gestorben 1878 zu Bern), den ausgezeichneten Aquarellisten Emanuel Stöckler aus Nikolsburg, den bedeutenden Genre- und Historienmaler Eduard Schwoiser und jene hervorragenden Künstler, die heute in Wien thätig sind, wie Hugo Charlemont aus Jamnitz, den Professor an der Akademie der bildenden Künste Julius Berger aus Neutitschein, Eduard Veith von ebenda, Eduard Kasparides aus Krönau bei Mährisch-Trübau, Hans Temple aus Littau, Moriz Ledeli aus Brünn, Wilhelm Vita aus Zauchtl, den in Paris lebenden Eugen Jettel, die in München thätige Luma von Flesch-Brunningen und Andere.

Von den Kräften, die in Mähren wirkten oder noch wirken, seien die Blumenmalerin Arnoldine Hodak, die Porträtmaler Josef Zelený und Anton Maýßl, der in der Münchener Schule gebildete hochbegabte Realist Franz Ritter von Felbinger und der rühmlichst bekannte Emil Pirchan genannt. Letzterer wurde zu St. Katharein bei Vranau am 21. Mai 1844 geboren und erhielt seine Ausbildung bei Karl Rahl an der Wiener Akademie. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir seine „Madonna“, „den sterbenden Heiland“, das „Mädchen aus der Fremde“ und das Porträt seiner Mutter.

Wie auf dem Gebiete der Malerei, so hat die heimische Kunst auch auf dem Felde des Kunstdruckes namhafte Vertreter. Vorzügliche Grabstichelarbeiten lieferten der vielumstrittene Wenzel von Olmütz, Gottfried Bernhard Götz aus Velehrad, Quirin Marck aus Littau und der Brünner Kupfer- und Stahlstecher Josef Axmann. Als Radirer verdienen Franz Rektorzik, Professor Josef Roller und der bereits oben genannte ebenso geniale als vielseitige Hugo Charlemont ehrenvollste Erwähnung.

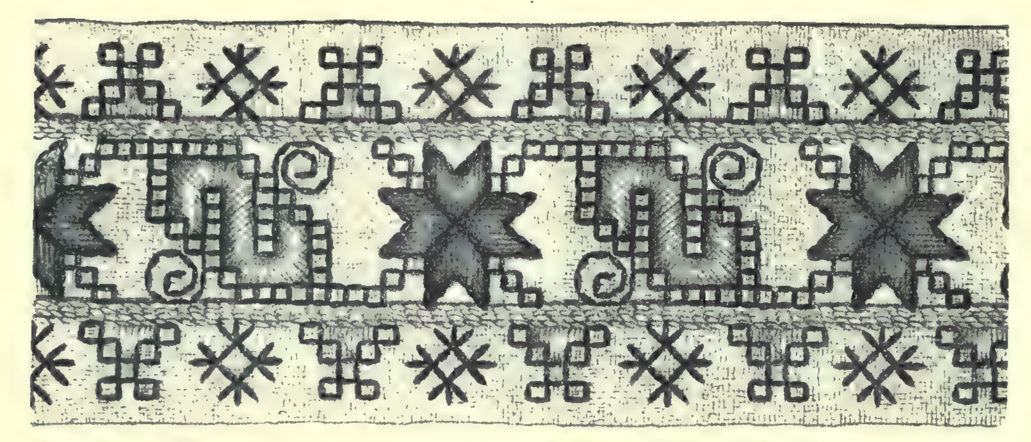
Kunstindustrie.

Reste der Brücke zwischen der Bethätigung des menschlichen Kunsttriebes in vorgeschichtlicher Zeit und dem kunsthandwerklichen Schaffen der geschichtlichen Zeit vermögen wir in einzelnen Elementen der Ornamentik mährischer Volksstickereien zu erkennen. Insbesondere einzelne Bestandtheile der Tracht der mährisch-slavischen Bevölkerung kommen hierbei in Betracht. Die Elemente dieser Ornamentik erinnern theilweise an prähistorische Bronzen, theilweise und überwiegend sind sie geometrischer und pflanzlicher Natur; zahlreich kommt auch die Thier- und Menschengestalt vor. Nach den Bevölkerungsstämmen können sie in drei Hauptgruppen unterschieden werden, in jene der Hanaken, Walachen und Slovaken.

Die Stickereien der Hanaken, immer auf Leinen ausgeführt, werden charakterisirt einerseits durch die Wahl der Farbe (Hochgelb, Crême oder Schwarz) und das Stickmaterial (immer Seide), anderseits durch die Composition des Musters, das in der Massenvertheilung vielfach Anklänge an Stickereien einzelner Gegenden Böhmens verräth. Hauptsächlich sind es Hemden, an diesen wieder die Ärmel-, Hals- und Kragenbesätze, Bruststreifen, die in Streifen ornamentirten Längsaxen der Vorsegnetücher, die Bordüren der Schutzdecken, welche für die Placirung der Stickerei ausgewählt werden. Von beliebten Motiven seien Früchte, der aufgeschnittene Apfel und die Herzform genannt. Die Vorsegnetücher (der Wöchnerinnen) zeigen häufig als ornamentale Zuthat auch Schrift, bestehend aus willkürlich und unverstanden aneinander gereihten Buchstaben, oft auch weibliche Vornamen, wohl die der Eigenthümerinnen; die vorherrschende Sticktechnik ist der doppelseitige Plattstich.

Die Stickereien der Walachen sind mit jenen der Hanaken, wenigstens hinsichtlich einer Gattung, der Vorsegnetücher, in stilistischer Beziehung auffallend verwandt, in einigen, mehr nur nebensächlichen Elementen der Ornamentik bestehen kleine Unterschiede. Vorliebe für Crêmefarbe macht sich dabei besonders bemerkbar; sodann gibt es auch groß gemusterte Arbeiten, Bettbehänge mit rother Wollstickerei auf grobem Leinen, Kirchentücher u. s. w.

In Bezug auf den Stil stehen unter den mährischen Hausindustrie-Arbeiten die slovakischen Stickereien obenan; ihr Stil ist theils geometrisch, theils entspricht er den in die Kreuzstichtechnik übersetzten, der Pflanzen- und Thierwelt entlehnten Motiven; wir sehen Hirsche, Vögel, häufig den Adler in heraldischer Stilisirung, nicht selten aber auch die menschliche Gestalt in Einzelfiguren, tanzenden Paaren u. a. auf den Bordüren der Handtücher, Bettdecken in schönster, höchst origineller Vorführung; die erstere Art, meist an Brautschleierenden und Haubenböden in Seide, in Gelb und meist in verschiedenen



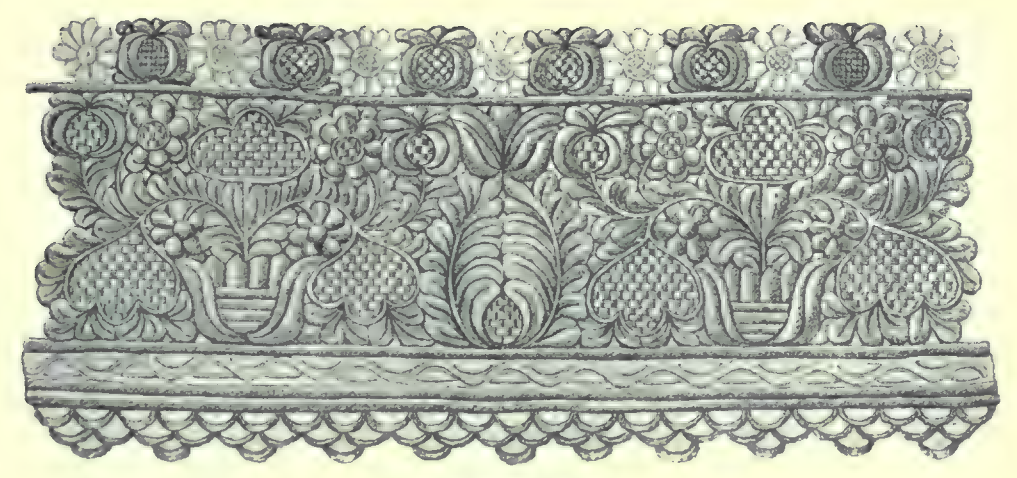
Volksstickere aus Mähren.

Nüancen ausgeführt, doch auch mit anderen Farbentönen durchsetzt, die letztere Art meist in rother, blauer und auch weißer Wolle gehalten. In Verbindung mit diesen Arbeiten finden wir als Besatz geklöppelte Spitzen, oft mit farbigem Durchzug. Originell sind auch die mit dem friesartig angeordneten Hahnenmuster in doppelseitiger Plattstichstickerei gezierten Schürzen.

Den bald zu erwähnenden mährisch-kroatischen Stickereien sind in der Technik, theilweise aber auch im Muster, weniger jedoch in der Farbe und dem Stickmaterial, die Arbeiten der Bewohnerinnen von Landshut bei Nikolsburg verwandt, darunter besonders Brautschleier und Achselhemdkragen. Die Composition ist eine freie, malerische, der doppelseitigen Plattstichtechnik entsprechende, die Motive sind pflanzlicher Natur, das Stickmaterial ein- oder mehrfarbige Seide, roth, schwarz, gelb. Viele Stücke zeigen Datirungen, meist aus dem Anfang dieses Jahrhunderts; die elegante, überaus geschmackvolle Wirkung ist es, welche die Landshuter Stickereien von den übrigen Leistungen mährischen Hausfleißes unterscheidet.

Eine weitere Gruppe umfaßt die Stickereien der mährischen Kroaten, die erst im XVI. Jahrhundert ihren Anfang nehmen; das Charakteristische ihrer Arbeiten tritt am deutlichsten auf den in bunter Wolle gestickten, meist blauen Schürzen zu Tage; die Ausführung ist in verschiedenen Sticharten, u. a. für die Füllmuster auch in Gobelinstich gehalten. Die malerische Tracht der Kroaten wurde bald auch bei den Slovaken beliebt und daher kommt es, daß wir ähnlich gearbeitete Schürzen von ähnlicher Farbengebung auch bei diesen antreffen.

Neben den einfarbigen und Buntstickereien findet auch die Weißstickerei ausgiebige Pflege, insbesondere in der Umgebung von Iglau und Brünn; höchst beachtenswerthe Beispiele bieten hinsichtlich des Musters auch die Netzstickereien. Erwähnen müssen wir



Volksstickerei aus Mähren.

noch der Spitzenklöppelei, welche besonders in früherer Zeit bei der Landbevölkerung ausgiebige Pflege fand; sie blühte in der Walachei, in der Gegend von Rožnau, Walachisch-Meseritsch und wird zum Theile heute noch geübt; in den Dörfern der Hanakei wurden Zwirnspitzen geklöppelt. Auch in der Stadt Hotzenplotz in der mährischen Enklave in Schlesien beschäftigte sie viele fleißige Hände.

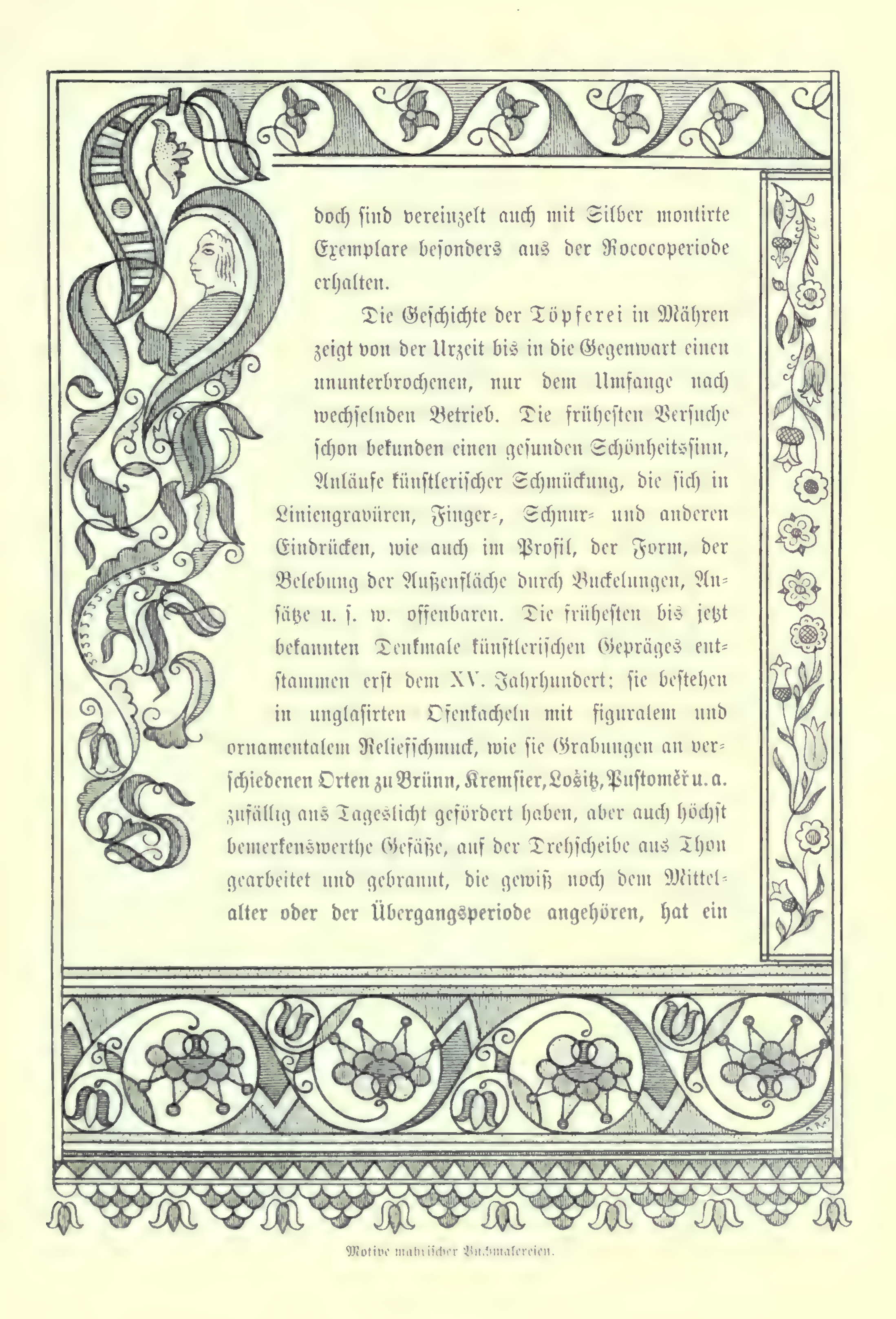
Ebenso unbestimmt wie die Grenze zwischen der handwerklichen Thätigkeit der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit ist auch die Grenze zwischen Hausindustrie und eigentlicher, ausgebildeter Kunstindustrie; beide sind scharf von einander geschieden und ihr Zusammenhang daher schwer erkennbar. Diesem Umstand entspricht es denn auch, daß wir den Entwicklungsgang der Kunstindustrie Mährens, als eines Mitteleuropa eingereihten Landes, nicht auf Basis des vorgeschichtlichen und hausindustriellen Schaffens allein erklären können und dürfen, sondern vielmehr wie in den übrigen Ländern Mitteleuropa's einen analogen Entwicklungsgang zu verzeichnen haben, der aus den klimatischen Verhältnissen, den gesellschaftlichen Zuständen, der staatlichen Stellung und den politischen Schicksalen des Landes resultirt.

Auch in Mähren lag im Mittelalter die Pflege von Kunst und Handwerk fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, bis sich ihrer im XIII. Jahrhundert mit dem Erwachen und Entfalten des Bürgerthums, den Städtegründungen, dem Heranziehen deutscher Colonisten das Laienthum bemächtigt und in dieser Periode, noch mehr aber in der folgenden Zeit der Renaissance und ihrer Ausgangsperiode bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts, hierbei kräftigst auch durch den Adel gefördert, die herrlichsten Blüten zeitigt.

Da wir mit den Anfängen der textilen Kunst in der Hausindustrie begonnen haben, wollen wir hieran gleich die Textilkunst der geschichtlichen Zeit anschließen. Schon zu

Beginn des XII. Jahrhunderts stand die Stickerei in Böhmen wie in Mähren in hoher Blüte. Die Inventare der Olmützer Peterskirche vor 1131 berichten uns von Prachtgewändern mit Goldstickereien und der Brünner Domschatz besitzt heute noch eine gestickte romanische Bursa mit der Darstellung Christi am Kreuze; 1202 werden Altartücher mit Gold- und vornehmer Stickerei genannt. Neben einheimischen Arbeiten waren aber auch importirte Stickereien aus Byzanz, gewebte Stoffe sarazenischen Ursprungs in Verwendung. Im Kloster Saar wird in jener frühen Zeit einer Stickerin Leukart gedacht und ihr großes Geschick in der Herstellung von Stolen und Manipeln gerühmt. Seltene Perlen kirchlicher Paramentik haben sich im Brünner Domschatz aus dem XV. Jahrhundert erhalten, darunter insbesondere eine aus dem Jahre 1487 stammende Casel mit figuraler Reliefstickerei, Christus am Kreuze und dem Wappen der Dub und Zastrzizl. Aber nicht nur die Kirche, auch das Bürgerthum entfaltete im späten Mittelalter in der Tracht eine ganz ungewöhnliche Prunksucht. Die Inventare des XVI. Jahrhunderts zeigen großen Verbrauch an Stoffen und kann es keinem Zweifel unterliegen, daß von diesen Kunstwebereien wenigstens ein Theil auch in Mähren entstand; denn in dem Nachlaß des 1661 verstorbenen Mährisch-Trübauer Webers Hans Dauma wird ausdrücklich eine Reihe von Formen für sein Handwerk erwähnt, welche schließen lassen, daß er figurirte und ornamentirte Gewebe hergestellt haben muß.

Der Gebrauch von gemalten Ledertapeten ist durch mehrere Beispiele belegt, über ihre Erzeugung in Mähren aber bisher nichts bekannt geworden; mehrfach sind erhaltene Namen von Cordovanern erwiesen. Gelegenheit, das Leder sonst künstlerisch zu verarbeiten und zu verwenden, bot hauptsächlich die Buchbinderei. Aus der romanischen Periode haben sich keine Originale erhalten. Erst aus der gothischen und spätgothischen Periode stammen Einbände mit Lederschnitt und ornamentalen Metallbeschlägen, insbesondere ist ein Graduale der Pfarrkirche St. Jakob in Brünn aus dem Jahre 1494 anzuführen. Die Prachtexemplare der Renaissance sind oft in Sammt gebunden und mit reichem zierlichem Silberbeschlag versehen. Viel häufiger aber sind Einbände in Schweins- und braunem Leder mit Blind- und Goldpressung, mit den Wappen und Namenzügen der Eigenthümer und Jahreszahl. Ausgezeichnete Buchbinder besaßen die mährischen Brüder; um 1605 lebte in Bukovec als Buchbinder Bruder Daniel Škop und ein zweiter gleich berühmter in Prerau; dem letzteren schickte Karl Graf Žerotin mehrere Bücher mit der Weisung, sie in zweifaches Saffianleder zu binden und auf beiden Seiten das Wappen seines Geschlechtes und nebstbei die Buchstaben B Z Z (Bohunka z Žerotina) und A Z Z (Anna z Žerotina) einzupressen, was einen willkommenen Behelf zur Bestimmung der Žerotin'schen Einbände bildet. Mehrere haben sich in der Karl Graf Žerotin'schen Bibliothek zu Breslau erhalten. Im XVIII. Jahrhundert überwog die Goldpressung,



doch sind vereinzelt auch mit Silber montirte Exemplare besonders aus der Rococoperiode erhalten.

Die Geschichte der Töpferei in Mähren zeigt von der Urzeit bis in die Gegenwart einen ununterbrochenen, nur dem Umfange nach wechselnden Betrieb. Die frühesten Versuche schon bekunden einen gesunden Schönheitssinn, Anläufe künstlerischer Schmückung, die sich in Liniengravüren, Finger-, Schnur- und anderen Eindrücken, wie auch im Profil, der Form, der Belebung der Außenfläche durch Buckelungen, Ansätze u. s. w. offenbaren. Die frühesten bis jetzt bekannten Denkmale künstlerischen Gepräges entstammen erst dem XV. Jahrhundert; sie bestehen in unglasirten Ofenkacheln mit figuralem und ornamentalem Reliefschmuck, wie sie Grabungen an verschiedenen **Orten zu Brünn, Kremsier, Lošitz, Pustoměř u. a.** zufällig ans Tageslicht gefördert haben, aber auch höchst bemerkenswerthe Gefäße, auf der Drehscheibe aus Thon gearbeitet und gebrannt, die gewiß noch dem Mittelalter oder der Übergangsperiode angehören, hat ein

Motive mährischer Buchmalereien.

Depôtfund in Lošitz ergeben. Auch für die folgende Zeit, das XVI. und XVII. Jahrhundert, fehlt es nicht an Beweisen, daß künstlerisch gestaltete Öfen im Lande reichlich erzeugt wurden; beachtenswerthe Denkmale in vollständiger Erhaltung befinden sich auf Burg Pernstein, in den Schlössern Groß-Ullersdorf und Triesch. Bemerkenswerth ist auch der Ofen im Schlosse zu Chropin, welcher sich aus Kacheln mit dem Wappen des Olmützer Fürstbischofs Karl II. Grafen von Lichtenstein, entsprechender Umschrift und der Jahreszahl 1668 zusammensetzt und mit großer Wahrscheinlichkeit als Erzeugniß der Hafner von Wischau angesehen werden kann. In ganz besonderer Blüte scheint die Ofenindustrie im XVIII. Jahrhundert gestanden zu haben; dem ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts entstammen mehrere weiß glasirte Öfen mit Vergoldung von reichem Aufbau und mit sculptirtem Schmuck im fürstlich Dietrichstein'schen Schlosse zu Nikolsburg; ein schönes Exemplar mit dem Wappen der Dietrichstein und einem Relief mit mythologischer Darstellung, Venus und Amor in der Schmiede des Vulkan, befand sich früher im großen Saale des Brünner Oberlandesgerichtsgebäudes am Krautmarkt, heute bildet der Ofen einen werthvollen Besitz der Sammlungen des mährischen Gewerbemuseums. Unzählig sind sodann die in mährischen Schlössern noch erhaltenen weiß glasirten Öfen im reichsten Rococostil, unter den vielen uns bekannt gewordenen ein einziger mit einer unter der Glasur eingeritzten Marke (Töpferzeichen) im Schlosse des Markgrafen Alexander Pallavicini zu Jamnitz. Auch aus der Empire-Periode haben sich zahlreiche Exemplare erhalten, die sich aber durch eine minder weiße Glasur von den früheren unterscheiden und aus der später zu erwähnenden Bistrzitzer Fabrik stammen dürften. Heute leisten in Öfen Bemerkenswerthes Karl Mayers Söhne in Blansko, G. Kohn & Sohn in Brünn und A. Raschka in Nesselsdorf.

Als Übergang von der eigentlichen Töpferei oder Geschirrerzeugung des Mittelalters zu jener der Renaissance darf eine Gattung blau glasirten, licht besprenkelten, d. h. fleckig aussehenden Geschirrs, meist Schüsseln und Teller, angesehen werden. Die bemerkenswerthesten Denkmale weiß glasirter Fayence aber gehören erst dem Ausgang der Renaissance, beziehungsweise dem XVII. Jahrhundert an und bestehen meist in Schüsseln, Salzfässern, Flaschen mit Schraubenverschluß, Aufsatzschalen mit durchbrochenem Rand und charakteristischer Blumenmalerei, Krüglein mit Zinnmontirung. Ihren Erzeugungsort festzustellen, ist bisher nicht gelungen, doch weisen alle traditionellen Zuschreibungen der Herkunft erhaltener Stücke nach dem südlichen und süd-östlichen Mähren, beziehungsweise der Slovakei. Die Schüsseln zeichnen sich durch eine besondere Form aus, einen tief ausgehöhlten Boden, breiten Rand, sowohl im Fond als auf dem Rande gemalte Blumenbouquets, bei welchen die Tulpenknospe als ein beliebtes Motiv auffällt; der Rand ist oft auch ohne jeden ornamentalen Schmuck, in solchen Fällen dann aber immer mit



Barockofen im mährischen Gewerbemuseum zu Brünn.

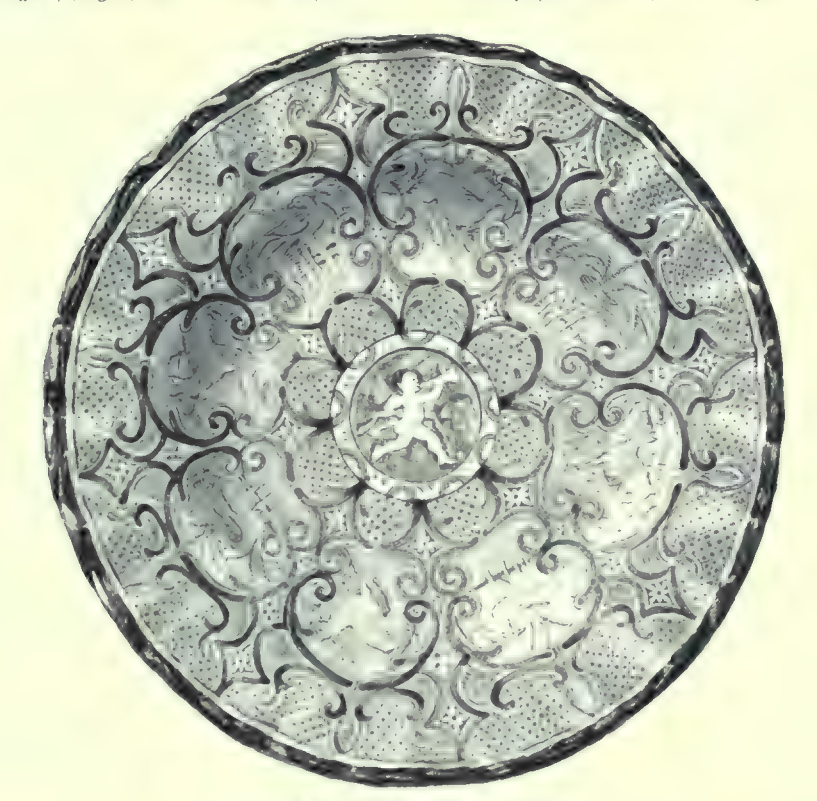
einer Jahreszahl und den Anfangsbuchstaben des Eigenthümers, mit Wappen und Zunftemblemen versehen. Die Bemalung ist charakterisirt durch rothbraune Contourirung, ein Vorherrschen des Sienatons, der an italienische Majoliken mahnt, vollständiges Fehlen des satten Roth; auch die Form hat manche Ähnlichkeit mit italienischen Majolika-Zierschüsseln, wie sie andererseits auch wieder an die gleichzeitigen gravirten Zinnschüsseln erinnert. Das älteste bekannte Stück, mit durchbrochenem Rand, 1602 datirt, befindet sich auf Burg Buchlau (Besitzer Sigmund Graf Berchtold), die anderen gehören meist der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts an und reichen bis ins XVIII. Jahrhundert hinein; erst das Aufkommen und die Verbreitung des Porzellans dürfte diese interessante Gattung nach und nach verdrängt haben.

Außer den schon angeführten, jedenfalls von Künstlerhand decorirten Fayencen circulirt noch eine Menge anderer, einfacherer, durch die Art des Decors aber origineller, als Bauernmajolika bezeichneter Geschirre. Von diesen ist Vieles auf auswärtige Vorbilder und Beeinflussung zurückzuführen, wie aus den Benennungen Bunzlauer, Brieger, Prager Geschirr hervorgeht; auch galizisches Fladergeschirr diente als Vorbild. Als Sitz eines ausgedehnten Töpfereibetriebes ist Wischau zu nennen, in welcher Stadt die

Majolika-Meister noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer eigenen Krügelmacherzunft vereinigt waren.

Die fabriksmäßige Erzeugung der Fayence, die in Österreich überhaupt erst 1743 mit der Gründung der kaiserlichen Fayencefabrik in Holitsch in Ungarn, hart an der mährischen Grenze anhebt, beginnt in Mähren 1783 mit der Gründung der fürstlich Dietrichstein'schen Fayencefabrik in Mährisch-Weißkirchen, welche bis 1805 im Betriebe stand und deren bemalte Erzeugnisse vielfach an Holitscher Vorbilder mahnen, sich von ihnen aber durch eine geringere Reinheit, Weiße und schwächeren Glanz der Glasur unterscheiden. Die Verwandtschaft zwischen den Erzeugnissen dieser beiden Fabriken ist keine zufällige, sondern erklärt sich aus den thatsächlichen Beziehungen, welche zwischen ihnen bestanden haben. Um 1790 ward sodann die Graf Monte l'Abbate'sche Steingutfabrik in Byſtřitz am Hostein ins Leben gerufen, die in finanzieller Beziehung besser prosperirte als die Weißkirchener, anfangs des XIX. Jahrhunderts aber außer Betrieb gesetzt wurde; ihre Fabrikate mit gelblicher Glasur bestanden in Geschirrgattungen mit plastischem und durchbrochenem Decor und tragen das Stilgepräge der Periode Ludwigs XVI. und des Empire. Auch zwischen dieser Fabrik und jener in Holitsch bestanden Beziehungen. Maler und Modellirer aus der Fabrik Holitsch waren in Bystřitz thätig. 1799 wurde der Grund zu der später zur Berühmtheit gelangten Steingut- und Wedgwoodgeschirr-Fabrik in Frain gelegt, welche bis 1882 in Betrieb stand. Unter den technischen Leitern ragen Ferdinand Hüpmann und insbesondere Franz Dürnbeck hervor; der erstere allem Anschein nach identisch mit dem Dreher und Brenner gleichen Namens, welchen wir 1786 in Holitsch und 1791 in Bystřitz thätig finden. Eine Fabrikationsstätte gleicher Art gründete 1823 der vorher in der Frainer Fabrik thätig gewesene Michael Raufer in Kravsko bei Znaim, welche bis heute besteht und guten Ruf genießt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts entstanden auch Fabriken in Reynochovitz und Nesselsdorf. Ein besonders reger Betrieb seit dem Beginn der kunstgewerblichen Reform ist für die Stadt Znaim zu verzeichnen, in welcher eine ausgedehnte Thonindustrie weit zurückreicht; 1579 sind Artikel der Znaimer Töpfer nachgewiesen; in unserer Zeit waren es besonders die Firmen Franz Slowak (von diesem stammt die abgebildete Schüssel) und Alois Klammerth, welche sich hervorragend bethätigten. Überdies ist die Stadt heute Sitz einer k. k. Fachschule für Thonindustrie und mehrerer bedeutender Etablissements wie R. Ditmar, Lauer, Steidl u. a., die in Form und Decor ihrer Waaren größte Mannigfaltigkeit und Geschmack bekunden. Außerhalb Znaims ist insbesondere die Fabrik des Dr. Arnold Schütz in Olomučan bei Blansko zu nennen (gegründet 1849 von Selb, seit 1852 Schütz). Mit Steingut- und Chamottewaaren ist die Firma Kallab in Schattau anzuführen.

Auch die mährische Glasindustrie ist von hohem Alter; der Glashüttenbetrieb begann vielleicht schon unter Karl IV., sicher bezeugt ist er um 1430 auf Goldenstein. Bemerkenswerthe Glaspokale (Deckelhumpen) mit den Wappen der mährischen Adelsgeschlechter (Zastrzizl, Pernstein, Petrwaldsky) aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert haben sich auf Burg Buchlau erhalten. Erhaltene Namen von Steinschneidern des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts sprechen dafür, daß auch die Glasschneidekunst in unserem Vaterlande ausgiebige Pflege fand. Eine bei Vsetin im XVII. Jahrhundert bestandene Hütte war mit



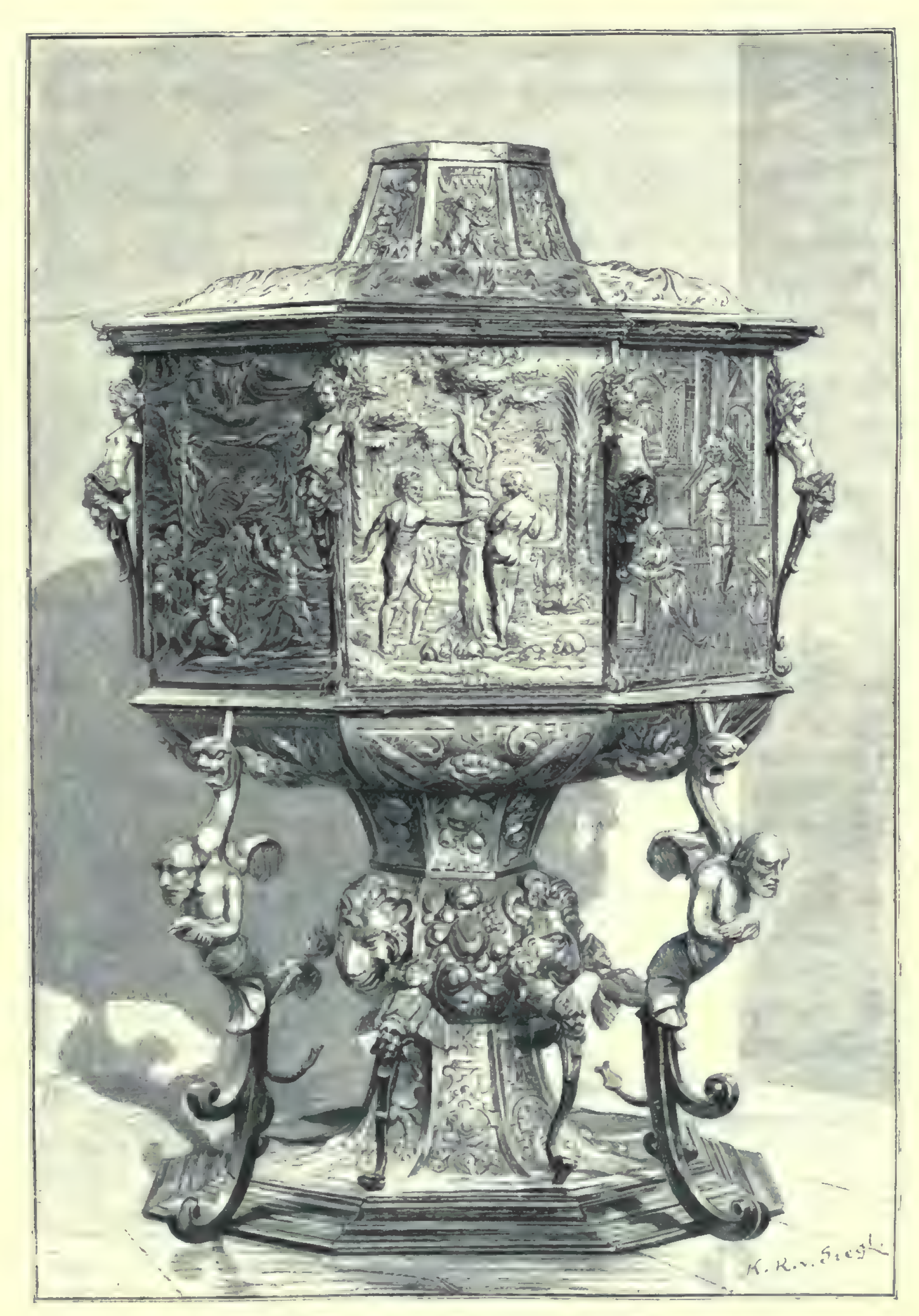
Fayence-Schüssel, um 1870 in Znaim entstanden.

einer Glasschleiferei verbunden; häufiger finden wir Glasschleifereien bei den Hütten des XVIII. Jahrhunderts; mehrfach wird uns auch von im Glasfache kunsterfahrenen Leuten aus Mähren berichtet, welche auf schlesischen Hütten thätig waren und wird das mährische Glas mit dem böhmischen, gerade zur Blütezeit des letzteren, in Parallele gestellt. In neuester Zeit ist auf diesem Gebiete mit großem Erfolge besonders die Firma S. Reich & Co. in Groß-Karlovitz und Krasna thätig.

Bezüglich der Glasmalerei fehlt es bisher an Anhaltspunkten, ob sie in der Vergangenheit in Mähren eine Pflegestätte besaß. In neuester Zeit wurde in Brünn

über Anregung des mährischen Gewerbe-Museums von Benedikt Škarda eine Werkstätte für Glasmalerei errichtet.

Das Kunstgewerbe in Metall erreichte in allen seinen Zweigen eine hohe Stufe der Vollendung; noch im 16. Jahrhundert finden wir im Haushalt überwiegend Metallgeschirr in Verwendung, Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Bronze, Eisen. Der edelste Zweig, die Gold- und Silberschmiedekunst, in der romanischen Periode vornehmlich durch die Kirche gepflegt, verschafft sich in der gothischen Periode und im späten Mittelalter auch im Bürgerthum für profane Zwecke allgemein Eingang und behauptet im XVI. bis XVIII. Jahrhundert eine nicht minder dominirende Rolle. Eine hervorragende Stellung in dieser Hinsicht nimmt die Stadt Olmütz ein. Für das einstige Vorhandensein romanischer Goldschmiede-Arbeiten in Olmütz sprechen gleichzeitige Aufzeichnungen, sowie Nachrichten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welcher Zeit jene Arbeiten noch erhalten waren. Ein mährisches Product war muthmaßlich auch das nach byzantinischer Art kunstvoll und halb erhaben gearbeitete Madonnenbild, welches die mährischen Fürsten Otto und Konrad dem Bischof von Passau, Altmann, sandten und das bestimmt war, das zu errichtende Kloster und die Kirche zu Göttweih der Gnadenmutter zu weihen. Zu Ende des XIII. Jahrhunderts (1290) waren in Olmütz 6 Gold- und Silberarbeiter und 12 Schwertfeger ansäßig, die zum Neustädter Mittel gehörten. Einen nicht minder günstigen Entwicklungsgang nahm die Goldschmiedekunst zur Zeit der Luxemburger, Kaiser Karl IV., seines Bruders des Markgrafen Johann und seines Neffen des Markgrafen Jodokus von Mähren; 1367 bestätigt Markgraf Johann den Goldschmieden von Brünn ihre Artikel. Als besonders kunstliebend galt auch der Olmützer Bischof Johann von Neumarkt. Im 14. Jahrhundert tauchen schon einzelne Goldschmiede mit Namen auf; von Statuten sind jene der Goldschmiede von Znaim aus dem Jahre 1446 bekannt. Von den Meistern ist Wenzel von Olmütz, Goldschmied und Kupferstecher, der noch 1481 lebte, in die allgemeine Kunstgeschichte, beziehungsweise die Geschichte der graphischen Künste übergegangen; mehrere seiner Stiche betreffen Goldschmiedewerke, unter anderem eine Monstranz, von seinen Arbeiten als Goldschmied hat sich aber nichts erhalten. Ein einziges Denkmal aus dem XV. Jahrhundert kann mit großer Wahrscheinlichkeit für Olmütz in Anspruch genommen werden, das in Silber gearbeitete Reliquiar der dortigen Schuhmacherzunft von der Form eines verkröpften Sechspasses. Zu hoher Vollkommenheit gelangte die Goldschmiedekunst im XVI. Jahrhundert, unter anderen durch Ladislaus Velen von Žerotin in Mährisch-Trübau. In Iglau besaßen die Goldschmiede jener Zeit in der dortigen Pfarrkirche St. Jakob eine eigene, ihrem Patron, dem heiligen Eligius geweihte Kapelle; aus derselben Stadt stammte auch der in Nürnberg hervorragend thätig gewesene Goldschmied, Maler, Bildhauer



Taufbecken in der Pfarrkirche St. Jakob zu Iglau (1599).

und Medailleur Valentin Maler, ein Schwiegersohn des berühmten Nürnberger Goldschmiedes Wenzel Jamnitzer. Die Nennung dieses letzten Namens veranlaßt uns hier auch zu der Bemerkung, daß die früher nur muthmaßlich ausgesprochene Annahme, die Familie der Jamnitzer stamme aus Mähren, insoferne aus dem Stadium der bloßen Vermuthung herausgetreten ist, als sich inzwischen für Mähren sechs Träger des Namens Jamnitzer feststellen ließen, welche sich auf den Zeitraum von 1300 bis in den Anfang des XVII. Jahrhunderts vertheilen. Sodann wäre für das XVI. Jahrhundert wieder zuerst Olmütz zu nennen, dessen Goldschmiede laut Nachrichten über eines der bedeutendsten Denkmale, das leider 1810 in die Schmelze wanderte, weit und breit bedeutenden Ruf genossen. Glücklicherweise ist uns dasselbe wenigstens in einer Abbildung erhalten geblieben; es ist der silberne Sarg des heiligen Markgrafen Leopold in Klosterneuburg, dessen Herstellung im Jahre 1549 von Kaiser Ferdinand dem Olmützer Goldschmied Martin Baumgartner übertragen wurde. Für die Ausführung waren vier Jahre festgesetzt; da aber Baumgartner innerhalb dieser Frist starb, wurde die Vollendung des Begonnenen wieder einem Olmützer Goldschmied, dem Christian Miller (Müllner) anvertraut, welcher es 1553 auch zu Ende führte. 1567 erhielten die Brünner Goldschmiede ihre Artikel vom Rathe der Stadt. Hervorragende Arbeiten profaner Bestimmung aus den Werkstätten Brünner Goldschmiede waren jene silbernen und vergoldeten Armstühle in Form von Thronsesseln und ein silberner Tisch in reichem Renaissancestil mit getriebenem, gravirtem und emaillirtem Decor, welche Zacharias von Neuhaus, Herr auf Teltsch und Polna, aus dem Erträgniß seiner Silberbergwerke 1577 gestiftet und dem Schlosse Teltsch als bleibenden Schatz zugedacht hatte; von dem Tisch sagt der Stifter in seinen Aufzeichnungen selbst mit Bestimmtheit aus, daß er in Brünn gefertigt wurde; erhalten hat sich von diesen Goldschmiedewerken aber nichts. 1632 schon ist in den Urkunden nurmehr von einem der silbernen Stühle die Rede; zu Anfang dieses Jahrhunderts nahmen aber auch dieser und der Tisch ihren Weg in die Schmelze; in jüngster Zeit ist es gelungen, eine Abbildung (Skizze) eines solchen Stuhls aufzufinden. Ein großer Theil des Bedarfs an Gold und Silber für Kirche und Haus wurde in jener Periode sicher aus den damaligen Centren deutscher Goldschmiedekunst, aus Nürnberg und Augsburg bezogen, welche Städte umgekehrt auch manchen mährischen Goldschmied angezogen haben werden, sein Handwerk dort auszuüben. Ein solches Beispiel aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts bietet der Goldschmied Johann Zeckel aus Voykovitz bei Auspitz in Mähren gebürtig, der sich 1691 in Augsburg ansäßig machte und 1728 dort starb. Mähren besitzt von ihm zwei bekannt gewordene Arbeiten, einen Kelch mit reichster Silberfiligranirung im Benediktinerstifte Raigern und eine Meßkännchentasse mit gravirten Wappen und getriebener Arbeit im Brünner Domschatz aus dem Jahre 1705, aus dem

Kloster Schussenried in Baiern stammend. Für das XVII. und XVIII. Jahrhundert sprechen zunächst handschriftliche Aufzeichnungen deutlich genug und in günstigstem Sinne für die Vollkommenheit der Leistungen heimischer Goldschmiede. Am besten sind wir auch da wieder hinsichtlich Olmütz unterrichtet, wo sich unter anderem in Silber getriebene Figuren von Simon Forstner an der Dreifaltigkeitssäule erhalten haben.

An die Goldschmiedekunst reihen wir den Bronzeguß an. Obwohl Gegenstände aus Bronze schon in vorgeschichtlicher Zeit in Mähren bekannt und in Gebrauch waren, gehören die frühesten Bronzegüsse aus historischer Zeit erst dem XIV. bis XV. Jahrhundert an; wohl finden sich hier und da auch romanische Crucifixe aus Bronze, doch ist ihr Entstehungsort nicht feststellbar. Namen von Glockengießern und Büchsenmachern, zahlreiche Glocken haben sich erhalten und geben uns Zeugniß von dem intensiven Betrieb des Glocken- und Bronzegusses. An einem dem XV. Jahrhundert angehörenden Denkmale, dem siebenarmigen Leuchter in der Kirche des Augustinerstiftes in Altbrünn, mit drei phantastischen Thierköpfen am Fuße, ist die mährische Herkunft durch nichts verbürgt. In der Renaissance wird die Zahl der Glocken- und Bronzegießernamen und der erhaltenen Werke gegenüber dem Mittelalter erheblich bedeutender. Aus ihrer Reihe besonders hervorgehoben zu werden verdient der Brünner Thomas Jarosch, kaiserlicher Büchsenmacher auf der Prager Burg, von dem sich eines der künstlerisch hervorragendsten und werthvollsten Denkmale des Renaissance-Bronzegusses diesseits der Alpen in der Fontaine des Prager Belvederegartens erhalten hat. Kaiser Ferdinand hatte 1562 seinen Hofmaler Franz de Tertio mit dem zeichnerischen Entwurf hierzu beauftragt, das der Bildhauer Hans Preysser des Erzherzogs Ferdinand in Prag in Holz zu schnitzen hatte. 1563 war der Abschluß des Vertrages erfolgt, die Fertigstellung nahm volle neun Jahre in Anspruch. Beim Guß der Fontaine unterstützte den kaiserlichen Büchsenmacher als Mitarbeiter sein Landsmann, der aus Bytyška stammende Laurenz Klička (Křička), bei jenem der Figuren Wolf Hofprugger. Die Fontaine besteht aus zwei übereinander angeordneten Bronzeschalen von ungleichem Durchmesser, deren untere auf vier Zwerggestalten ruht, während der oberen vier Karyatiden entsteigen. Von bedeutenderen, in Mähren selbst befindlichen Bronzegüssen des XVI. Jahrhunderts muß das Grabmal des Bischofs Markus Kuen von Olmütz im dortigen Dom genannt werden. Über die fortdauernde Pflege des Bronzegusses auch der folgenden Zeit, des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, unterrichten uns zahlreiche Glocken, Crucifixe und die Namen der Gießer. Des Kupfers bedienten sich nicht selten auch die sonst nur in Edelmetallen arbeitenden Gold- und Silberschmiede. Neben ihnen waren es besonders die Kupferschmiede selbst, welche dem Material eine edlere künstlerische Form zu geben wußten. In Brünn finden wir die Kupferschmiede 1387 schon zu einer Zunft organisirt, nennenswerthe Arbeiten gehören aber

erst dem XVI. Jahrhundert an und unter diesen zählt wohl zu den schönsten das in Kupfer getriebene und vergoldete Taufbecken der Pfarrkirche St. Jakob zu Iglau, eine Widmung des dortigen Patriziers Jakob Seidenmeltzer von Seidenberg aus dem Jahre 1599. In der Grundrißdisposition achteckig, baut es sich nach Art eines Kelches oder Ciboriums auf; während die acht verticalen Wandungen des eigentlichen Beckens Darstellungen aus dem alten und neuen Testament und den Deckel Allegorien und das unvollständige Wappen, wahrscheinlich des Donators mit einem Schriftband I. S. Z. H. B. zieren, bedecken den Fuß Ornamente und Masken, ganz im Charakter der Entwürfe des Nürnberger Malers und Radirers Georg Wechter (1564 bis 1619). Ein anderes gleichfalls in Kupfer getriebenes vergoldetes Taufbecken von der Form eines Pokals, dessen Fuß durch einen in Erz gegossenen Baum dargestellt wird, um den sich eine Schlange windet, befindet sich in der Pfarrkirche zu Pirnitz bei Iglau; der Deckel trägt das Wappen des Grundherrn um 1570, Johann Brtnicky von Waldstein und seiner Gattin Katharina Zajimač von Kunstadt; 1598 wird es in einer Urkunde gleichzeitig mit mehreren anderen Geschenken der letzteren angeführt. Die Gesammtcomposition und Ornamentik auch dieses Taufbeckens mahnen an die Entwürfe der deutschen Kleinmeister. Ein mächtiges, in Kupfer getriebenes versilbertes, heute noch in Gebrauch stehendes Antipendium mit der Marter und der Enthauptung des heiligen Johannes besitzt die Minoritenkirche in Brünn. Eine erwähnenswerthe, in Kupfer getriebene Arbeit um 1700 ist sodann der Wasserspeier in Drachengestalt im Hofe des alten Landhauses in Brünn, ehedem vergoldet und heute das einzig erhaltene Exemplar.

Im Mittelalter greifen Bronzegießerkunst und das Zinngießerhandwerk theilweise in einander, das heißt die meisten Bronze- und Glockengießer waren gleichzeitig auch Zinngießer. Der allgemeinere Gebrauch des Zinns hebt in Europa erst mit dem XIII. Jahrhundert an, zu einer Zeit, als das Zinn das Holzgeschirr abzulösen begann; im XIV. Jahrhundert mußte das Zinngießerhandwerk in Mähren bereits in hoher Blüte gestanden haben, denn die Artikel der Brünner Zinngießer aus dem Jahre 1387, welche ihnen von den Markgrafen Jost und Prokop bestätigt wurden, enthalten Bestimmungen über gravirte Formen mit Bildern, Reimen oder Buchstaben, sowie über strenge Beschau und Stempelung der Gefäße. Die Meisternamen, über welche wir heute verfügen, gehören erst der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts und der Stadt Olmütz an; Denkmale aus dieser Zeit scheinen sich nicht erhalten zu haben, wohl aber aus dem XVI. Jahrhundert, in welchem das Zinn außer im Hausrath auch von den Zünften viel begehrt wurde. Wir erwähnen hier nur ein Object kirchlicher Art, nämlich das Taufbecken in der Stifts- und Pfarrkirche Raigern; es ruht auf drei siebenkantigen Füßen, welche unten in Thierkrallen, die eine Kugel umfassen, auslaufen, und wird von einem figuralen polychromen Fries



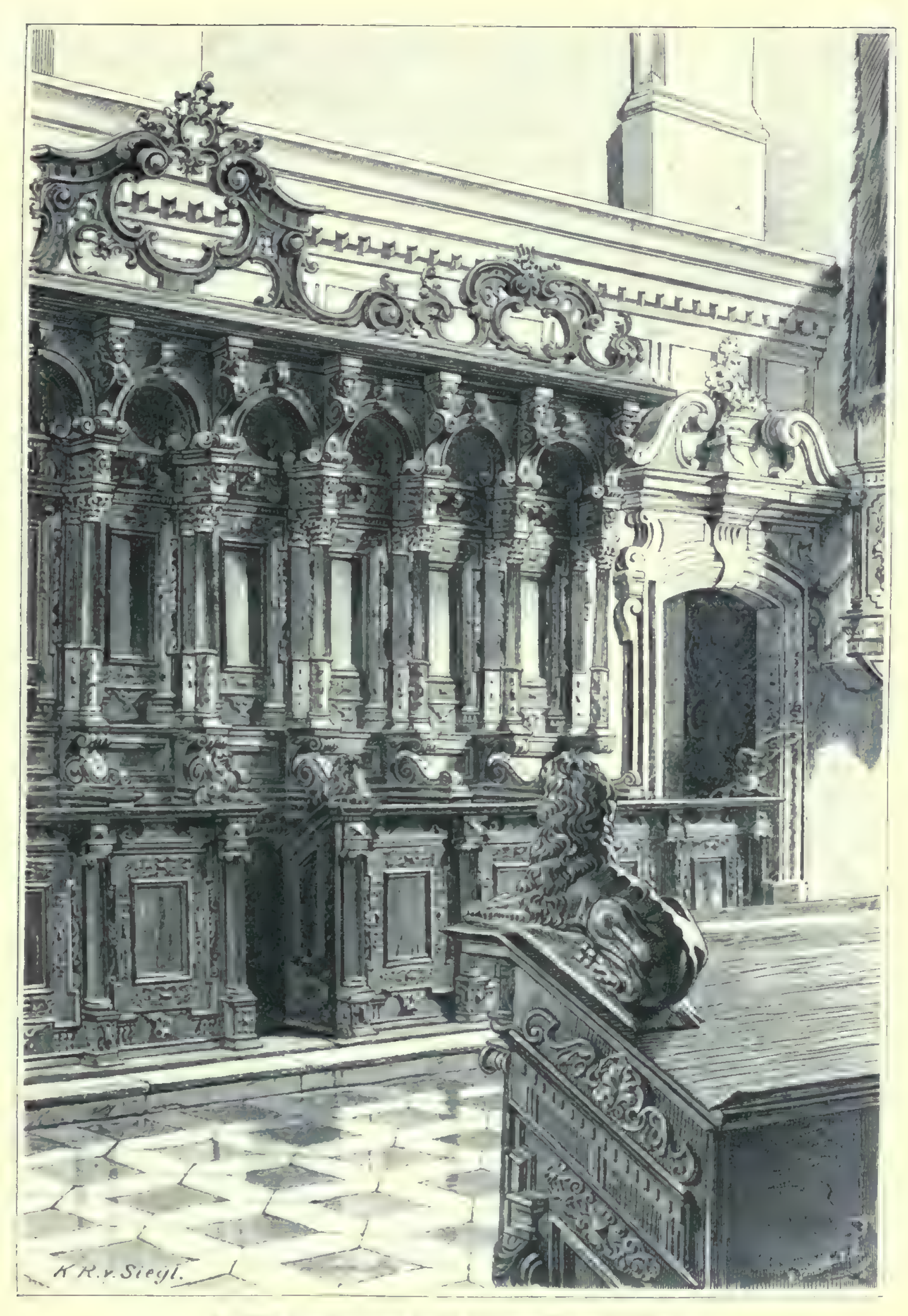
Schmiedeiserne Parapetfüllung am Gebäude der Finanz-Landes-Direction in Brünn.

mit Christus und den zwölf Aposteln belebt; auf einem der Füße bemerkt man drei Zinngießerstempel, darunter zwei gleiche mit dem einköpfigen Adler. Auch das Vorhandensein von Zinnsärgen ist mehrfach erwiesen. Unter den erhaltenen Gefäßen finden sich zahlreiche, durch Form und Zier bemerkenswerthe Stücke, welche sich als Iglauer Arbeiten feststellen lassen, in welcher Stadt das Zinngießerhandwerk besonders geblüht haben muß.

Die Kunstschlosserei reicht in ihren Anfängen bis in die romanische Periode zurück, an Denkmalen aus dieser Periode fehlt es aber gänzlich. Für die gothische Periode verfügen wir schon über einzelne Zeugen, nämlich eiserne Gitterthürchen an den Sacramenthäuschen von der Art des Adam Krafft'schen in der Lorenzkirche zu Nürnberg, deren sich in Mähren einige reiche, so in der Niklaskirche zu Znaim, der Kirche St. Jakob zu Jamnitz, aber auch einfachere erhalten haben. Von profanen Kunstschlosserarbeiten ist eine aus Proßnitz erworbene Thür mit diagonal sich kreuzenden aufgelegten Bändern und getriebenen Eisenblechfüllungen im Besitze des mährischen Gewerbemuseums zu nennen. In den quadratischen Feldern wechseln das Wappen der Pernstein (der Stierkopf en face), der einköpfige Adler und der doppeltgeschwänzte Löwe miteinander ab. Ein ähnliches zweites Exemplar, jedoch nur den Löwen zeigend, außerdem in drei Feldern gemalte Wappen der Geschlechter Kravař, Pernstein und Liechtenstein befindet sich im Rathhause zu Proßnitz. Weit bedeutender und zahlreicher sind die Leistungen der Kunstschlosserei der Renaissanceperiode. Das bedeutendste hierher gehörige Denkmal ist wohl das Rundstabgitter,

welches das Freigrab des Zacharias von Neuhaus und seiner Gemalin Katharina von Waldstein in der Schloßkapelle Allerheiligen zu Teltsch umgibt, nach 1589 entstanden. Zahlreich finden sich Oberlichtgitter vor, theils noch an ihrem ursprünglichen Orte, theils in Sammlungen respective Museen geborgen; dem XVI. Jahrhundert dürfte auch ein aus acht Stäben sich kronenartig aufbauendes, kunstvoll gearbeitetes Brunnengitter im ehemaligen Conventgarten zu Saar angehören. Mannigfach bot sich dem Kunstschlosser Gelegenheit, seine Fertigkeit und seinen ästhetischen Sinn an Thor- und Thürbeschlägen, Bändern, Schloßblechen, an den Beschlägen der Möbel, Zunftladen zu bekunden, wobei der getriebenen und gravirten Arbeit freier Spielraum geboten war. Ein aus Chiavenna gebürtiger Schlosser Fiota fertigte 1626 für die Pfarr- und Decanatskirche in Boskovitz eine Kanzel aus Schlossereisen. Die Pfarr- (ehemals Kloster-) Kirche des schon genannten Saar besitzt ein das Presbyterium vom Schiff abschließendes hohes Gitter aus dem Jahre 1666. Gitter, deren Muster perspectivische Darstellungen von Innenräumen zeigen, haben sich gleichfalls erhalten, so das Friedhofsthor zu Kostl (früher in Eisgrub) und im Schlosse zu Jarmeritz bei Mährisch-Budwitz; theilweise gilt dies auch von dem reichen Seitenkapellen-Abschlußgitter der Pfarrkirche St. Jakob zu Iglau, das vielleicht als die reichste Arbeit aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts in Mähren bezeichnet werden kann. Von großem Interesse sind sodann das 1723 bis 1725 entstandene Gartenthorgitter mit dem Dietrichstein'schen Wappen im Schlosse zu Nikolsburg, desgleichen die Aufgangsgitter zum Ahnensaal im selben Schlosse, die gleich dem erstgenannten von dem Brünner Hofschlosser Heinrich Forster stammen. Herrliche Beispiele der Eisenschmiedekunst des XVIII. Jahrhunderts liefern auch einige mit Eisen beschlagene, ornamental gehaltene Thüren, sowie die Gitter in der Wallfahrtskirche und Residenz am heiligen Berge bei Olmütz, die letzteren von Prochaska, dem Großvater des mährischen Künstlers Chambrez, herrührend. Brünn besitzt namhafte Denkmale der Schlosserkunst des XVIII. Jahrhunderts in den Altargittern der Minoritenkirche, in den korbförmigen Fenstergittern des alten Landhauses, vor Allem aber in den Oberlicht-, Balcon- und Parapetfüllungsgittern des Finanz-Landesdirections-Gebäudes in der Ferdinandsgasse (dem ehemaligen Dietrichstein'schen, nachmals Salm'schen Hause), die schon der Übergangsperiode von der Barocke zum Rococo angehören. Auf ebenso hoher Stufe stand unser Kunstgewerbe auch in der Rococoperiode, wie es zahllose Oberlichtgitter, Grabkreuze, Tragarme von Zunftfahnen, Schlosserschilder u. m. a. erweisen. Unter den kunstgewerblichen Zweigen der neuesten Zeit, welcher sich die moderne Reform des Kunstgewerbes in Mähren bisher bemächtigt hat, steht die Kunstschlosserei durch die Qualität der Leistungen obenan.

Auch an der künstlerischen Verarbeitung des Eisens durch Guß hat Mähren einen bedeutenden Antheil. Obenan steht die Fürst Salm'sche Eisengießerei in Blansko,



Chorstühle in der ehemaligen Karthäuserkirche zu Königsfeld bei Brünn.

welche neben ausgedehnter Eisenindustrie überhaupt Vorzügliches in Eisenkunstguß leistet. Die bedeutendste Leistung des Blanskoer Werkes sowohl in Eisenkunstguß, als auch in der Construction bleibt die Sprudelcolonnade in Karlsbad, welche in der überraschend kurzen Zeit von kaum einem Jahr ausgeführt und im Mai 1879 vollendet wurde. Als ein zweites Beispiel der überaus lohnenden decorativen Verwendung des Eisenkunstgußes in der Architektur sei das Thonethaus am Stefansplatz in Wien erwähnt, für welches ebenfalls Blansko die Eisenkunstgußarbeiten lieferte. Der Eisenkunstguß findet in neuester Zeit aber auch als reproducirendes Verfahren zur Nachbildung alter Muster mehrfach Verwendung. Daran ist auch Mähren betheiligt unter anderem durch die fürst-erzbischöflichen Berg- und Hüttenwerke in Friedland.

Bemerkenswerthe Arbeiten in Holz oder der Kunsttischlerei endlich, theils in Verbindung mit sculptirtem oder gemaltem Schmuck, theils mit Einlege-Arbeit haben sich in ziemlich großer Zahl erhalten. In die romanische Periode hinauf reicht eine gemalte Balkendecke, früher in der Friedhofskapelle Mariä Himmelfahrt in Eichhorn, heute im Depôt der dortigen Zuckerfabrik hinterlegt. Vom Mobiliar der gothischen Periode erhalten wir nur aus Abbildungen Kunde. Die Chronica Sarensis berichtet, daß die Saarer Klosterkirche prächtig geschnitzte Chorstühle mit 48 Sedilien besessen habe, zu welchen ein Ordensmann Johann von Augusta im Jahre 1300 die Sitze selbst geschnitzt und gemalt hatte. Reichlicher werden die Denkmale in der Renaissance-Periode. In Schlössern haben sich mehrere schöne cassettirte Plafonds mit theilweiser Vergoldung und Polychromie erhalten; genannt seien nur jene im Schlosse zu Sternberg, Groß-Ullersdorf, Teltsch, und ein Plafond in einem Privathause in Unter-Tannovitz, schön intarsirte Thüren im Schlosse zu Bučovitz, Černahora u. a. Mit dem Wiederaufkommen der fournirten Arbeit in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts hören wir auch mehrfach von kirchlichen Arbeiten, meist von Laienbrüdern, welche geschickte Schreiner waren, ausgeführt, von geschnitzten Altären, insbesondere aber von Chorstühlen. In Ungarisch-Hradisch fertigte ein Jesuiten-Laienbruder, Adam Freitag, die meisten Schreinerarbeiten für die 1663 begonnene Franz Xaver-Kirche. Ein glänzendes Denkmal der Kunstschreinerei hat sich in den Chorstühlen zu Königsfeld bei Brünn erhalten, die beigegebene Abbildung enthebt uns einer Beschreibung. Von ihnen nur in unwesentlichen Details abweichend sind die Chorstühle in der Brünner Jesuiten- (Garnisons-) Kirche, im Aufbau ihnen ähnlich die der Domkirche von Olmütz. Der Neige zum XVIII. Jahrhunderte und theilweise diesem schon ganz angehörend sind sodann die Chorstühle in der Pfarrkirche zu Velehrad und St. Jakob in Brünn. In größerer Zahl haben sich auch Kirchenbänke mit reich geschnitzten Wangen und Vorderseiten unter anderem in der Dominicaner-Kirche zu Znaim aus dem Jahre 1698 erhalten. Kunstmöbel profaner Art finden wir wieder hervorragend

vertreten in den Sitzen des mährischen Adels, so Sitzmöbel aus der Zeit Ludwigs XIV. im Schlosse zu Budischau und Jarmeritz. Das Schloß Groß-Seelovitz besaß nach dem Berichte des mährischen Künstlers Chambrez einen Saal mit künstlichen Parquettafeln in fournirter Tischlerarbeit, welche die Preußen, als sie im ersten schlesischen Kriege Brünn belagerten, aushoben und nach Berlin abführten. Auch verdient an dieser Stelle verzeichnet zu werden, daß in Holland eine bestimmte Gattung bunt eingelegter beziehungsweise fournirter Möbel des XVIII. Jahrhunderts auf die mährischen Brüder als Verfertiger zurückgeführt wird. Die Bibliotheken insbesondere der mährischen Klöster verfügten über reich ausgestattete Schränke mit Schnitzarbeit und theilweiser Vergoldung. Wir nennen nur ein Beispiel aus der Rococozeit, die Bibliothekskasten des Augustinerstiftes in Altbrünn, deren Schreinerarbeit von dem Laienbruder Bernard Stettner herrührt, während die Bildhauerarbeit Josef Weber ausführte. Andere mit nicht minderem Aufwand ausgeführte Schränke, schon dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts angehörend, befanden sich ehedem in Klosterbruck bei Znaim, heute bilden sie einen werthvollen Besitz des Prämonstratenser Stiftes Strahov in Prag; sie sind eine Arbeit des Znaimer Tischlers Johann Lahofer, welcher an denselben durch 10 Jahre gearbeitet und sie 1794 vollendet hat. Die erhaltenen Zunftladen weisen manch beachtenswerthes Stück auf. In neuester Zeit hat die Kunsttischlerei in Brünn, wesentlich gefördert durch das mit dem mährischen Gewerbe-Museum in Brünn in Verbindung stehende kunstgewerbliche Atelier, einen erfreulichen Aufschwung genommen. In Walachisch-Meseritsch besteht eine k. k. kunstgewerbliche Fachschule für Holzindustrie, welche Bedeutendes leistet. Auch die Fabrikation von Möbeln aus gebogenem Holze durch Gebrüder Thonet in Koritschan und J. und J. Kohn in Vsetin weist namhafte Leistungen kunstgewerblicher Art auf.

Ein Vergleich des bisher geschilderten Entwicklungsganges der einzelnen Zweige der Kunstindustrie mit jenem in den übrigen Ländern Mitteleuropa's zeigt, daß unser Vaterland mit den Nachbarländern zu allen Zeiten gleichen Schritt hielt und der Kunstindustrie Mährens daher in einer allgemeinen Geschichte des Kunstgewerbes ein ehrenvoller Platz gesichert bleibt. Wie in der Vergangenheit ist auch in der Gegenwart Mähren nicht das letzte Land der österreichisch-ungarischen Monarchie, das sich der seit 1851 in Europa sich vollziehenden Reform des Kunstgewerbes anschloß. Der Anfang wurde im Jahre 1873 durch die, auf Anregung des mährischen Gewerbe-Vereins und unter dem Vorsitz des Statthalters von Mähren Philipp Freiherrn Weber von Ebenhof durch ein Comité in Brünn als Stiftung erfolgte Gründung des mährischen Gewerbe-Museums gemacht, das, nach dem Vorbilde des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien organisirt, sich in seinen Bestrebungen nicht nur der regen Unterstützung dieses Centralinstitutes, sondern auch des orientalischen (jetzt

k. k. österreichischen Handels-) Museums in Wien zu erfreuen hatte und das während seines mehr als zwanzigjährigen Bestandes dem angestrebten Ziele nach Veredlung und Hebung des heimischen Kunstgewerbes und des Geschmackes unablässig zusteuert. Von den Zweigen der Kunstindustrie, in welchen sich der unmittelbare Einfluß dieses Institutes bisher am meisten geltend und fühlbar gemacht hat, müssen die Kunsttischlerei und Kunstschlosserei in erster Linie genannt werden. Der Pflege der Glasmalerei, des Betriebes der Thonindustrie insbesondere in Znaim und Olomučan gedachten wir bereits.

In einer geschichtlichen Übersicht der Kunstindustrie Mährens kann endlich nicht unerwähnt bleiben, daß Mähren den Regenerator des Kunstgewerbes in Österreich: Rudolf Eitelberger von Edelberg zu seinen Söhnen zählt. Am 14. April 1817 zu Olmütz geboren, kennzeichnete die dankbare Mitwelt sein Geburtshaus (Militärkaserne) mit einer Gedenktafel.





Der Kaiser Josef Pflug.

Volkswirthschaftliches Leben.

Landwirthschaft, Weinbau und Viehzucht.

Et reges delectat (Selbst die Herrscher ergötzt sie). So lautet die Umschrift auf dem Siegel der 1770 gegründeten mährischen Ackerbaugesellschaft. Das Siegelbild aber stellt Kaiser Josef, den Pflug führend, dar, einen historischen Moment, dessen symbolische Bedeutung der Dichter in den Versen verewigt hat: „Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen, Doch ziert's des größten Kaisers Hand?" Jener 19. August 1769, an dem der erhabene Schätzer der Menschheit, der unsterbliche Befreier des Bauernstandes, auf dem Felde eines schlichten Landmanns bei Slavikovitz eigenhändig eine Furche gezogen, hat der Landwirthschaft Mährens für immerdar eine besondere Weihe verliehen. Beschirmt und gefördert durch die Träger der Habsburg'schen Krone, begünstigt durch Lage und Bodenreichthum, in der Neuzeit beflissen, Hand in Hand mit der landwirthschaftlichen

Industrie die Ergebnisse der Wissenschaft für die fortschrittliche Entwicklung zielbewußt zu verwerthen, gibt die Landwirthschaft, wie ehedem, so auch in unseren Tagen das wesentliche Gepräge der Markgrafschaft Mähren.

Die Bedeutung des Ackerbaues in Mähren geht schon aus der Größe der Fläche hervor, welche ihm gewidmet ist. Besitzt ja doch unter sämmtlichen Theilen der diesseitigen Reichshälfte Mähren die relativ größte Ackerlandsfläche. Von der gesammten Oberfläche des Landes sind nicht weniger als 54·78 Procent, von der ganzen steuerbaren Bodenfläche 56·51 Procent Ackerland. Dabei weist das im Allgemeinen durch Bodengestaltung und Klima begünstigte, durch intensive Cultur hervorragende Kronland in einzelnen Theilen, namentlich in der Hanna, „Mährens Kanaan", besonders hohe Acker-Katastralreinerträge auf. Diese betragen z. B. im Schätzungsbezirke Kremsier für die I. Classe pro Hektar 62·57 Gulden, im Mittel aller Classen 27·80 Gulden. Solche Erträge müssen als Folge des Zusammenwirkens verschiedener günstiger Betriebsgrundlagen, als: dichte Bevölkerung, Capitalreichthum, Fruchtbarkeit der Ackerkrume, gute Communicationen, landwirthschaftliche Industrie 2c. betrachtet werden.

Die Verschiedenheit der Wachsthumsbedingungen, der Höhenlage, der Bodenarten, der Tiefe des Ackerbodens, die ungleiche Vertheilung von Wärme und Feuchtigkeit und andere Factoren bewirken, daß Mähren in seinem Rahmen die mannigfaltigsten landwirthschaftlichen Bilder begreift. Während im Süden Mais, zartes Gemüse, große Wärmemengen erheischende Handelspflanzen, köstliches Obst und feuriger Wein gedeihen, bilden in den mittleren Lagen edle Gerste, schwerer Weizen, zuckerreiche Runkelrüben den Reichthum des Landwirths. Höher hinauf liegt der Schwerpunkt der Landwirthschaft im Roggen-, Hafer-, Flachs- und Kartoffelbau, sowie im Betriebe der Viehzucht. Jenseits der kargen Äcker im Hauptstock der Karpathen und der Sudeten, über 1440 Meter Höhenlage hinaus finden wir von landwirthschaftlich benützten Flächen nur mehr die Salasche oder Hochweiden der Karpathen.

Die Verschiedenheit der Vegetationsperioden ist begreiflicherweise sehr groß. Während an der Südspitze Mährens das Getreide schon Ende Juni gemäht in goldenen Zeilen daliegt, bedeckt in den nördlichen Abdachungen der Karpathen nicht selten im September der Schnee die reifenden Haferfahnen.

Dem Wanderer treten allerlei durch die verschiedenen klimatischen Momente hervorgerufene Contraste entgegen. Im wohlgeschützten, auf Kalkboden fußenden Gärtchen des Blumenzüchters zu Nikolsburg blühen im Sonnenglanze feuerfarbene Cacteen, indeß in gleicher Seehöhe im nördlichen Mähren einheimische Gartenblumen erst ihre Kelche entfalten. Am Fuße der Ruine Lukov träumte der Dichter der „Ahnfrau" im Schatten der hier im Osten des Landes an der Südlehne der Karpathen gedeihenden

Edelkastanien, im Westen aber, zu Schloß Jamnitz, das etwa die gleiche Seehöhe besitzt, schloß Grillparzer seine die Tropenflora des Warmhauses preisenden Verse mit dem Ausrufe:

„Regen läßt auf Glas sich hören,
Scharfer Wind fällt schneidend ein;
Ein Gewächshaus war mein Hain
Und mein Indien liegt in Mähren."

Die Neuzeit hat unter dem Einfluß der Wandlungen in der Production seit den letzten fünfzig Jahren auch die landschaftlich-malerische Erscheinung Mährens in Farbe und Form gewaltig umgestaltet. War vormals ein Theil Mährens von Dämmen und Teichen durchsetzt, zog sich in den Niederungen ein schier endloser, von Rossen und Rindern belebter Streifen von Hutweiden hin, grasten auf den Brachäckern feinwollige Merinoheerden, leuchteten in der Flur die goldigen Bänder der Rapsfelder, die himmelblauen Beete der Leinsaat: so treten nun dem Beschauer ebenda gleich und klar gearbeitete Ackerbeete, ein Netz geradliniger Getreidezeilen und schnurgerade gedrillter Zuckerrübenbreiten, das kalkige Weiß der Viehstallungen, andere Racen, neue Geräthe entgegen.

Die Jahrhunderte lang geübte reine Dreifelderwirthschaft hat fast allerorten Verbesserung erfahren und vielfach auch im bäuerlichen Betriebe dem Fruchtwechsel Platz gemacht. Bedingt ja doch die Aufnahme der Stallfütterung vermehrten Futterfeldbau. Und wenn auch ab und zu die Feldgras- und die Weidewirthschaft angetroffen wird, so hat sich anderseits mancher Betrieb bis zur Form der „freien Wirthschaft" erhoben. Meliorationen aller Art, Reinhaltung der Äcker von Unkraut, moderne Geräthe für Saat, Pflege und Ernte der Feldgewächse, rationellere Ausnützung der Dung- und Futterstoffe und vieles Andere charakterisiren heutzutage den landwirthschaftlichen Groß- und Kleinbetrieb Mährens.

Der Fortschritt hat aber nicht nur die landwirthschaftliche Technik den Bedürfnissen der Neuzeit angepaßt, sondern auch die Betriebsformen und die Besitzverhältnisse selbst umgestaltet. Die agrarische Reformbewegung hat seit dem Jahre 1848 durch Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes und Entlastung des bäuerlichen Besitzes und schließlich durch das Gesetz über die Freitheilbarkeit die kleinen Grundbesitzer zu freien Eigenthümern gemacht, die Großgrundbesitzer veranlaßt, ihre geistigen und materiellen Kräfte fortschrittlich zu verwerthen, und einen gediegenen Pächterstand geschaffen, eine Dreiheit, welche in ihrer wechselseitigen Wirksamkeit Mähren zu einem der „führenden" Länder auf dem Gebiete der Landwirthschaft gemacht hat.

Der Großgrundbesitz Mährens nimmt auch heute noch eine besondere Stellung ein, sowohl durch den Umfang und die Bewirthschaftung der Güter, als auch vermöge

gewisser constitutionell gewährleisteter Wahl-Sonderrechte. Die Zahl der Großgrundbesitze ist eine landesgesetzlich beschränkte. Sie begreift 383 Einzelgüter, welche gegenwärtig 223 physischen und juristischen Personen gehören. Die Großgrundbesitze, „Herrschaften" oder „Güter" genannt — nur einzelne tragen besondere Bezeichnungen als „Grafschaft", „Kronlehen" — sind entweder Fideicommisse oder Allode. Unumgänglich für den Charakter des Großgrundbesitzes ist, daß er in die „Landtafel" eingetragen sei; aller übrige Grundbesitz ist in die „Grundbücher" eingetragen. Wenn auch im Allgemeinen durch Umfang hervorragend, ist der Großgrundbesitz doch unabhängig von der Größe der landtäflich eingetragenen Bodenfläche. Wir finden Großgrundbesitze mit weniger als 50 Hektar Bodenfläche und daneben einerseits grundbücherliche Kleingrundbesitze von 560 Hektar Umfang und andererseits landtäflich als Einzelgüter eingetragene Großgrundbesitze mit 19.800, 13.000, 11.700 Hektar. Es sind sonach einzelne Großgrundbesitzer in Mähren keineswegs als Besitzer von Großwirthschaften zu betrachten, obwohl die Landtafel dem Object Titel und Rechte eines Großgutes ertheilt, während andere Großgrundbesitzer durch Vereinigung räumlich ausgedehnter landtäflicher Gütercomplexe wahre Latifundien ihr Eigen nennen. So besitzt der Fürst von Liechtenstein über 111.000 Hektar administrativ zusammengehörigen Großgrundbesitzes, der Fürst-Erzbischof von Olmütz 52.647 Hektar.

Von der Gesammtfläche Mährens (22.222 Quadratkilometer) entfallen auf den Großgrundbesitz 6800 Quadratkilometer (30·6 Procent). Diese Fläche gliedert sich in 491.400 Hektar Wald und 188.642 Hektar andere Culturgattungen. Der fideicommissarische Besitz umfaßt 9·04 Procent, der geistlichen Körperschaften gehörige Besitz 3·5 Procent der Gesammtfläche des Landes.

Betrachten wir die Wirthschaftsform des Großgrundbesitzes, so finden wir, daß derselbe etwa die Hälfte, speciell der fideicommissarische Besitz aber weit über zwei Drittheile der landwirthschaftlich benützten Fläche verpachtet hat. Diese Thatsache läßt sich insbesondere auf zwei Momente zurückführen: zunächst auf die Umwälzung der Wirthschaftsverhältnisse durch die Reformbewegung des Jahres 1848, dann auf den Eintritt der damals aufblühenden landwirthschaftlichen Industrie in die Reihe der Pachtwerber. Daß die Großpachtung derart in Mähren festen Fuß faßte, hatte folgende Ursachen: der Entgang der Robot- und Giebigkeitsleistungen, die Nothwendigkeit, im Falle des Eigenbetriebes das erforderliche Anlage- und Betriebscapital zu schaffen, die Scheu vor dem neuen Taglöhnerwesen, die Unsicherheit des Beamtenpersonales angesichts der neuen Wirthschaftsmethoden 2c. bestimmten die Gutsherren, das Angebot von Pachtschillingen, welche dem Grundeigenthümer eine relativ bedeutende Bodenrente sicherten, bereitwillig anzunehmen. Die Höhe dieser Pachtschillinge fand auf Seiten der unternehmungslustigen,

capitalskräftigen und ökonomisch am tüchtigsten geschulten Pachtwerber ihre Rechtfertigung in der Voraussetzung angemessener Erträge aus dem Zusammenwirken von Landwirthschaft und Industrie. Aber auch nach Ablauf der in jener Periode geschlossenen Pachtcontracte, als die mährische Landwirthschaft bereits im Geiste fortschrittlicher Wissenschaft umgestaltet worden war, gaben die nunmehrigen, freilich durch die Concurrenz oft zu ungerechtfertigter Höhe emporgestiegenen Pachtangebote dem Gutsherrn, welcher sein Eigenthum in



Erntebild aus der Hanna.

rationeller Weise bearbeitet und vielfach ameliorirt sah, Anlaß, das Verpachtungssystem aufrecht zu erhalten, ja zu erweitern. Hat sich sonach in Mähren das System der Großpachtungen vollauf eingelebt und bewährt — gebührt ja doch den Fabriksökonomien das hauptsächliche Verdienst, das, was bei uns unter rationeller Cultur verstanden wird, zuerst eingebürgert und die landwirthschaftlichen Kreise zum Fortschritt angeregt zu haben — so darf andererseits auch mit Befriedigung darauf hingewiesen werden, daß heute nicht minder auf den im Eigenbetrieb stehenden Großgütern die Culturarbeit mit der

Fruchtbarkeit des Bodens wetteifert und auch eine ansehnliche Zahl von Großgrundbesitzen zu den intensivsten Wirthschaftsbetrieben, zu den ersten „Musterwirthschaften" des Landes zählen.

Der Kleingrundbesitz begreift die vormaligen Rusticalgründe, sowie die Erbrichtereien, Freihöfe u. s. w. in sich, Besitzungen von oft beträchtlicher Größe, welche seit dem Jahre 1848 ihre einstigen Vorrechte ebenso eingebüßt haben wie der land- und lehentäfliche Grundbesitz. Die vormaligen Rusticalgründe bestanden ursprünglich aus 16.773 „Lahnen", eine Zahl, welche bei Anlegung des ersten Grundsteuerkatasters fixirt wurde. Als Ganzlahn wurde eine Fläche unterthäniger Grundstücke (Feld, Wiese, Weide) bezeichnet, welche jährlich 180 fl. Reinertrag abwerfen konnte; die Größe der Lahne wechselte somit je nach dem Unterschied der Bodengüte und stieg bis zu 41·4 Hektar. Die ursprünglichen Ganzlahne wurden weiter in halbe, Viertel-, Achtel- bis Sechzehntel-Lahne getheilt, so daß die Zahl der Besitzer dieser Art von Grundstücken im Jahre 1873 etwa 35.000 betrug. Andere Kleingrundbesitze, jene der Ansassen und „Häusler" rühren von gutsherrlichen, gegen Geld- oder Naturalabgaben an landwirthschaftliche Hilfsarbeiter vergebenen Meierhöfen her.

Verschiedene Momente agrar- und socialpolitischer Natur haben im Jahre 1889 die Erlassung eines Reichsgesetzes über die Einführung besonderer Erbtheilungsvorschriften für landwirthschaftliche Besitzungen mittlerer Größe veranlaßt. Dieses vielumstrittene, die Erhaltung des Bauernstandes bezweckende Höferecht wird jedoch erst nach Erlassung der ausführenden Landesgesetze in Kraft treten.

Im Großen und Ganzen sucht fast jeder bäuerliche Besitzer in Mähren der Scholle die ihr entsprechende Bewirthschaftungsweise abzulauschen, Tag für Tag sich über die Ursachen des Verkümmerns der Feldfrucht oder ihres Gedeihens ein Urtheil zu bilden. Als Beispiel für die Anpassungsfähigkeit des bäuerlichen Landwirthes an die Forderungen moderner Cultur mögen die nachstehenden Fruchtfolgen einer bei Kremsier gelegenen, in großem Umfange Zuckerrübenbau treibenden Gemeinde dienen:

I. Alte Fruchtfolge: 1. Hirse (stark gedüngt). 2. Weizen. 3. Zuckerrübe. 4. Gerste. 5. Roggen, Stoppelklee. 6. Klee.

II. Neueste Fruchtfolge: 1. Zuckerrübe (stark gedüngt). 2. Weizen. 3. Zuckerrübe (Kunstdünger!). 4. Gerste. 5. Roggen, Stoppelklee. 6. Klee.

Die Configuration der Grundstücke bietet überwiegend das Bild zerstückelter Gemenglage der Feldflächen, oft nur wenige Meter breiter, aber sehr langer, die Höhen emporklimmender Ackerstreifen, so daß die auf Grund des neuen Gesetzes über agrarische Operationen endlich eingeleitete Commassation sich als ein dringendes Bedürfniß darstellt. Eine vollständige Arrondirung der Feldflächen hat bisher erst in wenigen Gemeinden

stattgefunden, so vor Allem im Jahre 1857 in der Gemeinde Zahlinitz, Dank der Einsicht und Thatkraft ihres Vorstehers, des verstorbenen Abgeordneten F. Skopalik.

Die Steigerung der intensiven Cultur hat das Bedürfniß, die sorgfältig bestellten, hohe Bodenrenten liefernden Äcker in den Niederungen vor den alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen, sowie vor den, durch die Mühldämme bewirkten Grundwasserstauungen zu schützen, immer dringlicher gemacht. Insbesondere wird der Ruf nach Regulirung der March und ihrer Nebenflüsse, womöglich unter gleichzeitiger Herstellung des eine billige Schiffahrtsstraße darbietenden Donau-Oder-Kanals immer lauter.



Aus der Gegend von Doloplas in der Hanna (Gerste- und Zuckerrüben-Cultur).

Die Drainage der Felder, obwohl erst vor etwa vierzig Jahren hier eingeführt, ist nunmehr nicht nur auf Großgütern, sondern auch auf bäuerlichem Besitz ziemlich verbreitet.

Die Bearbeitung des Bodens erfolgt durch verschiedene Geräthe. Während hier die Scholle noch mit primitiven flachscharigen Pflügen umgebrochen wird, da die Gerstensense, die Teichgräberschaufel, die hölzerne dreizinkige Gabel üblich sind, finden wir dort bei dem aufgeklärten Bauer fast das gesammte Rüstzeug des Maschinenzeitalters, auf den Großwirthschaften aber überdies Garbenbinder, Feldeisenbahnen, Dampfdreschmaschinen und Dampfpflüge.

Mehr als 60 Procent der gesammten Ackerlandfläche ist dem Getreidebau gewidmet. Unter diesem nehmen wieder die Hauptstellen der kräftige Roggen und der anspruchslose Hafer ein, die selbst auf magerem, steinigem oder sandigem Boden, bei rauher Luft, unter lauer Sonne, ja noch hoch oben im Gebirge gedeihen. Im Jahre 1891, dessen officielle Ziffern wir auch weiterhin benützen, waren mit Roggen (darunter etwa ein Neunzehntel Sommerroggen) 239.330 Hektar bestellt, mit Hafer 218.349 Hektar. Die Erntemengen beliefen sich auf 2,827.730 Hektoliter, beziehungsweise 4,347.820 Hektoliter. Während die Anbaufläche dieser beiden Körnerfrüchte innerhalb der letzten zwanzig Jahre nahezu stationär geblieben ist, hat in derselben Zeit der Anbau von Weizen um 69 Procent, jener von Gerste um 65 Procent zugenommen, eine Thatsache, welche im Wesentlichen auf die Ausnützung von bisher verkannten Weizen- und Gerstenböden und auf das Bestreben zurückzuführen ist, für den Weltmarkt geeignete Mehlfrüchte zu erzeugen. Mit Weizen, von welchem einzelne Landstriche besonders geschätzte schwere Mahlwaare liefern, sind 95.973 Hektar bestellt, mit Gerste 179.394 Hektar. Die respectiven Erträge beziffern sich auf 1·31 und 2·83 Millionen Hektoliter. Zumal in den tiefgründigen, durch die Zuckerrübencultur gut gelockerten und von Unkraut gereinigten Lehmböden der Hanna gedeiht jene unübertreffliche Braugerste, welche dem mährischen Malzgute den Ruf einer Weltmarke verschafft hat. Die hier seit unvordenklichen Zeiten cultivirte, durch die Sage von dem die Felder segnenden und beschützenden Gersten-Fürsten Ječminek gefeierte Original-Hannagerste hat in der jüngsten Zeit auf Ausstellungen, im Versuchsfelde und im Laboratorium alle anderen im Lande gebauten Sorten übertroffen.

Von Mehlfrüchten werden ferner (auf einer Gesammtfläche von 20.100 Hektar) Mais, Hirse und Buchweizen gebaut, doch gelangt der Mais nur in wärmeren Lagen zur Vollreife. Mit Kartoffeln, welche theils zur Speise gebaut werden, theils um als Viehfutter, insbesondere aber als Rohmaterial für die zahlreichen Spiritusbrennereien zu dienen, sind 13·41 Procent der Ackerlandfläche bestellt. Wie diese, ihrer Herkunft aus Brandenburg halber in čecho-slavischer Sprache „brambory“ genannte Knollenfrucht, so hat auch der Rothklee und in den letzten fünfzig Jahren die Zuckerrübe in der Geschichte des landwirthschaftlichen Betriebes Mährens Epoche gemacht. Fast an jeder Station der das Land durchquerenden Eisenbahnlinien sind die Schornsteine und Gebäudemassen der Zuckerfabriken, deren das Land genau ein halbes Hundert zählt, sichtbar. Und ringsum bieten sich dem Blick ausgedehnte Flächen, im Frühjahr belebt von unzähligen grünen, emsiger Hackcultur unterworfenen Rübenzeilen, im Herbst erfüllt von kräftigen, die reife Rübe einheimsenden Gespannen und eifrig rodenden Arbeitern. Dabei rollt Waggon auf Waggon, beladen mit Kohle, Maschinen, Abfällen oder Rübe — denn auch diese wird häufig nicht am Ursprungsort selbst verarbeitet, sondern weithin verfrachtet — an dem

Besucher der mährischen Zuckerindustriebezirke vorüber, so daß er sich des Einflusses bewußt wird, welchen die Zuckerfabriken und ihre Nachbarinnen, die Malzfabriken, auch auf Handel und Wandel ausüben. Der Connex zwischen Gerste und Zuckerrübe, der ältesten und der jüngsten Feldfrucht Mährens hat den landwirthschaftlichen Betrieb im Lande so zu sagen in quadratischer Progression beeinflußt.

Der Rapsbau, mit der Zuckerrübencultur kaum verträglich, überdies durch das Zurückgehen der Preise des Rapses ungünstig beeinflußt, beansprucht nur mehr



Aus der Gegend von Eibenschitz (Spargelcultur).

1302 Hektar der Ackerlandfläche. Die Nothwendigkeit, dem zahlreichen Zug-, Mast- und Melkvieh neben den Abfällen der Industrie nahrhaftes Grün- und Dürrfutter zu verabreichen, hat die Klee- und Mengfutterschläge umsomehr erweitert, als das Wiesland und die Weiden vor der intensiven Cultur überall dort zurückgewichen sind, wo nicht künstliche Bewässerung die Wiesen rentabel macht.

Blicken wir auf die entsprechenden Ziffern, so finden wir 71.340 Hektar der Zuckerrübe, 79.907 Hektar dem Kleebau, 15.709 Hektar dem Mengfutter gewidmet. Selbstverständlich ist in den Districten, in denen keine Rübe gebaut wird, der Bestand an

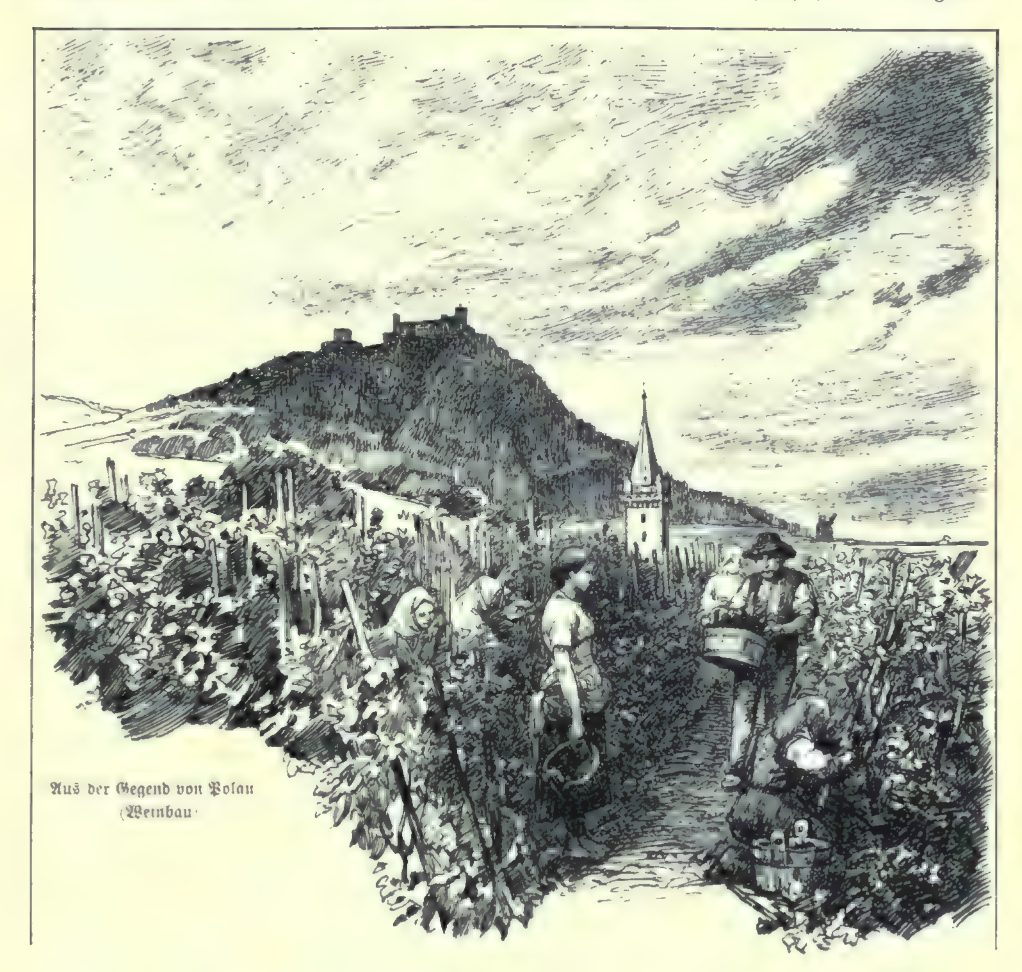
Wiesen ein bedeutender, so daß wir im Ganzen 155.362 Hektar eigentliche Wiesen zählen. Als Futterflächen kommen überdies die Hutweiden, welche noch immer Ländereien im Umfange von 127.336 Hektar in sich begreifen, das mit Futterrüben bestellte Areale (18.500 Hektar), sowie die Brachweiden in Betracht. Als unbebaute, theils grüne, theils schwarze Brache finden wir die erhebliche Fläche von 58.632 Hektar verzeichnet.

Der Anbau der Gespinnstpflanzen ist durch den Sieg der Baumwolle über die Leinenindustrie im Rückgange begriffen, obwohl der Flachsbau für die gebirgigen Theile des Landes längs der böhmischen und der schlesischen Grenze, sowie auf den Ausläufern der Sudeten bis gegen die Weinbauzone hin noch immer von großer Bedeutung ist. Allerdings wirkt bei dem Rückschritt des Leinbaues auch die den modernen Ansprüchen nicht angemessene Cultur und Präparirung des Flachses mit. Dem Flachs sind 11.409 Hektar, dem anspruchsvollen Hanf nur mehr neun Zehntel dieser Fläche gewidmet. Von Hopfen, dessen älteste und bedeutendste Productionsstätte, Trschitz bei Olmütz, gehaltvolle Mittelwaare liefert, werden etwa 1700 metrische Centner geerntet. Die Hülsenfrüchte ergeben rund 270.000 Hektoliter.

Gehen wir zu den eigentlichen Handelspflanzen über, so finden wir zunächst den Mohn, dessen bunte Blüten vormals weit häufiger die Feldfluren schmückten, noch immer mit einem Ertrage von 9680 metrischen Centnern verzeichnet. Bemerkenswerth ist die Cultur von Farb- und Gewürzpflanzen in Südmähren. Hier werden auf 354 Hektar feldmäßig Anis und Fenchel gebaut, während alle anderen Gewächse dieser Art sich mit den Gemüsepflanzen in eine Fläche von 2935 Hektar theilen müssen, so der Senf, der Kümmel, das Süßholz, welches seit dem XVII. Jahrhundert in einem eng umschriebenen Bezirk nächst Auspitz gepflanzt wird 2c. Hier sei auch der Production von Sämereien und der noch sehr vereinzelten Saatzuchtstationen gedacht, unter welchen die Elitezüchtungen von Zuckerrübe und Gerste zu Birnbaum und zu Kwassitz besonders genannt zu werden verdienen.

Der Gartenbau hat zur Zeit des Josefinischen Katasters 28.775 Hektar in Anspruch genommen. Zu jener Zeit befand sich ein großer Theil der Dominicalgüter in den Händen der Klöster, welche, wie Comenius bezeugt, auch schon in früheren Jahrhunderten in Mähren große und wohlgepflegte „Baum-, Kohl- und Lustgärten" besaßen. Auch nächst den Schlössern wurde stets Obst und Gemüse in Menge cultivirt. In der Neuzeit sind die botanischen Gärten, Orangerien und Ananashäuser, welche der französische Gartenstil hervorgerufen hatte, großentheils englischen Parkanlagen gewichen. Gegenwärtig ist dem Gemüsebau in Gärten und auf dem Ackerlande eine Fläche von 5196 Hektar dienstbar; außerdem nimmt der Anbau von „Kraut" auf dem Felde 7138 Hektar in Anspruch. Unter den Erzeugnissen der Feldgärtnerei Mährens, welche

vorwiegend im Weichbilde der Städte betrieben wird, sind insbesondere zu nennen die Bisenzer Salz- und die Znaimer Essiggurken, sowie die Eibenschitzer Spargel. Die kesselartige, gegen Nordwinde geschützte Umgegend von Eibenschitz erfreut sich seit mehr als 70 Jahren gerühmter Spargelculturen. Der Spargel (weißer, dann Rosen- und Erbsenspargel) wird hier theils in Beeten, theils weniger vortheilhaft in Weingärten



Aus der Gegend von Polau (Weinbau)

gebaut. Die Herrichtung der tragenden Bodenschichte und die Pflege der Beete erfordert große Sorgfalt und verursacht bedeutenden Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten. Sorgfältig behandelte Spargelbeete behalten ihre Ertragsfähigkeit mehrere Decennien lang, doch fällt ihr größter Ertrag in die Zeit vom fünften bis zum zwölften Jahre. Die Schnittzeit soll höchstens sechs Wochen umfassen und Ende Juni eingestellt werden. Ein Hektar liefert in 45 Schnitttagen im Durchschnitt 235 Metercentner im Werthe von 11.722 fl. Echter Eibenschitzer Spargel soll sich vor anderem, selbst demjenigen aus

benachbarten Orten, durch die Bildung der Köpfchen, Farbe und Geschmack auszeichnen; er erreicht ungewöhnliche Dimensionen, so daß wohl vier Stück ein volles Kilogramm wiegen. Im Jahre 1823 ist sogar ein Stamm von 402 Gramm gewonnen worden. Die steigende Nachfrage nach diesem Schmuckstücke der Tafel veranlaßt alljährlich die Ausdehnung der Eibenschitzer Culturen.

Die Benützungsweise des Gartenlandes vereinigt häufig Obst- und Gemüsebau auf demselben Territorium. Landesüblich ist die Bepflanzung der Hausgärten mit Stein-, Kern- und Beerenobst. Auch das Einsäumen der Feldraine mit Obstbäumen und die Anlage von Obstbaumalleen längs der Straßen und Wege hat in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen. Die Veredlung der Sorten, für welche eine Anzahl rationell betriebener Baumschulen — so das pomologische Landesinstitut, die Etablissements Wanniek und v. Felbinger zu Schöllschitz, die Fulneker Obstbaumschule 2c. — erfolgreich thätig ist, greift jetzt allmälig um sich. Die Verwerthung des Obstes, welche durch Verallgemeinerung des Dörrens, Einlegens und Einsiedens weit rentabler werden könnte, als es jetzt der Fall ist, erfolgt vorwiegend durch Verkauf des Obstes im frischen Zustande. Charakteristisch ist der Vertrieb von Obst durch die das ganze Land durchstreifenden „Löscherinnen", die Bewohnerinnen der Ortschaft Lösch bei Brünn. Gerühmt sind insbesondere die Kirschen und Zwetschken Mährens; letztere werden zum Theil zu Mus (Powidl) verkocht. Der Gesammtertrag an Kern- und Steinobst beläuft sich auf mehr als 77.000 metrische Centner. Noch muß der süßen Eberesche (sorbus aucuparia, Var. dulcis) gedacht werden, einer spontanen Varietät, die vor etwa achtzig Jahren in Nordmähren entdeckt und neuestens, Dank den Bemühungen des Forstconcipisten Krätzl, weithin, selbst bis nach Schweden verbreitet wurde. Sie stellt einen noch in bedeutenden Höhenanlagen prosperirenden Obstbaum dar.

Die Korbweidencultur ist in den letzten Jahren durch Anlage mustergiltiger Weidenplantagen in ein fortgeschrittenes Stadium getreten.

Der Weinbau in Mähren reicht weit zurück. Die Chronik des Jahres 1220 berichtet von dem durch den Bischof von Olmütz zu Pustoměř bei Wischau neuangelegten Weingarten, jene von 1240 von den Rebengärten zu Nikolsburg. Spätere Urkunden setzen häufig den Weinzehent fest, selbst an Orten, die heute weit jenseits der Weinbauzone liegen. Viele Ortschaften im Lande weisen in ihren Flurbüchern noch Feldstücke mit dem Namen „Weingarten" (vinohrádek) auf. Ein großer Theil dieser Flächen dürfte Meßwein getragen haben. Gegenwärtig hat der Weinbau im südlichen Drittel des Landes seine Stätte. Die Producte desselben können nach ihrem Charakter in drei Hauptgruppen getheilt werden. Die erste Gruppe — im Marchgebiete, an den südlichen Ausläufern des Marsgebirges und in den Südlagen der Karpathen an der Grenze



Kuhländer Rind (Stier, Kuh und Kalb).

Ungarns gedeihend — besteht aus hitzigen, schweren, hochgradigen Weinen. Die zweite Gruppe — im Schwarzawagebiete, an den Südwest-Ausläufern des Marsgebirges, in den Südlagen der Sudetenausläufer und den Polauer Bergen — bietet säuerliche, herbe, härtere Weine. Die dritte Gruppe — im Thayagebiete, an den letzten Ausläufern des böhmisch-mährischen Grenzgebirges — besteht aus milden, bouquetreichen Weinen. Dazu kommt noch etwas Weißwein im Hügellande.

Die erste der genannten Gruppen, an die ungarischen Weine gemahnend, umschließt unter Anderem den Blatnitzer und Poleschovitzer Wein, sowie den gerühmten Bisenzer Champagner; die zweite, den österreichischen Weinen ähnlich, den Polauer, Archlebauer und Nußlauer; die dritte, bisweilen an Rheinweine erinnernd, den Schobeser und Zuckerhandler. Die dem Weinbaue gewidmete Fläche, 12.119 Hektar, ergab im Jahre 1891 im Ganzen 122.470 Hektoliter Weiß- und 20.530 Hektoliter Rothwein — durchschnittlich 11·8 Hektoliter vom Hektar.

Der Rückgang des Weinbaues — im Jahre 1871 zählte man noch 17.075 Hektar Weinland — ist auf Elementarereignisse, auf die Zunahme thierischer und pflanzlicher Schädlinge — im Jahre 1890 waren 260 Hektar von der Phylloxera verseucht — sowie auf den steigenden Bier- und Branntweinconsum und im Zusammenhange damit auf die Unrentabilität der Weinproduction und die Umwandlung des Reblandes in andere Culturarten zurückzuführen. Doch immer noch vermag, nach den Worten Hamms, „im Reigen der östlichen Reben der Zug der Weine aus Mähren, geführt von den Edelknechten aus Znaim und Joslovitz, aus Bisenz und Auspitz stattlich in die Schranken zu treten“.

Überblicken wir das Gesammtbild der mährischen Landwirthschaft, so sehen wir mit Befriedigung, wie unter der Führung der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft und Dank den selbständigen Bestrebungen einzelner Pionniere des Fortschritts, in allen Gauen der Markgrafschaft, auf den Schloßgütern der großen Besitzer, den Fluren der Pächter, der Scholle des Kleinwirthes nach jeder Richtung hin der Landbau sich immer intensiver gestaltet und seine Pfleger von Jahr zu Jahr immer eifriger bestrebt sind, die Lehren der Wissenschaft ins Werk zu setzen, auf daß „dort zwei Halme wachsen, wo vordem einer stand“.

Der intensive Betrieb der Landwirthschaft äußert sich auch in der Vermehrung und qualitativen Hebung des Viehstandes. Die letzten Berichte über den Stand der Rinder in Mähren weisen 645.199 Stück aus, darunter 361.471 Kühe und 54.665 bereits zum Zuge oder zur Mast verwendete Ochsen sowie 14.558 über ein Jahr alter Stiere. Diese Gesammtziffer zeigt zwar gegen das Jahr 1880 einen Rückgang an, läßt jedoch gegen die patrimoniale Epoche eine erhebliche Steigerung erkennen. Hierzu tritt überdies, zumeist in Folge des Überganges von der Natural- zur Geldwirthschaft, eine Erhöhung des

Lebendgewichtes der Thiere. Dieses hat in unserer Periode, und zwar nicht nur in den Großbetrieben, sondern auch beim Kleinwirth wesentlich zugenommen, theils durch die fortgesetzte Veredlung der einheimischen Heerden, theils durch die bessere Ernährung, sowie durch die Verbreitung der Stallhaltung. Allerdings bieten noch in vielen Theilen des Landes, ungeachtet der bewilligten Subventionen und anderer Maßregeln, die Gemeindeheerden einen so wenig erfreulichen Anblick, daß hier energische und systematische Einflußnahme zu Gunsten sorgfältigerer Veredlung und besserer Haltung geboten



Koliba mit Schafen bei Rožnau.

erscheint. Beim Großgrundbesitz, bei den Großpachtungen und beim bäuerlichen Wirth in den gebirgigen Gegenden Mährens jedoch treten uns wesentlich bessere Wartung, Fütterung und rationelle Zucht und Nutzung entgegen. Reinblütige Heerden, gediegene Kreuzungsproducte, starkes Zug-, milchreiches Melk-, fettes Mastvieh finden sich allerwärts im Lande. Werden auch Zuchtthiere und der größte Theil der kräftigeren Zugochsen der intensiven Betriebe eingeführt, so exportirt hingegen das Land Mastvieh und Molkereiproducte.

Als einheimische, auch jenseits der Landesgrenzen geschätzte Schläge sind insbesondere das Kuhländer Rind und jenes des Schönhengster Gaues näherer Betrachtung werth.

Das von der Oder durchzogene, mit zahlreichen Wiesen ausgestattete, durch relativ warmes, etwas feuchtes Klima begünstigte Kuhländchen bietet die vortrefflichsten Bedingungen für gedeihliche Rindviehzucht. Thatsächlich wird in diesem, seinen Namen dem Dynastengeschlechte der Krawarž (kráva = die Kuh) verdankenden Gebiete seit Jahrhunderten rege Viehzucht getrieben. Durch Kreuzung des ursprünglichen, dem mitteleuropäischen Rothvieh angehörigen Landviehes mit Tiroler Rindern der kurzköpfigen Race in den Jahren 1780 bis 1790, späterhin, bis vor etwa 50 Jahren, mit Berner Stieren, wurde hier ein besonderer Rindviehschlag begründet. Von der Mitte des XIX. Jahrhunderts an aber züchtete man den durch Kreuzungen geförderten Stamm durch Inzucht weiter. Die Entwicklung dieses Schlages ist eine rasche, seine Mastfähigkeit, seine Zugtüchtigkeit eine bedeutende; seine Milchproductionsfähigkeit mit Hinblick auf die durchschnittliche Lieferung von 2000 Liter ausgezeichneter Milch im Jahre eine sehr befriedigende. Dieser Schlag, insbesondere beim Kleinbesitz verbreitet, wird theils der Stallfütterung, theils dem Weidegang unterworfen und liefert jährlich etwa 6000 bis 7000 Stücke für den Export. Das Schönhengster Rind entstammt einer Kreuzung des hier seit dem XIII. Jahrhundert gepflegten Landschlages mit Berner, dann mit Simmenthaler Stieren. Die Haltung von Kühen, welche dem Kleinbauer als Melk- und Zugthiere zugleich dienen, ist hier vorwiegend. Die Jahreslieferung an Milch beziffert sich im Durchschnitt auf 2000 Liter. Die einen Fettgehalt von drei Procent aufweisende Milch wird zum Theile in der Porstendorfer Genossenschafts-Molkerei verarbeitet, welche nach den letzten Ausweisen jährlich ein Quantum von 7320 Metercentner Milch verarbeitete. Das Genossenschaftswesen hat, wenn wir von der genannten Genossenschaft, dann von jener zu Katzendorf bei Neutitschein und der jährlich 17.340 Metercentner Milch aufarbeitenden Brünner Genossenschaft absehen, auf dem Gebiete der Molkerei keine Verbreitung gefunden. Die Gesammtproduction von Milch beträgt in Mähren über vier Millionen Hektoliter. Von Butter werden etwa 57.000, von Käseproducten gegen 80.000 Meter-Centner erzeugt. Unter den letzteren sind als ein Specialproduct die Neboteiner oder Olmützer „Quargeln“ zu nennen, aus Quark (Topfen) bereitete Magerkäse. Die Gesammterzeugung der „Olmützer Handkäse“ wird auf 600.000 Schock im Werthe von etwa 300.000 Gulden veranschlagt.

Die Schafzucht Mährens hat innerhalb eines Jahrhunderts den Kreislauf vom Beginn der Wollverfeinerung und Vermehrung der Heerden bis zu ihrem, durch höchsten Adel der Wolle, größte Reichwolligkeit und eine Million Stückzahl charakterisirten Zenith und dann wieder zurück zu dem gegenwärtigen, dem veränderten Züchtungszweck angepaßten Zustande durchlaufen. Seit dem Jahre 1771 führten einzelne mährische Herrschaftsbesitzer Original-Merinos als Zuchtmaterial ein. Diese edlen Heerden verbreiteten

sich allmälig im Lande und legten den Grund zu allen jenen Stämmen, welche späterhin die Markgrafschaft zu einer neuen Heimat des „goldenen Vließes“ gemacht haben.

Die Veränderung der Agrarverhältnisse, die Entwicklung der Verkehrsmittel und der überseeischen Schafhaltung, der Umschwung der Mode 2c. bewirkten die allmälige Auflösung der großen und berühmten Schafheerden Mährens, so daß gegenwärtig Heerden feinstwolliger Schafe nur mehr vereinzelt vorzufinden sind. Wie in der ganzen Monarchie, so zeigt auch in Mähren die Zahl der Schafe überhaupt einen continuirlichen Rückgang. Im Jahre 1857 zählte man noch 470.000, im Jahre 1890 nur mehr 80.000 Stück. Immerhin hätten die Bezirke mit großen, natürlichen, trockenen Weideflächen und dünner Bevölkerung Anlaß, auch in Hinkunft das Schaf als Hauptnutzthier, freilich nicht nur als Wollträger und Melkvieh, sondern vornehmlich als Fleischthier zu halten. Intensive Wirthschaften haben im Geiste der Nutzviehwirthschaft der Jetztzeit die Einbürgerung von Fleischschafstämmen in reinblütigen Heerden oder mittelst Kreuzungen versucht, ohne jedoch bei der stetig sinkenden Ausfuhr von Mastschafen und bei der dem Productionszweige ungünstigen Geschmacksrichtung des Inlandsconsums größere und nachhaltige Erfolge zu erzielen. Erwähnung verdienen noch die Verhältnisse der Melkschafhaltung in den Karpathen. Die dort gehaltenen Schafe, eine Varietät des ovis strepsiceros (Zackelschaf), haben meist ein weißes Wollkleid, doch trifft man allenthalben auch schwarze Exemplare, die als besondere Melkerinnen gelten. Die Böcke sind stets gehörnt, Mutterschafe mit schwachem Gehörn nicht selten. Bedauerlicherweise hat auch hier unpassende Kreuzung den gedrungenen Körperbau und die Widerstandskraft der Thiere auf Kosten der „verfeinerten“ Wolle geschädigt. Dies gilt namentlich von den Heerden der weiten Thäler der Rožnauer und Vsetiner Bečva. Die grobe Wolle wird zweimal des Jahres geschoren und vielfach im Wege der Hausindustrie zu dauerhaftem Loden (huňa) verarbeitet. Das Schaf spielt im Haushalte der mährischen Karpathenbewohner — auch hier, wie überall im Süd-Osten Europa's sind vorwiegend Walachen die Pfleger und Hirten der Wanderschafe — eine wichtige Rolle; es versorgt die Familie mit Milch und mit Käse (brindza) und liefert ihr die Kleidung. Die ausgedehnten, meist mageren Weiden auf den Rücken und Hängen der Berge können nur durch diese, in Anspruchlosigkeit an die Haidschnucken gemahnenden Thiere ausgenützt werden. Im Frühjahre werden sie auf die Salasche (Hochweiden) geführt, wo sie, allem Witterungswechsel ausgesetzt, bis zum Herbst bleiben. Dort werden sie von den in höchst primitiven Hütten (koliba) hausenden Oberhirten (bača) und Hirtenjungen gemolken. Auch der Käse wird hier bereitet. Die Rechnung über die seiner Obhut anvertraute Heerde und deren Producte verzeichnet der Bača, der hier, am Fuße des Urwaldes, oft nicht einmal den Gebrauch von Zündmaterial kennt, und das etwa

erloschene Herdfeuer durch glühende, von der nächsten Koliba herbeigeholte Kohlen wieder anfacht, mit seltsamen Zeichen auf Runenstäben. Die Kreuzung der mährischen Karpathenschafe mit Southdown-Böcken und mit Widdern der friesischen Melkschafrace seitens H. Schindlers-Weißenhof und des Directors v. Rodiczky-Kaschau weisen den richtigen Weg, auf welchem dieser vortreffliche Stamm noch verbessert werden könnte.

Die Quantität der Molkereiproducte aus Schafmilch erscheint in den oben beim Rindviehstande ausgewiesenen Ziffern mit inbegriffen. An Wolle werden etwa 1900 metrische Centner gewonnen.

Die Zahl der Ziegen (144.204 Stück) ist, ein Zeichen ungesunder Entwicklung, im letzten Jahrzehnt wesentlich gestiegen.

Über die Anzahl und die Race der mährischen Schweine melden die älteren Quellen nichts, doch läßt sich aus dem vorhandenen Material schließen, daß das „Schwarzvieh“ der Gegenwart, das „mährische“ oder Karpfenschwein, einer Kreuzung des kurzohrigen Landschweins mit dem kraushaarigen polnischen Schwein entstammt. Es ist weder durch Fruchtbarkeit, noch durch Mastfähigkeit oder Schnellwüchsigkeit ausgezeichnet. Außerdem finden wir ebenfalls in den Händen der Kleingrundbesitzer — denn die größeren Wirthschaften haben bereits vielfach englische Schweinestämme eingeführt — in großer Menge das in Mähren langsamwüchsige ungarische Borstenvieh als Mastschwein verbreitet. Die Zahl der Schweine beträgt 322.239 Stück. Die ungünstigen Verhältnisse dieses Productionszweiges haben eine Reform herbeigeführt, welche durch Errichtung von 70 mit Ebern englischer Race besetzten Schweinezuchtstationen eingeleitet wurde.

Die Geflügelzucht weist neben der starken Aufzucht von Gänsen und Enten in den Niederungen des Landes, sowie von Hühnern, die theils der Landrace, theils ausländischen Stämmen angehören, einzelne erfolgreiche Zuchtstationen auf.

Von anderen Kleinbetrieben wäre außer der ganz unbedeutenden Seidenzucht, für deren Unterhalt zahlreiche, noch aus der Zeit des inländischen Aufschwunges des Seidenbaues stammende Maulbeerbaumplantagen überreichlich sorgen, die Bienenzucht zu erwähnen. Man zählt etwa 83.000 Bienenstöcke zumeist modernen Gepräges. Die Ersetzung des Honigs durch neuartige Süßstoffe und des Wachses durch billigere Beleuchtungsmaterialien haben auch in Mähren die Bienenzucht stark vermindert.

Einzelne Forscher führen den Namen Mährens als des Gebietes der March auf das altdeutsche maraha d. i. Roßweide zurück. Ist dies auch nicht der Fall, so ist die Hanna, die fruchtbare Mitte des Landes mit ihren ausgedehnten Hutweiden viele Jahrhunderte lang das Hauptgebiet der mährischen Pferdezucht gewesen. Noch lebt in Bild und Volkslied das wohlgenährte Viergespann, der Stolz des Bauern der Hanna, und bis

Pferdemarkt bei Brünn.

in die letzten Jahrzehnte herein reichte hier die Gepflogenheit, nur Pferde vor den Pflug zu spannen. Ohne auf die Pferdezucht früherer Zeiten weiter einzugehen (nur des berühmten Gestütes zu Nikolsburg und jenes Marstalls der Abtei Kloster-Hradisch sei gedacht, in welchem die Prälaten bis zum Jahre 1784 60 milchweiße Andalusier hielten), werde hier angeführt, daß der Gesammtstand an Pferden nach der letzten Zählung 126.131 Stück, darunter 61.147 Stuten betrug. Die Zuchtrichtung geht gegenwärtig dahin, sowohl für den landwirthschaftlichen Gebrauch, als auch für die Remontirung der Artillerie geeignetes starkes Halbblut zu ziehen. Mit Hinblick darauf werden in den Deckstationen vorzugsweise starke Halbbluthengste aufgestellt, die väterlicherseits direct oder doch in der zweiten Generation von Vollblut abstammen und im ärarischen Fohlenhof zu Troppau gezogen oder von guten Züchtern im Lande angekauft werden. Außerdem werden starke englische Halbbluthengste, sowie Hengste aus dem altbewährten Noniusstamm aus den Staatsgestüten eingetheilt. Unter den Landesbeschälern finden wir ferner zum Behufe weiterer Veredlung der Landespferdezucht englische Vollbluthengste, die auf der Bahn erprobt wurden und die entsprechende Stärke für Halbblutzucht besitzen. Der Gesammtstand der in Mähren aufgestellten Staatshengste betrug im Jahre 1892 301 Stück. Die Zahl der licentiirten Hengste ist eine sehr geringe. In den letzten Jahrzehnten ist der Pferdezucht die ihr gebührende Beachtung seitens der Regierung und der sonstigen berufenen Kreise in vollem Maße zu Theil geworden, so daß angenommen werden kann, daß heute außerhalb der kaltblütige Zucht treibenden Gebiete das gesammte Land starkes Halbblutmaterial besitzt, der Westen bis Brünn das stärkste, die Mitte des Südens das leichteste, der Umkreis von Kremsier und Holeschau das edelste. In der Hanna hat das früher meist nach arabischen Hengsten gezogene Pferd mit bestechenden Formen, doch leichten Beinen und mäßig guten Gängen, fast durchwegs, dem Typus nach, englischem Voll- oder Halbblut Platz gemacht. Das gute, gängige Material in den Ebenen Südmährens erscheint durch Lippizzaner Hengste wesentlich verbessert. Im Osten, wo noch vor einem Jahrzehnt nur kleine, schwache, verschiedenen Kreuzungen entstammende, einheimische, zum Theile aber auch ungarische Pferde zu finden waren, sowie in einem Theile des Nordwestens ist durch Verwendung von kaltblütigen Hengsten, insbesondere der Ardennerrace, ein kräftiger, für gebirgige Gegenden geeigneter Arbeitspferdeschlag geschaffen worden. Diese Erfolge sind auf die steigende Intelligenz der Züchter, die bessere Pflege, die Errichtung von den örtlichen Verhältnissen sorgfältig angepaßten Zuchtgebieten, auf die Ausbildung des Prämiirungswesens, die Thätigkeit der Vereine — unter welchen insbesondere der 1870 gegründete Verein zur Hebung der Pferdezucht in Brünn zu nennen ist — vor Allem aber auf das Wirken des k. k. Staatshengstendepôts zu Klosterbruck zurückzuführen. Dieses Depôt ist 1763 gegründet und seit 1869

mit Beibehaltung der Militärverwaltung dem k. k. Ackerbauministerium untergeordnet. Alljährlich werden an verschiedenen Pferdezucht treibenden Orten staatliche und Vereins-Prämiirungen vorgenommen, wobei seitens des Staates nur Mutterstuten und drei- bis vierjährige gedeckte Stuten, seitens der Vereine jedoch außerdem noch Füllen mit Medaillen und Geldpreisen prämiirt werden.

Der Großgrundbesitz zieht im Großen und Ganzen keine Pferde — unter den wenigen Privatgestüten wären nur das Vollblutgestüt zu Napagedl und jene zu Bystřitz am Hostein und zu Buchlovitz zu nennen, — sondern deckt seinen Bedarf durch Ankauf. Als Träger der Pferdezucht sind vorwiegend die bäuerlichen Kleingrundbesitzer zu betrachten. Wiewohl hier und da Umstände, wie Futtermangel, ungenügende Ausläufe für die Füllen in den einst an Hutweiden so reichen Gebieten, Mangel an Bewegung, vorzeitige Verwendung der Jungpferde, hohe Zuchtkosten, den Fortschritt der Landespferdezucht beeinträchtigen, so ist doch das namentlich auf den von Jahr zu Jahr reicher beschickten Prämiirungsschauen ersichtliche Gesammtbild ein erfreuliches, umsomehr als einzelne Zuchtgebiete sehr günstige Verkaufspreise erzielen, der Export an Füllen ein schwunghafter ist und insbesondere preußische Händler als regelmäßige gute Käufer ins Land kommen.

Forstwirthschaft.

Von den reichen Mitteln der Urproduction hat ein gnädiges Geschick den Kleinen vorwiegend die fruchtbaren Felder, den Großen die herrlichen Wälder zugetheilt und auf diese Art wurde Mähren zum Boden der großen Walddomänen und zur Stätte der besten und ältesten Forstcultur Österreichs.

Die Wichtigkeit der Wälder für die Volkswirthschaft des Landes tritt erst dann mit vollständiger Klarheit hervor, wenn erwogen wird, daß die Landeswaldfläche von 609.993 Hektar 27½ Procent der gesammten Bodenfläche zum allergrößten Theile Nutzwälder von guter, ja vorzüglicher Beschaffenheit umschließt, daß dieselbe den Holzbedarf der Bevölkerung im vollen Umfange deckt, die Bevölkerung in ihrer Wirthschaft durch die Beschaffung anderer Forstproducte wesentlich unterstützt, ihr bei dem intensiven Forstbetriebe lohnenden Arbeitsverdienst schafft, einen Theil der Rohproducte für eine blühende, stetig sich entwickelnde Industrie liefert und endlich noch dem Handel und Verkehr Überschüsse für den Export gewährt.

Die Vertheilung der Wälder im Lande ist eine reich gegliederte; im Ganzen aufgefaßt, sind in der größeren westlichen, durch die Linie Znaim, Brünn, Prerau und Weißkirchen-Landesgrenze gekennzeichneten Hälfte zwei Drittel, also rund 400.000 Hektar,

in der östlichen kleineren Hälfte ein Drittel, rund 200.000 Hektar situirt; das Bewaldungsmittel von 27½ Procent zieht so ziemlich durch die Mitte des Landes (von West nach Ost), sinkt von da gegen den waldarmen Süden bis zum Procentsatze 9, steigt dagegen nach Nord bis zum Procentsatze 41·6 (Sudeten), und 40·3 (Beskiden).

In den natürlichen Gebieten des Landes läßt sich die Haupteigenthümlichkeit der forstlichen Verhältnisse, ihre große Mannigfaltigkeit, anschaulicher darstellen, daher diese der Schilderung der Waldzustände zur Grundlage dienen mögen.

1. Das böhmisch-mährische Grenzgebirge hat den bedeutendsten Antheil an der Landesfläche (32 Procent); die Wälder sind in diesem Gebiete in relativ kleinen, sehr zahlreichen Waldkörpern vertheilt und der Kleingrundbesitz ist hier, besonders längs der böhmischen Grenze, bis zu 44 Procent der Waldfläche vertreten.

In diesem Hochlande treten die obere und die untere Stufe charakteristisch hervor. Die untere Staffel bis zu 500 Meter Seehöhe, gleichsam die Plateau-Umrahmung, durchziehen von Nord nach Süd die tiefeingeschnittenen schroffen und steinigen Thalhänge der Flüsse Thaya, Iglawa und Oslawa, sowie der Schwarzawa und Zwittawa und verleihen dieser Gegend jene landschaftlichen Reize, die bereits alpinen Charakter aufweisen und Anziehungspunkte für Touristen und Sommerfrischler bilden. Hier sei gedacht der pittoresken, vom Hochwild belebten Partien des Thayathals bei Znaim, Frain und Vöttau, sowie des Oslawathals bei Namiest und Heinrichsluft und des Schwarzawathals bei Pernstein und aufwärts.

Dieses granitische Gebiet beherrschen die Eiche und die Kiefer als Hauptholzarten, jedoch nur in beschränkter Ausformung. Hier sind die Wälder vielfach mehr Schutz- als Nutzwälder; ihre Erhaltung hat ein eminent öffentliches Interesse.

Die obere Staffel — Trebitsch, Iglau, Saar, bis über 800 Meter Seehöhe — ist ein eintöniges flaches Hochland mit seichten Einsenkungen, welche die Bildung außerordentlich zahlreicher Teiche begünstigt haben, die wohl vielfach als solche schon aufgelassen und der landwirthschaftlichen Benützung zugewiesen wurden, aber noch immer in so großer Zahl bestehen wie nirgends mehr im Lande.

Die Wälder gehen in ihrer Zusammensetzung unter dem successiven Verschwinden der Eiche und Kiefer der Hauptsache nach in Nadelhochwälder über, in welchen Fichte und Tanne dominiren und die Rothbuche als nicht unbedeutende Nebenholzart die ersteren begleitet. Der Holzwuchs ist hier ungleich vollkommener, der Höhenwuchs erreicht in dem Gebiete von Teltsch, Pirnitz, Iglau und Saar sein Maximum bis 36 Meter Stammhöhe.

2. Das Gebiet der mährischen Sudeten sammt ihren Vorlagen erstreckt sich über 19 Procent der Landesfläche bis an die böhmisch-schlesische Grenze und erreicht hier das Maximum der absoluten Erhebung im Sudetenstock (Altvater 1490 Meter, Hochschar

1351 Meter, Spieglitzer Schneeberg 1422 Meter). Dieses höchste Gebirge des Landes ist mit seinen zusammenhängenden großen Forstdomänen Hohenstadt, Ullersdorf, Goldenstein, Wiesenberg, Römerstadt und Eulenberg (40.000 Hektar) ein so herrlicher, reicher Schatz der Natur, daß die seit altersher hier eingerichtete systematische Wirthschaft sich mit erfreulichem Erfolge bemüht, denselben nicht blos in seinem gegenwärtigen Ausmaße zu erhalten, sondern die Vegetationsgrenze in dem obersten unbewaldeten Rücken —



Waldpartie aus dem fürsterzbischöflichen Forstamtsbezirk Ostravitz (Friedland).

den Haiden — durch künstliche Aufforstung mit Krummholzföhre und Zirbe, bedeutend zu erhöhen.

Dieses forstlich und landschaftlich schöne Waldgebiet beherrschen alternirend die Fichte und die Tanne mit 80 Procent, während die Rothbuche, verhältnißmäßig kleinere Bestandespartien bildend, mit 15 Procent vertreten ist und die Lärche den Rest der bestentwickelten Bestockung einnimmt. Letztere gedeiht hier so gut, daß sie die Concurrenz der tirolischen Lärche nicht zu fürchten hat.

3. Die mährischen Karpathen, das Land im Osten umsäumend, nehmen 18 Procent der Landesfläche ein; sie sind in forstlicher Beziehung die mannigfaltigsten. Das ganze

Gebiet beherrscht die Sandsteinformation mit ihren eigenthümlichen, der Hauptsache nach von Südwest nach Nordost verlaufenden flachen Rücken, auf welchen die Wälder gleichsam parallele Züge bildend, stocken. Der untere Gürtel, bis zur Seehöhe von 400 Meter, enthält die Nieder- und Mittelwälder des Hügellandes, in welchen die Eiche, Weißbuche und die Birke als bestandbildende Holzarten vertreten sind, aber nur zu dürftiger Entwicklung gelangen (Ungarisch Brod, Napagedl bis Leipnik). Der obere Gürtel bis zu 900 Meter Seehöhe (Walachisch Klobouk, Vsetin, Rožnau) dagegen trägt die Tanne und Rothbuche in ihrer vollendeten Ausformung. Die letztere wird auf der europäischen Wasserscheide — am Radhošt-Knèhina-Rücken (1100 Meter bis 1250 Meter) — wohl etwas abgeschwächt, erreicht aber auf dem nördlichen Abfall dieser Karpathen (den mährischen Beskiden) in dem Fichtengebiete von Hochwald, Ostravica das Maximum der Höhenentwicklung (bis 42 Meter) und den höchsten Massengehalt (bis 1100 Festmeter) per Hektar.

Im Inneren des Landes sind noch drei große Waldgebiete situirt, die charakteristische Verschiedenheiten in der Waldbeschaffenheit aufweisen.

1. Das Drahaner Plateau, das große Culm- und Devon-Gebiet Mährens, als Massiv zwischen dem Zwittawa-Thale im Westen bis zu den Abfällen des March- (und Hanna-) Beckens im Osten, schließt das größte zusammenhängende Waldgebiet — etwa 65.000 Hektar — in sich. Die südlichen Abfälle dieses Tafellandes gehören bei nur minder entsprechenden Standortsverhältnissen dem Niederwalde mit den Hauptholzarten Weißbuche und Eiche und den sie begleitenden Weichhölzern, Linde, Aspe, an. Das Tafelland selbst ist der Standort der Tanne und Buche als bestandbildender Hauptholzarten von sehr vollkommener Ausformung (Boskovitz bis Plumenau).

2. Das Kalkgebiet der mährischen Schweiz (Adamsthal, Blansko) mit seinen landschaftlichen Schönheiten. Die Geologie und Geognosie dieses hochinteressanten Gebietes wird an anderer Stelle eingehende Würdigung erfahren, weshalb in forstlicher Beziehung blos constatirt sei, daß die drei Hauptholzarten dieses Waldgebietes: Tanne, Fichte und Kiefer nur zu mittelmäßiger Entwicklung gelangen. Das gegen Ost sich ausbreitende Grauwackengebiet (die Güter Posořitz, Račitz, Wischau) ist forstlich schon günstiger; die größere Bodenmächtigkeit ermöglicht den hier herrschenden Holzarten Tanne, Buche und Kiefer eine vollkommenere Ausformung. Im Norden dieses Plateau's hat die Kiefer noch ein größeres Verbreitungsgebiet — Konitz —, leidet aber hier durch Schneedruck und Rohreif.

3. Das Marsgebirge mit dem Steinitzer Walde, der an der rechtsseitigen Begrenzung des Marchbeckens in südwestlicher Richtung hinziehende, vielfach gegliederte Rücken in der Längsausdehnung von etwa 60 Kilometer, bei einer absoluten Höhe von 400 bis 600 Meter, ist des Landes größtes Laubholzgebiet. Die Eiche, Rothbuche und Weißbuche



Der Sudeten Gebirgsstock vom Haidstein bei Mährisch Schönberg.

sind in den beiden hier in Übung stehenden Betriebsarten: dem Hoch- und Niederwaldbetriebe, die verbreitetsten Holzarten, doch sind, zumal die jüngeren Bestände, hervorgegangen aus künstlicher Cultur, mit Nadelholz, Fichte, Kiefer und Tanne bestockt; sie fühlen sich aber hier nicht behaglich, was ihre in der Jugend wohl freudige, im mittleren Lebensalter der Bestände aber schon unzulängliche Entwicklung darthut.

Endlich kommen noch in Betracht die Augebiete der mährischen Flüsse.

Die Nordebene (Müglitz, Sternberg, Olmütz) enthält in ihren Nieder- und Mittelwaldformen bei dem Vorherrschen der Eiche und Weißbuche eine ungewöhnlich starke Beimischung der Birke, die hier, von der Bevölkerung sehr geschätzt, als die Mutter der Wälder bezeichnet wird. Die Qualität der Auwälder nimmt von Nord nach Süd zu; von der oberhalb Kremsier erfolgenden Einmündung der Bečva in die March ist in den Wäldern längs derselben eine stetige Steigerung des Höhenwuchses und eine Zunahme der Bestandesbonität bemerkbar, die bei Straßnitz und Lundenburg in den Forsten des Großgrundbesitzes an den Hauptholzarten, der Eiche, Esche, Ulme, dem Ahorn und den mitgeselligen Weichhölzern Pappel, Weide und Aspe einen so imponirenden Ausdruck findet. Die aus der Sandsteinformation des Karpathengebietes erfolgenden humusreicheren Schlammablagerungen sind die Ursachen dieser so außerordentlich günstigen Wachsthumsverhältnisse. Die Auwälder der Thaya, Iglawa und Schwarzawa, obzwar aus denselben Holzarten zusammengesetzt, weisen schon wesentlich geringere Bestandesbonitäten auf, da hier die Schlammablagerungen, aus dem granitischen Westen kommend, keine so humösen den Waldwuchs begünstigenden Bestandtheile mit sich führen.

Alle diese Auforste, soweit sie dem Großgrundbesitz angehören, enthalten in stammweiser Beimischung noch jene Prachtexemplare alter Eichen, die, vor Jahrhunderten dem Keime entsprossen, uns in ihrer gesunden Machtfülle mit Bewunderung erfüllen (die Forste der Güter Straznitz, Ostra, Lundenburg, Seelovitz, Raigern). Ja sogar der Typus eines Eichen-Urwaldes ist, Dank dem Schönheitssinn Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Liechtenstein, auf dem Gute Lundenburg vertreten.

Die dürftigste Beschaffenheit weisen die Nieder- und die Mittelwälder des Hügellandes der Südebene (Auspitz, Nikolsburg, Joslovitz) auf. Als eine besondere Specialität des Landes muß das durch künstliche Cultur in den 1840er Jahren begründete Kieferngebiet bei Bisenz auf der Sand- und Schotterbank des rechtsseitigen Marchbeckens bezeichnet werden. Kurzschäftigkeit und die Armuth an Harzgehalt sind die besonderen Eigenthümlichkeiten dieses im vierzigjährigen Hochwaldbetriebe bewirthschafteten, etwa 4000 Hektar großen Kiefern-Waldkörpers.

Der gesammte Waldstand Mährens fällt der Betriebsform nach mit rund 500.000 Hektar dem Hochwald- und mit 110.000 Hektar dem Nieder- und Mittelwald-Betriebe zu.

Holzflößen auf der Bečva.

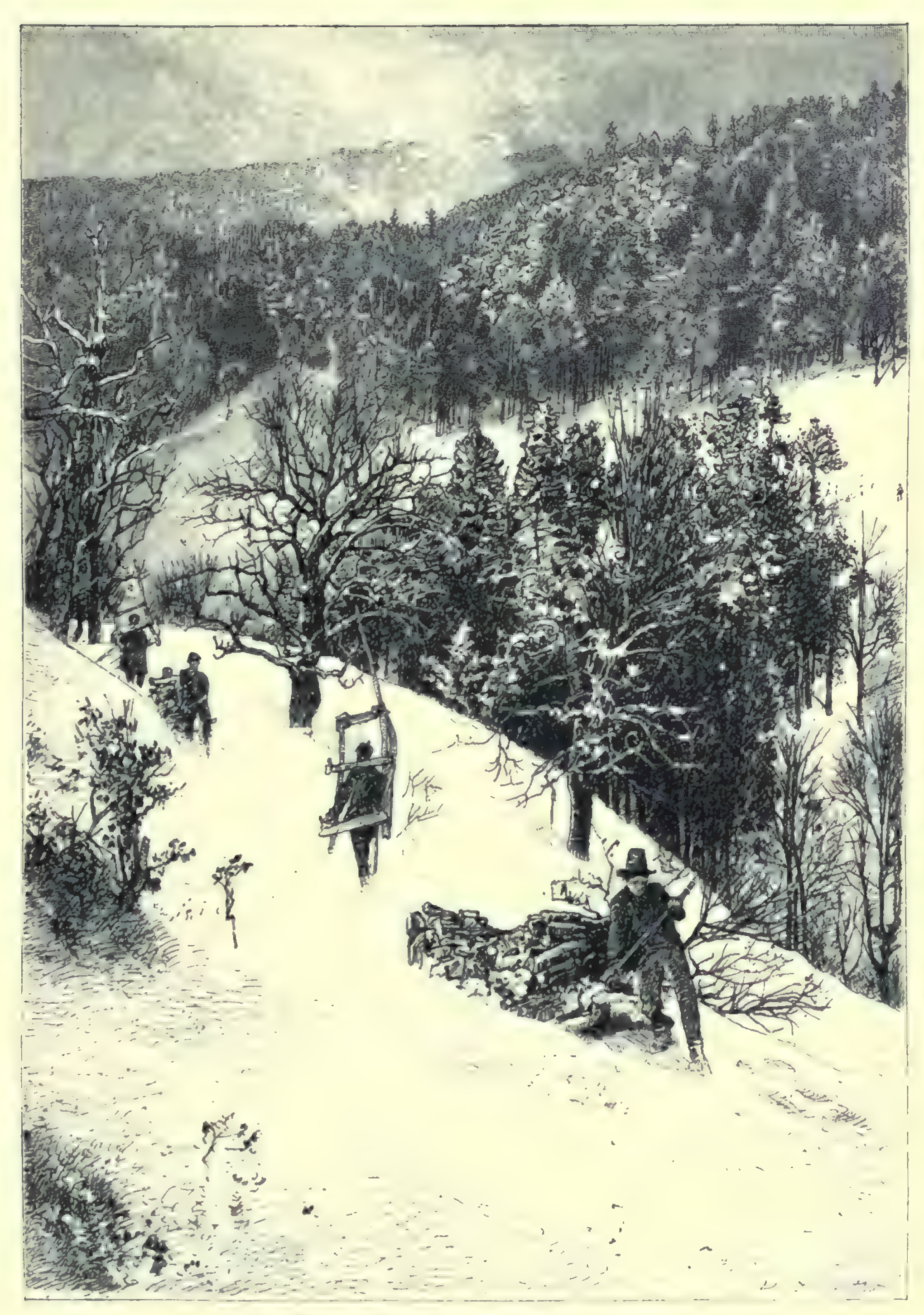
Die Bewegung im Waldstande war in diesem Jahrhundert und besonders in der zweiten Hälfte desselben eine sehr große. Die aufblühende Landwirthschaft steigerte das Bedürfniß nach Ackergelände, dem in den Niederungen und im Hügellande ausgedehnte Waldpartien zum volkswirthschaftlich berechtigten Opfer fielen, während die Auflassung der Schafzucht und die Ablösung der Grunddienstbarkeiten beim Großgrundbesitze ausgedehnte Ländereien durch künstliche Forstcultur in den Dienst des Waldes stellten. Dieser correcten Praxis verdanken wir eine Zunahme des Waldlandes auf seinem absoluten Standorte um rund 40.000 Hektar.

Ein glücklicher Umstand für die Erhaltung der Wälder Mährens in quantitativer, noch mehr aber in qualitativer Beziehung sind die bestehenden Besitzverhältnisse und die hiermit im Zusammenhang stehende Bewirthschaftung. Vom gesammten Waldstande gehören über 80 Procent dem Großgrundbesitz und kaum 20 Procent dem Kleingrundbesitz an. Von ersteren sind mehr als 22 Procent (130.781 Hektar) Fideicommißforste und nahezu 12 Procent (68.718 Hektar) Wälder kirchlicher Anstalten.

Da Mähren keine Staatsforste besitzt, so gehen die Aufgaben der Staatsforstwirthschaft in Ansehung der Walderhaltung auf den Großgrundbesitz über, der in seiner Eigenschaft als fideicommissarischer Besitz die Bürgschaft für Conservirung der Forste wohl bietet. Ein reichliches Fünftel (22 Procent) der Wälder, mehr als der gesammte Kleinwaldbesitz zusammengenommen, ist in den Händen zweier Besitzer. Seine Durchlaucht der regierende Fürst Liechtenstein besitzt in Mähren 15 Güter mit 88.720 Hektar, dem Olmützer Hoch- und Erzstift gehören 7 Güter mit 46.820 Hektar Wald. Die Größe des Forstbesitzes der einzelnen landtäflichen Güter schwankt zwischen 200 bis 12.000 Hektar.

Der Wirthschaftsbetrieb ist in den Forsten des Großgrundbesitzes ein nachhaltiger, systematisch geordneter und soweit derselbe die Fideicommißforste und jene der kirchlichen Anstalten betrifft, auch ein vollends conservativer. Die planmäßigen Forsteinrichtungen reichen in ihren Anfängen weit zurück ins vorige Jahrhundert; sie waren damals allerdings auf wenige der größeren Domänen beschränkt, aber schon im Anfang dieses Jahrhunderts waren sie in verbreiteter Praxis, die großen Besitze gingen den mittleren und kleinen stets beispielgebend voran, so daß heute wohl nur eine geringe Zahl der kleinsten Besitze vorhanden ist, die noch planlos wirthschaften, gewiß aber stehen 95 Procent der Großgrundbesitzforste in systematisch geregelter, sehr häufig musterhafter Wirthschaft, die auf den Grundlagen der neuesten Fortschritte in der Forsttechnik eingerichtet ist.

In administrativer Beziehung ist das sogenannte Oberförster- (Forstmeister-) System in Übung, bei welchem der betreffende Oberbeamte als selbständiger Betriebsleiter fungirt, während das Revierpersonal die Wirthschaftsführung und den technischen Hilfsdienst unter ihm besorgt.



Das Brennholz Schlitteln im walachischen Beskiden Gebirge.

Zur Heranbildung eines fachlich befähigten Forstpersonales hat der mährische Großgrundbesitz, seinen eigenen Vortheil hierin erkennend, bereits in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eine Forstschule in Dačitz unterhalten und nach Auflassung derselben abermals im Jahre 1852 aus eigenen Mitteln eine Forstlehranstalt vom Range einer fachlichen Mittelschule (ursprünglich in Mährisch-Aussee, jetzt in Eulenberg) gegründet, die fortbesteht, gegenwärtig in eine höhere forstliche Lehranstalt organisirt, und nach Mährisch-Weißkirchen verlegt wird, und aus welcher jährlich 22 junge Forstleute in den praktischen Beruf treten und zumeist im Lande, aber auch in anderen Gebieten der Monarchie ihr Unterkommen finden.

Die Formen des Betriebes haben nach Maßgabe der Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse, insbesondere der Communicationsverhältnisse, mehrfache Wandlungen erfahren. An jene Zeiten der Plänterwirthschaft, die bei Waldüberfluß und Mangel an Absatz herrschte und die Forstwirthschaft zur Dienerin der Landwirthschaft werden ließ, hat der mährische Großgrundbesitzer sowie sein Forstwirth schon lange vergessen. Heute herrscht in den Forsten Mährens der Kahlschlagbetrieb, der trotz seiner nicht zu verkennenden Nachtheile doch den Hauptvortheil hoher Rentabilität durch Nutzbarmachung des Stock- und Wurzelholzes und der Verbindung des landwirthschaftlichen Zwischenfruchtbaues mit der Forstwirthschaft gewährt und neben ansehnlicher Ertragserhöhung vornehmlich den Zweck hat, die nachfolgende künstliche Forstcultur, sei es nun die Saat oder die Pflanzung, in ihrem sichereren Anwachsen zu befördern. Derselbe hat aber auch eine eminent volkswirthschaftliche Bedeutung, indem er in jenen Landestheilen, wo er vornehmlich in Anwendung steht, in den Augebieten der Flüsse und in den Kieferngebieten des südlichen Mährens, der ärmsten Bevölkerung die leichtere Beschaffung unentbehrlicher landwirthschaftlicher Producte ermöglicht.

Die forstliche Bedeutung des Kahlschlagbetriebes tritt erst dann klar hervor, wenn erwogen wird, daß von dem Gesammtflächenstande der Großgrundbesitzforste — von rund 480.000 Hektar — 80 Procent, also etwa 384.000 Hektar und hiervon zwei Drittel im hundertjährigen, ein Drittel im achtzigjährigen Umtriebsalter bewirthschaftet werden, demnach die Jahresschläge sich im Lande auf eine Fläche von etwa 3760 Hektar als Kahlschläge erstrecken. Da diese Betriebsart dem Forstwirth die freie Wahl der nachzuziehenden Holzart gibt, so ermöglicht sie die Ausgestaltung eines großartig angelegten künstlichen Forstculturbetriebes. In der nicht überall richtig verstandenen Anwendung, den früher üblichen breiten und unmittelbar aneinandergereihten Schlägen, sind jene von der Natur geschaffenen Mischformen zum Opfer gefallen und die Zusammensetzung der jüngeren, künstlich nachgezogenen Bestände hat, zumal in dem Gebiete der Kiefer und Eiche, einen gleichartigen Charakter. Die allgemein gewordene Vorliebe für die im

Großen leicht absetzbare Fichte hat diese zum dominirenden Baume in den Wäldern des Landes gemacht.

Der künstliche Culturbetrieb bildet demnach eine der wichtigsten Aufgaben des mährischen Forstwirthes, und zwar in weitaus größter Anwendung als Pflanzbetrieb, der wieder die Erziehung des Culturmateriales in ausgedehnten, musterhaft gepflegten Baumschulen zur Folge hat. An 100 Millionen Pflanzen stehen in diesen Anstalten ständig in Vorrath, wovon circa 50 Procent das laufende Bedürfniß ausmachen. Die Gesammtanzucht der Pflanzen kann charakterisirt werden: 6 Procent Laubhölzer, 69 Procent Fichte, 18 Procent Kiefer und 7 Procent Lärche.

Die Laubhölzer gelangen als jüngere Pflanzen vornehmlich in den Augebieten der Flüsse und in den Nieder- und Mittelwäldern des Hügellandes zur Anwendung, dagegen die ältere Pflanze (Heister) als Mischholz in den Nadelwäldern. Der bevorzugte Liebling des mährischen Forstwirthes: die Fichte, beherrscht, mit Ausnahme der vorerwähnten Gebiete, das ganze Land; ihre Cultur wird in den höheren Lagen mit drei- und vierjährigen Pflanzen, in den tieferen Lagen und den Karpathen mit zweijährigen besorgt. Die Kiefer wird in ihrem eigentlichen Gebiete, dem Süden des Landes, als einjährige Pflanze, im Norden (Konitz) als zweijährige zur Cultur gebracht. Die Lärche dient im ganzen Lande als Mischholz, gewöhnlich als sogenannter Lückenbüßer.

Zur Durchführung der künstlichen Forstcultur in dem vorbezeichneten Umfange ist eine Arbeitskraft von etwa 250.000 Tagwerken erforderlich, deren Aufbringung hierzulande bei der dichten Bevölkerung keinen Schwierigkeiten unterliegt, weil die Arbeit sehr häufig mit einer Gegenleistung des Waldes, mit der Gestattung der Gras-, Streu- oder Klaubholznutzung, die für die ärmere Bevölkerung sehr häufig geradezu unentbehrlich sind, verbunden ist. Ohne die letztere wäre die Beschaffung dieser Arbeitskraft selbst um ganz angemessene Baarzahlung, in den weitaus meisten Fällen gar nicht möglich. Und wie sich die Bevölkerung schon freut, wenn zeitlich im Frühjahr durch Trommelschlag in den Gemeinden oder durch das von Haus zu Haus erfolgende „Einsagen" der Beginn der Culturzeit kundgemacht wird! Frohen Muthes zieht die Schaar, meist Frauen und Mädchen, voran der Förster (Adjunct oder Heger), ausgestattet mit Hauen und Töpfen, heitere Lieder singend, in den Wald, um neue Wälder zu schaffen für künftige Geschlechter!

Die natürliche Verjüngung hat ihr von der Natur angewiesenes Gebiet, die Hochlagen der Sudeten und zum Theile der Karpathen, ungestört behauptet. Ihr Verbreitungsgebiet ist in letzterer Zeit in recht erfreulicher Zunahme begriffen, sie zieht in ihrem Siegesgange von Nord nach Süd. Ein Umstand setzt ihr aber oft unüberwindliche Schwierigkeiten, und das ist die Poesie des Waldes, der vom Wilde belebte Wald. Die Tanne und die Buche, um die es sich hier bei der Nachzucht handelt, sie sind auch die

Lieblinge des Wildes, das letztere ist aber auch der Liebling der Herren der Wälder, und in diesem Dilemma gibt es wohl selten eine beiderseits befriedigende Lösung.

Der Eichenschälwaldbetrieb steht im südlichen Mähren, sowohl in den Augebieten der March als in jenen der Schwarzawa und Iglawa, aber auch in den Nieder- und Mittelwäldern des Karpathengebietes (Ungarisch-Brod) und am unteren Staffel des böhmisch-mährischen Grenzgebirges (Znaim, Frain, Kromau) bis nördlich von Brünn in Übung, er ist aber in diesem räumlich ausgedehnten Gebiete insoferne in beschränkterer Praxis, als er nur auf kleineren geeigneten Flächen nach Maßgabe der Nachfrage ausgeübt werden kann.

Daß der Pflege der mit so großem Aufwande an Arbeit und Geld begründeten Forste ein wachsames Auge zugewendet wird, liegt wohl auf der Hand; Läuterungen, Durchforstungen, Aufastungen sind die Mittel, um dem Wirthschaftsgrundsatze: dem Maximum der größten und werthvollsten Production in der kürzesten Zeit gerecht zu werden. Mit Ausnahme der dünnbevölkerten Hochlagen des böhmisch-mährischen Grenzgebirges, der Sudeten und der Karpathen, wird die angedeutete Pflege der Forste verhältnißmäßig leicht durchgeführt, da es weder an Arbeitskraft noch an der Möglichkeit mangelt, das Materiale durch Umsetzung desselben in Arbeitskraft oder durch Verkauf nutzbar zu machen.

Obwohl man den Nutzungsbetrieb in den Forsten des Großgrundbesitzes im Allgemeinen als intensiv bezeichnen kann, so treten doch verschiedene, deutlich unterscheidbare Grade desselben hervor, die veranlaßt werden durch die größere oder geringere Aufnahmefähigkeit des Localmarktes, das effective Ausmaß des Waldes und die Entwicklung der Communicationsmittel. In ebendemselben Maße als die Bevölkerung von Süd nach Nord abnimmt, sinkt auch die Intensität des Nutzungsbetriebes mit der Zunahme der effectiven Bewaldung (obwohl umgekehrt die Qualität der Wälder gegen Nord zunimmt) in dem Sinne, daß gewisse Antheile der Gesammtnutzung nicht mehr zur Verwerthung gelangen können (Stockhölzer, Ast- und Gipfelhölzer). Den höchsten Grad erreicht der Süden des Landes einschließlich der Auforste und des Marsgebirges, den zweiten der Westen des Landes bis Iglau, Saar, Boskovitz, den dritten das Hochland im Westen und das Sudeten-Gebiet im Norden, endlich den vierten Grad, den schwächsten, das ganze Karpathengebiet.

Der Fällungsbetrieb wird hierzulande größtentheils im Spätherbst durch unständige Holzhauer eingeleitet, die den Sommer über als Maurer, Zimmerleute und als Taglöhner in den größeren Städten oder auf dem flachen Lande in Beschäftigung stehen; nur im Sudeten-Gebiete, wo in den höheren Lagen die Sommerfällung prakticirt wird, sind ständige Holzhauerschaften organisirt. In den waldreichen Gebieten der Sudeten und Karpathen bestehen seit altersher eingerichtete Triftanstalten auf den Gütern Janovitz (Römerstadt), Groß-Wisternitz, Roznau, Vsetin, Hochwald und Reynochovitz, auf welchen

die Brennhölzer zu den Eisenwerken (Janovitz und Hochwald) sowie zu den Glashütten (Rožnau und Vsetin) mit Benützung der Frühjahrswässer gebracht werden. Der Triftbetrieb hat in den letzten Jahrzehnten, seit dem Beginn besserer Verwerthung des Holzes, eine wesentliche Einschränkung erfahren; nur dort wo Rechtsverbindlichkeiten bestehen, ist er noch im ursprünglichen Umfange aufrecht.

Mit dem Beginn der Holzschlägerungen wird der mährische Forstwirth Kaufmann, indem sein ganzes Bestreben und Bemühen auf die Erzielung der größten Nutzholz-



Vsetin.

ausbeute gerichtet ist, wozu sich noch die weitere Sorge um den Vertrieb gesellt. Jeder zur Fällung gebrachte Stamm — zumal in den Nadelholzforsten — wird auf seine vortheilhafteste Sortimentszergliederung vorher geprüft und dann weiter ausgeformt, so daß von gesunden Stämmen nur die Gipfelhölzer zu Brennholz aufgearbeitet werden. Die Hauptsortimente sind die verschieden langen Klotzhölzer, bestimmt für die weitere Verarbeitung als Brettermateriale, die Bauhölzer und kurzen Werthölzer. Die Nutzholzausbeute kann im großen Durchschnitt in den Nadelholzforsten mit 50 Procent geschätzt werden, erreicht aber in einzelnen Gebieten auch über 80 Procent. Die Nutzhölzer werden entweder als Rohproducte oder im vorgerichteten Zustande als Schnittmateriale oder

bezimmertes Bauholz an den Mann gebracht. Es stehen daher mit dem Forstbetriebe Sägewerke in Verbindung, welche die Rundhölzer zu Bretterwaaren, Latten und Schindeln verarbeiten. Schon die stattliche Zahl der vorhandenen 61 größeren mit Dampfkraft betriebenen und der 645 kleineren — meist in den waldreichen Gebieten des nördlichen Mährens vertheilten — mit Wasserkraft betriebenen Sägen, insgesammt mit 1859 Sägeblättern, läßt erkennen, welche Bedeutung diese Rohholzumformung im forstlichen Haushalte besitzt.

Von dem gesammten Holzeinschlage consumirt Mähren gewiß zwei Drittel und nur ein Drittel gelangt zum Export. In dem waldarmen Süden des Landes, der landwirthschaftlich und industriell aber am entwickeltsten ist, ist entlang der denselben durchziehenden Kaiser Ferdinands-Nordbahn ein außerordentlich lebhafter Holzverkehr und Holzhandel entwickelt (Lundenburg—Prerau, Lundenburg—Brünn, Grußbach—Znaim), da theilweise der Brennholzbedarf und der volle Bauholzbedarf sowie der Bedarf an Schnittmaterial aus dem waldreichen Norden des Landes gedeckt werden muß.

In Ansehung des Exportes kommen zwei Richtungen in Betracht: die südliche nach Niederösterreich, an welcher jedoch nur ein Theil des Karpathengebietes und ein Theil des böhmisch-mährischen Grenzgebirges participirt, und die ausgiebigere nördliche Richtung (Böhmen und Deutsches Reich), an welcher der ganze übrige Norden des Landes betheiligt ist.

Die Ansprüche an den Forstertrag sind heute schon hochgespannte. Die thatsächliche Holzfällung dürfte in den Großgrundbesitzforsten die Höhe von rund zwei Millionen Kubikmetern und einen Werth von etwa acht Millionen Gulden im Hauptnutzungsbetriebe erreichen, zu welchen Ansätzen noch etwa 20 Procent für den Ertrag der Zwischen- und Nebennutzung zuzurechnen wären. Noch für längere Zeit ist die Forstwirthschaft beim Großgrundbesitze in der glücklichen Lage, sich in älteren Holzbeständen mit der Nutzung zu bewegen, so lange eben die in Übung stehenden Umtriebszeiten von 100 oder 80 Jahren es ermöglichen. Dieser Umstand verschafft den mährischen Starkhölzern einen erweiterten Markt in Gebiete, in welchen Riesenbäume nur mehr der Erinnerung angehören.

Die Wälder des Kleingrundbesitzes sind im Lande mit 20 Procent des Gesammtwaldstandes, also mit etwa 120.000 Hektar vertreten; sie sind in der weitaus größeren Zahl Gemeinschaftswälder, die ein Eigenthum bestifteter Ansassen bilden, und Rustical-(Bauern)wälder. Die Gemeinden als solche (die Großcommunen von Brünn, Olmütz, Znaim und Ungarisch-Hradisch ausgenommen) haben meist wenig Wald. Die Bestiftung dieser Besitzkategorie ist im Allgemeinen eine weit unter dem Maße des Bedürfnisses stehende. Es sind wohl in einzelnen Bezirken (Dačitz, Mährisch-Trübau, Boskovitz) die Procentverhältnisse des Kleingrundbesitzwaldes recht günstige, 40 bis

45 Procent, aber sie sinken wieder in anderen Gebieten (Marsgebiet) auf zwei bis drei herab. In der Regel sind die Kleingrundbesitzwaldungen an die größeren Forstkörper angelehnt oder sie bilden zahlreiche, oft recht kleine, isolirt im Ackerlande stehende Parzellen. Der Wirthschaftsbetrieb kann in diesen Waldungen daher nur ein empirischer und vermöge der geringen Ausdehnung auch nur ein aussetzender, auf die Befriedigung des momentanen Bedürfnisses gerichteter sein. Es hat aber auch der Wald beim Kleingrundbesitz vornehmlich den Zweck, dessen Hauptwirthschaftsbetrieb, welcher der landwirthschaftliche ist, zu unterstützen. Die natürliche Folge ist, daß der Besitzer, insolange er nutzbare Hölzer in seinem Walde hat, fleißig zugreift und bestrebt ist, jede finanzielle Verlegenheit aus dem Walde zu decken. Und in der That, die Kleingrundbesitzwaldungen leiden nicht so sehr an dem Mangel entsprechender Begründung als an ihrer Jugend, indem aus ihnen alle marktfähigen Hölzer ausgebracht sind. Der Wald dient dieser Besitzkategorie nicht nur zur theilweisen Befriedigung des Holzbedürfnisses, er ist berufen, und auch das einzige Mittel, die Viehzucht durch den Bezug von Waldstreu und durch die Weide im Walde zu unterstützen. In den Gebirgsgegenden des Landes, in den Hochlagen des böhmisch-mährischen Grenzgebirges, den Sudeten, insbesondere aber in den Karpathen, wo der Landwirthschaftsbetrieb den Kleinwirth nicht mehr zu ernähren vermag, denselben also zwingt, zur Schnittzeit in die südlicher gelegenen Gegenden zu wandern, um durch Arbeitsverdienst eine Zubuße für die Winterszeit zu gewinnen, sind die Ansprüche an den Wald hinsichtlich der Waldweide und Streunutzung geradezu unabweisliche. Unter solchen Verhältnissen ist die minder gute Beschaffenheit der Wälder dieser Besitzkategorie auch das kleinere Übel.

Seit etwa zwei Decennien ist, herbeigeführt durch die Unterstützungen des Staates und des Landes, durch die Thätigkeit zahlreicher land- und forstwirthschaftlicher Vereine, wie auch durch die Einflußnahme der staatlichen Forstaufsicht, ein schon überall wahrnehmbarer Fortschritt in der Cultur und in der Wirthschaftsführung zu verzeichnen. Die leichte und billige Pflanzenbeschaffung aus der mit Staats- und Landesmitteln subventionirten Central-Waldbaumschule, ferner aus den zahlreichen, gleichfalls vom Staate und vom Lande subventionirten Baumschulen der land- und forstwirthschaftlichen Vereine, endlich die zu Aufforstungszwecken vom mährischen Landtage gewidmete Dotation jährlicher 10.000 Gulden, hat den Kleinwirth in die Lage gebracht, seine Versäumnisse in der Waldcultur allmälig einzuholen, sowie neue Wälder auf bisher unbenützten Ländereien zu begründen. Der spontane Begehr um Waldpflanzen hat seit Langem her die Höhe von acht Millionen verschiedener Pflanzen jährlich erreicht. Ein weiterer Beleg für den Fortschritt in der künstlichen Waldcultur des Kleingrundbesitzes ist das großartige Aufforstungsunternehmen im Vsetiner Bečva-Gebiete, wo mit Hilfe von Staats- und

Landesunterstützungen in dem 42 Catastralgemeinden umfassenden Territorium seit dem Jahre 1878 freiwillig 3433 Joch (1975·6 Hektar) bäuerliche und Gemeindehutweiden und dieser Kategorie angehöriges Ödland aufgeforstet und jährlich nachgebessert wurden.

Im Wirthschaftsbetriebe können die Fortschritte nur auf jene größeren Waldobjecte — zumeist im Karpathengebiete — bezogen werden, bei welchen die Gründung von Waldgenossenschaften mit bindenden, von der Behörde bescheinigten Statuten möglich war und zur Aufstellung von förmlichen Wirthschaftsplänen oder Wirthschaftsprogrammen führte.

Vielleicht in wenigen Ländern der Monarchie ist die Wechselseitigkeit zwischen Großgrund- und Kleingrundbesitz, im forstlichen Sinne gedacht, so evident wie in Mähren: es hilft hier der Kleine dem Großen und der Große dem Kleinen. Die Wirthschaftsintensität in den Forsten des Großgrundbesitzes ist nur durch die vielfachen Beziehungen des Kleinwirths zum Walde möglich und umgekehrt die bessere Existenz des Kleinwirths ist nur durch den Bestand des den Wald in seinem nachhaltigen Ertragsvermögen erhaltenden Großwirths gewährleistet. Und so walte Gott, daß sie immerdar in bester Harmonie mit- und nebeneinander wirthschaften, zum gegenseitigen Wohle und zur Erhaltung des ererbten Ruhmes der herrlichen Wälder Mährens!

Jagd und Fischerei.

Die Jagd. Begünstigt durch die mächtigen Waldcomplexe des Schneeberg-, Hochschar- und Altvatergebietes im Norden, durch die Wälder der Beskiden im Osten, die böhmisch-mährische Höhe im Westen, das waldreiche Marsgebirge und die fruchtbaren Ebenen im Innern des Landes, ist der Wildstand Mährens von jeher einer der besten in Österreich. Hier finden eben die meisten der heimischen und seit neuerer Zeit auch einige fremdländische Wildarten vorzügliche Standorte und günstige Äsungsplätze.

In den Bezirken Römerstadt, Schönberg, Wiesenberg, Altstadt, Frankstadt, Mistek, Blansko, Brünn (Rossitz), Steinitz, Austerlitz, Gaya, Lundenburg, Göding und Frain schreitet in freier Wildbahn der König der Wälder, der Edelhirsch. In den Monaten August und September finden in den Sudetenwäldern die großen Treibjagden auf den Edelhirsch statt, während der Brunfthirsch in den Au- und Mittelwäldern gegen Ende September, in den Bergrevieren in der ersten Octoberwoche auf der Pürsche abgeschossen wird. Der Kahlwildabschuß, welcher in manchen Revieren zur Regulirung eines übernormalen Wildstandes das einzig wirksame Mittel ist, geschieht nach den jeweiligen Witterungsverhältnissen im Monat November und December. Infolge der vielen Klagen der Ökonomen über große Wildschäden durch Hochwild, sahen sich die meisten Jagdherren solcher Gebiete veranlaßt, ihre Hegeterritorien gegen die Felder durch entsprechende

Wildzäune abzusperren, wodurch wohl der angestrebte Zweck — die Verminderung der Wildschäden im Felde — theilweise erreicht, aber der landschaftliche Reiz des freien Bergwaldes entschieden gestört wurde. Nach den jüngsten Verhandlungen im mährischen Landtage wurde ein neues Jagdgesetz beschlossen, wornach das Hochwild als Wechselwild nicht mehr dem Schutz des Schongesetzes unterstellt ist. Die Besitzer großer Hochwildreviere werden demnach gezwungen sein, zur Sicherung ihrer Wildbestände die Wildzäune allenthalben einzuführen.



Jagdschloß „Neu Waltersdorf“ im Bezirke Sternberg.

In Mähren stehen die stärksten Hirsche in den Bergwäldern der Sudeten, und zwar in den Hochrevieren des fürstlich Johann Liechtenstein'schen Forstamts Lundenburg (Rabensburg), Hannsdorf, der gräflich Alfred Harrach'schen Domäne Janovitz und des Forstamtes Wiesenberg (Zöptau) der Barone Klein von Wisenberg, wo alljährlich bei den großen Jagden (im August), besonders aber beim Specialabschuß in der Brunst kapitale Recken (bis zum Vierzehnender, in den Johann Liechtenstein'schen Leibgehegen bis zum Achtzehnender) die Strecke zieren. Im Durchschnitt gelangen in Mähren alljährlich 800 Stück Hochwild (Hirsche, Thiere und Kälber) zum Abschuß. Die Parforce Jagd wurde in Mähren bis zum Jahre 1888 auf dem k. und k. Gute Göding geübt, wurde

jedoch aufgelassen und wird gegenwärtig nur noch auf dem benachbarten k. und k. Gute Holič (Ungarn) vom Reitlehrerinstitut alljährlich abgehalten, wozu aus den Gödinger Wäldern für jede Jagd zwölf Hirsche lebend eingeliefert werden.

In mehreren Thiergärten Mährens wird Damwild gehegt, in freier Wildbahn kommt es nicht vor. Es gelangen jährlich 600 bis 800 Stück zum Abschuß.

Großartig ist der Bestand an Rehwild, das in allen Jagdgebieten Mährens mehr und minder zahlreich vorkommt. Es hat sich trotz böser Krankheiten, harter Winter, elementarer Schäden und allerlei zwei- und vierbeiniger Feinde seit einem Jahrzehnt nicht nur recht gut erhalten, sondern ortweise auch ziemlich bedeutend vermehrt. Nur aus jenen Revieren, in denen gegen das Auswechseln des Hochwildes Wildzäune angelegt wurden, laufen Klagen über sichtliche Abnahme des Rehwildbestandes ein. Der Jahresabschuß schwankt in Mähren zwischen acht- und neuntausend Stück. Wiewohl die Rehgeiß normal nicht abgeschossen werden darf, fühlen sich doch die Bezirkshauptmannschaften häufig veranlaßt, einen percentuell festgesetzten Geißenabschuß zu bewilligen, beziehungsweise anzuordnen.

Das Schwarzwild wird in fünf größeren Sauparks gehegt, aus denen jedoch mitunter einige Flüchtlinge in die freie Wildbahn ausbrechen, wo sie — vogelfrei erklärt — bald vom Schauplatze verschwinden. Auch aus den Karpathen wechseln nicht selten einzelne Stücke Schwarzwild in Mährens Forste, wo sie, namentlich im Winter, unglaublich weite Strecken zurücklegen, bis endlich eine Kugel ihr Vagantenleben endet.

Ein wahres Eldorado ist das fruchtbare Mährerland für Lampes lustiges Geschlecht. Die großen Hasenjagden bei Lundenburg, Göding, Sokolnitz u. s. w. liefern alljährlich Strecken, die nur in wenigen anderen Jagdgebieten der Monarchie erreicht werden. In den rauheren Bezirken kommt der Hase wohl nicht zahlreich, aber immerhin so häufig vor, daß er manche fröhliche Waldjagd verlohnt. Soweit sich eben der Jahresabschuß dieses vielverfolgten Wildes feststellen läßt, beträgt derselbe rund 250.000 bis 300.000 Stück. Aus den Bezirken Brünn, Nikolsburg, Göding, Znaim und Auspitz werden alljährlich Hasen in bedeutenden Mengen exportirt, insbesondere nach Frankreich und England.

Das wilde Kaninchen hat sich in den südlichen und mittleren Jagdgebieten so festgesetzt, daß es ortweise kaum mehr auszurotten ist, trotzdem es keine Schonzeit genießt und jährlich 20.000 bis 30.000 Stück erlegt werden.

Hoch oben in den stillen Bergforsten der Sudeten und Beskiden singt von Mitte April bis anfangs Mai der Auerhahn seinen Balzgesang. Manche, einst berühmte Balzplätze daselbst sind durch die immer höher emporsteigende Forstcultur und die in den letzten Jahren lebhafter gewordene Touristik beunruhigt und darum vom scheuen Auergeflügel verlassen worden. Bei einem Jahresabschuß von 30 bis 35 Hähnen ist seit

etwa zehn Jahren weder eine merkliche Ab- noch Zunahme dieses edelsten heimischen Federwildes zu constatiren.

Dagegen scheint sich das Birkwild, das sich seit einigen Jahren aus den Hochlagen allmälig in die feuchten Wälder der Mittellagen herabgezogen hat, erfreulich vermehrt zu haben. Dank der einsichtsvollen Schonung, die das eingewanderte Birkwild in den betreffenden Revieren findet, dürfte sich in einigen Jahren ein bedeutender Zuwachs in dem Birkwildstande Mährens feststellen lassen.



„Franzens Jagdhaus" im Altvater Gebirgsstock.

Wiewohl das Haselhuhn zum mindesten ebenso zahlreich vorkommt wie das Birkwild, so ist doch der jährliche Abschuß viel geringer als bei jenem (Birkwild 400 bis 500, Haselwild 200 bis 250 Stück).

Trappen, Steinhühner und Schneehühner kommen wohl vereinzelt zum Abschuß, können aber in Mähren nicht als Standwild bezeichnet werden.

Von allen Federwildarten ist das Rebhuhn in Mähren am stärksten vertreten und überall dort in großer Menge zu finden, wo der Hase sich am wohlsten fühlt. Die großartigsten Hühnerjagden sind unstreitig die des Baron Hirsch-Gereuth in Rossitz und

Eichhorn bei Brünn, woselbst jährlich in wenigen Jagdtagen von fünf bis sechs Schützen 10.000 bis 12.000 Stück abgeschossen werden. Berühmt sind weiter die Hühnerjagden um Lundenburg, Göding, Brünn (Sokolnitz), Auspitz u. s. w. Der Jahresabschuß schwankt zwischen zweihundert- bis dreihunderttausend. Wie der Hase bildet auch das Rebhuhn einen vielgesuchten Exportartikel nach Frankreich und England.

Der Fasan hat sich, die rauheren Nord- und Ostbezirke ausgenommen, fast in ganz Mähren eingebürgert und gedeiht nicht nur in den zahlreichen wohlgepflegten Fasanerien, sondern auch in freier Wildbahn ausgezeichnet (Jahresabschuß 30.000 bis 40.000 Stück).

Waldschnepfen und Wachteln, die vielverfolgten Wanderer, soweit sie den gierigen Händen und Netzen der Südländer entkommen sind, kehren alljährlich auf den Schwingen des Frühlings an ihre Brutstätten ins Mährerland zurück; die Schnepfe in die Hochlagen, in die schattigen Wälder, die Wachtel in die grünen reichen Saatgefilde des sonnigen Marchlandes.

Das Wasserwild (Gänse, Enten, Sumpf- und Wasservögel) findet an den wenigen Teichen und in den Thaya- und Marchniederungen zusagende Standorte. Im Norden und den gebirgigen Landschaften des Mittellandes werden in jedem Frühjahr und Herbst die seltenen Gäste dieser Wildarten auf dem Durchzuge erbeutet.

Wildtauben, Krammetsvögel u. dgl. minderwerthige Wildarten werden im ganzen Lande in ziemlich erheblichen Mengen erlegt.

Das Raubwild, welches bei dem Wildreichthum des Landes zu allen Jahreszeiten wohlbesetzte leckere Tafel findet, ist auch in Mähren durch fast alle in der österreichisch-ungarischen Monarchie vorkommenden Arten vertreten. Wenngleich nur vereinzelt, so stattet doch hin und wieder der Bär, der Wolf und nicht selten der Luchs aus den Karpathen wechselnd den östlichen Beskidenwäldern (an der schlesischen Grenze) seinen Besuch ab (seit 1890 wurden im Ostravitza-Thale fünf Luchse erlegt); auch die Wildkatze findet sich hier mitunter vor. Reinecke, der schlaue Raubritter, kommt natürlich im ganzen Lande vor und ist nach Kräften bestrebt, alle Überhege eines Wildes weislich zu reduciren. Zum Abschuß gelangen jährlich bis 1500 Füchse, Fischottern gegen 300, Dachse über 300, außerdem zahlreiche Marder, Iltisse und Wiesel.

Von den Räubern der Lüfte fallen der Büchse und den Eisen alljährlich gewaltige Bursche zum Opfer, und zwar 30 bis 40 Adler, 200 bis 300 Uhu, außer diesen zur hohen Jagd zählenden Raubgesellen noch zahlreiche Falken, Weihen, Eulen, Krähen und kleinere Raubvögel. In den von Rebhühnern dichter besetzten Jagdgebieten ist die ebenso ergiebige als interessante Jagd an der Uhu- oder Aufhütte sehr stark frequentirt.

Was den Jagdbetrieb in Mähren anlangt, so kann wohl gesagt werden, daß derselbe zum weitaus überwiegenden Theile ein streng weidmännischer ist. Daß es auch

hier wie überall unrühmliche Ausnahmen gibt, ist bei dem Umstande ganz erklärlich, daß viele kleine Jagdgebiete, zwischen großen, wildreichen Complexen gelegen, die bäuerliche Bevölkerung unter dem Vorwande, den Wildschaden zu verhüten, zu manchem unweidmännischen Gebahren verlocken.

Der mährische Jagdschutzverein in Brünn wirkt in dieser Richtung wie auch auf dem Gebiete der Kynologie seit mehr als einem Jahrzehnt äußerst erfolgreich und mit rühmenswerthem Eifer bessernd auf die weidmännischen Verhältnisse des Kronlandes ein.

Als Fachblätter vertreten das „Illustrirte Österreichische Jagdblatt" (in Brünn) und „Aus unseren heimischen Wäldern" (in Znaim) die Interessen des heimischen Weidwerks in erschöpfendster und erfolgreichster Weise.

Der „Österreichische Kurzhaar-Club" strebt von Mähren ausgehend die durchgreifendste Veredlung des Vorstehhundes mit bisher überraschenden Resultaten an, welche bei den vom genannten Club und vom mährischen Jagdschutzverein alljährlich veranstalteten Hunde-Ausstellungen und großen Prüfungssuchen zu constatiren sind.

So ist im Mährerlande jede Richtung des Weidwerks in glänzendster Weise vertreten und es blüht in seinen wald- und wildgesegneten Gauen den hohen Jagdherren, wie allen braven Jägern im knorrigen Bergwald wie im erntereichen Flachlande, allzeit das reichste — Weidmannsheil.

Die Fischerei. Vor etwa acht Jahrzehnten stand die Fischerei in Mähren und Schlesien (damals gehörten noch diese beiden Länder einer Landesregierung an) auf einer weit höheren Stufe als jetzt. Besaßen sie doch zu jener Zeit nach landtäflichen Ausweisen über 43.000 Joch Teiche, von denen der weitaus größte Theil auf die Markgrafschaft Mähren entfiel. Heute sind in beiden Ländern zusammen kaum noch 3000 Joch Teiche zum Zwecke der Fischzucht gespannt. Der ganze übrige Teichboden fiel der Landwirthschaft, insbesondere aber der Rübencultur anheim. Auch die Flußfischerei ist den in den letzten Decennien emporgeblühten Industrien, die ihre mehr oder minder schädlichen Abfallwässer mit verderblich wirkenden Stoffen in die einst so fischreichen Flüsse und Bäche des Landes ableiteten, ganz oder theilweise zum Opfer gefallen; namentlich in den Gewässern, welche größere Industrieorte passiren, haben die Fäcalstoffe derselben alle edleren Fischgeschlechter vernichtet oder vertrieben.

Von welcher hohen Bedeutung z. B. die Marchfischerei einst gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß in dem von Johann Baptist Homann im Jahre 1714 in Nürnberg herausgegebenen Weltatlas der Hradischer Kreis der Markgrafschaft Mähren, welcher von der March durchquert wurde, durch eine besonders charakteristische Vignette gekennzeichnet wird, welche die reiche Marchfischerei allegorisch darstellt.

Thatsächlich beherbergte die March, bevor sie verunreinigt wurde, über fünfzig verschiedene Fischarten, von denen besonders der Huchen, die Forelle und Äsche im oberen Quellgebiete, die Aalrute in der Strecke zwischen Müglitz und Kremsier, weiter hinab aber Karpfen, Hechte und Welse in bedeutender Größe und Menge vorkamen. Bei Hochwasser statteten alljährlich der Stör und Hausen, von der Donau kommend, der March und Thaya längere Besuche ab; noch in den Dreißiger-Jahren wurden bei den Wehren in Rabensburg und Göding prächtige Exemplare dieser Süßwasserriesen gefangen.

Der Schill (Zander), der noch heute vorkommt, wurde als der edelste Marchfisch unterhalb Napagedl in bedeutender Menge gefangen. Es würde weit über den Rahmen dieser Skizze hinausführen, wollte man des ebenfalls bedeutenden Fischreichthums der übrigen Flüsse und Bäche gedenken. Man möge sich jedoch an der Hand der nachstehend angeführten Zahlen selbst vergegenwärtigen, welch riesige Mengen von gutem, nahrhaftem Fleische durch die Vernichtung des ehedem blühenden Fischreichthums dem Landesconsum entzogen worden sind. Berechnet man nämlich das Jahreserträgniß eines Joches Teichfläche (äußerst gering gerechnet) nur auf einen Centner marktfähiger Fische, so gingen mit dem Auflassen von 40.000 Joch Teichfläche jährlich 40.000 Centner Teichfische verloren, und wenn man den ehemaligen Ertrag der Flußfischerei in ganz Mähren (ebenfalls sehr niedrig berechnet) gleichfalls mit jährlich 40.000 Centner annimmt, so entbehrt heute der Landesconsum das erhebliche Quantum von acht Millionen Pfund guten, edlen Fleisches. Kein Wunder, wenn bei solchem Ausfall allmälig alle Fleischnahrung sich entsprechend vertheuerte.

Der von Jahr zu Jahr immer fühlbarer hervortretende Mangel an edlem Fischfleisch erhöhte schließlich doch in vielen Kreisen die Nachfrage und lenkte die Aufmerksamkeit maßgebender Behörden und Personen auf die Wiederbelebung der fast zu Grunde gerichteten Fischerei. Allmälig entstanden Gesellschaften und Vereine, welche unter der Führung einzelner fachmännisch gebildeter Männer und dem wohlwollenden Schutze der Behörden und neu geschaffener Gesetze sowohl die Teichwirthschaft als auch die Flußfischerei mit mehr oder minder großer Ausdauer und Geschick zu heben versuchten. Hinsichtlich der Teichwirthschaft hat das kleine Nachbarland Schlesien (insbesondere der Teschner Kreis) Mähren bedeutend überholt, da hier die rationelle Teichwirthschaft noch lange nicht auf jener Stufe steht, wo sie in Schlesien bereits vor etwa zehn Jahren stand. Dagegen hat sich in Mähren seit ungefähr zwanzig Jahren das Bestreben bekundet, die Fischerei in den nahezu entvölkerten Flüssen wieder zu beleben. Fast alle Erfolge, die in dieser Beziehung in Mähren errungen wurden, sind der seltenen Ausdauer und Begeisterung eines einzelnen Mannes zu danken, der sich die Hebung der heimischen Fischerei im vollsten Sinne des Wortes zur Lebensaufgabe gemacht und bis zu seinem Tode treu und unverdrossen,

trotz vieler Enttäuschungen, seine ganze Seele diesem Werke gewidmet hat; es ist dies der im Jahre 1893 in Brünn verstorbene ehemalige Präsident des Mährischen Landes-Fischerei-Vereines Emil Weeger. Er regte im Jahre 1878 im damaligen Ersten mährischen Fischerei-Vereine (dessen Begründer und Obmann er war) die Errichtung der ersten Brutstube für künstliche Forellenzucht (in der k. k. böhmischen Lehrerbildungsanstalt in Brünn) an und lenkte den später begründeten, oben erwähnten Mährischen Landes-Fischerei-Verein (jetzt Section der k. k. mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft) in jene Bahnen, auf denen dieser rührige Verein so glänzende Erfolge erzielte und heute noch erreicht. Im letztgenannten Vereine strebt man nun insbesondere dahin, die Teichwirthschaft in Mähren zu heben und in der Bevölkerung das Interesse dafür durch Unterstützungen aller Art (Subventionen, unentgeltliche Lieferung von Fischbrut und dergleichen) anzuregen, was denn auch thatsächlich in manchen Orten gelungen ist.

Über Weegers Anregung wurde vom Mährischen Landes-Fischerei-Verein eine Fischerei-Karte von Mähren angefertigt, welche in äußerst instructiver Weise sowohl das Vorkommen der verschiedenen edleren Flußfische, wie auch die verschiedengradige Verunreinigung der Flußstrecken in allen Flußläufen Mährens anschaulich macht. Durch Intervention des Vereines wurden bereits mehrere Anstalten für künstliche Fischzucht ins Leben gerufen, von denen jene des Herrn Ritter v. Felbiger in Schöllschitz bei Brünn und die Anlage der Firma „Gebrüder Thonet" auf der Herrschaft Vsetin die bemerkenswerthesten sind. Weiter begründete der Verein seine Anstalt für künstliche Fischzucht in Böhmisch-Wiesen bei Brüsau und erwarb einen für die Fischzucht bestimmten Teich unweit Böhmisch-Trübau. Alljährlich werden aus den genannten Anstalten große Mengen Forellen- und Karpfenbrut an Mitglieder unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt abgegeben und dadurch Teiche und Flußläufe mit edlen Fischen bevölkert. Wandervorträge (in deutscher und böhmischer Sprache) tragen dazu bei, in vielen Orten anregend auf Jung und Alt zu wirken.

Außer dem Mährischen Landes-Fischerei-Vereine tragen noch der seit 1894 mit diesem verbundene „Erste mährische Fischerei-Verein in Brünn", der Iglauer, Trebitscher, Walachisch-Meseritscher und Liebauer Fischerei-Verein, der „Raitzer Fischer-Club" und andere mehr sportliche Gesellschaften zur steten Hebung des Interesses an der heimischen Fischzucht bei. Jedenfalls muß ein ganz merklicher Fortschritt im Fischereiwesen während des letzten Jahrzehnts constatirt werden, und bei dem Wohlwollen und dem großen Interesse, welches in neuester Zeit auch das k. k. Ackerbauministerium der Fischerei zuwendet, sowie bei dem einmüthigen Zusammenwirken aller hierzu berufenen Factoren dürfte in kurzer Zeit das Mährerland auch in Bezug auf seine Fischerei einen ehrenvollen Platz unter den Schwesterländern der Monarchie wieder einnehmen.

Bergbau und Hüttenwesen.

Des Häuerfäustels hellen Klang hören wir durch alle Jahrhunderte erschallen, so weit uns Mährens Geschichte bekannt ist; in Nord und Süd, Ost und West, war der Bergmann bei seinem mühevollen, gefährlichen und dabei so abwechslungsreichen Berufe zu finden und trug sein Redlichstes dazu bei, das Ansehen seines Standes und den Ruhm seines Landes zu mehren. Ist doch im äußersten Westens Mährens, in der alten Bergstadt Iglau die Wiege unseres Bergrechtes zu suchen, zu welcher Berufsgenossen aus aller Herren Ländern pilgerten, daselbst Recht zu erfragen und ihre Rechte dem Iglauer anzupassen. Heute freilich sind der einst so ansehnliche Bergbau um Iglau, welcher im XVI. Jahrhundert noch fast hundert Grubenbetriebe aufzuweisen hatte, sowie nahezu alle übrigen Baue, in denen Edelmetalle unter zahllosen Mühen, Gefahren und Enttäuschungen gesucht wurden, verschwunden und nur Pingen, Halden und Stollen sind als die letzten sichtbaren Zeichen ihres ehemaligen Bestandes verblieben. Alle Versuche, die alten Edelmetallbergbaue Mährens, wie die in Tišnovitz, Fulnek, am Hostein, Goldenstein, Altstadt, Hangenstein, Braunseifen, Friedrichsdorf, Jamnitz, Groß-Wisternitz, Johnsdorf, Pohoř u. s. w. wieder zu beleben, schlugen trotz der großen Entwicklung der montanistischen Technik fehl; man wendet sich heute lockenderen Unternehmungen zu, welche rascheren, leichteren und sichereren Gewinn versprechen, als der von tausend Zufällen abhängige Edelmetallbergbau. Ein einziger Blei-Silber-Bergbau und zwar der ältesten einer, in den Gemeinden Altendorf und Bernhau bei Bautsch, einem schon im XII. Jahrhundert von Bergleuten gegründeten Städtchen Mährens, steht heute noch im Betriebe und wird voraussichtlich auch erhalten bleiben. Friedlich bauen in Altendorf in dem gleichen Gehänge am linken Ufer der Oder die Schieferbergleute den blauschwarzen Dachschiefer, mitten unter ihnen die Erzbergleute die den Grauwackenschiefer durchsetzenden Bleiglanzgänge ab. Die in Altendorf und Bernhau erhauenen Erze werden in einer mit Maschinen neuester Construction versehenen Aufbereitungsanstalt separirt und sortirt und gelangen sodann in deutschen Hütten zur Einlösung. In diesem Bergbaue betrug die Production an Erzen im Jahre 1891 circa 700 Metercentner im Werthe von 7000 Gulden bei einem Arbeiterstande von 80 Mann. Auf Edelmetall sind in Mähren 72 Hektar Grubenfelder verliehen; davon sind jedoch nur acht Grubenmaßen im Betriebe. Ganz unabhängig vom Bergbaubetriebe werden endlich in Mähren noch Edelmetalle in ganz bedeutenden Mengen in Witkovitz bei der Extraction der Kiesabbrände gewonnen.

Ähnlich wie den Edelmetallbergbauen erging es auch vielfach den uralten Eisensteinbergbauen des Landes, doch sind die Ursachen des Niederganges in anderen Umständen zu suchen als jenen, welche dem Gold- und Silberbergbau verderblich geworden sind.

Während letztere theils durch kriegerische Zeitläufe, theils infolge der unentwickelten Technik bei Wasser- und Wetternöthen, theils aus Capitalmangel zum Erliegen kamen, machten dem Eisensteinbergbaue die entwickelten Verkehrsmittel und das Aufblühen des Kohlenbergbaues die Existenz schwierig. Der Eisenhüttenmann setzte sich in früherer Zeit gerne dort fest, wo er reichlichen vegetabilischen Brennstoff und Wasserkräfte zur Verfügung hatte; dabei achtete er weniger auf besonders reiche und ausgedehnte Erzlagerstätten und war zufrieden, wenn die Erze nur rein und leicht zu verschmelzen waren. Solche relativ arme, aber sehr reine Lagerstätten gibt es nun in Mähren sehr viele; kein Wunder, daß sich da die Hochöfner einfanden, sich in den schönsten Gegenden ansiedelten und dem Gutsbesitzer halfen, sein Holz, für das er anderweitig nicht genug lohnende Verwendung fand, los zu werden. Mit der Werthsteigerung und Abnahme der Holzvorräthe, sowie dem Emporblühen der Hütten, welche mineralische Brennstoffe benützten, mußten die alten Hütten und mit ihnen die Eisensteinbergbaue in ihrem Bestande erschüttert werden, da die Erze derselben einen weiten Transport in andere günstiger gelegene Hütten nicht vertrugen. Bei der Entwicklung der Verkehrsmittel traten die reichen Erze der Alpenländer, sogar die des Auslandes, siegreich in den Concurrenzkampf mit unseren armen mährischen Erzen ein und verlegten deren Absatzquellen. Ein Bergbau nach dem anderen wurde gefristet oder heimgesagt; während in der Mitte der Siebziger-Jahre noch 22 Unternehmungen, von denen zwölf im Betriebe standen, existirten, war die Zahl derselben im Jahre 1891 bereits auf 17 gesunken, von welchen aber nur fünf betrieben wurden. Die gesammte auf Eisenerze verliehene Fläche beträgt gegenwärtig 2768 Hektar.

Der älteste der heute noch bestehenden Eisenerzbergbaue mag wohl der des Fürsten Salm-Reifferscheid in Ruditz und Olomučan in der Nähe von Blansko sein. Derselbe liegt im sogenannten mittelmährischen Eisensteinrevier; seine Anfänge mögen, dem patronymischen Ortsnamen Ruditz (Rudice, von ruda — Erz) nach zu schließen, sehr weit zurückreichen. Er ist aber auch noch bis heute ein altväterlicher Bergbau geblieben, keine rauchenden Schlote sind zu sehen, keine geräuschvollen Maschinen, kein Pusten des Dampfes ist zu hören, tiefe Stille herrscht auch heute noch auf dem Bergbauterrain um Ruditz, nur selten unterbrochen durch die die Halden herabkollernden Erzstufen und durch den Klang des Schlägels eines die Stufen von dem tauben Begleiter reinigenden Bergmanns. Primitive Kauen auf Halden der unterschiedlichsten Färbungen bedecken das Feld und geben der Landschaft einen traurigen Anstrich. Hier und da tritt aus einer der Kauen ein Arbeiter heraus und stürzt die Erze vom Karren; unauffällig, wie er gekommen, verschwindet er wieder. Und trotzdem herrscht hier, allerdings dem Blick des Beobachters entzogen, ein recht reges Leben, das sich unter Tags abspielt. In Tiefen bis zu 100 Meter und darüber suchen die braven Bergleute unverdrossen nach den in Mulden des devonischen

Kalkes in Juraschichten eingebetteten Nestern eines sehr reinen Brauneisensteines und bauen denselben mit der größten Sorgfalt ab. Das Vorkommen bedingt den Aufschluß durch zahlreiche Schachte, deren Herstellung nur relativ geringe Kosten verträgt. Die Förderung geschieht nur am Handhaspel, welcher von zwei oder vier Haspelknechten bedient wird. Da in den Gruben gar kein Wasser vorhanden ist, so fehlen auch Vorrichtungen zur Wasserhaltung, die sonst mit einem Bergbaubetriebe unzertrennlich verbunden zu sein pflegen. Dieser so einfache Bergbaubetrieb gibt 76 Arbeitern ein zwar mühseliges, aber auskömmliches und sicheres Brot und erzeugt jährlich 58.000 Metercentner Brauneisensteine, welche sämmtlich in die fürstlichen Hütten bei Blansko wandern, um dort verschmolzen zu werden. Außer diesen Eisensteinen werden bei Ruditz auch noch feuerfeste Thone und Kaolinerde gegraben. Im mittelmährischen Reviere sind nur noch die Rotheisensteingruben bei Lettovitz, welche ihre Erze gleichfalls den fürstlich Salm'schen Hütten bei Blansko zuführen, im Betriebe.

Im zweiten Eisensteinreviere Mährens, dem Sudetenreviere, liegen zwei Züge von Eisenerzvorkommen; der eine beginnt in Seitendorf in Schlesien und zieht in südwestlicher Richtung über Brockersdorf, Bärn, Andersdorf, Deutsch-Lodenitz nach Sternberg; der zweite zieht parallel mit dem ebengenannten von Zuckmantel in Schlesien bis Hangenstein und Deutsch-Eisenberg. Die Erze dieser beiden Züge, theils Brauneisensteine, theils Rotheisensteine oder auch Magnetite, kommen theils im krystallinischen Schiefer, theils im Devon vor, sind aber wie alle Eisenerzlager Mährens absätzig und relativ arm, dabei aber rein und leicht verschmelzbar. Diesen Verhältnissen entsprechend ist der Bergbau in diesem Reviere ein recht schwacher. In Kwittein, Lukavec, Pinke und Sternberg baut die Zöptau-Stefanauer Bergbau- und Eisenhütten-Gewerkschaft mittelst zweier Maschin- und sechs Haspelschachten auf Eisenerze, welche sie selbst verhüttet, und beschäftigt hierbei über 200 Bergarbeiter. Die jährliche Erzeugung betrug im Jahre 1891 100.000 Metercentner an Braun- und Rotheisenstein.

Das dritte Eisensteinrevier Mährens, das Karpathenrevier im Gebiete der mährisch-schlesischen Karpathen gelegen, führt Sphärosiderite, welche theils in Putzen, theils in Lagern von geringer Mächtigkeit vorkommen; ihr Erzgehalt ist gering, 12 bis 14 Procent, der Kieselsäuregehalt oft recht groß. Sie werden nur vom Fürsterzbisthum Olmütz bergbaumäßig für die eigenen Hütten in geringen Mengen gewonnen; die Zahl der dabei beschäftigten Bergleute beträgt nur einige Mann.

Wie schon erwähnt, ist der Eisensteinbergbau Mährens in stetigem Niedergang begriffen; während in der Mitte der Siebziger-Jahre 500 Bergarbeiter 800.000 Metercentner erzeugten, ist heute die Arbeiterzahl auf 350 Köpfe, die Erzeugung auf 200.000 Metercentner gesunken.



Stollen silberhaltiger Bleierze und Schieferbrüche in Altendorf bei Bautsch an der Oder

Während der Eisenstein- und Metallbergbau solcherart den Höhepunkt seiner Entwicklung schon lange überschritten hat, strebt der Kohlenbergbau in Mähren mächtig in die Höhe und schafft, gleich den ersteren in früheren Jahrhunderten, an den Orten seiner Blüte frisches Leben, Wohlstand, Reichthum. Kohle jeder Art ist in diesem Kronlande reichlich zu finden: die Steinkohle in allen ihren Varietäten im Rossitzer und Ostrau-Karviner Revier, die minderwerthige Kreidekohle im Norden, der Lignit im Süden Mährens.

Der Kreidekohlenbergbau, welcher in der Umgebung von Mährisch-Trübau und Boskovitz in der Kreide auf einem einen Meter mächtigen Flötzchen umgeht, lebt allerdings nur ein Scheindasein, denn er fördert mit 24 Bergarbeitern auf Stollenbauen ohne Verwendung von Maschinen nur 13.000 Metercentner einer sandigen, schiefrigen Kohle, welche von den Landleuten der Umgebung zum Hausbrand verwendet wird. Anders liegen die Verhältnisse schon im Rossitzer Steinkohlenbecken. In dem von Mährisch-Kromau nach Segen-Gottes bei Rossitz streichenden Steinkohlengebirge treten drei Steinkohlenflötze mit einem 10 — 12 Kilometer langen Streichen auf, von welchen die zwei hangenden bauwürdig sind. Das Hauptflötz erreicht stellenweise eine Mächtigkeit bis sieben Meter, das zweite eine solche von 2·5 Meter. Acht Maschinschachte in den Gemeinden Segen-Gottes, Babitz, Zbeschau und Padochau (Padochov) fördern aus Tiefen von 300 bis 400 Meter die durch den Abbau beider Flötze gewonnenen Kohlen zu Tage, welche wegen ihres hohen Heizwerthes von der Industrie sehr geschätzt werden. Ganz besonders wird die Rossitzer Steinkohle als Schmiedkohle vor allen anderen Kohlen bevorzugt und als solche in der ganzen Monarchie und über die Grenzen derselben versendet. Da diese Kohlen aber auch so vorzüglich backen wie keine andere in Österreich, so bieten sie ein vorzügliches Material zur Erzeugung von Coakes.

Ein sehr unerwünschter Begleiter des Rossitzer Bergbaubetriebes sind die Schlagwetter, welche im Flötze auftreten und den Bergmann zur größten Vorsicht zwingen. Plötzliche Eruptionen derselben werden zwar nicht beobachtet, wie im Ostrau-Karviner Revier, aber die Gase begleiten unausgesetzt unter Knattern, Knistern, Plaudern und Singen den Häuer, der unter dem Schutze der Sicherheitslampe die Aufschlußstrecken im Flötze treibt. Ist ein Flötztheil einmal aufgeschlossen, so verschwinden diese Erscheinungen, aber ein anderer schlimmer Begleiter des Abbaues stellt sich ein: der außerordentlich feine, Alles erfüllende und durchdringende Kohlenstaub, welcher, aus irgend einer Ursache zur momentanen Entzündung gebracht, dem Bergmann nicht minder gefährlich wird als die schlagenden Wetter.

Der Betrieb der Bergbaue des Rossitzer Beckens ruht derzeit in den Händen zweier Gesellschaften: der Rossitzer Bergbaugesellschaft und der Liebe-Gottes-Gewerkschaft;

ihr Ursprung reicht in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Während aber im Jahre 1783 nur 1500 Metercentner gefördert wurden, hat sich die Production mit Schluß des Jahres 1891 bereits auf 3½ Millionen Metercentner gehoben; die Zahl der Arbeiter ist von wenigen Köpfen auf 2000 gestiegen.

Der reizend gelegene Bergort Segen-Gottes verdankt seine Entstehung einzig und allein dem Bergbau; er wird heute von 1600 Einwohnern bewohnt, welche sämmtlich in einer gewissen Beziehung zum Bergbau stehen. Von den achtzig Häusern des Ortes gehören alle bis auf drei der Rossitzer Bergbaugesellschaft.

Ist schon der Kohlenreichthum des Rossitzer Beckens ein so großer, daß ein ganz bedeutender Theil der mährischen Industrien aus demselben mit Kohle versorgt wird, welch reiches bergmännisches Leben entfaltet sich erst in dem in der nordöstlichsten Ecke Mährens beginnenden und nach Schlesien sich ausbreitenden Steinkohlenrevier von Mährisch-Ostrau! Vor nicht viel mehr als hundert Jahren waren die großen Schätze an Steinkohlen, welche die Natur in jenen Landestheilen aufgespeichert hat, nahezu unbekannt. Die Kohle der zu Tage ausbeißenden Flötze konnte mit dem reinen, geruchlosen und in seiner Handhabung bequemen Holz nicht concurriren. Der Schmied war der einzige, der diesen fossilen Brennstoff würdigte; die Hausfrau, der Bürgersmann verabscheuten den russigen Brennstoff, der sich oft auch durch penetrant riechende Gasentwicklungen unangenehm bemerkbar machte. Als jedoch, hervorgerufen durch die Entwicklung des Dampfmaschinenwesens, der Ruf nach Kraft dringender wurde und das Holz, der bis dahin siegreiche Concurrent der Kohle, sich als Schwächling erwies, begann der Bergmann in dem freundlichen Hügellande um Mährisch-Ostrau, in welches die blauen Berge der Sudeten und Beskyden hineinblicken, aufzutauchen und nach den Schätzen zu graben, die seine schwere Arbeit reichlicher lohnten als das trügerische Gold und Silber, welche er Jahrhunderte lang in ihren Verstecken aufgesucht hatte. Langsam, sehr langsam ging es vorwärts; zunächst waren es die größeren Eisenwerke und Fabriken des nördlichen Mährens und Schlesiens, welche sich als Abnehmer einstellten; der altehrwürdige Haspel und der schon vornehmere Pferdegöppel wurden im Beginn der Vierziger Jahre durch die Fördermaschine verdrängt und die Untersuchungs- und Aufschlußbauten mehrten sich. Immer aber fehlte noch ein Abflußkanal für das große Kraftreservoir, bis endlich im Jahre 1847 die Kaiser Ferdinands-Nordbahn eröffnet wurde. Ziemlich schnell schlossen sich dann weitere Montanbahnen an, welche die Gruben mit dem Hauptstrange verbanden und dem ungehinderten Abfluß der Kohle stand kein Hinderniß mehr im Wege. Unternehmung auf Unternehmung erstand, die Zahl der Bergleute, die, unterstützt durch die vorgeschrittene Maschinentechnik, in immer größere Tiefen vordrangen, stieg bis in die Tausende, Industrien siedelten sich in der Nähe der Kraftquellen an und verwandelten die Umgebung von Mährisch-Ostrau in ein

Industriecentrum ersten Ranges. Im Jahre 1782 gelangten circa 1200 Metercentner an das Tageslicht, im Jahre 1850 war die erste Million erreicht, 1882, hundert Jahre nach Beginn eines nennenswertheren Betriebes, betrug die Förderung 26 Millionen Metercentner und mit Schluß des Jahres 1891 war die Ziffer von 43 Millionen bereits überschritten.

Aber nicht nur in Mährisch-Ostrau und der nächsten Umgebung zeigte sich der Segen eines entwickelten Bergbaubetriebes. Überall, wohin die Kohle gelangte — und sie bleibt zum großen Theile im Vaterland — wirkte sie befruchtend. Brünn und Wien sind Hauptabsatzpunkte geworden. Längs der eisernen Straßen, auf denen die Kohlen rollen, entstanden Industrien der verschiedensten Art. Der Städter liebt diese glänzend schwarze Kohle, weil sie rein und ohne störenden Geruch verbrennt, keiner besonderen Aufsicht bedarf und thatsächlich bis auf ein kleines Aschenhäuflein verschwindet. Der Hüttenmann wiederum liebt die Ostrauer Kohle wegen ihres hohen Brennwerthes, ihrer Reinheit und ihrer Backfähigkeit. Kann er auch mit jedem Brennmateriale seine Dampfkessel heizen, in seinen Öfen Hitzegrade von Tausenden von Graden erzeugen: zum modernen Hochofenbetriebe bedarf er guter, billiger und reiner Coakes. Diese liefert ihm das Revier reichlich, denn in mehr als 1000 Coakesöfen werden gegenwärtig an sechs Millionen Metercentner Coakes erzeugt.

Das Kohlenrevier um Mährisch-Ostrau — das Ostrau-Karviner nach den zwei an den Endpunkten der Ostrauer Mulden gelegenen Orten benannt — enthält derzeit über 6000 Hektar belehnter Grubenfelder, ist durch 83 Schachte, von denen achtundzwanzig zur Förderung, achtzehn zur Förderung und Wasserhaltung, zwölf als Kunstschachte dienen, aufgeschlossen, welche Teufen bis 600 Meter erreichen. Während im Rossitzer Becken nur zwei Flötze gebaut werden, beträgt hier die Anzahl der mit Sandsteinen und Schiefern abwechselnd eingelagerten bekannten Flötze 366, wovon aber nur 102 als bauwürdig angesehen werden. Die Mächtigkeit der Flötze variirt zwischen einigen Millimeter bis zu vier Meter. Wie die Mächtigkeit, so variirt aber auch die Qualität der Kohle; der Bergbau ist in der glücklichen Lage, Kohle jeder Beschaffenheit, magere, halbfette und fette, nach Bedarf, liefern zu können. Der Aschengehalt der Kohlen ist im Allgemeinen geringer als der der Rossitzer Kohlen und wird durch sorgfältige Aufbereitung in den mit den Schachten verbundenen, durch Maschinen betriebenen Anlagen auf ein Minimum reducirt.

Auch die Ostrauer Flötze führen gleich denen im Rossitzer Becken die Schlagwetter als schlimmen Begleiter, nur treten hier die Gasentwicklungen häufig mit besonderer Vehemenz und Plötzlichkeit in großen Mengen auf und schaffen die Bedingungen zu verheerenden Explosionen: eine schadhafte Lampe, ein ausblasender Schuß, eine Unvorsichtigkeit — und unter Donner, Blitz und Sturmessausen werden der Mensch und seine

Werke vernichtet. Die Geschichte der Ostrauer Bergbaue hat manch schwarzes Blatt voll Trauer und Schrecken aufzuweisen, dabei aber zugleich auch viele Beweise von Todesmuth und Aufopferung, wie sie erhebender kaum auf den Schlachtfeldern gefunden werden können. Um diese gefährlichen Wetter, auch die verbrauchten, rasch abzufangen, arbeiten im Reviere circa fünfzig Ventilationsmaschinen der verschiedensten Systeme.

Nicht alle Bergbaue des Ostrau-Karviner Beckens liegen, wie schon in der Bezeichnung desselben angedeutet ist, im Kronlande Mähren, die größere Zahl derselben befindet sich auf schlesischem Boden. In Mähren befanden sich mit Ende des Jahres 1891 fünf Unternehmungen mit elf Dampfmaschinen im Betriebe, welche über acht Millionen Metercentner Steinkohle zu Tage förderten und nahezu 4700 Arbeiter beschäftigten. Drei Betriebe, und zwar der Karolinen-, der Salomon- und der Tiefbauschacht sind im Besitze des Freiherrn von Rothschild, zwei mit dem Heinrich-, Georg- und Franzschacht im Besitze der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Mit diesen Betrieben sind Aufbereitungs- und Coakesanstalten, mit dem Heinrichschachte auch eine Brikettfabrik verbunden. In den mährischen Coakesanstalten wurden im Jahre 1891 nicht nur 3½ Millionen Metercentner Steinkohlen vercoakt, sondern bei diesem Processe auch sehr ansehnliche Mengen werthvoller Nebenproducte als: Ammoniak, Ammoniumsulfat, Theer, Hartpech, Asphalt und Theeröl im Gesammtwerthe von 360.000 Gulden gewonnen. Die Brikettanstalt am Heinrichschachte — die einzige des Reviers — erzeugt über 150.000 Metercentner Briketts aus der Staubkohle, welche mittelst Hartpech gebunden wird.

Daß der Bergbaubetrieb um Mährisch-Ostrau mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgerüstet ist, ist bei einer so hoch entwickelten Industrie selbstverständlich. Tüchtige Ingenieure, deren Namen sowohl im Vaterlande als außerhalb desselben einen guten Klang haben, stehen an der Spitze der Unternehmungen und suchen im Verein mit ihren Standesgenossen den Bergbau auf der Höhe der Zeit zu erhalten und zugleich das Los der ihnen anvertrauten Bergleute möglichst zu verbessern. Diese Bestrebungen finden ihren Concentrationspunkt im Ostrauer berg- und hüttenmännischen Vereine, in welchem alle das Herz des Bergmannes bewegenden Fragen verhandelt und erledigt werden.

Behufs Heranbildung tüchtiger Aufsichtsorgane für das Ostrau-Karviner Becken besteht in Mährisch-Ostrau eine eigene Bergschule, in welcher junge Bergleute, die eine angemessene Zeit in der Grube gearbeitet haben, in allen jenen Gegenständen unterrichtet werden, deren Kenntniß einem Aufseher heutzutage nöthig sind.

Wenn die Bergleute im südlichen Mähren auf ihre Ostrauer Genossen nur mit stillem Neide hinblicken, so darf dies nicht Wunder nehmen; gegen den Kohlenreichthum dort ist das Lignitvorkommen von Südmähren von zurücktretender Bedeutung. Freilich ist die Braunkohle billig, sehr billig, aber vor ihrer schwarzen Anverwandten muß

sie sich trotzdem, wo sie ihr im Concurrenzkampfe begegnet, zurückziehen, denn ihr Heizwerth ist geringer, ihr Aschengehalt groß und ihre Empfindlichkeit gegen den Transport sogar sehr groß. Ans Tageslicht gebracht, verliert sie jeden Halt und der in der Grube schier unbezwingliche Block von Pfostenkohle verwandelt sich infolge der Berührung mit der Luft zu cuboidischen Brocken. Im Hause ist sie wegen starker Gasentwicklung unangenehm. Die Lignitkohle Südmährens wird daher als Hausbrand fast nur in den Städten und Ortschaften der Umgebung der Bergbaue verwendet. Sehr wichtig dagegen ist das Lignitvorkommen für die Industrie Südmährens. Glashütten, Zuckerfabriken, Brauhäuser, Mühlen und andere industrielle Unternehmungen haben sich auf Grund der billigen Kohle angesiedelt und geben einem ganz bedeutenden Theile der südmährischen slovakischen Bevölkerung Arbeit und Verdienst.

Das südmährische Braunkohlenvorkommen, der Tertiärperiode angehörig, befindet sich in einem Raume, welcher durch die Verbindungslinien der Orte Neudorf, Bilovitz, Tscheitsch, Gaya, Keltschan, Temnitz, Rohatec, Göding, Neudorf begrenzt wird. Das Lignitflötz innerhalb dieses Raumes liegt unter Tegel- und Sandschichten in Teufen bis zu 100 Meter und darüber in Separatmulden eingebettet, hat eine durchschnittliche Mächtigkeit von 2·5 Meter und ist zusammengesetzt aus blätteriger Kohle, Pfostenkohle, bestehend aus flachgedrückten Holzstämmen, Wurzelstockkohle und endlich massiger, ziemlich verunreinigter Kohle. Die Pfosten der darnach benannten Kohle sind so gut erhalten, daß man bei entsprechender Behandlung derselben unschwer Möbel daraus schnitzen könnte.

Mit Ende des Jahres 1891 bestanden zwölf Unternehmungen für Braunkohlenförderung, von denen jedoch nur acht im Betriebe waren. Zur Förderung dienen drei Maschinschachte, ein Förderstollen und einige Haspelschachte. Die Anzahl der in den Bergbauen in Gaya, Keltschan, Dubnian, Hovoran, Tscheitsch und Luschitz beschäftigten Arbeiter betrug Ende 1891 500. Dieselben sind durchaus Slovaken aus der nächsten Umgebung der Bergbaue, gutmüthige, willige und sparsame Leute, die sobald als möglich in den Besitz eines Häuschens mit einem Stückchen Feld zu gelangen suchen. Haben sie dies Ziel erreicht, so verstehen sie die Obliegenheiten des Landmannes sehr gut mit den Verpflichtungen, die sie dem Bergbaue gegenüber eingegangen sind, zu vereinigen.

Die Menge der von allen Bergbauen Südmährens erzeugten Kohlen belief sich im Jahre 1891 auf 1,120.000 Metercentner. Von Schlag- und Brandwettern sind zwar die Lignitgruben verschont geblieben; dafür belästigen aber Wasser und insbesondere der Schwimmsand die Bergleute oft in unerträglicher Weise. Der letztere zwingt sogar zeitweilig zur vollständigen Einstellung des Betriebes, da selbst jahrelange Arbeit oft seine Kraft nicht zu brechen vermag. Infolge der in bedeutenderem Maße zu bewältigenden

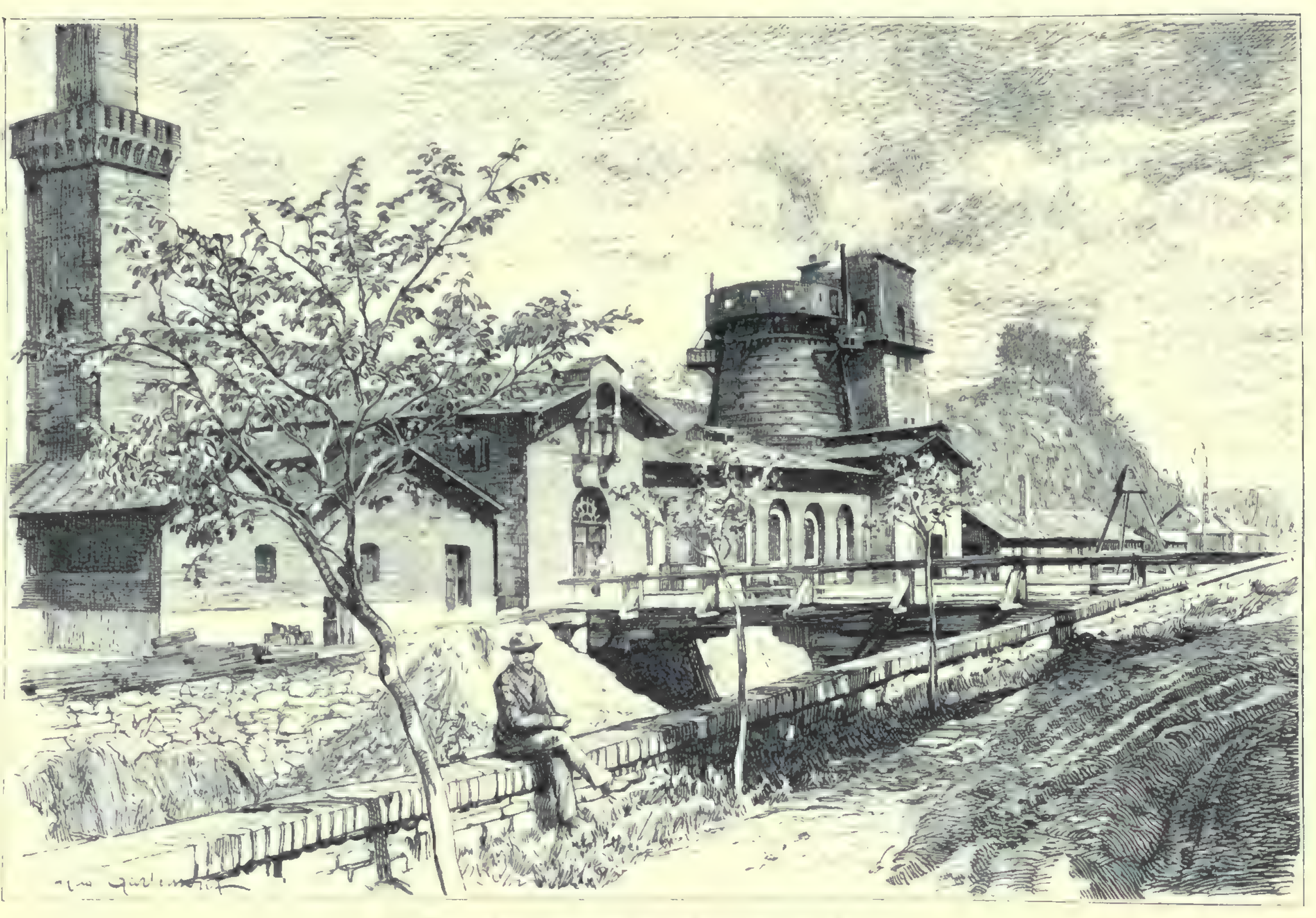
Wässer finden wir in allen größeren Gruben Wasserhaltungsmaschinen der verschiedenartigsten Systeme eingeführt.

Außer den Erz- und Kohlenbergbauen sind in Mähren ferner noch eine Reihe von Graphitbergbauen im Betriebe, welche auf dem Zuge graphitischer Schiefer von Kunstadt bis Öls an der böhmisch-mährischen Grenze und auf den Lagern bei Müglitz, Altstadt und Goldenstein umgehen. Diese graphitischen Schiefer sind im Allgemeinen ziemlich hart und müssen daher nach der Gewinnung erst einem längeren Aufbereitungs- und sorgfältigen Schlemmproceß unterworfen werden, bevor sie marktfähige Waare geben. Der mährische Graphit, welcher theils in Pulverform, theils als Stückgraphit, theils als „Moravian Blacklead" oder „Moravian Silver-Blacklead" in den Handel kommt, hat eine tiefschwarze Farbe. Die producirte Menge wandert fast zur Gänze nach Deutschland, England und Amerika. Die Anzahl der im Betriebe stehenden Unternehmungen auf Graphit betrug im Jahre 1891 acht, welche zusammen 44.000 Metercentner Graphit im Werthe von 93.000 Gulden erzeugten. Die Anzahl der hiebei beschäftigten Arbeiter betrug 230.

Als Bergbaubetrieb auf nicht vorbehaltene Mineralien wäre schließlich noch der der neuesten Zeit angehörige Bergbau auf feuerfeste Thone in der Umgebung von Briesen, Gewitsch und Opatovitz anzuführen. Es befinden sich daselbst in der Kreideformation, im Liegenden der Kreidekohlen, meistens auch mit dieser zugleich vorkommend, Flötze feuerfesten Thones von wechselnder bis 7 Meter steigender Mächtigkeit und verschiedener Güte, welcher meist mittelst Stollenbaues, seltener durch Schachtbetrieb gewonnen wird und in dem gleichen Zustande, wie er gefördert wird, auch zur Versendung gelangt. Er geht zum Theile (60.000 bis 80.000 Metercentner) nach Vitkovitz, zum Theile, etwa in der gleichen Menge, nach Oberschlesien, wo er zur Erzeugung von Chamottesteinen verwendet wird. Da der feuerfeste Thon nicht zum Bergregale gerechnet wird, somit dem Grundbesitzer gehört, so bildet er für die Besitzer von Grundstücken, in welchen er vorkommt, eine Quelle reichlichen Gewinnes.

Hüttenwesen. Wie schon bei der Schilderung der Eisensteinbergbaue ausgeführt wurde, war der Bestand der Eisenhütten in Mähren an das Vorhandensein billigen und ausreichenden Holzes, reiner, leicht verschmelzbarer und nahe gelegener Erze und einer genügenden Wasserkraft gebunden. Dem Vorhandensein dieser Vorbedingungen verdankten von den heute noch bestehenden Hüttenunternehmungen die fürstlich Salm'schen Hütten in Blansko, die Hütten des Olmützer Fürsterzbisthumes in Friedland, Čeladna und Ostrovitz, die Eisenwerke der Zöptau-Stefanauer Bergbau und Eisenhüttengewerkschaft im Norden Mährens, das Eisenwerk des Grafen Harrach in Janovitz und die Eisenhütte des Grafen Mittrowsky in Stiepanau ihre Entstehung. Als man in den ersten Jahrzehnten unseres

Jahrhunderts begann, die Holzkohlen durch Steinkohlen und Steinkohlencoakes zu ersetzen, an die Stelle der Wasserkraft die Dampfkraft zu setzen und durch den Bau der Eisenbahnen die Möglichkeit schuf, die Erze selbst aus größeren Entfernungen herbeizuschaffen, wanderte der Hüttenmann an jene Orte, wo der mineralische Brennstoff in guter Qualität und ausreichender Menge vorhanden war. Es entstanden in Mähren die Hüttenunternehmung Segen-Gottes und die in Vitkovitz, welch letztere als die größte und bemerkenswertheste in Österreich bezeichnet werden muß. Allein nicht nur die Existenzbedingungen der Hütten haben sich in unserem Jahrhundert geändert, selbst der Hüttenbetrieb war im Laufe der letzten Jahrzehnte ein total anderer geworden. In früheren Zeiten schloß sich an die Hütte, wo das Holzkohlenroheisen in beschränkter Menge erblasen wurde, der Eisenhammer an, in welchem mittelst des Herdfrischprocesses Schmiedeeisen und Stahl erzeugt wurden. Die Art dieses Processes schloß eine Massenproduction, wie wir sie heute kennen, aus und war, wie schon erwähnt, an viel Holzkohle und Wasserkraft gebunden. Es war somit nicht nur die Zahl der Unternehmungen eine beschränkte, sondern auch die Production eine so geringe, daß sie oft der Nachfrage nicht genügen konnte. Die Preise des Metalls, beziehungsweise seiner Fabrikate waren daher so hohe, daß diese Unternehmungen reichlichen Gewinn abwarfen und in Gegenden, welche sonst, abgeschlossen vom Verkehr, keine Gelegenheit zu einem anderweitigen Verdienst boten, den Bewohnern ausreichende und gut bezahlte Arbeit gaben. Diese Verhältnisse änderten sich zu Ungunsten der alten Werke, als man anfing, in Coakeshochöfen Roheisen in bedeutend größeren Mengen zu erblasen, als dies bei dem Holzkohlenbetriebe möglich war, als man an Stelle des langsamen Herdfrischprocesses den Puddlingsproceß setzte, der gestattete, große Mengen von Stahl und Eisen unter Benützung des Steinkohlenfeuers zu erzeugen. Noch hatte die den kleineren Werken verderblich gewordene Umwälzung ihre volle Wirkung nicht entfaltet, als Bessemer den Windfrischproceß erfand, der gestattete, Stahlmengen, welche man beim Herdfrischprocesse nur in 1½ Wochen, beim Puddlingsprocesse in 1½ Tagen erzeugen konnte, in 20 Minuten zu erblasen, und kurz hierauf durch den Thomas-, Gilchrist- und den Martinproceß sogar die Nothwendigkeit entfiel, zum Processe nur die reinsten Erze zu verwenden. Damit wurde der Kleinproduction der Todesstoß versetzt. Allerdings bestehen noch bei den Hütten in Friedland, Janovitz und Zöptau 26 Frischfeuer, aber die Erzeugung derselben bleibt auf die Verwendung zu ganz bestimmten Zwecken und für einen noch vorhandenen conservativen Kundenkreis beschränkt. Die Hochöfen in Janovitz und Stiepanau kamen gänzlich außer Betrieb; der Bedarf an Guß- oder Frischroheisen, sowie an Eisen und Stahl wurde von den Hütten gänzlich oder theilweise von auswärts gedeckt, nur die Gießereien, die Erzeugung von Schmiedestücken, Blechen, Maschinentheilen, Maschinen, Fabrikseinrichtungen und dergleichen blieben bestehen.



Fürstlich Salm'sche Hütten im Punkvathale bei Blansko (Bezirk Boskovitz).

Von den im Jahre 1891 in Mähren erblasenen zwei Millionen Metercentnern Roheisen wurden nur acht Procent in den Hütten zu Zöptau, Friedland, Blansko erzeugt, der Rest war die Production der Vitkovitzer Hochöfen. Der dritte Theil der Gesammterzeugung an Roheisen diente zur Erzeugung von Gußwaaren aller Art, wie Bau- und Maschinenguß, Feinguß, Poterieguß und Ofenguß. Und gerade in der Erzeugung von Gußwaaren ist es den mährischen Hütten gelungen, Vorzügliches zu leisten. Die Blanskoer Gußwaaren finden ihre Abnehmer in der ganzen Welt. Berühmt sind die gegossenen Öfen von Friedland und Zöptau, welche in hunderten von Variationen, vom einfachsten Kanonenofen angefangen bis zum künstlerisch reich ausgestatteten Luxusofen, in der Anzahl von jährlich 40.000 bis 50.000 Stück vom Markte bereitwilligst aufgenommen werden. Das erzeugte Frischroheisen wird zum Theile in den Hütten bei Zöptau, Janovitz und Friedland mittelst des Herdfrisch- und Puddlingsprocesses, zum größeren Theile in den Eisen- und Stahlwerken in Vitkovitz und Mährisch-Ostrau, und zwar in den Bessemer-, Thomas- und Martinhütten zu Eisen und Stahl verarbeitet. Aus diesen werden sodann an Ort und Stelle die verschiedensten Bedarfsartikel, als Panzerplatten, Feinbleche, Kesselbleche, Wellbleche, Ackerbleche, Eisenbahnbetriebsartikel, Röhren, Commerz- und Façoneisen, Wirthschaftsgeräthe und dergleichen erzeugt.

Zu den ältesten Hüttenunternehmungen in Mähren gehören die Hütten des Fürsten Salm-Reifferscheid in Blansko und die des Fürsterzbisthums Olmütz in Friedland. Die ersteren können ihren Bestand bis in das XVII. Jahrhundert urkundlich zurückverfolgen und verdanken ihre Entstehung dem Vorkommen der Erze in Ruditz, Olomučan und anderen nahegelegenen Orten, sowie dem Vorhandensein der Wasserkraft der Punkva. Daß in der Umgebung von Ruditz schon in den ältesten Zeiten Eisen erzeugt wurde, beweisen die Funde von Schlackenröhren und Eisenschmelztiegeln, welche aus dem feuerfesten Ruditzer Thon gemacht wurden, die Schlackenhalden und Schmelzplätze. Heutzutage hat sich aber der gesammte Hüttenbetrieb in dem reizenden Punkvathal, unweit der Station Blansko der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft, concentrirt und benützt die vorhandene Wasserkraft für den Betrieb der nothwendigen Maschinen. Die Anlage zerfällt in die Hochöfen, von denen zwei älterer, einer neuerer Construction sind, und die anschließenden Gießereien, die Maschinenfabrik und eine Chamottefabrik.

Die Hütten in Friedland standen nachweislich schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Betriebe und lieferten unter der Regierung des Erzherzogs Leopold I. Wilhelm, als damaligem Bischof zu Olmütz, vorzugsweise Kriegsmaterialien, wie Kugeln, Granaten, eiserne Thore, Ausfall- und Schußgatter, sowie anderes Schanz- und Minirzeug für die kaiserliche Armee und die bischöflichen Festungen Mürau und Hochwald. Diese Unternehmung umfaßt heute die Eisenhütten in Friedland, Čeladna und Ostrovitz mit drei

Hütten des Fürsterzbisthums Olmütz in Friedland Bezirk Mistek).

Hochöfen, eine Eisengießerei, vierzehn Frischfeuer, ein Walzwerk für Feinbleche, eine Galvanisirwerkstätte und Schleiferei. Besonders bekannt sind außer den Öfen, wie schon oben erwähnt, die Fein- und Metallbleche, welche daselbst erzeugt werden.

Die Eisenwerke bei Zöptau und Stefanau, welche gleichfalls auf einen mehrhundertjährigen Bestand zurückblicken können, verschmelzen zum Theile Erze aus den gewerkschaftlichen Gruben in Nordmähren, zum Theile steirische Erze und verwenden das erblasene Roheisen sodann größtentheils in den eigenen Betrieben zur Erzeugung von Gußwaaren aller Art oder frischen dasselbe in Frischfeuern oder Puddlingsöfen. Diese Hütten umfassen außer den Hochöfen in Zöptau und Stefanau und den dazu gehörigen Gießereien noch eine Reihe von Betrieben, wie Walzwerke, Frisch- und Zeughütten, eine Nagelhütte, eine Puddlingshütte und dergleichen und anschließend an diese Hütten eine Maschinenfabrik und Brückenbauanstalt. Die Eisenwerke des Grafen Harrach in Janovitz und des Grafen Mittrowsky in Stiepanau haben endlich, wie schon oben erwähnt wurde, den Hochofenbetrieb gänzlich eingestellt, verwenden in ihren Betrieben Roheisen, das sie von auswärts beziehen, und haben sich ganz der Erzeugung von Maschinenbestandtheilen, Blechen, Maschinen für Brettsägen und Mahlmühlen, Filterpressen und dergleichen, sowie von Gußwaaren aller Art zugewendet.

Die neueren Hüttenunternehmungen, welche auf Grund des Vorhandenseins von Steinkohlenlagern erbaut wurden, sind die in Segen-Gottes bei Rossitz und die Eisen- und Stahlwerke in Vitkovitz. Die erstere, in den Jahren 1859 bis 1861 erbaut, erblies in den ersteren Jahren ihres Bestandes in einem Coakeshochofen Roheisen, stellte jedoch anfangs der Siebziger-Jahre den Hochofenbetrieb widriger Verhältnisse halber ein und verwendet seitdem englisches, ungarisches und einheimisches Roheisen. Der Betrieb dieses Eisenwerkes beschränkt sich auf die Erzeugung von Gußwaaren, Commerz- und Façoneisen, Ackerblechen, Schaufeln, Eisenbahnbetriebsartikeln, von Apparaten für andere Fabrikszweige und dergleichen.

Die wichtigste Hütte Mährens, die Eisen- und Stahlwerke in Vitkovitz der Vitkovitzer Bergbau- und Eisenhüttengewerkschaft, verdankt ihre Entstehung einem Fürsterzbischof von Olmütz, welcher unserem Kaiserhause angehörte und gleich dem den Steirern unvergeßlichen Erzherzog Johann der Eisenindustrie ein warmes Interesse entgegenbrachte, dem Erzherzog Rudolf. Dieser ließ im Jahre 1826 in Vitkovitz die „Rudolfshütte" erbauen, bei deren Anlage nicht nur die Nähe der Ostrauer Steinkohlengruben, sondern auch die Lage an der Ostravica, welche die Betriebskraft liefern sollte, in Rücksicht gezogen wurde. Erzherzog Rudolf schied jedoch bald darauf, im Jahre 1831, aus dem Leben und sein Nachfolger, der Fürsterzbischof Graf von Chotek, verpachtete die Hütte im Jahre 1835 an eine Gesellschaft, in der sich Freiherr von Rothschild befand; dieser kaufte das Eisenwerk im Jahre 1841. Heute ist dasselbe Eigenthum der Vitkovitzer



Rothschild'sches Eisenwerk in Vitkovitz (Bezirk Ostrau).

Bergbau- und Eisenhüttengewerkschaft, welcher die Familie des Freiherrn von Rothschild als Gewerke angehört. Österreichischer Unternehmungsgeist und österreichische Hüttenleute haben aus unscheinbaren Anfängen — stets geleitet von dem Bestreben, an der Spitze der österreichischen Eisenindustriellen zu stehen und den Fortschritten der Eisenindustrie zu folgen — ein Werk geschaffen, welches, das erste in Österreich, wenige seinesgleichen auf der Erde findet. In zwei, mit den bewährtesten Einrichtungen versehenen Hochofen-anlagen mit je drei Coakeshochöfen wurden im Jahre 1891 aus 2½ Millionen Metercentner Erzen, die aus Mähren, Böhmen, Galizien, Steiermark, Ungarn, Bosnien, Deutschland und Schweden zugeführt werden, 1,800.000 Metercentner Roheisen erzeugt. Ein Theil des Roheisens wird in den Eisengießereien zur Herstellung von Maschinen- und Röhrenguß verwendet, der Rest in den Puddlingshütten und dem Stahlwerke, bestehend aus der Martinhütte und dem Gußstahlwerk, zu Eisen und Stahl verarbeitet; großartige Walzwerksanlagen übernehmen die glühenden Stahlblöcke und strecken dieselben zu Schienen, Trägern, Platten, Blechen und Tyres, das Rohrwalzwerk erzeugt aus ihnen Gas- und Siederohre und Fittings; das fertige Material, sowie die Gußstücke wandern in die Maschinenfabrik, die Brückenbauanstalt und die Kesselfabrik. An die Vitkovitzer Hochofenanlage schließt sich eine Coakesanstalt mit 184 Coakesöfen an, von denen wieder ein Theil mit einer Ammoniakfabrik in Verbindung steht. Die mit den Erzen zur Verhüttung gelangenden Kiesabbrände werden in einer Kupferextractionsanstalt mit daran geschlossener elektrolytischer Raffinerie vom Kupfer und den übrigen Metallen bis auf das Eisen befreit und dann erst dem Hochofen übergeben. Die in diesen Anlagen gewonnenen Mengen von Edelmetallen, Kupfer und anderen die Kiese begleitenden Metallen sind nicht gering; so wurden im Jahre 1891 daselbst über 1800 Kilogramm Silberschlamm, über 1200 Metercentner Kupfer, 155 Metercentner Kobaltschlamm, sowie über 400 Metercentner Kupfervitriol erzeugt. Zur Deckung des eigenen Bedarfes und zu Zwecken des Betriebes umfaßt das Eisenwerk eine Chamottefabrik, eine Ringofenanlage mit Ziegel- und Kalkringöfen, zwei Leuchtgasanstalten, eine Werkseisenbahn für die Materialbewegung innerhalb der Werke und für die Personen- und Güterbeförderung von und nach der Nordbahnstation in Schönbrunn, eine elektrische Lichtanlage und endlich eine Bauabtheilung für Hochbauten, Werksbauten, Straßen- und Wasserbau. Ein Umstand, der besonders hervorzuheben ist und die österreichischen Ingenieure mit gerechtfertigtem Stolze zu erfüllen vermag, ist der, daß die Vitkovitzer Werke mit ihren Producten siegreich in die Concurrenz mit den vorzüglichen und überall begünstigten Fabrikaten der berühmtesten ausländischen Hütten eingetreten sind, daß sie derzeit nicht nur für unsere Landbefestigungen und unsere Marine Panzercasematten, Mörserpanzerkuppeln und Compound-Panzerplatten von vorzüglichster Brauchbarkeit zu liefern im Stande sind, sondern ihre Producte dieser Art auch an das

Ausland abgeben. So wird z. B. das nöthige Panzermaterial für die Gotthardbefestigung von den Vitkovitzer Werken geliefert.

Um schließlich eine Vorstellung von der Großartigkeit des Betriebes zu geben, sei noch erwähnt, daß in den verschiedenen Anlagen über 8000 Arbeiter ihre Beschäftigung finden, über 200 Dampfkessel mit 15.000 Quadratmeter Heizfläche geheizt werden und 306 Dampfmotoren mit fast 16.000 Pferdekräften die verschiedensten Arbeiten besorgen. 26 Kilometer normalspuriger Bahnen mit 8 Locomotiven und 235 Waggons und 21 Kilometer schmalspuriger Bahnen mit 17 Locomotiven und 260 Waggons stehen den Betrieben behufs Transportes der Materialien innerhalb des Werkes und zur Zu- und Abstreifung derselben von und zu den Eisenbahnstationen zur Verfügung. An Brennmaterialien werden endlich jährlich über fünf Millionen Metercentner Steinkohlen und über zwei Millionen Metercentner Coakes verbraucht. Welchen Einfluß diese Industrie auf die Entwicklung von Vitkovitz genommen hat, mag daraus ersehen werden, daß dieser Ort, der vor 60 Jahren kaum 200 Einwohner hatte, heute eine Einwohnerzahl von mehr als 12.000 Seelen aufzuweisen hat. Wer aber meinen sollte, die Industrie habe den Ort in ein Wirrwar von russigen Fabriksgebäuden verwandelt, wird sich beim Besuch desselben auf das angenehmste enttäuscht fühlen. Neu-Vitkovitz besteht vielmehr aus zahlreichen Villen, schmucken Arbeiterhäusern, hat gut gepflegte Straßen, hübsch gebaute Schulen, eine sehr schöne Kirche, ein Werkshôtel, wie es viele größere Städte nicht aufzuweisen haben, Waarenhallen, den Wilhelmspark und endlich ein aus einzelnen Pavillons bestehendes Krankenhaus, welches als mustergiltig in seiner Anlage bezeichnet werden muß.

Außer den Eisenhütten bestehen in Mähren keine Metallschmelzstätten mehr, wohl aber in Přivoz bei Mährisch-Ostrau noch zwei Zinkwalzwerke, welche meist aus dem Auslande stammendes Rohzink zu Blechen verarbeiten.

Von den alten Alaunhütten endlich in Boskovitz, Černahora, Obora, Lissitz u. s. w., welche Alaun, Glaubersalz und Vitriol erzeugten, ist heutzutage keine Spur mehr vorhanden.

Gewerbe, Industrie und Verkehr.

Mähren ist eine der fleißigsten und leistungsfähigsten Werkstätten des Reiches. Vor Allem sind es die Schätze des Bodens, welche der gewerblichen Entwicklung der Markgrafschaft Ziel und Richtung gaben. Starke Kohlen- und Eisenlager begünstigten die Entfaltung der Industrie im Sinne moderner Technik. Die Keramik findet vortrefflichen Thon, der holzverarbeitende Betrieb ausgedehnte und gut gehaltene Forste. Flachsbau und Schafzucht ermöglichten seinerzeit, als das coloniale Spinnmaterial noch nicht den Hauptbedarf deckte, das rasche Aufblühen der Textilindustrie. Die rationelle Cultur der

Zuckerrübe wird nicht allein durch die Beschaffenheit des Bodens, sondern auch durch die Eigenthumsverhältnisse des Grundbesitzes gefördert.

Diese letzteren spielen überhaupt in der Volkswirthschaft Mährens eine bedeutsame Rolle. Während einerseits der Großgrundbesitz für wichtige Zweige des modernen Agriculturbetriebes die Voraussetzung bildet, animirt anderseits eine schon in frühen Zeiten weitgehende Theilung von Grund und Boden die Landleute zu industrieller Nebenarbeit, welche ihrerseits wiederum der vorhandenen Tendenz kräftiger Volksvermehrung nur förderlich wird. Häufig ist der Industrie-Arbeiter zugleich kleiner Grundbesitzer, in gewissen Zeiten des Jahres auch Agrararbeiter.

Fernab vom Meere gelegen, ohne genügende Wasserstraßen, bietet Mähren seinem Handel nicht jene natürlichen Vortheile, welche dessen Entwicklung über den Rahmen des nationalen Bedarfes hinaus zum Welthandel bedingen würde. Seit altersher war es ein Durchzugsgebiet für den Verkehr von Süden nach dem Norden und Nordosten Europa's. Dies ist es geblieben. Drei große, radial von Wien ausgehende Eisenbahnen durchschneiden, ihren fernen Zielen mit thunlichster Raschheit zueilend, das Land. Die Schienenverbindungen in westöstlicher Richtung sind nicht befriedigend und stammen zum Theile aus so junger Zeit, daß sie bisher keinen maßgebenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben zu nehmen vermochten. Hierin liegt die Erklärung dafür, daß die Markgrafschaft kein commercielles Centrum besitzt, daß die einzelnen Gegenden und Industrien nur in geringer landsmannschaftlicher Fühlung miteinander stehen und daß seit dem definitiven Rückgange des Marktwesens auch von einem specifisch mährischen Großhandel kaum mehr die Rede sein kann.

Die eigentlich speculative Handelsthätigkeit ist heute nur schwach vertreten. Arbeitslust und Wagemuth des Mährers ziehen das Gebiet der Waarenerzeugung vor. Ein nüchterner Zug nach dem Erreichbaren und Praktischen beherrscht sein Thun und Lassen. Er ist unermüdlich in der Verwerthung technischer Fortschritte, nicht sehr fruchtbar in eigenen Erfindungen. Er ist der treueste Pfleger und Hüter des heimischen Marktes, doch kein allzu kühner Pfadfinder auf den Wegen des Exportes. Er stellt seine Phantasie gerne in den Dienst der Mode, nur selten in den Dienst der Kunst. Vorsichtig und pflichtbewußt in seiner Geldgebarung, ist er in den schweren Zeiten stockender Zahlungen ein gegen sich selbst strenger Schuldner, aber ein nachsichtiger Gläubiger.

Die mährische Industrie zeichnet sich durch außerordentliche Mannigfaltigkeit der Production aus. In erster Linie ist die Wollindustrie zu nennen. Sie ist durchaus modern und doch zugleich ehrwürdigen Alters. Mährens Schafwollspinnerei und Weberei waren ursprünglich Gegenstand der ländlichen Heimarbeit; der Bedarf der Familie wurde von den Hausgenossen erzeugt. Doch schon in frühen Zeiten finden sich




Die ersten Arbeiterhäuser Brünns.

Anzeichen gewerblichen Betriebes. Lehrmeister waren die Flamänder, welche um das XIII. Jahrhundert, dem Auswanderungs- und Besiedlungszuge nach Osten folgend, bis in die Sudetenländer vordrangen. Sie beherrschten mit ihrer Technik, ihren Innungs- und Städterechten den Anfang der handwerksmäßigen Periode. An den Einheimischen fanden sie gelehrige Schüler, die in den zahlreichen über das Land vertheilten Städten das zünftige Wollengewerbe zu hoher Blüte brachten. Hierbei ist insbesondere der gemeinsamen Anstalten, sei es zur Erleichterung der Production, als: Appreturen, Färbereien u. a., sei es behufs Sicherung preiswürdigen Absatzes zu gedenken. Kümmerliche Reste solcher Anlagen bestehen noch heute und reden, ebenso wie die Überbleibsel der Gesellenladen, von dem einstigen Vorhandensein einer in diesem Productionszweige nunmehr überlebten Wirthschaftsordnung.

In der Gegenwart bedient sich das mährische Wollengewerbe der beiden Betriebsformen der Fabriks- und der Hausindustrie. Freilich nicht der Hausindustrie in jenem patriarchalischen Sinne, wo das Bekleidungsbedürfniß der Familie durch die Winterarbeit der Hausgenossen gedeckt wird, sondern bereits in der Form des Verlagsystems, wo für Rechnung eines Unternehmers die Lohnarbeit, statt in dessen Werkstätte, in der Wohnung des Arbeiters unter Zuhilfenahme der Angehörigen des letzteren verrichtet wird. Selbst die handwerksmäßige Periode benützte zur Herstellung der Garne die Heimarbeit der Landbevölkerung, ebenso wie eine nichtzünftige, außerstädtische Wollenweberei ohne Zweifel neben dem ehrsamen Handwerk selbst in dessen Blütezeit bestanden hat.

Die Entwicklung der mährischen Wollwaarenerzeugung zur Fabriksindustrie ist auf die Initiative der österreichischen Regierung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen. Das Problem der Schaffung einer nationalen Industrie beschäftigte in der Epoche des aufgeklärten Absolutismus die führenden Geister. Wenn auch die zur Erreichung dieses Zweckes angewandten Mittel sich zum Theile nicht bewährt haben, so hat man doch im Großen und Ganzen den richtigen Weg eingeschlagen. Lebensvolle Keime wurden gelegt, aus denen im Laufe einiger Jahrzehnte eine österreichische Großindustrie sich entwickelt hat. Mit Recht bewahrt das Volk dem Leiter dieser Wirthschaftspolitik, Kaiser Josef II. und seinen Berathern ein dankbares Andenken.

Die Mittel, welche gebraucht wurden, bestanden in der Errichtung von Staatsfabriken, Subventionirung von Privatetablissements, zollpolitischen Maßregeln, Toleranz der Akatholiken, Zulassung der Ausländer zur selbständigen Gewerbe-Ausübung unter Garantie der Freizügigkeit, Gewährung von Recrutirungsfreiheit an Arbeiter, Lockerung, ja theilweise Aufhebung des Zunftzwanges u. s. w. So wurde im Jahre 1765 die erste Tuchfabrik in Brünn von der Regierung gegründet. Ihre Verwaltung unterstand einer Gesellschaft von Handelsleuten, welcher aus Staatsmitteln namhafte Summen zur Verfügung gestellt wurden. Im Jahre 1780 ging ihre Leitung an Johann Leopold von Köfiller (geboren zu Brünn 1743) über, der eine stattliche Anzahl reichsdeutscher Arbeitskräfte nach Brünn zog, denen später noch andere folgten. Diese Männer sind als die eigentlichen Schöpfer der Brünner Wollindustrie zu betrachten. Einige wurden im Laufe der Jahre Gründer selbständiger Unternehmungen, von denen einzelne noch heute floriren. Die ersten Einwanderer waren fast ausschließlich Protestanten. Sie stifteten die evangelische Kirchengemeinde in Brünn; ihr Pfarrer wurde „Pastor der Brünner feinen Tuchfabrique" genannt. Köfiller erbaute seinen Gehilfen 44 Arbeiterhäuser nach dem Cottagesystem. Sie bestehen noch heute, wenn auch ohne die Gärtchen und ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Unsere Abbildung zeigt diese ersten Arbeiterhäuser Brünns, zu denen die Schimitzer Colonie „Friedrichsruhe" der Invalidencassa der Brünner Eisenarbeiter ein Gegenstück aus jüngster Zeit bildet.

Sowie in unseren Tagen Kaiser Franz Joseph I. durch wiederholte Besichtigung industrieller Etablissements den mährischen Gewerbestand beglückt hat, so besuchte auch Josef II. die Fabrik Köfillers persönlich. Er zeichnete dadurch die Industrie in ähnlicher Weise aus, wie er den Ackerbau durch den Gang hinter dem Pfluge bei Slavikovitz geehrt hat. Noch heute zeugt eine Gedenktafel an dem Hause, welches einstens die erste Tuchfabrik Brünns beherbergte, von der Antheilnahme des edlen Kaisers an der wirthschaftlichen Entwicklung seiner Völker. Die Inschrift lautet: „Dem Kenner und Beförderer der Fabriken, Josef II., den 13. September 1781."



Invalidenhäuser der Brünner Eisenarbeiter.

Die Bestrebungen der Regierung fanden Verständniß und Nachahmung in den Kreisen des mährischen Adels. Man verbesserte die Schafzucht, ja schritt selbst zur Gründung von Fabriken. Allen voran sind Leopold Graf Berchtold und Hugo Altgraf zu Salm-Reifferscheid, als unermüdliche Förderer des culturellen Lebens ihrer Heimat, auch auf diesem Gebiete mit Erfolg thätig gewesen. Salm war sich vollkommen darüber klar, daß die Schaffung einer mährischen Wollindustrie zunächst davon abhänge, jene technischen Fortschritte bei uns einzubürgern, deren sich England erfreute. Er bereiste dieses Land und brachte Modelle und Zeichnungen von verschiedenen Maschinen herüber, welche er sich mit großer Mühe und unter Bestehung mancher Abenteuer, selbst nicht ohne persönliche Gefahr, erworben hatte. Die von ihm (1796) begründete Wollen-Maschinenspinnerei war die erste in Österreich. Sie hatte allerdings keinen langen Bestand, aber das Scheitern solcher erster Versuche bei Einbürgerung technischer Neuerungen schmälert nicht das Verdienst jener weitblickenden Männer, auf deren Erfahrungen und Fehlern der Erfolg der kommenden Generationen beruht.

In diesem Sinne sind die Bestrebungen jener Epoche zur Schaffung einer mährischen Wollindustrie zu würdigen; der unmittelbare materielle Gewinn war kein großer. Aber der Boden wurde geebnet für die Arbeit einer neuen Zeit. Zahlreiche Schranken des Verkehrs wurden niedergerissen; unternehmungslustige, tüchtige und fachkundige Männer aus dem Ausland angeworben, die Production des Rohstoffes auf eine hohe Stufe gebracht. Nichts war natürlicher, als daß mit der Einführung der Dampfkraft die Wollindustrie des Kronlandes einen raschen und sicheren Aufschwung nahm.

Die mährische Wollindustrie blieb niemals hinter ihrer Zeit zurück. Sie wußte sich immer den geänderten Bedürfnissen und dem technischen Fortschritt anzupassen. Darum bietet auch ihre Entwicklung, die wohl manchmal von Stockungen, doch niemals von Krisen gehemmt wurde, das Bild einer stetig aufsteigenden Linie.

Große Änderungen brachte die neuere Zeit in Bezug auf das zu verarbeitende Rohmateriale. Einstens wurde der Wollenbedarf durch die Monarchie, namentlich Mähren und Ungarn und nur zum Theile durch Preußen und Rußland gedeckt. Dieser Umstand bedeutete einen entschiedenen Vortheil, den die mährische Industrie ihrer geographischen Lage zu verdanken hatte und der gewiß auch mit zu ihrer Entfaltung beitrug. Bei zunehmender Cultur und Bevölkerung hat sich die Landwirthschaft von Jahr zu Jahr mehr der Schafzucht entfremdet, während der Verbrauch an Wollwaaren und damit die Nachfrage nach Wolle stieg. Diesem Mangel wurde durch die wachsende Einfuhr colonialer Wollen abgeholfen, deren Verarbeitung wiederum Änderungen in der Fabrikationsweise bedingte. Gegenwärtig ist die Vorherrschaft der überseeischen Spinnereistoffe unbestritten, was für Mähren von großer Tragweite ist. Es ist des Vortheils, welcher ihm zufolge seiner geographischen Lage früher bei Bezug des Rohstoffes zu Theil wurde, beraubt und gegenüber der ausländischen Spinnerei in Nachtheil gesetzt.

Neben Wolle werden für einzelne Artikel seit langer Zeit anderweitige Thierhaare und Seide verwendet. Die ausgedehnte Heranziehung von Spinnerei-Abfällen, Kunst- und Baumwolle fällt in die letzten zwei Decennien. Es ist dadurch möglich geworden, den Artikeln dieser Industrie und namentlich den sogenannten Modewaaren eine bislang ungeahnte Verbreitung bei den unteren Volksschichten zu verschaffen, die Preise der Waare außerordentlich zu verbilligen und die Production namhaft zu steigern.

Die Wollspinnerei producirt Streich- und Kammgarne. Die Lage der Streichgarnspinnerei war eine sehr wechselvolle. Rasch wurde seit Einführung der mechanischen Spinnmaschine die hausindustrielle Production auf diesem Gebiete unmöglich gemacht. Große Etablissements, die lediglich dem Zwecke der Lohnspinnerei dienten, florirten. Da wandte sich die Mode dem Kammgarn zu und gegen Ende der Achtziger-Jahre wurde die Lage der Streichgarnspinnerei eine immer bedrängtere. Wiewohl technisch außerordentlich leistungsfähig und die großen Schwierigkeiten bei Verarbeitung von Wollsurrogaten mit staunenswerther Geschicklichkeit überwindend, konnte sie sich doch nicht auf ihrer Höhe erhalten und mußte zu Betriebsreductionen schreiten.

Die Kammgarnspinnerei ist in der Markgrafschaft durch ein einziges, jedoch sehr bedeutendes Etablissement vertreten. Die Illustration zeigt das Innere eines Spinnsaales desselben. Dieser Industriezweig setzt eine hochentwickelte Weberei voraus, erfordert großes Capital und eine fehlerlose Technik. Vom Weltmarkt abhängig, hat er seine

Erzeugung in weitgehender Weise specialisirt und findet Absatz weit über die Grenzen des Kronlandes hinaus.

Die Wollwaarenerzeugung Mährens ist außerordentlich vielseitig. Von dem feinsten Tuche und der elegantesten Modewaare herab bis zur Druckwaare sind alle Arten



Ein Theil der Tuchfabrik Köfiller in Brünn.

von Stoffen zur Männerbekleidung vertreten. An der Equipirung unserer Armee mit Tuch und Egalisirungsstoffen, und zwar sowohl der Mannschaft als des Offizierscorps nimmt die Markgrafschaft hervorragenden Antheil. Aber auch dem schönen Geschlecht dient die mährische Wollindustrie durch die Herstellung der Stoffe für Mäntel, hochfeiner sowie auch ganz billiger Damenkleiderstoffe, Shawls u. a. Die Filzfabrikation hat neuerdings einen namhaften Aufschwung genommen.

Die Wollindustrie ist in zahlreichen Orten Mährens, am stärksten aber in Brünn vertreten. Diese Stadt ist auch in commercieller Beziehung der maßgebende Platz Österreichs für Herrenmodewaare. Es kann jedoch nicht verhehlt werden, daß in den letzten Jahren sich die nordböhmische Concurrenz sehr fühlbar gemacht hat. Derselben stehen mit bedeutendem Capitalaufwand in großem Stile eingerichtete und betriebene Fabriken zu Gebote, während die Mehrzahl der mährischen Etablissements zu den mittelgroßen Fabriken gehört.

Der Export ist ein namhafter und ein weitverzweigter. Nach dem Orient bedient er sich der Vermittlung der außerordentlich wichtigen Confectionsindustrie, welche ihren Hauptsitz in Proßnitz hat. Brünner Modewaare, Tuch und Shawls gehen nach Italien, Frankreich, Deutschland, Rumänien, Serbien und dem Orient, Amerika u. a.

Die mährische Seidenindustrie ist ein expatriirtes Wiener Kind. An Bemühungen, die Seidencultur in unserem Kronlande einzuführen, hat es namentlich zur Zeit der Herrschaft der josefinischen Wirthschaftspolitik nicht gefehlt. Die mehrfach unternommenen Versuche waren in erster Linie auf die Einbürgerung der Seidenraupenzucht gerichtet. Nennenswerthen Erfolg hatten sie jedoch nicht. Wenn die Markgrafschaft heute eine auf der höchsten Stufe der Leistungsfähigkeit stehende Seidenindustrie besitzt, welche durch einen weitverzweigten Export ihre Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte darthut, so ist dies zunächst auf die Wandlung in den wirthschaftlichen Verhältnissen Wiens, dem einstigen Hauptquartier der österreichischen Seidenindustrie, zurückzuführen. Die Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt hatte die Bedingungen der gewerblichen Production daselbst außerordentlich verschoben. Wollte die vaterländische Seidenindustrie überhaupt den technischen Fortschritten der Neuzeit, zumal durch Einrichtung der mechanischen Weberei, Rechnung tragen, dann war sie, insbesondere im Hinblick auf die Lebensführung der Arbeiter, zur Auswanderung aus der Reichshauptstadt genöthigt. Begreiflicherweise suchte man jene Gegenden auf, wo eine seit altersher mit der Webekunst vertraute Bevölkerung einen Überfluß an geschickten Händen darbot. So ist das einst specifisch wienerische Gewerbe des Brillantengrundes in Mähren, vorzüglich in dessen nördlichem Theile, neu gekräftigt wieder auferstanden.

Die Leinenwaarenerzeugung der Markgrafschaft ist uralten Datums. Ursprünglich hausindustriell und handwerksmäßig betrieben, hat sich dieser Erwerbszweig im Norden des Landes bereits in früheren Zeiten zu ansehnlicher Bedeutung, auch für den auswärtigen Handel entwickelt. Ganz analog liegen die Verhältnisse bei der viel jüngeren Baumwollwaarenerzeugung, welche der Leinenindustrie manches Gebiet erfolgreich bestritt, heute aber mit der älteren Schwester in vielfacher Beziehung, namentlich insoweit beide auf Heimarbeit beruhen, enge verbunden ist. Das Verlagssystem gelangte zu großer Blüte und ist in der Weberei noch heute vorherrschend. Nichtsdestoweniger vollzieht sich

auch in dieser Abtheilung der Übergang zu der wirthschaftlich und social höher stehenden maschinellen Betriebsform unaufhaltsam. Es ist ein großes Verdienst der führenden Unternehmer Nordmährens, daß sie den richtigen Moment zu erfassen wußten, in welchem Opfermuth und Energie die Entwicklung der Haus- zur Großindustrie sieghaft vollendeten. Voran ging die Garnerzeugung. Die großen Verleger fühlten gegen die Mitte dieses Jahrhunderts die Abhängigkeit von der ausländischen Maschinenspinnerei und suchten



Hugo Altgraf zu Salm Reifferscheid.

diese durch Errichtung mechanischer Flachsspinnereien zu brechen. Die neuen Etablissements wurden anfänglich nur mit Wasserkraft betrieben und waren gleich von Haus aus in großem Stile eingerichtet. Der Erfolg war ein guter, welcher sich noch steigerte, als durch den nordamerikanischen Krieg die europäische Baumwolleinfuhr beträchtlich reducirt wurde. Heute gehört die Flachsspinnerei zu den Exportindustrien des Landes und erfreut sich ebenso wie die mechanische Baumwollspinnerei der höchsten Stufe technischer Vervollkommnung. Die Errichtung fabriksmäßiger Färbereien, Druckereien, Bleichen und

Appreturen hatte den besten Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der mährischen Leinen- und Baumwollwaarenerzeugung, welche durch steten Fortschritt ihren bewährten Ruf auch im fernen Ausland zu erhalten weiß.

Den Umfang unserer Textilindustrie ergänzt die Strickerei und Wirkerei, welche zum Theile der Hausindustrie angehören, die Tricotfabrication, die sich gleichfalls der Heimarbeit bedienende Confection, die Fezindustrie und die durch ein einziges, aber vortrefflich eingerichtetes Etablissement repräsentirte Bobbinet-Spitzenerzeugung.

Die Huterzeugung, welche bis um das Jahr 1865 nicht nur in Mähren, sondern in ganz Österreich ausschließlich mittelst Handarbeit betrieben wurde, konnte in Folge dieses Umstandes weder im Inlande recht zur Geltung gelangen, noch mit der im Auslande bereits maschinell eingerichteten Concurrenz gleichen Schritt halten. Erst als im Jahre 1865 die Firma J. Hückel's Söhne, deren Gründer Johann Hückel sen. das Hutmachergewerbe seit dem Jahre 1837 ebenfalls mittelst Handbetrieb ausgeübt hatte, daran ging, in Neutitschein eine Haarhutfabrik mit Dampfbetrieb zu bauen und mit den neuesten englischen und amerikanischen Maschinen einzurichten, nahm die Hutfabrikation Mährens einen ungeahnten Aufschwung. Die genannte Firma mußte nun von Jahr zu Jahr, um den von allen Seiten an sie gestellten Anforderungen entsprechen zu können, ihr Etablissement vergrößern. Das Absatzgebiet für Haarhüte erstreckt sich nahezu auf alle civilisirten Länder der Erde. Die mährische Fabrik ist in ihrer Art die größte des europäischen Continentes und beschäftigt heute circa 1200 Arbeiter.

Die Lederindustrie hat in den letzten Decennien seit dem Übergang von der handwerks- zur fabriksmäßigen Gerberei außerordentlich an technischer Vollendung und Kraft gewonnen. Ihre Hauptsitze sind Brünn und Trebitsch, in welchen Orten auch die Erzeugung von Lederconfectionsartikeln, namentlich Schuhen, fabriksmäßig und durch Heimarbeit stattfindet. Ferner sind Proßnitz und Walachisch-Klobouk für die Hausindustrie in Schuhwaaren von Bedeutung. Aber auch die Weißgerberei und Handschuhfabrikation nimmt einen erfreulichen Aufschwung.

Die mährische Glasindustrie ist durch einige Hohl- und Tafelglasfabriken erster österreichischer Firmen rühmlichst vertreten.

Die Erzeugung gebogener Holzmöbel, seit der Mitte dieses Jahrhunderts in der Markgrafschaft eingeführt, hat sich zu einer schwunghaften Industrie entwickelt und beschäftigt eine große Anzahl von Händen in sonst erwerbsarmen Gegenden, deren Holzreichthum hierdurch eine sehr geschätzte Verwendung findet. Dieser vorwiegend mährische Fabrikationszweig hat nicht allein den Comfort unseres bürgerlichen Lebens durch Schaffung dauerhafter und billiger Geräthe bereichert, sondern auch einen Weltexportartikel ersten Ranges creirt.

Wenngleich nicht verkannt werden darf, daß ein großer Theil des Bedarfes Mährens an Chemikalien noch aus dem Auslande bezogen wird, so verzeichnen wir doch schon zahlreiche Unternehmungen der chemischen Industrie. Die Beleuchtungsgewerbe stellen ein stattliches Contingent, welches von der Gaserzeugung, Kerzenfabrikation, Mineralölraffinerie und Zündwaareninduſtrie gebildet wird. Hieran reiht sich die Fabrikation von Blutlaugensalz, Leim, Stärke, Pottasche, Spodium, Kunstdünger, pharmaceutischen und anderen chemischen Präparaten. Die in neuerer Zeit gegründeten Anstalten für Fettextraction bedeuten einen wesentlichen Fortschritt auf dem so wichtigen Gebiete der Verwerthung von Abfallproducten.



Leopold Graf Berchtold.

Den vornehmsten Rang in der chemischen Industrie der Markgrafschaft nimmt die Zuckerfabrication ein. Die Entdeckung des Apothekers Marggraf in Berlin, daß die Runkelrübe Zucker enthalte, erfuhr in Mähren vor ungefähr 60 Jahren ihre erste praktische Verwerthung, nachdem die Zuckererzeugung schon zu Beginn unseres Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich Eingang gefunden hatte. In letzterem Lande bewirkte die Continentalsperre einen für die damaligen Verhältnisse außerordentlich großen Aufschwung dieser Industrie, und wenn sie auch bald darauf schwere Zeiten, hervorgerufen durch die dem Rohrzucker in den Colonien gewährten Ausfuhrprämien, durchzumachen hatte, so war doch während der ersten Zeit der Begünstigung durch die französische Regierung der Grundstein für ihre weitere gesunde Entwicklung gelegt worden.

Die ersten österreichischen Fabriken entstanden in Böhmen, in hohem Maße gefördert durch die Allerhöchste Entschließung Kaiser Franz I. vom 14. Januar 1831, durch welche

die Zuckererzeugung aus inländischen Urproducten durch zehn Jahre von der Entrichtung der Erwerbsteuer befreit wurde. Die eigentliche dauernde Einführung der Rübenzuckerfabrikation in Mähren fällt, wenn man von früheren kleineren Gründungen, welche keine Lebensfähigkeit hatten, absieht, in die Jahre 1836 bis 1837. Damals wurden die noch heute bestehenden Etablissements zu Raitz, Tišnovitz, Seelovitz, Austerlitz und Napagedl errichtet. Die größte Bedeutung unter diesen Unternehmungen, eine Bedeutung, welche weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausreichte, erlangte die durch den genialen Franzosen Florent Robert auf dem Erzherzoglich Albrecht'schen Gute zu Seelovitz erbaute Zuckerfabrik, welche durch lange Zeit die hervorragendste Lehrschule für die Rübenzuckererzeugung bildete und aus welcher die wichtigsten technischen Erfindungen hervorgegangen sind. Unter diese ist namentlich der Verdampf-Apparat, welcher heute noch den Namen Robert führt und durch welchen erst das Kochen der Zuckersäfte in geschlossenem, luftverdünntem Raume allgemeine Einführung fand, sowie das von Julius Robert, dem Sohne Florents, erfundene Diffusions-Verfahren, welches, an Stelle der alten Saftgewinnung durch Auspressen der Rüben, heute allgemein angewendet wird und eine viel bessere Zuckerausbeute gewährt, zu zählen. Der technischen Entwicklung der mährischen Zuckererzeugung kam es außerordentlich zu Statten, daß sie in der Brünner Maschinenfabrication verständnißvolle Unterstützung fand, welche das geniale Experiment in die Alltäglichkeit der industriellen Production umzusetzen wußte.

Dank diesem Umstande und Dank den großen Vortheilen, welche der Landwirthschaft durch den Rübenbau entstanden, hat sich die Zuckerfabrication in Mähren erfreulich entwickelt und ist gegenwärtig zu einem der wichtigsten wirthschaftlichen Factoren des Landes geworden. Bis zum Jahre 1850 wurde nur Rübe verarbeitet, welche von den Fabriken und herrschaftlichen Ökonomien selbst gebaut worden war; dann wurde aber auch daran gegangen, den Rübenbau bei den kleineren Grundbesitzern einzuführen. So schwer dies auch anfänglich erschien, führten doch Belehrung der Bauern, unentgeltliche Betheilung mit den besten Samensorten, leihweise Überlassung von modernen Culturgeräthen und Maschinen u. s. w. nach und nach zum Ziele. Heute erstreckt sich der Zuckerrübenbau in Mähren, mit Ausnahme des nordwestlichsten Theiles, nahezu über das ganze Land. Er lieferte nach den Erhebungen des k. k. Ackerbau-Ministeriums im Jahre 1892 in den verschiedenen Theilen der Markgrafschaft die nachstehenden Erträge:

		Fläche			Ertrag		im Ganzen
Sudeten-Ausläufer	Hektar	7.435	per Hektar		206	Metercentner	1,531.350
Böhm. mähr. Grenzgebirge	„	73	„	„	174	„	12.680
Ausläufer des böhm. mähr. Grenzgebirges	„	10.220	„	„	211	„	2,155.400
Karpathen-Hochland	„	100	„	„	166	„	16.600

		Fläche		Ertrag		im Ganzen	
Karpathen-Ausläufer	nördlicher Theil	Hektar	360	per Hektar	185	Metercentner	66.000
	südlicher „	„	11.200	„ „	210	„	2,358.000
Marsgebirge		„	9.510	„ „	218	„	2,076.200
Hügelland und Ebene	nördlicher Theil	„	14.519	„ „	231	„	3,356.640
	südlicher „	„	13.990	„ „	199	„	2,787.900
	Summe .	Hektar	67.407	per Hektar	213	Metercentner	14,360.770



Spinnsaal der Brunner Kammgarn-Spinnerei.

Im Jahre 1893 ist die gesammte mit Zuckerrübe bebaute Fläche auf 73.501 Hektar gestiegen, welche bei einem Hektar Ertrag von 189 Metercentner im Ganzen einen Ertrag von 14 Millionen Metercentner Rübe ergeben hat.

In der Betriebsperiode 1893 bis 1894 standen in Mähren 54 Rübenzuckerfabriken im Betriebe, von welchen 12 Consumzucker (Raffinaden) und 39 Rohzucker erzeugten; außerdem waren noch 3 Raffinerien im Betriebe, welche gekauften Rohzucker zu Raffinaden verarbeiteten. Die mährischen Zuckerfabriken erzeugen jährlich durchschnittlich

2 bis 2·2 Millionen Metercentner Zucker, von welchen 1·5 Millionen Metercentner im Zollgebiete der Monarchie abgesetzt werden; der Rest wird exportirt.

Die österreichische Malzfabrication hat ihren Hauptsitz in Mähren. Diese Industrie ist hier zu Anfang der Sechziger-Jahre aus kleinen Anfängen entstanden. Der fruchtbare Boden zeitigt namentlich in den Niederungen der Hanna eine sich durch ihre Milde, Vollkörnigkeit und Dünnhülsigkeit für die Vermälzung besonders eignende Gerste. Das Land zählt mehr als 80 Mälzereien, von denen viele ansehnliche Productionsziffern ausweisen und ihren Betrieb continuirlich erweitern. Infolge dessen halten sich die Preise der Gerste stets auf einem verhältnißmäßig hohen Stande und übersteigen zeitweilig sogar diejenigen des Weizens. Der Nutzen, der hieraus für die mährische Landwirthschaft erwächst, welche solcherart einen ständigen, guten Abnehmer für eines ihrer Haupterzeugnisse besitzt, ist in die Augen springend und erhöht sich durch die Überlassung der für die Landwirthschaft wichtigen und nützlichen Abfälle (Ausputzgerste, Malzkeime). Der namhafte Export bewegt sich zumeist nach Nord- und Süddeutschland, der Schweiz, nach Holland, Belgien, Schweden, Norwegen, zum kleinen Theil auch nach Südamerika. Die herrschenden Zollverhältnisse hemmen eine weitere, sonst wohl leicht mögliche Ausdehnung des Exportes, der gegenwärtig nur durch die allmälige Steigerung des Bierconsumes an Umfang gewinnt.

Die Papierindustrie nimmt heute eine allseits geachtete Stellung ein; vor kaum 50 Jahren auf wenige Bütten zur Herstellung von geschöpftem Handpapiere beschränkt, weist sie nunmehr an zwanzig große im ununterbrochenen Betriebe stehende Papiermaschinen auf. Kaum ein Land der Monarchie übertrifft Mähren in der Mannigfaltigkeit seiner Papier- und verwandten Fabrikate. In circa zehn großen Etablissements und zahlreichen kleineren Werken wird vom Handpapiere bis zum dünnsten Cigaretten-Papiere, vom billigen Holzdeckel bis zum feinsten appretirten Glanz- und Preßspan jede Art Papier und Deckel erzeugt. Die ausgedehnten Textil-Industrien Mährens liefern in ihren Faser-Abfällen einen Theil des erforderlichen Rohmaterials, wie sie anderseits mit ihrem Bedarfe an Jacquarddeckeln, Preßspänen, Emballagen &c. den erwünschten Absatz erleichtern. Seit Einführung der Holzfaser als Schliff und Cellulose, fördert der Holzreichthum des Landes in Verbindung mit den bedeutenden Wasserkräften und der relativ billigen Kohle den Aufschwung dieses Gewerbszweiges, so zwar, daß heute sehr erhebliche Mengen fertiger Producte dem Exporte zugeführt und in den fernsten Ländern abgesetzt werden.

Als Hauptstätten der Papierfabrication sind die Thäler der oberen March und diejenigen ihrer Zuflüsse anzusehen, wo sich auch die älteste Papiermühle Mährens, in Groß-Ullersdorf an der Teß, noch in Betrieb befindet. Die Arbeiterschaft ist fast ausschließlich aus der nächst ansässigen Bevölkerung gebildet, die sich allmälig eine solche

Geschicklichkeit aneignete, daß die schwierigste Fabrication, die des Seiden- und Cigarretten-Papiers in zwei Etablissements (Olleschau und Langendorf) den höchsten Grad der Vollendung erreicht hat. Den strengen Anforderungen eines ständigen und umfangreichen Exportes nach Indien, Japan und Australien, wo es gilt, der Concurrenz aller Länder zu begegnen, ist die Papier- und Cellulosefabrik in Heinrichsthal mit ihren mannigfachen Fabricaten gewachsen, während der inländische Bedarf durch die Werke in Aloisthal, Tišnovitz, Přibislavitz ꝛc. gedeckt wird. Besonderen technischen Zwecken dienen die Werke



Die Industriestadt Neutitschein.

von Rožnau und Heinrichsthal und zwar durch ihre Preßspäne für Tuchappretur und Weberkarten für Jacquard-Webmaschinen, während die geschöpften und luftgetrockneten Filtrirpapiere von Groß-Ullersdorf, Hinterwasser, Wermsdorf ꝛc. vornehmlich in der chemischen Industrie Verwendung finden.

Der Bestand der mährischen Eisenwerke kann mehrere hundert Jahre zurückgeführt werden, denn schon im Jahre 1496 wird das zu jener Zeit bestandene selbstständige Gut Zöptau mit den Orten Rudelsdorf, Wermsdorf und einem Eisenhammer aus Anlaß einer Schenkung König Wladislaw's erwähnt. Die Entwicklung der Eisenwerke wurde

durch den dreißigjährigen Krieg verzögert, welcher den nahezu gänzlichen Verfall des Bergbaues und Hüttenbetriebes im mährisch-schlesischen Sudetengebirge zur Folge hatte. Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden neuerliche Versuche zur Hebung der Eisengewinnung gemacht.

Die Grundlage der Eisenindustrie bildeten außer den ergiebigen Erzlagern die vorhandenen Wasserkräfte und der große Reichthum der Sudeten an Brennmaterial. Bei der stetig steigenden Verwendung des Holzes für andere industrielle Zwecke und der dadurch bedingten Verminderung billigen Brennstoffes für die Eisenerzeugung mußten jedoch die einstens in der Nähe des Altvatergebirges gelegenen Holzkohlenöfen allmälig aufgelassen werden.

Die im Laufe der Zeit geänderten Verkehrsverhältnisse haben ihren Einfluß auch auf die mährische Eisenindustrie geltend gemacht und eine Verschiebung der Productionsbedingungen bewirkt, so daß heute die Eisenerze, welche man früher in Mähren, insbesondere in den Sudeten gewann, theilweise durch steierische und selbst durch schwedische Erze ersetzt wurden. Statt des früheren vegetabilischen Brennstoffes gelangen jetzt nahezu ausschließlich Steinkohle und Koaks zur Verwendung. In den letzten Jahren wurden auch in den Eisenwerken zeitgemäße Umgestaltungen und Neuerungen vorgenommen. Erzeugt werden Puddlings- und Gießerei-Roheisen, Commerz-, Bau- und Maschinenguß, Stab- und Façoneisen, Eisenbahn-Oberbaumateriale, Schmiedeeisen und Zeugwaren, Schrauben und Nägel, Draht und Drahtstiften, Bleche, Blechwaaren, Emailgeschirre, ferner Eisenbahn- und Straßenbrücken, Dampfmaschinen, Kessel und Special-Einrichtungen für Zuckerfabriken, Malzfabriken, Fabriken der Textil-Industrie u. s. w. Die mährische Maschinenfabrication ist heute eine vornehme Qualitätsindustrie, welche weder in-, noch ausländischen Wettbewerb zu scheuen hat.

Es darf nicht verkannt werden, daß das Communicationswesen Mährens nicht gleichen Schritt mit der industriellen Entwicklung gehalten hat. Zwar sind die Hauptlinien des nördlichen Eisenbahnnetzes der Monarchie ausgebaut, wodurch die Verbindung der Markgrafschaft mit dem internationalen Schienenstrange eben so, wie mit dem Centrum des Reiches gesichert ist. Aber noch fehlen ausreichende Localbahnen, welche wie Saugarme tief in das Land eingreifen, die Industrie befruchten und den Verkehr mit den Hauptarmen vermitteln. Noch fehlen gänzlich die künstlichen Wasserstraßen, welche den Transport von Massengütern besorgen und durch die Billigkeit ihrer Frachtrate erst den vollständigen Fruchtgenuß der Bodenreichthümer Mährens erschließen würden.

In letzterer Hinsicht ist es vorzüglich der Donau-Oder-Canal, der berufen wäre, der Verkehrspolitik der Markgrafschaft neue und verheißungsvolle Perspectiven zu eröffnen.

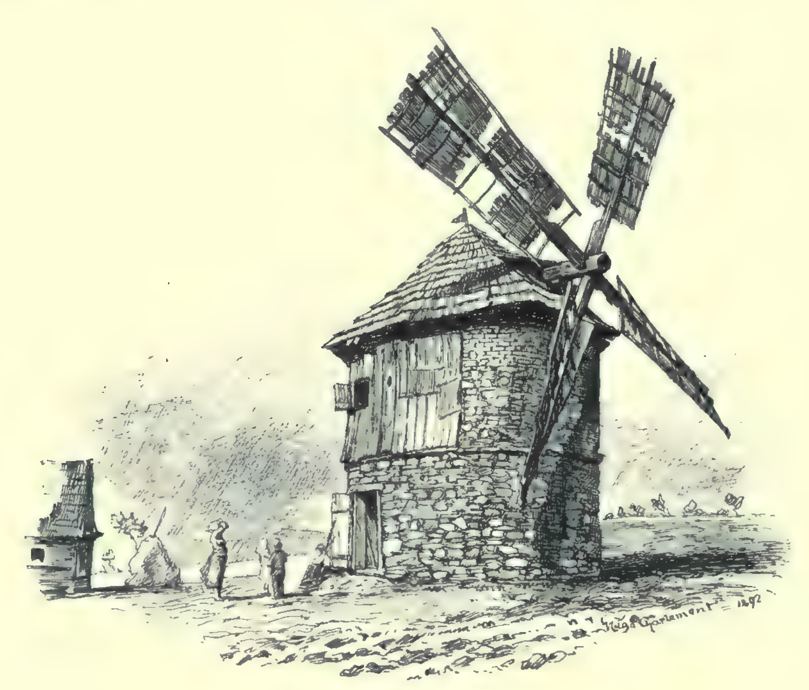
Das Project der Herstellung einer schiffbaren Verbindung zwischen March und Oder datirt noch aus der Regierungszeit Kaiser Carl VI. und jener der Kaiserin Maria Theresia, also aus einer Periode, in der auch in Frankreich, England und Deutschland dem Baue von Kanälen die größte Aufmerksamkeit zugewendet wurde und die meisten Wasserstraßen, allerdings in wesentlich kleineren Dimensionen, als es die heutige moderne Schiffahrt in Concurrenz mit den Eisenbahnen erfordert, gebaut wurden. Damals lag nur die Absicht vor, die Oder durch einen von Kunewald über Barnsdorf, Kotzendorf nach Mährisch-Weißkirchen geleiteten Scheitelcanal mit der Bečva und durch diese mit der March zu verbinden, die genannten Flüsse jedoch durch Regulirung thunlichst schiffbar zu machen. Die Ansprüche der Schiffahrt waren aber zu jener Zeit, wo es noch keine Bahnen gab, sehr bescheidene; man begnügte sich mit kleinen Fahrzeugen von 10 bis 15 Tonnen Ladungen, die kaum 30 bis 40 Centimeter Tauchtiefe erforderten. Diese Schiffahrt beschränkte sich auf die höheren Wasserstände und war gegenüber dem Transporte per Achse schon rentabel, wenn sie nur wenige Monate im Jahre betrieben werden konnte. Die geplante Anlage war damals vorwiegend für die Verfrachtung des galizischen Salzes nach Mähren und Niederösterreich bestimmt, ähnlich wie der gleichfalls zu jener Zeit projectirte Donau-Moldau-Canal der Zufuhr des Salzes aus Hallein und Berchtesgaden nach Böhmen dienen sollte. Und doch muß man es tief bedauern, daß selbst jener so bescheidene Schiffahrts-Canal zwischen der Oder und der March nicht gebaut wurde, denn derselbe wäre nach Aufschluß der mächtigen schlesischen Kohlenreviere schon lange in eine große leistungsfähige Schiffahrtsstraße umgewandelt worden und hätte auf die wirthschaftliche Entwicklung der Monarchie einen heute unübersehbaren Einfluß genommen.

Im Jahre 1872 wurde die Idee, einen Canal zwischen der Donau bei Wien und der Oder bei Oderberg als moderne Wasserstraße zur Beförderung von Booten mit 500 Tonnen Last auszubauen, allerdings in wesentlich anderer Form wieder aufgenommen, konnte jedoch bis jetzt aus Mangel an verfügbaren Geldmitteln noch nicht realisirt werden.

Der Donau-Oder-Canal ist bestimmt, das Mittelglied einer vom Schwarzen Meere bis an die Nord- und Ostsee reichenden, mitten durch Österreich-Ungarn ziehenden Wasserstraße zu werden. Er ist als Canal lateral zur March, Bečva und Oder projectirt, da diese Flüsse sich aus vielen Gründen für eine Canalisirung mit 2 bis 2·5 Meter Wassertiefe nicht eignen. Für die Speisung der Scheitelhaltung soll das Niederschlagsgebiet der Vsetiner und Rožnauer Bečva mit rund 24 000 Hektar dienen. Die Anlagekosten sind mit ungefähr 43 Millionen Gulden veranschlagt.

So wünschenswerth nun auch der Ausbau dieser Wasserstraße, sowie die baldige Ergänzung des mährischen Schienennetzes durch die Anlage wichtiger Localbahnen erscheint, ebenso verfehlt wäre es, wollte man aus dem Umstande, daß das gewerbliche und

industrielle Leben die Entwicklung des Verkehrswesens der Markgrafschaft überholt hat, irgendwelche für die Beurtheilung der Volkswirthschaft Mährens ungünstige Schlüsse ziehen. Die Erscheinung, daß in einem bestimmten Gebiete die Verkehrsmittel dem Verkehrsbedürfnisse nicht mehr genügen, ist eine alltägliche und wohl berechtigte. Denn von allen Immobiliarinvestitionen verlangen jene für Communicationsanlagen den größten Capitalaufwand. Sie sind aber auch bei etwaigem Fehlschlagen des Unternehmens am schwersten aus demselben wieder herauszuziehen. Diese Verhältnisse machen sich auch in Mähren geltend und sind die erfreulichen Anzeichen dafür, daß Gewerbe, Industrie und Verkehr dieses Kronlandes noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht haben. Hier harrt manch hohe Aufgabe ihrer Lösung durch Fortschritt und Arbeit.



Windmühle bei Holeschau.

Schlesien.





Der Schloßberg in Teschen.

Landschaftliche Schilderung.

o immer die Natur ihre Formenfülle entfaltet, da findet das Auge seine Befriedigung; wo überdies die schaffende Menschenhand dem Naturgebilde ein sinniges Gepräge verleiht, da fesselt ein erhöhter Genuß auch das Gemüth des Beschauers. Eine glückliche Verschmelzung dieser beiden Motive bietet Schlesien in dem ausdrucksvollen, formschönen Gemälde seiner Landschaft. Wiewohl das kleinste Kronland der Monarchie, birgt doch sein landschaftlicher Rahmen auf engem Raume manche köstliche, naturfrische Perle.

Bei der Schilderung des Herzogthums Schlesien müssen wir die frühere politische Theilung desselben in den Troppauer und in den Teschner Kreis zur Grundlage nehmen. Wenn auch im Allgemeinen der Mangel abschließender natürlicher Begrenzung der Plastik der Schilderung nicht förderlich ist, so bilden doch dafür die Gebirgsstöcke der Sudeten im Westen und der Karpathen im Osten den festen Kern, um den sich die Landschaften, deren Schwerpunkt in den Flußthälern gelegen ist, in anmuthiger Weise gruppiren. Der westliche Theil, der Troppauer Kreis, schmiegt sich an die Waldberge des sudetischen Gesenkes an, die südwärts als mächtiger Wall gegen Mähren aufragen. Der östlich gelegene Teschner Kreis umfaßt das Gebiet der karpathischen Beskyden, deren Kämme Schlesien von Ungarn als natürliche Mauer abgrenzen. Nach Norden zu gehen die sanften Hügelzüge des Vorlandes in die Terrainfalten der preußisch schlesischen Landschaft über.

Westschlesien (Troppauer Kreis).

Wir beginnen die Wanderung durch Schlesien im äußersten Nordwesten, dort, wo das Kronland im vorspringenden Winkel in die Glatzer Grafschaft einschneidet. Hier treten auch die Sudeten mit dem Fichtlich als Reichensteiner Gebirge in das Land ein und reichen unter diesem Namen bis zum Ramsauer Sattel. Vom Fichtlich (1109 Meter) setzt sich ein Querrücken nach Norden fort und weist in der Löwenkuppe (1040 Meter), im waldigen Hirschbadkamme (992 Meter) und in dem aussichtsreichen Falkenberg oder der Nesselkoppe (964 Meter) bedeutende Erhebungen auf. Dieser Querrücken schließt mit dem Hauptkamme ein von zahlreichen Wasseradern durchschnittenes hügeliges Gebiet ein, eine der anziehendsten Partien unseres Landes. Unter den Höhen des Reichensteiner Gebirgszuges bemerken wir den 339 Meter hohen Johannesberg, gekrönt von der dominirenden Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Breslau, derzeit des edlen und erleuchteten Cardinals Dr. Georg Kopp. Herrlich ist der Anblick, wenn wir den alterthümlichen Schloßbau und seine Umgebung von den nahen gegen Nordost ziehenden Hügeln aus betrachten. Das Gebirge erscheint da als ein imponirendes, nach Süden abgegrenztes Amphitheater, dessen Flügel östlich bis über Zuckmantel, westlich über Weißwasser hinausreichen, während im Vordergrunde Schloß Johannesberg auf die blühenden Fluren und ungezählten Ortschaften zu seinen Füßen niederschaut. Dunkel bewaldete Bergkegel mit lichtschimmernden Felsenklippen bilden den Übergang zu jenen Berggestalten, die sich im Südosten zu täuschender Höhe aufthürmen. An ihre festen Schultern lehnen sich zahlreiche Nebenketten, aus denen der Falkenberg, sowie die glockenförmige Bischofskoppe nächst Zuckmantel besonders auffallen. Liebliche Überraschung bereitet auch ein Blick aus den Fenstern der Schloßgemächer von Johannesberg. Wir bewundern da von luftiger Höhe einen großen Theil Oberschlesiens mit dem fruchtbaren Neißerlande, in welchem Dörfer und Städte als lichte Punkte im blauen Ferndust entschwinden. Auf Schloß Johannesberg, so stimmungsvoll zu poetischer Anregung geschaffen, verlebte der heimische Dichter Josef Freiherr von Zedlitz seine Jugendjahre; auch der liebenswürdige Romantiker Eichendorff zählte oft zu den Besuchern dieser fürstlichen Einsiedelei. An der südwestwärts gegen das Gebirge führenden Paßstraße liegt das Dorf Krautenwalde mit seinem einfach würdigen, monumentalen Gotteshause und südöstlich in reizender, vom Krebsbach durchflossener Waldlandschaft die pittoreske Ruine der Burg Reichenstein.

Von dem unterhalb des Johannesberges befindlichen Städtchen Jauernig gelangen wir bald zur österreichischen Landesgrenze. Der uns umgebende Landstrich verräth durch seine traulichen, gartenumgrünten Häuschen und wohlgepflegten Ackergründe den Fleiß und den Wohlstand einer arbeitsamen Bevölkerung. Wir passiren das industrielle Barzdorf, östlich davon Ober-Hermsdorf mit einer landwirthschaftlichen Mittelschule und endlich



Schloß Johannesberg.

das freundliche Weidenau am klaren Weidenbach. In dem heiteren, von diesem Bächlein durchzogenen Thale, etwa neun Kilometer aufwärts, zeigt sich das alte Städtchen Friedeberg, überragt vom steilen „Gotthausberg", dessen Granitstirn ein weithin sichtbares Kirchlein trägt. Von hier oben betrachtet entrollt die Umgebung ein seltenes Landschaftsgemälde. Besonders romantisch erscheint Schloß Johannesberg und jene Bergschlucht, durch welche sich einst der Mongolenschwarm wie ein vernichtendes Ungewitter über die friedlichen Gefilde ergoß.

An den verblichenen Glanz alter Ritterherrlichkeit gemahnt die nahe Ruine Kaltenstein, am Nordhang des großen Falkenbergs. Die Aussicht nach Osten begrenzen die waldesdüsteren Rücken des Hirschbadkammes und der Nesselkoppe, die sich gegen Weidenau hin in einzelne Vorberge auflösen. Bei den Dörfern Groß Kunzendorf, Saubsdorf und Sandhübel stehen wir inmitten des Gebietes der schlesischen Kalk- und Marmorindustrie. Der gewaltige Granitstock des Gebirges, der bis an die Diluvial-Ablagerungen der preußischen Ebene reicht, ist hier von Gängen krystallinischer Kalke durchsetzt, die vielfach zu abbauwerthem Marmor ausgebildet erscheinen. Rühriges Leben kennzeichnet die schwunghafte

Industrie dieses Bezirkes. Dumpfe Sprengschüsse donnern aus der Tiefe und erschüttern im lauten Echo die flimmernden Wände der Brüche; mächtige Rauchmassen senken sich von den freistehenden Kalköfen zu Thale und hüllen unser Gesichtsfeld in einen weißlichen Schleier; dazwischen bewegt sich eine geschäftige Arbeiterschaar, deren schwierige, oft gefahrvolle Thätigkeit wir erst würdigen lernen, wenn wir die kolossalen Marmorblöcke ringsum anstaunen.

Hinter Saubsdorf, mit schöner gothischer Kirche, nähern wir uns dem Gebirge durch eine freundliche Thalweitung, in deren Hintergrunde blauende Bergeshäupter auftauchen. Es ist das Thal der Biela, die dem Herzen des Gesenkes entquillt und ihr rauschendes Gebirgswasser im engen Felsenbett der preußischen Neiße zuschickt. Östlich erscheinen die dicht mit Wald bestandenen Hänge des Urlichzuges, unterbrochen von Weide- und Ackerblößen, denen die karge Frucht nur mit harter Arbeit abgerungen wird; die westliche Thalseite umgeben die Hänge des Hirschbadkammes im dunklen Gewand ihres reichen Gehölzes. Zu der Landstraße, die sich zwischen einer Doppelreihe von Häusern und Häuschen hindurchwindet, gesellt sich an rechter Bergwand das Bahngeleise, das zum Ramsauer Gebirgssattel hinanleitet, wodurch eine wichtige Verbindung mit dem nordwestlichen Mähren ins Leben trat. Die von Ziegenhals über Niklasdorf, Gröditz, Sandhübel und Böhmischdorf führende Bahntrace erschließt dem Reisenden liebliche Blicke, so namentlich bei Gröditz auf die Gruppe der waldigen Vorhöhen und auf die Äcker, Obstgärten und Wiesen der gassenähnlichen Ortschaften im Bielagrunde.

Dort, wo die uns begleitenden Berge zurücktreten, um einem anmuthigen Thalkessel Raum zu schaffen, erfreut uns der Anblick Freiwaldaus, „der schmucken Städteperle der Sudeten". An sechs Jahrhunderte sind verrauscht, seit Menschenhände die Urwälder zu lichten begannen, welche die ehemals wilden Gründe bedeckten. Heute sehen wir an deren Stelle ein blühendes Gemeinwesen mit hochentwickelter Industrie. Trotz dieser Vorzüge ist Freiwaldaus Name doch weit überflügelt worden von dem Weltrufe des nahen Gräfenberg, vor sechs Decennien einer unscheinbaren Colonie des nachbarlichen Hirschbadkammes. Wer denkt nicht bei der Nennung Gräfenbergs an Vincenz Prießnitz, den genialen Hydropathen, der hier seine segensvolle Thätigkeit entfaltet hat. Die gesunde Lage am Rande dunkelschattiger Nadelwälder, der Reichthum an köstlichen Quellen, der Comfort modernen Badelebens und endlich die prächtige Scenerie seines Gebirgspanoramas stempeln Gräfenberg zu einem Curorte ersten Ranges. Auf dem Hauptpromenadenwege, vorbei an Monumenten aus Erz und Stein, die als Zeichen dankbarer Verehrung Prießnitz' Ruhm verkünden, erreichen wir hinter dessen Mausoleum Gräfenbergs wundervolle Aussichtswarte, das viel besuchte „Koppenhaus". Wer hat je das heitere Bild vergessen, das hier den beobachtenden Wanderer bei magischer Morgenbeleuchtung entzückt! Tief unter uns,

vom Sonnengold umspielt, liegt traumhaft still Freiwaldau, im thaufrischen Kranze grüner Wiesen, in welche die schneeigen Streifen des bleichenden Linnen ihre blendenden Contraste weben. Wohl erheben sich auch hier qualmende Rauchfänge vor ihren Mitgenossen, allein immer noch bescheiden genug, um den farbenhellen Grund nicht mißtönig zu trüben. Glatte Straßen schlängeln sich durch die lauschigen Thäler, aus deren baumumbuschten Dorfschaften mancher Kirchthurm zierlich aufwärts strebt. Grandios in ihrer Wirkung



Motiv aus Friedeberg

auf den Beschauer sind jedoch die majestätischen Berge, die Rücken an Rücken die meilenweite Runde erfüllen. Der massige Hochschar, die Kuppen des Altvaters, die Urlichkuppe, die Kreuzkoppe mit dem lieblichen Annenkirchlein, die Goldkoppe und eine Reihe naher und ferner Berggestalten: sie alle bilden ein steingewordenes Meer waldumgrünter Wälle, die ein lachender Himmel mit Glanz und Licht überflutet.

Bei Freiwaldau gesellt sich der Biela das Staritzbächlein zu, das von Lindewiese herabkömmt. Die Berge, welche den langgestreckten Ort umschließen, zeigen sich bis zu beträchtlicher Höhe bebaut und enthalten in ihrem Schoße mächtige Lager von Kalk- und

Marmorstein. Düster und ernst erhebt sich im Süden der Hochschar, im Westen der Wiesen- und Bogenberg und im Norden der Fichtenstein (794 Meter). Nieder-Lindewiese erfreut sich durch Schroths bekannte diätetische Heilanstalt eines weitreichenden Rufes. Eine genußreiche, wechselvolle Partie bildet die Eisenbahnfahrt durch das Lindewiesner Thal zur Höhe des Sattels von Ramsau. An thurmhoch ausgesprengten Felswänden, über grüne Waldestiefen, über Viaducte, Bäche und Wege winden sich die Serpentinen des Bahnkörpers bergauf und lassen eine Fülle überraschender Bilder an uns vorüberschweben. Bald ist die mährische Grenze erreicht, von der sich der Eisenpfad, der „schlesische Semmering", in das Thal des Mittelbordbaches gegen Goldenstein hinabsenkt.

Wenden wir uns nunmehr nach Freiwaldau zurück, um von dort aus das Hohe Gesenke zu besuchen. So nennen wir jene Sudetenkämme, die östlich vom Ramsauer Passe bis an die Thalsenkung reichen, durch welche die Jägerndorf-Freudenthaler Chaussee, sowie die mährisch-schlesische Centralbahn nach Olmütz ziehen. Der 19 Kilometer lange Hauptkamm -- eine Fortsetzung des Reichensteiner Gebirges — folgt der mährischen Grenze und enthält die höchsten Kuppen der schlesischen Bergwelt. Das Hochgesenke läßt deutlich vier Gruppen erkennen: die nordwestliche mit dem Hochschar (1.351 Meter), dem Kepernik (1.424 Meter) und dem auf mährischer Seite gelegenen Fuhrmannsstein (1.377 Meter); die mittlere mit dem Rothen Berge oder der Bründlhaide (1.333 Meter); die östliche, der eigentliche Altvaterstock, mit dem Altvater (1.490 Meter), dem Leiterberg (1.367 Meter) und dem zu Mähren gehörigen großen Vaterberg (1.381 Meter) und endlich die Janovitzer Haide mit dem Peterstein (1.446 Meter) und der Hohen Haide (1.464 Meter). Vom Altvater gegen Norden zweigt die wildromantische Gebirgsmasse des Hohen Urlich ab, in welcher der Urlsberg (1.129 Meter), die Hirschwiesen (1.201 Meter), die Urlichkuppe (1.205 Meter) und die Bärenfangkoppe (1.216 Meter) zu nennen sind. Die letzten Ausläufer dieses echten Waldgebirges sind: die Bischofskoppe (890 Meter), der Kammerberg (831 Meter) und der Kirchberg (873 Meter).

Das Hohe Gesenke ist der in landschaftlicher Beziehung mannigfaltigste und anziehendste Theil der Sudeten, wenn auch in den aus Urgestein und krystallinischem Schiefer aufgebauten Kuppen eine gewisse einförmige Plastik zum Ausdruck kommt. Wir sehen meist die massive, in sanften Wellen verlaufende Kuppenform, seltener die regelmäßige Gestalt des Kegels. Oft überraschen die Abhänge durch plötzliche Abstürze, aus denen wilde Schluchten entgegenstarren. Eine charakteristische Erscheinung der oberen Bergzone zeigt sich in den nackten isolirten Felsenkolossen, wie dieselben am Peterstein, am Hochschar, am Altvater, sowie im Gebiete des Hohen Urlich gefunden werden. Ein Verwitterungsproduct klimatischer Einflüsse, stehen diese abenteuerlichen Blöcke gleichsam als Grenzsteine zwischen der Region der Haine und des niederen Holzes und geben der

dichtenden Volksphantasie willkommenen Anlaß, die ruinenhaften Trümmer mit wundersamer Sage zu umspinnen.

Nicht uninteressant sind auch die zahlreichen, in die Bergwände eingerissenen Zerklüftungen, „die Gräben“, durch welche nach Hochgewittern verheerende Wasserstürze niederbrausen. Der köstlichste Schmuck dieser Höhen bleibt jedoch unbestritten das lebendige, grüne Meer von Wipfeln — die prächtigen, quellendurchflüsterten Forste. An 30.000 Hektar umfaßt das meist als Hochwald bewirthschaftete Waldareale, das den stolzen



Gegend bei Freiwaldau.

Hirsch zu seinen Zierden zählt. Neben den bestandbildenden Fichten, Tannen und Buchen repräsentiren eingesprengte Lärchen, Ulmen, Eschen und Eichen einen werthvollen Holzwuchs. Üppige Jungwälder wechseln mit säulengeraden Althölzern, bis endlich an der Grenze „der Heiden“ nur mehr die Zwergformen der Baumvegetation ein karges Dasein fristen. Je höher wir kommen, umso geringer wird die Schaftlänge des Holzes; dafür bemerkt man eine tief hinabreichende, schirmartig schützende Beastung und eine äußerst kräftige Bewurzelung; nur diese allein macht die Bäume fähig, die Schnee- und Eislasten des Winters zu tragen und den hier tobenden Stürmen wirksam zu trotzen. Jenseits der Baumregion wandelt der Fuß über die ausgedehnten, einsamen Flächen „der Heiden“ mit dem

glatten, schütteren Borstengrase, hier „Wolf“ genannt, in dem der krause Zwergwachholder und das zierliche Heidekraut ihr Standlager aufgeschlagen haben. Auch manches alpine Pflänzchen guckt schüchtern zwischen moosumwucherten Gesteinsbrocken hervor.

Lenken wir nun mitten hinein in die Pracht der Berge und Wälder. Das muntere Bielaflüßchen soll unser Führer sein! Breitgewölbte Bergscheitel begleiten den Thalboden, wenn wir von Freiwaldau aus auf gut gepflegter Straße Buchelsdorf, Adelsdorf und Thomasdorf passiren. Oberhalb des letztgenannten Ortes erklimmt ein Seitenzweig des Fahrweges nach rechts die Einsattlung am Rothen Berge (1011 Meter). Es ist der einzige bequeme Übergang über das Hochgesenke. Von der Kammhöhe leiten schmale, markirte Bergpfade nach den besten Aussichtspunkten der Umgebung. Dazu gehört in westlicher Richtung die Bründlhaide mit dem hochgelegenen Wallfahrtkirchlein, der Gipfel des Rothen Berges (1333 Meter), der Kepernik und endlich der Wächter des Bielathales, der Hochschar, mit dem schmucken Georgshause auf baumloser Kuppe. Ober Thomasdorf zeigt sich Waldenburg in tannengrüner Bergesöde. Zahlreiche Brettsägen und hoch aufgeschichtete Baumklötze verrathen den Holzreichthum dieser abgeschiedenen Natur, in der das Rauschen des Wassers und der energische, schrille Ton der Sägen gar seltsam anmuthen.

Hineingeschmiegt in dunkle Forste, ersteigt die Straße die Höhe des „Gabelkreuzes“ (926 Meter). Wir befinden uns bereits im Herrschergebiete des Altvaters. In großartiger Wildniß, gegen die Wände des Hungerberges hin, erreicht man von hier den „Hohen Fall“, dessen schäumendes Wasser zur Biela niederstürzt. Einst der schönste Wasserfall des Gesenkes, wurde derselbe durch die Wolkenbrüche des Jahres 1880 zerstört, so daß heute nur einzelne Cascaden über chaotisch verworfene Felsentrümmer in die Tiefe schießen.

Jenseits der „Gabelhöhe“ nimmt uns ein düsteres, menschenleeres Waldthal auf, an dessen Ausgang, in lichtes Baumgrün gebettet, Dorf Buchbergthal als freundliche Oase sichtbar wird. Etwas unterhalb, am Vereinigungspunkt der Weißen und der Schwarzen Oppa, erblicken wir das alte Städtchen Würbenthal, dessen einstiger Bergbau auf Edelmetalle einer schwunghaften Leinen- und Baumwollindustrie gewichen ist. Nächst Ludwigsthal, bekannt durch seine Eisenhütten, winkt aus harzduftenden Nadelwäldern das malerische Karlsbrunn sein „Willkommen“ entgegen. Der reizende Curort mit den gefälligen Bauwerken und schönen Promenaden liegt auf moorigem Waldboden, dem heilkräftige Säuerlinge entquellen. Mächtige Bergrücken umsäumen die liebliche Thalmulde, in welche, alle Rivalen überragend, die Riesenkuppe des Altvaters hinabschaut.

Da ein Besuch Karlsbrunns, ohne dem volksthümlichen Altvater den gebührenden Tribut der Bewunderung gezollt zu haben, wohl nicht denkbar ist, so rüsten wir zur Bergfahrt auf die gigantische Kuppe. Tiefer Waldesfrieden umfängt uns, wenn wir durch das enge Weiß-Oppathal am schroffen Abhange der Mooslehne langsam emporklimmen.



Der Hohe Fall.

Entzückt sehen wir die von der Feuchtigkeit begünstigte Vegetation dieser Thalenge. Hochwüchsige Fichten erheben ihre Wipfel bis 40 Meter in die Lüfte, während manneshohe Farne den Boden überwuchern und ihre zierlichen Wedel über die modernden Leiber der vom Sturm geknickten Hölzer ausbreiten. Von der Grenze des Bergwaldes schimmern uns weißgraue Stämme entgegen; es sind verdorrte Baumgerippe, der Volksmund nennt sie „Leichen",

die von Regen und Sonne gebleicht, ihr rindenloses Astwerk stumm zum Himmel heben, ein Anblick, der sich an nebeldüsteren Herbsttagen zu gespenstigem Eindruck steigert. Nach dreistündigem Aufstiege liegt sie endlich vor uns, die moosgrüne Koppe des Altvaters, jenes alte Stück Festland, das aus dem Urmeere auftauchte, als die mitteleuropäischen Tief-ebenen noch von flutenden Wasserwüsten bedeckt waren. Kümmerlicher Pflanzenwuchs von Kräutern, Moosen und Flechten ist selbst in diese unwirthliche Höhe gedrungen. Kein Strauch gedeiht hier oben, nur struppige Zwergfichten kauern auf dem verwitterten Ur-thonschiefer, an dem Wind und Wetter seit Jahrtausenden ihre Kraft erproben. Zu diesem trostlosen Bilde hat aber die Natur den lieblichsten Gegensatz geschaffen, der offenbar wird, wenn die rings blauenden Berge und Thäler ihre jungfräuliche Schönheit entschleiern. Im Westen reiht sich Kuppe an Kuppe bis zur wolkenumflorten Spitze des Spieglitzer Schneeberges; im Norden dunkeln uns die waldigen Häupter des Urlichzuges entgegen und weiter hinaus die in Duft getauchte Ebene; im Osten gleitet der Blick über ungezählte Hügel bis an die ferne Kette der Beskyden; nur im Süden verwehrt die Janovitzer Haide die Aussicht auf die mährischen Gefilde. Im weiten Kreise gruppiren sich die ebenbürtigen Vasallen um den „königlichen Sproß der Sudeten“: der große und der kleine Vaterberg (1367 Meter), der große und der kleine Seeberg (1304 und 1194 Meter), die Königskoppe, der Falkenstein (1209 Meter), der Mittelhübl (1141 Meter), die Hohe Haide und der Peterstein. In einer Einsenkung zwischen dem Altvater und dem Peterstein steht die bekannte „Schäferei“ (1306 Meter), der höchste bewohnte Punkt in Schlesien und ein vielbesuchtes Touristenheim mit gastlicher Unterkunft. Vom Altvater aus gegen Mittag dehnt sich die Fläche der Hohen Haide. Auch von dieser einsamen Bergflur mit dem blumenreichen Moos- und Grasteppich aus überblickt das Auge einen weiten Theil des majestätischen Gesenkes und seines Vorlandes. An der Stelle, wo der imposante Rücken der Hohen Haide zu dem großen Karlsdorfer Kessel abfällt, erscheint in der von den Mohraquellen durchrieselten „Kesselwiese“ jenes merkwürdige Stück schlesischen Bodens, das in floristischer Beziehung als ein Dorado der Botaniker gerühmt werden muß.

Wir nehmen Abschied von den Naturwundern des Altvaters und betreten jene freundliche Landschaft, zu der die Chaussee von Würbenthal über Engelsberg, den Geburtsort Eduard Schöns (Engelsberg), hinabzieht. Eine hügelumgürtete Thalsenkung, durch deren Mitte der Schwarzbach plätschert, zeigt uns einen lieblichen Erdenwinkel mit der bedeutenden schlesischen Industriestadt Freudenthal. Unter den Hügeln der Umgebung fesseln die Basaltgebilde des Köhlerberges (674 Meter) und des Venus-berges unser Interesse. Wer die theils bewaldeten, theils sorgfältig bebauten Abhänge derselben ins Auge faßt, ahnt nicht, daß hier einst vulkanische Kräfte den Erdboden erschütterten. Heute ziert ein gefälliges Kirchlein den Gipfel des Köhlerberges, und nur

sein fester blauschwarzer Basalt erinnert an die gluthflüssigen Lavamassen, mit denen ein nunmehr erloschener Vulkan die Gegend in grauer Vorzeit überschüttete.

Von Freudenthal setzt sich die heitere Thallandschaft nach Nordosten fort. Über Erbersdorf, Seifersdorf und Wiese, den Geburtsort des ehemaligen Wiener Fürsterzbischofs Cardinal Kutschker, führt die Oppa, die Straße und die Bahn nach dem fabrikenreichen Jägerndorf. Hier nimmt in mäßig erweiterter Ebene die Oppa links die Goldoppa auf. Südöstlich von Jägerndorf am rechten Oppa-Ufer liegt der Burgberg



Karlsthal gegen Würbenthal.

(437 Meter), ein isolirter Grauwackenfels, von dem sich die doppelthürmige Marienkirche ebenso stolz als zierlich abhebt. Auf dem verlängerten Rücken des Burgberges thront die Schellenburg (Èvilin—Lobenstein), eine zerbröckelnde Ruine, von reicher Sage umflochten. Sehenswerth präsentirt sich von der Burgbergkirche die tief unten ruhende Stadt mit den lichten Häuserreihen, den düsteren Thürmen und den rauchenden Fabriken, sowie das schier endlose schlesische und preußische Land von den Kämmen der Sudeten bis an den nebligen Horizont der oberschlesischen Ebene.

Hier müssen wir auch jenes Gebietes gedenken, in das wir durch das wohlbebaute Goldoppathal über Olbersdorf hinüberkommen. Es ist die mährische Hotzenplotzer

Enclave, deren Zugehörigkeit zu Schlesien lange streitig war. Die Gegend bietet ein anmuthig bewegtes Hügelterrain ohne hervorstechende landschaftliche Eigenart. Die Straße von Röwersdorf über Liebenthal und Maidelberg, die Verkehrsader der Enclave, lenkt nach dem Hauptorte derselben, nach Hotzenplotz am Ossabach. Das hübsch situirte Maidelberger Schloß läßt den Landstrich in seiner Gänze übersehen. Durch seine historischen Reminiscenzen merkwürdig heben wir noch den südlich von Hotzenplotz gelegenen Markt Roßwald hervor. Ein ehemals umfangreiches Schloß mit ausgedehntem Parke bezeichnet die Stätte, auf welcher sein einstiger Besitzer, Graf Hoditz, ein Freund Friedrich des Großen, seine barocken Schöpfungen ins Leben rief. Im Westen der Enclave umschlingt ein schmaler, ebener Saum die nordwärts auslaufenden Vorberge des Hohen Urlich, die hart an die preußische Grenze heranrücken. Die aus der Enclave über Hennersdorf, Johannesthal und Petersdorf westwärts führende Straße berührt das trauliche Städtchen Zuckmantel am Fuße des schön geformten Kegels der Bischofskoppe. Hoch über der Stadt blickt vom Rochusberge ein lichtes Kirchlein in die liebliche Ferne, während nach Süden zu dunkle Waldberge den Hintergrund romantisch abschließen. Südwestlich von Zuckmantel auf dem „Schloßberge" ruhen im Schatten dichten Gehölzes die spärlichen Ruinen der uralten Feste Edelstein, einer der ältesten und größten Landesburgen, von der die Sage geht, daß Menschenhände nicht imstande waren, ein so ungeheures Gebäude aufzuführen. In den Bergen um Zuckmantel blühte einst ein ergiebiger Bergbau auf Gold und Silber. Die bedeutendsten Spuren haben sich in dem Bergknappendorfe Obergrund am Althackelsberge, eine Wegstunde von Zuckmantel, erhalten.

Wer noch ein eigenartiges Landschaftsgemälde genießen will, der darf es nicht unterlassen, von Zuckmantel über das an Kalksteinbrüchen reiche Endersdorf durch das schöne Waldthal Latzdorf in die Berge einzudringen. In düsterer waldumhegter Hochlage zeigt sich hier das Dörflein Reihwiesen, die höchste bewohnte Ortschaft in Schlesien (757 Meter), und nahe dabei der interessante „Moosebruch", den das Volk zum Mittelpunkt eines ganzen Sagenkreises gemacht hat. Der moosbewachsene Boden des an 250 Hektar großen Hochmoores zittert unter den Füßen und läßt bei jedem Schritt, als warnendes Zeichen für den Unkundigen, sein schwärzliches Wasser hervorquellen. Zwei Teiche, der große und der kleine „Sinteich", unterbrechen die melancholische Öde, an der selbst der freundlichste Sonnenglanz seinen Zauber vergebens verschwendet. Das hochgelegene, rauhe Dörfchen hat auch am längsten die Unbilden des Winters zu erdulden. Wenn unten im tiefen Lande die grünen Saaten bereits in Halme schießen, so dauert es noch lange, lange, bis auch die einsame Höhe ihr Schneegewand abstreift und die Strahlen der Frühlingssonne das erste schüchterne Blümchen aus der dunklen Erde locken. – Nachdem wir Auge und Herz an den reichen Naturscenerien des Hochgesenkes erquickt haben, wollen



Aus dem Altvatergebirge.

wir im Überblick auch jenes Gebiet berühren, das im Zuge der Sudeten als Niederes Gesenke bezeichnet wird. Dazu zählen die Plateaulandschaften, welche an dem Straßen- und Schienenzuge, der von Jägerndorf im Oppathal über Neu-Erbersdorf und Freudenthal bis zur mährischen Grenze führt, beginnen und östlich bis an die Oderfurche hinreichen. Im Gegensatz zu den Bergformen, wie sie im Altvatergebirge dem Beobachter entgegentreten, büßt hier das Bergland bedeutend an verticaler Erhebung ein und geht in Höhenzüge von 500 bis 600 Meter, ohne markante Haupt- und Nebenketten, über. Während im Hochgesenke die Richtung von Nordwest nach Südost mit auslaufenden Querrücken vorherrscht, bemerken wir hier an den meist flach verlaufenden Hügelrücken die entgegengesetzte Streichung. Die Gesteinsformation zeigt auffällige Verschiedenheiten in ihrem geologischen Aufbau. Im Altvater und seinen Nebenketten tritt vornehmlich das Urgestein, im niederen Gesenke die Grauwacke als felsenbildende Masse auf. Wie im Hohen, so begegnen wir auch im Niederen Gesenke einem formenreichen Vegetationsbilde. Ausgedehnte, rationell bewirthschaftete Forste decken stundenweit die Abhänge und die Kuppen der Hügel, wogegen die zur Ackerwirthschaft tauglichen Flächen sich durch sorgfältige Bestellung aufs vortheilhafteste auszeichnen.

Wir erwählen zum Ausgang der Schilderung dieser Landschaft das Bennischer Plateau, welches sich an die Hohe Haide anlehnt. Umgrenzt wird dasselbe durch die Flußläufe der Mohra und der Oppa im Süden, Osten und Norden, vom Freudenthaler Kessel im Westen. Folgen wir der Freudenthal-Troppauer Chaussee vom erstgenannten Orte aus, so gelangen wir zu dem am Abhange des steilen Hutberges im Kranze mächtiger Waldungen gelegenen Städtchen Bennisch, hervorragend durch seine Baumwollindustrie. Einst blühte auch hier der Bergbau auf edle Erze, und Bennisch, die „Perle Schlesiens“, galt als die ergiebigste Silbergrube des Landes, bis der Einbruch der Mongolen und die Völkergeißel des dreißigjährigen Krieges die Silberstollen veröden und vergessen ließ. Im Südwesten des Städtchens fließt die auf der Hohen Haide entspringende Mohra an der politischen Landesgrenze gegen Mähren und durchströmt bis zu ihrer Mündung in die Oppa unterhalb Troppau ein schluchten- und waldreiches Thal. Dort, wo das ungestüm dahinschäumende Mohrawasser gegen Norden umbiegt, die umschließenden Gehänge flacher werden und sich zu anmuthiger Breite entfalten, steht auf jäh abfallender Felsenwand die Ruine Wigstein, ein ehrwürdiger Rest aus Schlesiens Vergangenheit. Im linksseitigen Hügellande erwähnen wir aus der Menge der Ortschaften das Dorf Meltsch mit dem benachbarten klimatischen Curorte Johannisbrunn im Rahmen steiler, fichtenbewachsener Berge, die als natürliche Schutzwehren gegen schädliche Witterungsextreme die Arbeit des Menschen erfolgreich unterstützen. Auch Schönstein, im baum- und wiesengrünen Hoßnitzthale, merkwürdig durch seinen uralten Schanzenring, unterbricht das Gelände

in wohlthuender Weise. Gegen Norden fällt die Hügelwelt zur Troppauer Niederung ab, in die auch das Mohraflüßchen bei Branka übergeht. Eine der letzten gegen die Ebene vorgeschobenen Anhöhen des rechtsseitigen Hügellandes schmückt Schloß Grätz, die ehemalige Residenz der Herzoge von Troppau, der Sammelpunkt der böhmischen und mährischen Großen zur Zeit, als Ottokars II. königliche Witwe Kunigunde hier glänzenden Hof hielt. Auch Beethoven, den Liebling des fürstlichen Schloßherrn Karl Lichnowsky, sah Grätz in seinen gastlichen Mauern.

Eine Stunde vor uns, inmitten der Oppa-Ebene, liegt die Landeshauptstadt Troppau, eine der ältesten Städtegründungen auf schlesischem Boden. Die Stadt mit



Stadt Engelsberg.

ihren ansehnlichen Kirchen und Profanbauten, den breitauslaufenden Vorstädten, schönen Plätzen und stilvollen Villenvierteln ist das politische und commercielle Centrum des Landes und besitzt alle Bedingungen zu vornehm großstädtischer Entwicklung. Eine Zierde Troppaus bilden die prächtigen Kiosk-Anlagen, sowie der von imposanten Baumgruppen beschattete Stadtpark.

Nach Nordwesten zieht die Oppa als Reichs- und Landesgrenze gegen Jägerndorf an den Abhängen des Bennischer Plateaus und bewässert einen durch seine intensive Rübenzuckerindustrie ausgezeichneten Thalboden. Parallel mit der Chaussee läuft die Bahnlinie durch eine Reihe kleiner Ortschaften, unter denen Vavrovitz und Skrochovitz durch die bedeutenden Zuckerfabriken auffallen. Jenseits derselben verkünden die zierliche

Burgbergkirche, sowie breitgelagerte Rauchwolken die Nähe Jägerndorfs, des „Reichenberg" unseres gewerbfleißigen Schlesiens.

Unterhalb Troppau vereinigt sich die Mohra mit dem Oppaflusse, der nach kurzem Laufe bei Střebovitz in die Oder mündet. Die rechte Seite des Oppa-Thalbeckens umsäumen die Hügel des Wigstadtl-Hrabiner Plateaus, während wir linker Hand preußische Dörfer zu Gesichte bekommen. Die Teschner Chaussee zieht nördlich von dem uralten Dorfe Radun, mit sehenswerthem Schlosse, weiter ostwärts nach Dorf und Schloß Hrabin, dessen günstige Lage durch prächtige Fernsichten gehoben wird. Charakteristisch für diese Gegend sind die zahlreichen Windmühlen mit ihren kreisenden Schaufelrädern. Bei Schönbrunn stehen wir in der fruchtbaren Niederung der Oder, die unter dem Namen des „Kuhländchens" bestens bekannt ist. Oberhalb des rührigen Fabrikstädtchens Odrau erreicht die Oder schlesisches Gebiet und bewegt sich von Jaßnik nordwärts in zahlreichen Krümmungen in jener großen Einsenkungslinie, welche das Gebirgssystem der Sudeten von jenem der Karpathen scheidet. Die Seehöhe der gartengleichen Thalsohle vermindert sich auf dieser Strecke von 320 Meter auf 200 Meter bei Oderberg.

An der nordwestlichen Seite erblicken wir die von der Oder, Oppa und Mohra umflossene, hügelige Hochfläche. Dieses Vorland des Gesenkes, in dem wir Wagstadt und Königsberg als freundliche Landstädtchen hervorheben, bildet einen würdigen Abschluß in der Reihe der westschlesischen Landschaftsbilder. Insbesondere wird Jeder Wagstadts Lage als eine reizende bezeichnen, dem es vergönnt war, von einer der die Stadt beherrschenden Anhöhen seine Blicke in die Runde schweifen zu lassen. Vor Allem entzückt das liebliche Mährerland mit seinen blühenden Städten und Dörfern, mit seinen stolzen Burgruinen und der Fülle von Schönheit, deren naturfrischer Wirklichkeit das schildernde Wort schwach und farblos gegenübersteht. Über dem nordöstlichen Horizonte schweben phantastische Wolkengebilde: es sind die Rauchsäulen der Ostrauer Kohlenfelder im Gebiete des Teschner Kreises. Diesem soll unsere nächste Wanderung gelten.

Ostschlesien (Teschner Kreis).

Jenseits der schmalen Landzunge, die der mährische Odergau keilförmig nach Norden aussendet, liegt der östliche Theil des Herzogthums Schlesien, der ehemalige Teschner Kreis, am Fuße der waldigen Beskyden, deren von Südwest heranwogende Kette sich zwischen Schlesien und Ungarn als Grenzscheide aufthürmt. Den nordwärts gerichteten bedeutendsten Flußläufen entsprechen drei ostschlesische Landschaften: an der mährischen Seite das Thal der Ostravica, an der galizischen das Weichselland mit Bielitz und in der Mitte zwischen beiden, wo die rauschende Olsa ihr Silberband durch lachende Auen windet, das Teschner Land im Kranze seiner Berge und Hügel.



Troppau in der Gegenwart.

Wir wählen zum Ausgang der Schilderung das schöne Olsathal. Begünstigt durch seine centrale Lage, sowie durch die Nähe des wichtigsten Beskydenpasses, diente dasselbe seit Jahrhunderten als vielbenützte Handels- und Heerstraße. Von dort her klingt uns auch die liebliche Sage entgegen, die Kunde bringt von der Besiedlung des Landes in jener grauen Vorzeit, da noch dichte Wildniß über die Gegend gebreitet war. Drei Brüder aus altpolnischem Königsstamme feierten hier ein unverhofftes Wiedersehen und begründeten zum freudigen Gedächtniß dieser Stunde jene Stadt, die heute stolz die Olsahügel krönt. Es ist Teschen (Cieszyn), die Stadt der Freude, die einst die Fürstensöhne an dem Waldquell vereinte, welcher heute noch als „Dreibrüderbrunnen“ sein kühlendes Labsal spendet. Freude ergreift auch unser Herz, wenn vom steilen Hügelrande die zierlichen Häuserreihen grüßen, die in sanften Terrassen zum Olsabett niedersteigen. Über den Thürmen und Dächern der Stadt erheben sich an den entgegengesetzten Höhepunkten die beiden wirkungsvollsten Bauwerke: im Osten die auf Meilen sichtbare evangelische Gnadenkirche, im Westen die stattliche Façade des Erzherzog Friedrich'schen Schlosses. Aus den Baumkronen des steilwandigen Schloßberges schimmert das Gemäuer des düsteren Piastenthurmes, der ehrwürdige Rest eines Herrensitzes aus der Blütezeit mittelalterlichen Lebens, da noch die prunkliebenden Teschner Herzoge in der alten thurm- und höfereichen Burg über Land und Leute geboten. Die klaren Olsawellen, die an der Abendseite des grünumbuschten Schloßberges vorübereilen, scheiden den älteren Stadttheil von der linksseitigen, rasch aufstrebenden Vorstadt Sachsenberg mit ihren gefälligen Neubauten und breiten Gassenfronten. Die um die Stadt verstreuten Fabriken, sowie der lebhafte Verkehr zeugen von einem stetig wachsenden industriellen Aufschwunge.

Folgen wir dem glitzernden Bande der Olsa nach Norden zu, so öffnet sich die breiter werdende Thalsohle bis an die Bodenanschwellungen, die in abnehmender Höhe zur preußischen Grenze bei Oderberg hinziehen. Von Süden her schauen die ernsten Beskyden ins Thal hinab und begleiten das muntere Flüßchen bis zu seiner waldumrauschten Felsenwiege. Bevor wir jedoch zu dieser aufwärts steigen, wollen wir vorerst dem von Teschen nach Nordwesten streichenden Thalgelände einen flüchtigen Blick vergönnen. Nördlich der mächtigen Waldfläche des Thiergartens, die sich vom Kotzobendzer „Schlößchen“ niedersenkt, gewinnt die Ebene immer mehr an Ausdehnung und drängt die flachen Hügel beiderseits zurück. In anmuthiger Weise wechseln Ackergründe, Waldparcellen, weißgetünchte Häuschen und pappelumfriedete Herrschaftshöfe. Mancher einsame Kirchthurm gibt einen willkommenen Ruhepunkt für das Auge. Scheinbar schnurgerade durchschneidet das von Ungarn über Teschen herabführende Bahngeleise die fruchtbare Thalfläche. Rechts über einer Mauer dunkler Baumwipfel zeigt sich der alte Stadtthurm von Freistadt, südlich auf sanfter Höhe Schloß Roy und etwas unterhalb der Curort

Darkau, mit einer der bedeutendsten jodhaltigen Salzquellen. Freistadt, in dem das gefällige Larisch'sche Schloß mit weitläufigen Parkanlagen erwähnenswerth ist, sah einst glanzvolle Tage, als die Teschner Herzoge zeitweise hier Hof hielten und prunkvolle Feste feierten. Im Nordwesten des Städtchens fließt die breiter werdende Olsa in weitem Bogen gegen Preußisch-Olsau. Wohlgepflegte Felder, unterbrochen von eichenbestandenen Dämmen und tiefen Gräben sind charakteristisch für die Physiognomie dieser Landschaft. Wo heute der Dampfpflug den fruchtbaren Boden zu hohen Schollen aufwühlt, glänzten



Stadt Jablunkau um das Jahr 1840.

vor Jahrhunderten die Spiegel zahlreicher Fischteiche, deren Schilfdickicht buntes Wassergeflügel belebte. Fanden schon dazumal die fürstlichen Gäste des Freistädter Herzogschlosses auf den wildreichen Gewässern ein fröhliches Jagdvergnügen, so versammeln auch heute noch die alten Teichgründe die Freunde des edlen Waidwerks, wenn die großen Herbstjagden ihren Anfang nehmen.

Eine halbstündige Fußtour von Freistadt bringt uns auf den Boden Karwins, der Fundstätte der „schwarzen Diamanten", durch welche der kleine Ort zu ungeahnter Bedeutung emporgekommen ist. Das Dorf zählt heute an 8.000 Einwohner, meist Bergarbeiter,

die in den Kohlengruben beschäftigt werden. Sowohl die Erzherzog Friedrich'schen, als auch die Graf Larisch'schen Schachtanlagen bilden durch ihre technische Einrichtung eine hervorragende Sehenswürdigkeit. Die vielen qualmenden Schlote, die rußigen Arbeiterschaaren, die rauchschwangere Atmosphäre, die geräuschvolle Thätigkeit der Menschen und Maschinen, das Alles gibt ein Bild reger Industrie mit all ihren Licht- und Schattenseiten. Über dem verworrenen Lärm der Tiefe thront auf beherrschender Höhe (262 Meter) Schloß Solza, ein weitblickender Prachtbau in moderner Renaissance, der Familiensitz des hier reich begüterten Grafen Larisch. Im südwestlichen Hintergrunde des Schlosses dunkeln die malerischen Partien des Suchauer Waldes und fern im Süden die blauen Rücken unserer schlesischen Berge. Die Gegend behält im Nordwesten gegen Oderberg hin im Allgemeinen ihr gleiches Aussehen. Die Kaschau-Oderberger Bahn führt zwischen flachen Hügeln über Dombrau, Orlau und Reichwaldau nach dem wichtigen Verkehrsknotenpunkte Oderberg. Orlau, ein uraltes Dorf, besitzt in seinem im XIII. Jahrhundert von den Benediktinern gegründeten Klosterkirchlein eine historische Merkwürdigkeit. Bei Oderberg umfängt uns wieder flaches Land von durchschnittlich 200 Meter Seehöhe. Die von Freistadt in zahlreichen Krümmungen nordwärts der Dörfer Dittmannsdorf und Deutschleuthen herabkommende Olsa durchfließt ein mit alten Teichen, Ökonomien und Waldungen besetztes Niederland und mündet unterhalb Oderberg in die Oder. Dichtbewachsene Auen entziehen die mit Stromesbreite dahinflutende Olsa unserem Blicke. Doch nur zu oft verläßt der Fluß bei Hochwasser die ihm von Natur und Menschenhand gezogenen Grenzen, zerreißt die Dämme und übergießt die fruchtbare Niederung mit dem Schwall seines trüben Gewässers.

Wir lenken zurück zur hügelumrahmten Olsastadt und rüsten zur frohen Fahrt in die naturfrische Welt unserer Berge. Hinter uns, im Grün der Ebene, versinken die Häuser Teschens, der schlanke Thurm der Jesuskirche, die Villen und die Kasernbauten am Blogotitzer Hügel, nur der zinnengekrönte Schloßthurm auf hoher, tausendjähriger Wacht gibt uns am längsten das Geleite. Unter dem linksseitigen, waldigen Felsenhange erspähen wir ansehnliche Wehranlagen, welche die aus den erzherzoglichen Gebirgsforsten geschwemmten Hölzer den großen Vorräthen der nahen Dampfbrettsäge zuführen. Rechts treten die sanften Anhöhen zurück und enthüllen ein prächtiges Panorama des nahen Gebirges. Südlich im sonnigen Olsabecken kennzeichnet ein Wald thurmhoher Schlote die großartigen Erzherzog Friedrich'schen Eisen- und Stahlwerke von Trzyniec. Ist schon der Anblick derselben zur Tageszeit von hohem Interesse, so erhalten wir doch erst im Dunkel der Nacht ein märchenhaft prächtiges Schauspiel, wenn die purpurnen Flammengarben der Hochöfen, der magisch beleuchtete Qualm der Dampfkessen, das Getöse der Maschinen und der Lärm der Arbeiter zu einem sinnberückenden Ganzen zusammenfließen, in welches elektrische Sonnen

ihre Lichteffecte weben. Ein idyllisches Gegenstück dieser modernen Cyklopenwerkstätte verbergen die Eichenkronen des nahen Hügelplateaus. Als ein monumentales Bauwerk moderner Gothik verkündet hier die stilvolle St. Albrechtskirche die Munificenz ihres kunstsinnigen Erbauers Erzherzogs Albrecht.

Bei dem Dorfe Bystrzytz sind wir bereits tief in den Bergen. Gegen Westen bilden dieselben eine imposante Kette. Zuerst der waldreiche Ostry (1043 Meter), zwischen den wildschönen Thälern des Tyrra- und Rzekabaches der weitschauende, von dem reizenden Erzherzog Friedrich'schen Schutzhause gekrönte Jaworowy (1032 Meter) mit dem südwestwärtsansteigenden Ropicagipfel (1082 Meter) und endlich am Ausgang des Rzekathales der kahle Flachrücken der Godula (573 Meter), an deren Fuß sich der Curort Cameral-Ellgoth schmiegt, jenes schlichte Dörflein, dessen waldfrische Umgebung an Leib und Seele gesunden läßt. Von Osten empfängt die Olsa von Niedek her ein klares Gebirgsbächlein aus dem schönen Gluchowathale, das zwischen dem Laczkaberge (835 Meter) und dem Cieslar (919 Meter) zu dem Kamm des großen Stożek (975 Meter) hinleitet. Hinter dunklen Waldungen erscheinen die Kuppen der Kleinen und der Großen Czantory (995 Meter), welche den botanisch merkwürdigen Tul gegen Westen aussendet. Der gigantische Czantory-Rücken, der „ostschlesische Rigi", beherrscht die Thäler der Weichsel und Olsa und erschließt die bezauberndste Fernsicht auf das Teschner Land und jenseits seines bergumsäumten Hintergrundes bis an die scharf gezeichneten Tatragipfel.

Auf den Hochweiden (Salaschen) der Czantory, sowie der umliegenden Bergeshöhen haben wir Gelegenheit, den polnischen Gebirgsbewohner, den „Goralen" als Sennhirten kennen zu lernen. In dürftiger Bretterhütte, der „Koliba", haust hier der kernige Sohn der Berge, umringt von den Wundern der Natur, die schöne Sommerszeit hindurch; selten sieht er andere Gesellschaft, als die seiner dunkelwolligen Schützlinge, welche auf den kräuterreichen Matten ihre würzige Nahrung finden. Die oben gewonnene Schafmolke, Milch und Käse werden ins Thal gebracht, bis endlich die stürmischen Boten des Herbstes den Hirten zur Thalfahrt mahnen.

Doch kehren wir zurück zum grünen Olsagrunde. Ein kurzer Weg, und unser Fuß betritt das liebliche Becken von Jablunkau. Das gleichnamige Städtchen mit seinen alterthümlichen Bauten zählt über 3000 Einwohner und ist so recht die Hauptstadt der Goralen. Im weiten Bogen um die Stadt reiht sich Berg an Berg zu stattlicher Runde, nur nach Nordwesten, gegen Teschen, bleibt eine Thalspalte offen. Wir stehen mitten im Herzen der Beskyden, im nächsten Umkreise hier Jablunka-Gebirge genannt, das mit seinen theils waldigen, theils kahlen Höhen jede weitere Aussicht verwehrt. Zwei schöne Thäler stoßen bei Jablunkau zusammen: von Südwesten das Thal der Lomna, von Osten her jenes von Istebna mit dem Oberlaufe der Olsa. Zwischen beiden führt die Straße durch

das lange Dorf Mosty aufwärts zum Jablunkauer Passe (550 Meter), begleitet von dem Schienenwege der Eisenbahn, welche die Flachmulde der Paßhöhe durch einen 600 Meter langen Tunnel unterfährt und jenseits desselben nach Ungarn hinabsteigt. Auf naher baumloser Kuppe zeigen sich die alten Schanzen, jene aus Quadern errichteten Wälle, welche zum Schutze der nach Ungarn ziehenden Heerstraße im XVI. Jahrhundert errichtet wurden. In der Gegenwart haben diese Erdwerke ihre strategische Bedeutung verloren und gras- und moosbewachsene Trümmer beweisen den allmäligen Verfall der einst vielumstrittenen Stätte. Heute freuen wir uns der schönen Landschaft, die der Jablunka-Paß vor uns ausbreitet. Interessant ist die östlich liegende 839 Meter hohe Girowa, der „Hexenberg" unserer Beskyden. Auf seinem imposanten Rücken versenkte sich 1773 der unvergeßliche Kaiser Josef II. in die Betrachtung dieses unentweihten Naturbildes. Einsam und still ist es über dem weiten Thale der Lomna, der entlang die Waldstraße eine zweite Silberbahn nach Westen zieht. Nicht der Pfiff der Locomotive, nicht das Pochen des Eisenhammers stört den Frieden dieser paradiesischen Einöde. Wald und wieder Wald, dazwischen ein idyllisches Forsthaus oder die weltverlassene Holzhütte des Goralen, das bildet die Scenerie für stundenweite Wanderungen. Von den rings blauenden Bergen erwähnen wir die dunkle Kozubowa mit ihren waldigen Vorbergen, ferner den Uplaz, den Polom (1067 Meter) und die Skalka (928 Meter). Unsere Aufmerksamkeit fesselt insbesondere das wunderliche Felsengebilde des Kiczera-Rückens. Es ist ein seltenes Vorkommniß in dem ostschlesischen Gebirge, daß nacktes Gestein zutage liegt, hier doppelt interessant im weichen Grün einer üppigen Vegetationsdecke. Von dem Oberlaufe der Lomna gelangt man über den waldigen Sattel des Lacznów (823 Meter) hinab ins Thal von Morawka und längs des Hauptkammes der Beskyden zur vielbewunderten Aussichtshöhe beim „Weißen Kreuz". Nicht immer jedoch ist es so träumerisch still im romantischen Gehege der Lomna. Wenn rings in den Bergen heftige Gewitter niedergehen, dann schwillt das unscheinbare Gewässer zum tosenden Wildbach an, zertrümmert Brücken und Stege und wälzt die verheerenden Fluten auf Meilen hinab in das niedere Land.

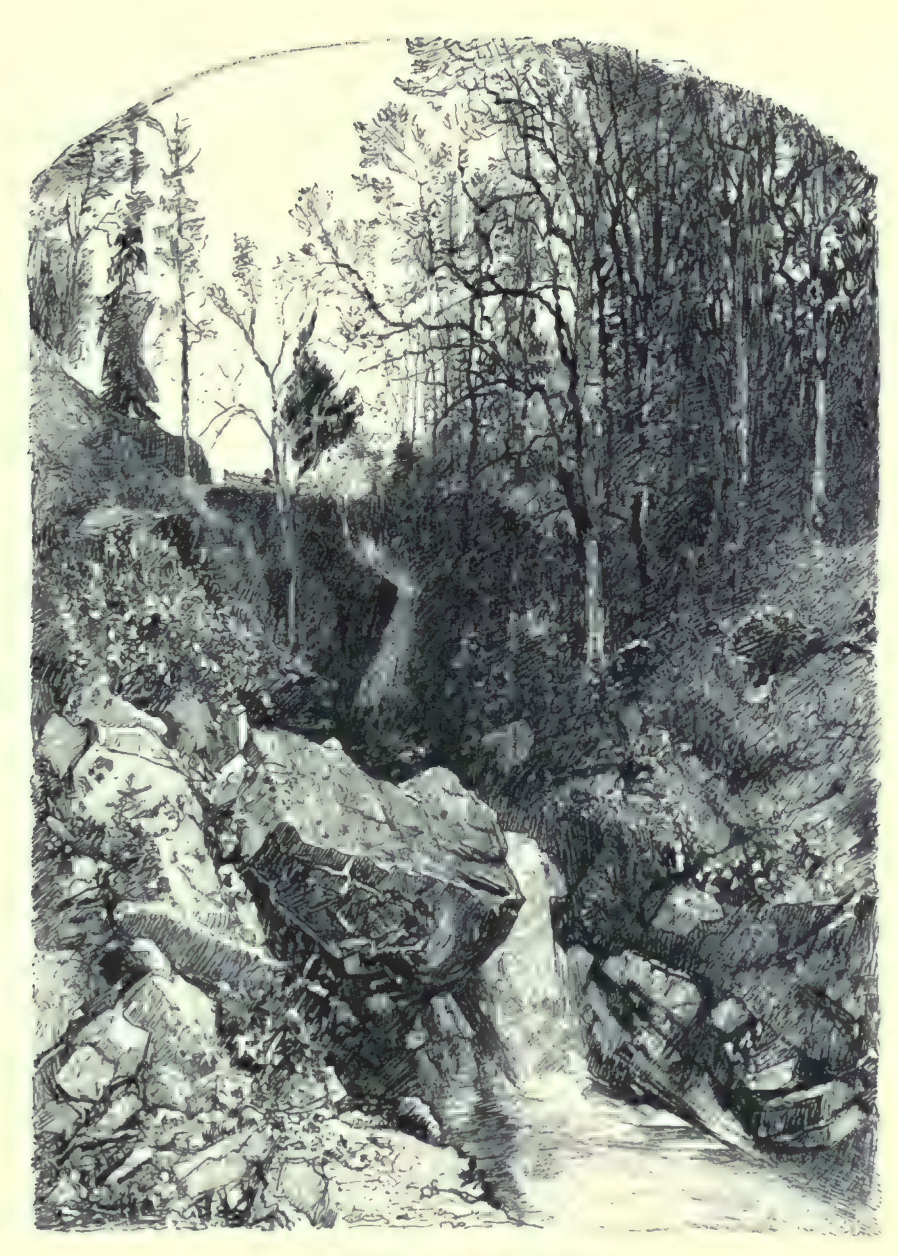
Von Jablunkau gegen Osten wendet sich an 12 Kilometer lang das obere Olsathal zur galizischen Grenze. Das helle Flußband und die Straße führen uns zu dem auf offener Höhe liegenden Goralendorfe Istebna. Von da über Koniakau passirt die Chaussee die schlesisch-galizische Grenze und zieht jenseits ins Solathal hinab. Zur Rechten strebt die weitschauende Hochwarte des Ochozdito (894 Meter) aus den Waldbergen auf. Ihre Kämme thürmen sich theils auf schlesischem, theils auf ungarischem, theils auf galizischem Gebiete auf. Auf dem Ochozdito stehen wir zugleich an der Wiege der Olsa. Zahlreiche Quellenbächlein vereinigen sich im geheimnißvollen Waldesschatten zu jenem glitzernden Faden, an den sich Perle an Perle die schönen Bilder reihen, die uns das Olsathal so reichlich geboten hat.



Aus der Barania: Bialka (Weiße Weichsel).

Von dem luftigen Scheitel des Czantory-Berges aus erscheint gegen Osten der verlockende Thalgrund der Weichsel. Zahlreiche Touristen und Sommergäste finden in der poetischen Abgeschiedenheit dieses waldumkränzten Bergidylls eine Fülle Geist und Leib erfrischender Genüsse. Das Querthal der Weichsel gewährt einen charakteristischen Einblick in den Landschaftstypus der zum Weichsler-Gebirge zählenden Beskydenrücken, die in reichen Verzweigungen vom Karolówka-Berge (930 Meter) auslaufen und das Quellengebiet

der Weichsel umspannen. Der gegen die Olsa gerichtete Kamm enthält die uns bekannten Rücken des Wielki Stożek, des Cieslar und der Czantory. Der nordöstliche Hauptarm, welcher im Allgemeinen an der galizischen Grenze verläuft, ist vielfach getheilt und gespalten. Seine bemerkenswerthesten Gipfel sind die mächtige Barania (1214 Meter) und der Malinów (1095 Meter). Vom letzteren geht an der Ostseite des Weichselthales jener Zug aus, in dem die Malinka (809 Meter), die Orlowa (766 Meter) und die Rownica (883 Meter) aufsteigen. In der ansehnlichen Thalfurche der prächtigen Waldberge liegt das große, über 4000 Einwohner zählende Weichsel mit seinen meist gruppenweise vereinigten Ackerwirthschaften und den über die Abhänge verstreuten Goralenhütten. Im Umkreise des schönen Dorfes sammelt der Weichselfluß seine Quellen, die aus entlegenen Schluchten zusammenfließen. Zwei dieser Bäche, die Schwarze und die Weiße Weichsel, welche der Kamm des Przysłup (1021 Meter) scheidet, treffen sich an einem der schönsten Punkte des Thales beim Schulhause Czorny und müssen als die eigentlichen Quellen des Hauptflusses bezeichnet werden. Die erstere, die Czorna Wiselka. entspringt in dem Urwalde am Südabhang der Barania, wo das Wässerchen zwischen dichtem Wurzelgeflecht schüchtern hervorsprudelt. Der Weiße Weichselarm, die Białka, gleichfalls von der Barania kommend, durcheilt ein feuchtkühles Waldthal und bildet in einem Nebenarm zwischen Gesteinsblöcken und starren Felsenwänden den Białka-Fall. Die waldige Thalspalte, welche das krystallne Bergwasser durchströmt, überrascht durch reiche scenische Effecte, nicht großartig, doch von unsagbarer Anmuth in Farbe und Stimmung. Mächtige Tannen, Fichten und breitästige Buchen beschatten den einsamen Pfad, der in die Wildniß hinansteigt. Graue Felsenwände, von wucherndem Grün überkleidet, drängen sich an den Weg heran. Beiderseits umgibt feierliches Schweigen des unermeßlichen Bergwaldes den Wanderer. Manchmal unterbrechen lichte Waldblößen als freundliche Inseln das grüne Meer der Wipfel. Lichte Rauchwölkchen, die hinter einem Wall von Scheithölzern emporkräuseln, verrathen eine Meilerstätte. Der Köhler und der Holzhauer sind wohl die einzigen menschlichen Wesen, denen wir in dieser Einöde begegnen. Endlich wird fern im Hintergrunde ein dunkler, massiger Rücken sichtbar, es ist die Barania (1214 Meter). Dichte Fichtenbestände, kräuterreiche Hochwiesen, hohe Waldgräser, dann wieder Streifen von Heidelbeerstauden und gefiederten Farnen bilden die Vegetation in den Urwildnissen der Barania. Die Kuppe derselben ist mit Nadelholz bestockt und gewährt keine Fernsicht. Umso reichlicher wird uns diese zutheil, wenn wir die südwärts gelegene Karolówka besuchen. Das ganze Karpathengebirge von der Łysa hora bis an die kühnen Zacken der Tatra liegt den Blicken offen — ein ergreifendes Gemälde, über das feierlicher Naturfrieden gebreitet ist. Im jenseitigen Schwarzen Weichselthale überraschen uns freundliche Holzbauten auf sonniger Lehne. Wir begrüßen das erzherzogliche



Wasserfall im Thale der Weißen Weichsel.

Jagdschlößchen am Przyslup, dessen Umgebung, besonders den mit moorigen Stellen durchsetzten Urwald, sich der scheue Auerhahn zum Standplatz erkoren hat. Vom Waldschlößchen geht es auf gut erhaltenem Fahrwege im mäßigen Fall rasch abwärts durch die menschenferne Wildniß zum Vereinigungspunkte der beiden Quellbäche im Hauptthale.

Parallel mit der Straße braust im jugendlichen Ungestüm über die Gesteinsblöcke seines Bettes der Schwarze Weichselbach zwischen engen Thalwänden hinab.

Ein dritter Quellbach, die Malinka, kommt von der Malinowska skała (1150 Meter) an der galizischen Grenze und nimmt die Wasseradern des herrlichen Malinkathales auf.

Wir verlassen das Dorf Weichsel durch eine schmale Thalpforte und kommen am Fuße der breit gewölbten Czantory in die Marktgemeinde Ustroń. Neben seiner Production auf dem Gebiete der Eisenindustrie hat sich dieser Ort einen guten Ruf als klimatischer und Molkencurort erworben. Wie wir dem lateinischen Chronogramm des Curhauses entnehmen, ist Ustroń durch sein Gründungsjahr (1802) der älteste Badeort im östlichen Schlesien. Etwas unterhalb beginnt das hügelige Land. Einzelne isolirte Höhen, wie der Helm (419 Meter) und gegen Teschen zu der Ogrodzoner Berg fallen besonders ins Auge. Wir folgen der Weichsel, die sich allmälig verbreitert und in zahlreiche Arme theilt, welche steinbedeckte Wüstungen einschließen. Allenthalben zeigen sich Spuren der Verheerungen des Hochwassers. Hier mögen die kostspieligen Regulirungsarbeiten im Weichselgebiete, so die Merveldt-Sperre, Erwähnung finden. In offener Thalmulde, in welche oberhalb das von der forellenreichen Brennica bewässerte Brennathal mündet, liegt links und unterhalb davon an der Weichsel das Städtchen Skotschau, die Geburtsstätte des seligen Johann Sarkander. Weiter abwärts zwischen dem Wislitzer und dem Winograder Berge (Kępa winogradska) strömt die Weichsel in die Ebene. Nur zur Linken zieht, vom Helm ausgehend, ein Hügelrücken von circa 300 Meter gegen Freistadt hin und bildet eine Wasserscheide zwischen der Olsa und der Weichsel.

Wir halten nun auf dem Boden des Flachlandes, dem menschlicher Fleiß sein eigenthümliches Gepräge verliehen hat. Ein Denkmal einer um Jahrhunderte zurückreichenden Culturarbeit erkennen wir in dem um Ochab liegenden, an 1000 Hektar bedeckenden Teichsystem, zwischen welchem bei zweckmäßiger Benützung des Terrains zahlreiche Gräben die Verbindung besorgen. Die reichlich vorhandene Wasserkraft ermöglicht auch den Betrieb einer Menge von Mühlen. Die Teichanlagen, die eine merkwürdige Thier- und Pflanzenwelt beherbergen, haben im Laufe der Zeit wohl viel an Ausdehnung verloren. Am ansehnlichsten finden wir sie noch am rechten Weichselufer längs des Laufes der Illownica. In unseren Tagen ist der fruchtbare Teichboden, der ehemals mit Sümpfen bedeckt gewesen sein mochte, meist einer rationellen Ackerwirthschaft zugefallen. Im weiteren Verlaufe läßt das Gelände der Weichselniederung musterhaft bestellte Felder, sorgfältig bewässerte Wiesen und auch größere geschlossene Waldmassen erblicken. Dazwischen verstreuen sich die noch vielfach mit Stroh bedeckten Hütten der Kleinbauern, dann größere Gehöfte und Brennereien. Die die Ebene durchkreuzenden Dämme mit ihren Eichen und Erlen verhindern weitere Fernsichten, dafür erhält die Gegend ein traulich umschlossenes Aussehen

von wohlthuend friedlicher Wirkung. Zwischen der Weichsel und der Illownica dehnt sich der mauergleiche Schwarzwald aus, durchschnitten von dem Geleise der Nordbahn, die von Oderberg über Petrowitz, Seibersdorf und Pruchna nach Dziedits zieht.

Im Osten des Waldcomplexes liegt die Moorlandschaft der Ellgother Haide, welche von lärmendem Wassergeflügel theils als Nistplatz, theils als Wanderstation benützt wird. Auch lohnen seltene Pflanzenformen die Mühe des aufmerksamen Sammlers. Bei



Aus der Barania: Czerwony wirch.

Schwarzwasser wendet sich die Weichsel nach Osten, ihr Lauf bezeichnet nunmehr bis zur Bialamündung die Reichsgrenze gegen Preußen. Westwärts des Schwarzwaldes zeigt sich der hochragende Dampfkamin der großen Chybner Zuckerfabrik — ein weithin sichtbarer Orientirungspunkt. Bevor die Weichsel bei Dziedits schlesischen Boden verläßt, erhält sie als Nebenflüsse die Illownica mit der Lobnitz und das galizische Grenzflüßchen Biala. Je näher wir der Bielitzer Gegend kommen, umsomehr gewinnen die Hügel die Oberhand. Sie beginnen schon bei Skotschau mit dem Winograder Berge (317 Meter) und setzen sich östlich in den Rostropitzer, Riegersdorfer und Czechowitzer Höhen fort.

Von der Skotschau-Bielitzer Chaussee haben wir die dankbarste Rundschau auf die Hügel mit ihren Dörfern und Weilern im Norden und auf die Beskyden im Süden, insbesondere auf die nahegerückten Bielitzer Berge. Schloß Grodziec mit den spitzgiebligen Erkerthürmen, sowie der am Rande harzduftiger Fichtenwälder gelegene, villenreiche Curort Ernsdorf geben fesselnde Einzelbilder. Östlich von Lobnitz und Alexanderfeld nähern wir uns dem raucherfüllten Fabrikbezirke von Bielitz, welches durch das Bialaflüßchen von der galizischen Zwillingsstadt Biala getrennt wird. Die kohlenstaubigen Straßen und die eintönigen Zweckbauten der zahlreichen Tuchfabriken schaffen ein Städtebild, das wir weniger vom ästhetischen, als vom praktisch nüchternen Standpunkte beurtheilen müssen. Doch ist in jüngster Zeit der in der Nähe des Bahnhofes erstehende Stadttheil durch seine hübschen Neubauten zu den düsteren Häuserreihen des Weichbildes in einen freundlichen Contrast getreten. Die nächstliegenden Dörfer bilden eine dicht bewohnte deutsche Colonisteninsel in dem polnischen Landgebiete. Besondere Erwähnung verdient das Dorf Alt-Bielitz mit einem uralten für Historiker und Kunstfreunde beachtenswerthen Kirchlein, wahrscheinlich dem ältesten schlesischen Gotteshause. Bielitz ist in der beneidenswerthen Lage, in der reizenden Umgebung für seine localen Schattenseiten, die eine hochentwickelte Industrie naturgemäß mit sich bringt, reichlichen Ersatz zu finden. Kaum eine Stunde im Süden der Stadt umfächelt uns Waldesduft und Waldesrauschen. Hier deckt der Zigeunerwald den Fuß der nahen Berge und bildet den beliebtesten Ausflugsort der erholungsbedürftigen Städter. Ein gepriesenes Wanderziel bleibt auch das etwa 5 Kilometer lange Thalbecken der oberen Biala, das schöne Bystraythal. Lauschige Waldpfade, die ohne Mühe erklommen werden, weisen uns von dort den Weg nach dem höchsten, beherrschenden Gipfel dieser Berge, dem gewaltigen Klimczok (1119 Meter) mit der Kamitzer Platte (954 Meter), welche die reizvollsten Perspectiven nach allen Richtungen der Windrose darbietet. Unter dem Gipfel in schützender Einsattlung steht die den Touristen wohlbekannte Clementinenhütte (in Galizien).

Die Gruppe der Bielitzer Berge gehört dem Weichselgebiete an. Vom Hauptkamm an der galizischen Grenze streichen die Verästungen des Bielitzer Gebirges zwischen dem Brennica-, Lobnitz- und Biela- oder Białkaflüßchen gegen das vorliegende Land. Als seine bedeutenderen Kuppen heben wir noch die Skalka (1150 Meter), den Stolow (1035 Meter), die Große (872 Meter) und die Kleine (831 Meter) Cisowa, die Kamitzer Platte (954 Meter) und im Süden des Bystraythales, vom Klimczok auslaufend, die galizische Magura (1095 Meter) und den Skrzyczny (1250 Meter) hervor. Die gewinnende Anmuth der dichtbewaldeten Thäler, unter denen dem lieblich ernsten Luisenthal wohl die Palme gereicht werden darf, wie auch die leichte Zugänglichkeit der weitschauenden Gipfel machen es erklärlich, daß das Bielitzer Gebirge durch einen von Jahr zu Jahr wachsenden Besuch der touristischen Kreise ausgezeichnet wird.

In vielfacher Übereinstimmung mit dem durchwanderten Gebiete finden wir angrenzend an die Markgrafschaft Mähren jenes Gelände des Teschner Kreises, das von der Ostravica und ihren rechtsseitigen Zuflüssen durchschnitten wird. Beide Landschaften sind im Süden durch die bedeutendsten Beskydenrücken abgeschlossen: das Weichselland durch die fichtendunkle Barania, jenes der Ostravica durch den in Sage und Lied gefeierten „kahlen Berg", die Lysa hora, die ernste Hüterin des ostschlesischen Ländchens. Ihr mattengrünes, kahles Haupt beherrscht nicht nur die ringsum sich drängenden Berge und



Lysa hora.

Vorberge, es lugt auch hinaus bis in das Herz des Landes, hinweg über Dörfer und Städte. Der mächtige Gebirgsstock der Lysa zweigt vom dreifachen Grenzberge Sulov nach Nordwesten ab und wird durch die Mohelnitz (den Mohelnica-Bach) in die Gruppe der Lysa hora (1325 Meter) und jene des Travny (1201 Meter) geschieden. Daran schließt sich östlich jener Zug, der vom kleinen Polomberge ausgeht und mit dem Jaworowy das Olsathal berührt. Gegen Abend lagern sich die ebenbürtigen mährischen Genossen, vor Allem der in dichten Wald gehüllte Smrk (1282 Meter). Der auf breiter Basis aufgebaute Riesenleib der Lysa besteht gleich den umgebenden Bergen aus feinkörnigem Sandstein, dessen Formation besonders schön in den Brüchen des Godulaberges bei Ellgoth erkannt

werden kann. Die von der Lysa strahlenförmig auslaufenden vielgestaltigen Kämme erleichtern die Besteigung des Hauptgipfels mit dem Erzherzog Albrecht'schen Schutzhause. Eine empfehlenswerthe Ausgangsstation bietet die Thalweite von Friedland, einem mährischen Grenzstädtchen am Fuße unseres Berges. Durch den prächtigen Grund des breiten Satinathales steigen wir ungefähr drei Stunden lang theils durch Wald, theils über Weideblößen empor zur baumfreien Lysaspitze. Rings heilige Stille des Gebirges, nur selten tönt das Hämmern des Spechtes oder der schrille Ruf des Hähers an unser Ohr. Auf dem Wege staunen wir noch über den tosenden Satinafall und die pittoresken Blöcke des Andreasfelsens. Sie erinnern uns an die im Volksmunde fortlebenden Erzählungen von Ondrasch, dem schlesischen Rinaldo, der hier seine Schlupfwinkel hatte, bis 1715 der „Herr der Lysa" sein kühnes Räuberleben in unrühmlicher Weise beschließen mußte. Haben wir die Serpentinen im letzteren Theile des Weges überwunden, dann können wir in stummem Entzücken unsere Seele in ein erhabenes Schauspiel versenken. Die karpathischen Landschaften auf mährischem, schlesischem und ungarischem Boden, die blauen Wälle des Gesenkes, die reiche schlesische und polnische Ebene: das gibt ein unbeschreibliches Bild mit Lieblichkeit gepaarter majestätischer Naturpracht. Hunderte von Bergesgipfeln reihen sich in endlosen Ketten bis zu den Nebelfernen, deren duftigen Schleier selbst das bewaffnete Auge nicht zu durchdringen vermag. Die Gehänge unseres Riesen decken prächtige Forste. Ein geregelter Flößapparat mit Triftbächen und Klausen schwemmt die ungeheuren Schätze von Werk- und Brennholz zu Thale. Auf der Mittagsseite, im wildschönen Řečicathale, dämmert ehrwürdiger Urwald. Hier theilt der König der Lysaforste, der stolze Edelhirsch, sein waldiges Revier mit dem kühnen Steinadler, den wir nicht selten hoch über uns im lichten Äther schweben sehen. Einen sonnigheiteren Gegensatz zu dem ernsten Grün des Hochwaldes liefern die blumenreichen Fluren mit ihrer farbenbunten Vegetation. Himbeer- und Brombeerstauden, Heidel- und Preißelbeeren und eine artenreiche Flora von Forstunkräutern beeilen sich, die durch den Kahlhieb bloßgelegten Strecken in staunenswerther Fülle zu überkleiden. Auch die würzigen Hochwiesen und Hochweiden mit der primitiven Almenwirthschaft des Beskydenschäfers dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Im Gebiete der Lysa und des Travny zeigen sich drei anmuthige, gutbesiedelte Thäler: die Thäler der Moravka, der Mohelnica und der Ostravica. Folgen wir den Quellbächen derselben aufwärts in das Gebirge, so gelangen wir zu der schon genannten Dreiherrenspitze der Beskyden, dem massiven Sulov (943 Meter). Hier oben, in der Einsattlung des Rückens, stehen einige Hütten, daneben ein hohes Holzkreuz, das „Weiße Kreuz", und ringsum prangt jenes paradiesische Stück Erde, „in dem die Erhabenheit und Schönheit der Teschner Gebirgswelt ohne Zweifel ihren Höhepunkt erreicht". Das Weiße Kreuz vermittelt die Verbindung mit den angrenzenden Thälern. Wir wenden uns

zurück ins Ostravicathal nach Althammer. Dasselbe, an 20 Kilometer lang, nimmt rechts die Řečica, links den Mazak auf, umzieht die westlichen Hänge der Lysa und tritt bei Friedland in ein weites Thalbecken ein. Einige Kilometer abwärts zeigt sich die Landschaft von Friedek. Rechts über dem Malenovitzer Grunde winkt das weitkenntliche Kirchlein von Borova und jenseits der vereinigten Thäler der Mohelnica und der Moravka der Waldberg Prašiva. Wo sich das Moravkathal breit gegen die Friedeker Hügel öffnet, steht im Sattel zweier bewaldeter Höhen das Skalitzer Kirchlein, das der Sage nach versinken soll, wenn es von Menschen überfüllt sein wird.

Die wilde Ostravica verläuft in breitem, flachem Bette, ungeheure Geschiebemassen herabwälzend — ein Merkmal der meisten Karpathenflüsse. Vor uns erheben sich die Thürme von Friedek und schauen schwesterlich grüßend auf das mährische Nachbarstädtchen Mistek hinüber. Auf felsigem Hügel erscheint ein ansehnlicher Schloßbau mit klafterdicken Mauern, dahinter im Norden der Stadt die doppelthürmige Wallfahrtkirche mit dem Wunderbilde der Madonna, das Ziel von Tausenden von Wallfahrern zur Zeit der Marienfeste. Friedek ist der Sitz lebhafter Baumwollindustrie, der Haupterwerbsquelle für die ärmere Bevölkerung der Stadt und Umgebung. In der Nähe von Friedek sind Baška und Karlshütte als hervorragende Etablissements für Hüttenbetrieb zu nennen. Vor dem Zeitalter des Dampfes spielte die Stadt, am mährisch-galizischen Handelswege liegend, eine bedeutendere Rolle. Seit der Eröffnung der das östliche Schlesien durchquerenden Städtebahn, wodurch auch Friedek in das neue Verkehrsnetz getreten ist, macht sich allenthalben ein günstiger Umschwung bemerkbar.

Von Friedek gegen Norden strebt der Flußlauf, der Straßenzug und das Bahngeleise nach dem kohlenreichen Hügellande von Polnisch-Ostrau. In altersgrauer Epoche schlesischer Geschichte eine Grenzfeste gegen Polen, hat das große Dorf seit zwei Menschenaltern sein Aussehen völlig verändert. Den reichen Kohlenschätzen der Tiefe entsprechen die großen oberirdischen Schachtanlagen auf schlesischer und mährischer Seite. Polnisch-Ostrau, das nahe Mährisch-Ostrau und das Eisenwerk Witkowitz bilden ein Industrie-Emporium, das in der Monarchie nicht seines Gleichen findet. Freilich hat die Umgebung infolge ihrer nationalökonomischen Berühmtheit viel von ihrer ehemaligen landschaftlichen Lieblichkeit verloren. Die einförmigen Colonien der nach vielen Tausenden zählenden Arbeiter, die dunklen Maschinen- und Schachthäuser, die rußigen, flockenverstreuenden Rauchwolken, dazu das mißtönige Grau eines trüben Tages: das gibt allerdings einen Eindruck, der einen Naturschwärmer wohl nicht zu allzulangem Verweilen in dieser nüchternen Atmosphäre bewegen kann.

Über Polnisch-Ostrau lenkt die Troppauer Straße gegen Teschen durch ein welliges Terrain. Eine Reihe hübscher Dorfschaften und trefflicher Aussichten stempelt diesen Weg

zu einem der genußreichsten im östlichen Hügellande. Wir passiren das alleenreiche Schönhof, Schumbarg und Tierlitzko. Unweit des vortrefflich gelegenen Kostelecer Kirchleins, auf prächtiger Höhe, sehen wir zur Linken die Freistädter Ebene, zur Rechten den tief nach Mähren reichenden Bogen unserer Karpathen. Im Vordergrund fesselt unsere Aufmerksamkeit der Grodziezer Berg (424 Meter). Aus weißem, porösem Sandstein aufgeschüttet, liefert sein geologischer Aufbau wichtige Urkunden für die Erforschung des Werdens unserer Gebirgsformen in jener unmeßbar fernen Zeit, als noch das unwirthliche „Karpathen-Meer" der mesozoischen Periode unsere Gegend überflutete. Noch ein steiler Hügelrücken, und wir halten überrascht still bei der Friedhofskapelle der Mostyer Höhe. Ein dankbarer Abschiedsblick ringsum, und wir fügen dem Kranze lieblicher Bilder, die im Fluge des Gedankens an uns vorüberzogen, noch ein letztes hinzu. Unter uns weben die Wipfel des freundlichen Grabinawäldchens, darüber glänzt das vielthürmige Teschen, umwogt von grünen Hügeln, deren Fuß ein schimmerndes Flußband schmeichelnd umfangen hält. Fernhin zieht das Thal der Olsa und birgt das Antlitz in den Falten seiner traulichen Berge. Mögen ihre Häupter stets auf ein fröhliches Gedeihen, auf den reichsten Segen des schönen Landes niederschauen!



Motiv aus Karlsbrunn.



Funde aus Kreuzendorf.

Vorgeschichte und Geschichte.

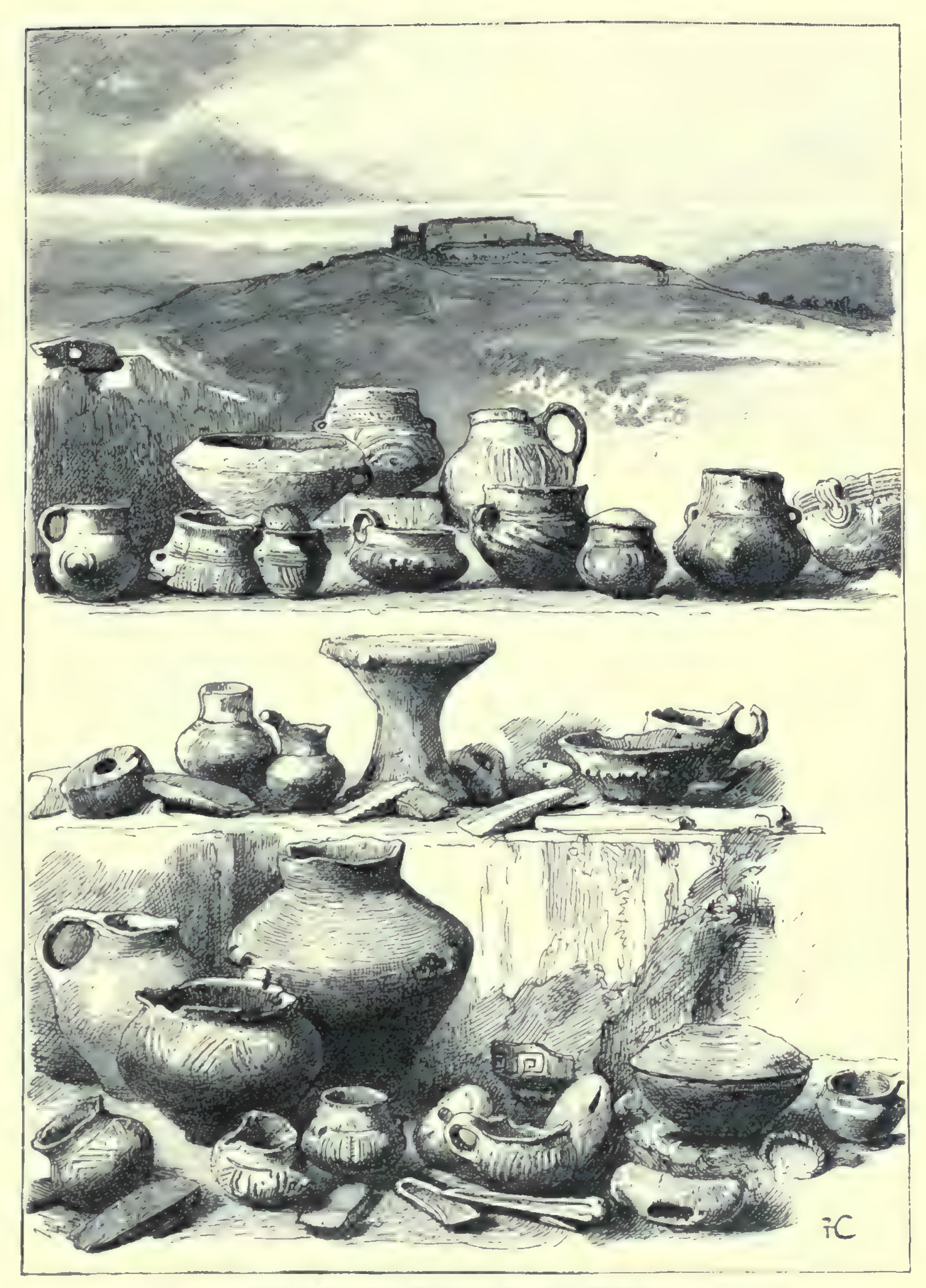
Vorgeschichte.

Während sich die Anwesenheit des Menschen in dem benachbarten mährischen Kronlande bereits in einer Zeit verräth, welche nahe der Grenze liegt, die für sein erstes Auftreten in Europa bis jetzt überhaupt auffindbar war, verläuft in Schlesien vorher noch eine mächtige geologische Epoche und vergehen noch weitere ungemessene Zeiträume,

bis sich auch hier der Mensch einfindet und dauernd Fuß faßt. Der Grund ist in den Nachwirkungen zu suchen, welche die nordische Eiszeit in Schlesien hinterlassen hatte und die sich lange hinaus fühlbar machten. An diesem Abschnitt in der Entwicklung unseres Welttheiles hat Schlesien insoferne theilgenommen, als die über ganz Nordeuropa bestehende diluviale Eisbedeckung bis an den Nordrand der Sudeten, sich mit dem Eismantel der letzteren vereinigend, heranreichte, und einen Eisstrom, die Wasserscheide bei Mährisch-Weißkirchen bildend, über die Breite des Oderthals tief nach Mähren entsandte. Nur das gegenwärtige Teschener, zum Theile auch das Troppauer Gebiet waren von der alles Leben verscheuchenden Eisstarre verschont geblieben. Nichtsdestoweniger eigneten sich auch diese Gegenden mit ihrem durch die Nähe der Gletscher bedingten rauhen Klima und den zahlreichen, vom Gletscherwasser getränkten Sümpfen nicht zum Aufenthalt des Menschen, und selbst aus der für das jüngere Diluvium charakteristischen Thierwelt verirrten sich nur einzelne Exemplare des Mammuth und Rhinoceros tichorhinus in diese unwirthlichen Landstriche. So erklären sich die im Löß und Gletscherschlamm der Umgebung von Troppau, Freistadt und Friedek eingebetteten Reste dieser Thierriesen, aber auch der Mangel jener Belege, mit deren Hilfe sich die Gleichzeitigkeit des Menschen in Mähren, Niederösterreich, Nordböhmen, Baiern, Belgien und Frankreich nachweisen ließe.

Günstigere Bedingungen für die Bewohnbarkeit Schlesiens scheinen erst zu einer Zeit sich eingestellt zu haben, als die menschliche Cultur Mitteleuropas bereits am Ausgang jener Stufe angelangt war, welche die Wissenschaft als neolithische Periode zu bezeichnen pflegt. Aber auch in dieser und den folgenden vorgeschichtlichen Perioden sind die menschlichen Wohnstätten äußerst spärlich gesäet. Fast über die Breite des ganzen Landes gelagert, ließen im Westen die Sudeten, im Osten die Beskyden nur den schmalen Abfall gegen Norden zur Besiedlung frei. Dabei macht sich die Erscheinung geltend, daß die überwiegende Zahl der vorgeschichtlichen Orte links der Oder festgestellt wurde, während der Landestheil am rechten Ufer derselben nur einen einzigen Ort (Groß-Ellgoth) aus verhältnißmäßig später Zeit aufweist. Die Erklärung mag allerdings nicht zum wenigsten in dem Umstande gelegen sein, daß die Urgeschichtsforschung sich dem östlichen Schlesien bisher nicht in dem Maße wie dem westlichen zugewandt hat.

Bei den durch die Natur gegebenen Verhältnissen erscheint es als eine nahezu selbstverständliche Thatsache, daß wir vorgeschichtlichen Wohnplätzen zunächst an den Ufern der Oppa begegnen. Das höchste Alter unter denselben beansprucht Kreuzendorf (Holasovitz), dessen spätneolithische Ansiedlung, mitten im Dorfe, an der Stelle des fürstlich Liechtenstein'schen Gutshofes gelegen, fast ununterbrochen bis heute als Wohnstätte benützt wurde. Der hohe Uferrand gestattete hier, der knapp vorbeifließenden Oppa so nahe wie nirgends zu rücken, ohne der Gefahr der noch heute bedeutenden Überschwemmungen ausgesetzt zu sein.



Funde aus Kreuzendorf, Kathrein und Jägerndorf (Schellenburg).

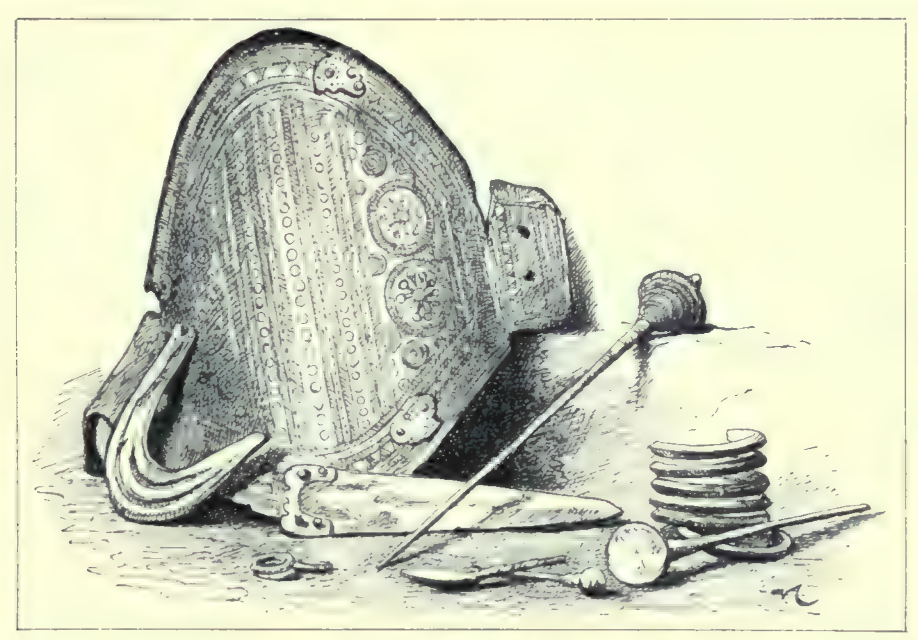
Eine zufällige Bodengestaltung schloß durch mehrere Terraineinschnitte den Ansiedlungsplatz von der Landseite ab und bot auf diese Weise hinreichenden Schutz auch von dieser Richtung. Das Culturbild, welches sich aus den hier gesammelten Funden gewinnen läßt, zeigt eine Bevölkerung, welche vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, in geringem Umfange auch Jagd und Fischerei betrieb. Als Behausung diente die Flechtwerkhütte mit lehmbeworfenen Wänden, deren Wohnraum zuweilen noch durch eine darunter befindliche Grube erweitert wurde. Außerhalb der Hütte wurden tiefe, sackförmige Löcher angelegt, welche, mit großen Kieselsteinen besetzt, den Herd abgaben und zugleich das bunte Durcheinander an unbrauchbar gewordenem oder zufällig abhanden gekommenem Hausrath und Mahlzeitresten in sich aufnahmen. Die größte Menge unter den Gegenständen, mit welchen diese Gruben angefüllt waren, nehmen außer den zahllosen Gefäßresten Thierknochen ein. Dieselben gehörten elf zahmen und sieben wilden Formen an. Am häufigsten treten das Rind (4 Racen: Bos primigenius Boj., eine schwächere und eine stärkere Form von Bos taurus L., Bos brachyceros Rütim.) und das Hausschwein, sowie eine zierliche Schafform auf; weniger die Ziege, das Pferd, der kleine Torfhund, das Huhn und die Ente. An jagdbaren Thieren fanden sich der Edelhirsch, das Reh, der Hase, die Fischotter, der braune Bär und der Biber vor. Mit Ausnahme des Pferdes und des Huhnes wurden alle diese Thiere gekocht, seltener gebraten genossen. Nach den aufgeschlagenen Röhrenknochen zu urtheilen, verzehrten die Bewohner mit Vorliebe auch das darin enthaltene Mark.

Die Topfwaare besteht zum größten Theile in Nutzgefäßen aus reinem oder mit Sand und Kies untermengtem Thon, welche aus freier Hand angefertigt und am offenen Feuer gebrannt wurden. Mit Benützung der hierdurch hervorgerufenen Schwärzung des Thones wurde ihnen durch Glätten ein graphitähnlicher Glanz ertheilt. Die Formen bieten wenig Abwechslung und erschöpfen sich in Töpfen mit sanft gebauchten oder scharf gekrümmten Wänden, geradem oder konisch aufsteigendem Hals ohne Rand und mit Buckeln oder Schnurhenkeln als Handhaben, in ähnlich gebildeten Urnen, Näpfchen mit hoch aufsteigendem Griffhenkel, graphitgeschwärzten halbkugeligen Schalen und Schüsseln mit nach innen gebogenem Rand. Bemerkenswerth sind einige krugartige Gefäße und zwei trichterförmige Geräthe, welche als Gefäßuntersätze zu deuten sind.

Mit der Gleichartigkeit der Formen geht die Schlichtheit des Ornamentes Hand in Hand. An den dickwandigen, kesselartigen Töpfen bescheidet sich dasselbe mit friesartig aneinander gereihten Nägel- und Fingerabdrücken längs der Gefäßmündung und an den kleineren Töpfen mit die Wände bedeckenden Einstichen. Hauptsächlich findet es sich bei den Schalen und Näpfchen, wobei das Dreiecksband in mehr oder minder ausgesprochener Weise, mitunter durch Punktreihen belebt, in derb eingeritzten Liniengruppen zur Anwendung kommt. Zeitweilig flicht sich auch ein Pflanzenmotiv ein. Eines der Gefäße erlangt

dadurch Wichtigkeit, daß es das Auftreten des bereits der Metallzeit angehörigen Typus der „Buckelurnen“ innerhalb des Kreuzendorfer Culturkreises andeutet und die Ansiedlung weitaus jünger erscheinen läßt, als den allgemeinen Anzeichen nach zu schließen wäre.

Entsprechend ihrem friedlichen Betriebe kannten die Bewohner von Kreuzendorf blos Werkzeuge für den häuslichen Gebrauch: Messer, Sägen und Schaber aus Feuerstein, den sie aus den diluvialen Schotterbänken bei Troppau herbeitrugen, Meißel und durchbohrte Hämmer aus Amphibolit, Diorit und Serpentin, welch letzterer als fertige Waare aus der Gegend des Zobten in Preußisch-Schlesien und, nach der geschweiften Form eines Hammerfragmentes zu urtheilen, theilweise auch aus Ungarn beschafft worden



Bronzefunde: Gürtelblech ꝛc.

sein dürfte, Klopfsteine zum Abspalten der Feuersteinspäne, flache und runde Pfriemen, meißel- und keilförmige Instrumente aus Bein, wohl zu dem gleichen Zweck wie die Klopfsteine, durchbohrte Hämmer aus Rinds- und Hirschhorn, Webgewichte und Spinnwirtel aus Thon, eben zubearbeitete Granitfindlinge zum Schrotten des Getreides, Grauwacke- und Sandsteinblöcke zum Zuschleifen und Schärfen der Stein- und Beinwerkzeuge. Bei der Abwesenheit von Waffen in strengem Sinne — es fand sich lediglich eine 1·5 Centimeter lange Feuersteinpfeilspitze — ist anzunehmen, daß die großen Thiere in Gruben gefangen wurden und die Bewohner außerdem ihre Beute mit Lanzen und Pfeilen erlegten, zu denen sich die runden, fein gespitzten Beinpfriemen vortrefflich eigneten.

Eine andere neolithische Ansiedlung, von der nur wenige Überreste erhalten sind, bestand gleichzeitig auf dem Burgberg bei Jägerndorf. Noch bis über die Mitte unseres Jahrhunderts wurde an der Ostseite desselben auch ein Schlackenwall wahrgenommen, in unserer Monarchie wohl der östlichste Vertreter dieser merkwürdigen Schutzbauten, deren übrige Verbreitung nach Mähren, Böhmen, Sachsen, die Lausitz, Rheinprovinz und Schottland reicht. Ob seine Entstehung noch mit der neolithischen Ansiedlung zusammenfällt, ist zweifelhaft; sie wird mit größerer Berechtigung in die spätere Hallstattperiode zu versetzen sein.

Bereits in der Bronzeperiode steht eine Gruppe, wenn auch noch vielfach mit neolithischem Culturbestand ausgestatteter Wohnplätze im Dorfe Kathrein bei Troppau und auf den gegenüberliegenden Anhöhen nordöstlich von Gilschwitz, denen sich eine vereinzelte Fundstelle im sogenannten Hraballa, zwischen Troppau und Kreuzendorf, zugesellt. Wohn- und Herdgruben, Werkzeuge aus Feuerstein, Amphibolit und Serpentin, Webgewichte und Spinnwirtel wurden auch hier wieder gefunden. Dagegen sind die Knochenwerkzeuge aus der Reihe der Geräthe geschieden und ebensowenig kommen Thierknochen vor, ein Beweis, daß die Bewohner sich ausschließlich mit Ackerbau beschäftigten. An die Stelle des Beins tritt die Bronze als neues Culturelement ein, ohne jedoch die gleich umfangreiche Aufgabe zu übernehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie von jenseits der Alpen eingeführt; ihr Vorkommen beschränkt sich auf einen glatten Armring mit übereinander gelegten Enden, einen Dolch ohne Griffzunge, mehrere Haarspiralen, ein Löffelchen mit fächerartiger Verzierung auf der Unterseite und gedrehtem Stiel, sowie eine Fingerspirale, welche Gegenstände nebst einem durchbohrten Serpentinhammer als Beigaben zweier in Hockerlage bestatteter Individuen in Kathrein aufgelesen wurden.

Eine bedeutsame Sonderstellung in Schlesien nehmen die Thongeräthe dieser Fundstellen ein. Aufsatzartige Standgefäße mit hohem, hohlem Fuß erschließen durch die Vergleichung reiche Beziehungen zu südländischer und insbesonders zu völlig übereinstimmender Töpferwaare aus dem berühmten, am Beginn der Bronzezeit stehenden Schanzwerk von Lengyel in Südungarn. Von gleicher Bedeutung erscheinen ferner hier wie dort gefundene Gebilde aus Thon, welche, im Aussehen dem Henkeltheile von Gefäßen ähnlich, beim Formen und Glätten derselben in Verwendung kamen. Für eine entfernte Beeinflussung durch südost-europäische Vorbilder sprechen mit ihrer kugeligen, kurzhalsigen Grundform die Hohlgefäße, welche, gewöhnlich henkellos, mit Zäpfchen oder quergestalteten Buckeln versehen wurden. An mehreren Töpfchen erscheint statt des Henkels ein länglicher, hakenförmig umgebogener Griff. Trotz der vielen Gefäßreste zeigte sich lediglich an einem Bodenstück Verzierung in Form eines rechtwinkelig getheilten, mit eingeritzten Strichen ausgefüllten Feldes; bei einem anderen Bruchstücke erscheint sie als schmale, in Längsreihen verlaufende Eindrücke.

Vermuthlich ungarische Importwaare der jüngeren Bronzezeit ist in dem kleinen Depotfunde von Gurschdorf bei Friedeberg (Sichel, Palstab mit dünnen Seitenleisten, zwei Hohlcelte und eine Fingerspirale) zu erblicken.

Mit der Aufnahme des Eisens, das in Schlesien frühzeitig eine selbständige Erzeugungsstätte fand, betritt unser Land die Hallstattperiode, jenes wichtige Culturstadium, das sich durch das allgemeine Bekanntwerden des Eisens charakterisirt und seine höchste Ausbildung in den Ländern südlich der Donau erfuhr. An Kostbarkeit der Bronze gleich geachtet, wurde neben derselben das Eisen zu Beginn dieser Culturperiode oft auch zu Schmuckgegenständen verarbeitet. So fand es sich in Gestalt zweier Kopfnadeln mit einem Ohrring, einer Fingerspirale und den Bruchstücken eines gedrehten, sowie



Funde von Groß Ellgoth.

mehrerer glatter Armringe aus Bronze in jüngst entdeckten Flachgräbern bei Kreuzendorf, deren sonstiger Inhalt sich dadurch kennzeichnete, daß zwei übereinander gestürzte Schüsseln oder eine mit einer Schüssel überdeckte, den neolithischen ähnliche Urne die Asche des Verstorbenen barg und drei bis vier einhenklige Schalen das Aschengefäß umstanden. Interessant ist das Randstück einer Schüssel mit eingeschnittenem Mäander, welchem als sonst übliches Ornament das Dreieckband und die Zickzacklinie gegenüberstehen. Aus ähnlichen Gräbern der älteren Hallstattcultur dürften die wenigen Gefäße von Groß-Ellgoth bei Teschen stammen.

Um weniges jüngerer Hallstattzeit, vielleicht dem VI. und V. Jahrhundert v. Chr. gehört das ehemals weit ausgedehnte, bereits zerstörte Gräberfeld an der Ostseite der Schellenburg (Burg Lobenstein) nächst Jägerndorf an, deren Wallanlage sich zum Theile auf den vorgeschichtlichen Überresten einer eigenthümlichen, mit der Gräberstätte zeitlich

zusammenhängenden Verschanzung aus Holzbalken und Lehmpackung aufbaut. Nach älteren Berichten stellten sich die Gräber als niedere, hügelförmige Erdaufschüttungen mit einem Pflasteruntergrunde dar, auf welchem sich um einen mit Knochenasche gefüllten Behälter (Urne, Schüssel, Krug) eine größere Zahl von Beigefäßen, oft mehrere in einander gestellt, gruppirten. Häufig waren die meist graphitgeschwärzten Gefäße mit einer Steinplatte oder stellenweise durchbohrten runden Thonscheiben verschlossen. Unter den erhaltenen Gefäßen macht sich durch eigenartige Form die „Buckelurne" besonders bemerkbar, die ihre Bezeichnung daher führt, daß an der mittleren Bauchung in stetiger Zahl drei, auch fünf von Halbkreisen umschlossene Buckel hervorstehen. Im Verein mit einer niederen, einhenkligen Schale von ähnlicher Grundform bildet sie einen Theil des für Schlesien und die Lausitz typisch gewordenen Seitenzweiges einer Entwicklungsreihe, welche vom Süden ihren Ausgang nahm und deren Zwischenglieder sich in den westlichen Alpenländern, Niederösterreich, Mähren (Müglitz, Trschitz), Nord- und Ostböhmen verbreitet finden. Mit der gleichen Sorgfalt wie die Erzeugung der Gefäße überhaupt wurde auch deren Ausschmückung gehandhabt. Den Grundgedanken für dieselbe gibt vorzüglich noch das Dreiecksband ab. Durch die Auflösung in mehrere Linienbündel, Einfügung von Punktreihen und muldenförmigen Eindrücken, sowie durch Betonung des Gefäßhalses mittels herumgezogener Kreise ist jedoch nunmehr eine Mannigfaltigkeit und Zartheit des Ornamentes gewonnen, welche Zeugniß für künstlerischen Sinn ablegt.

Von dem Reichthum an Gefäßen sticht die Armseligkeit der Gräber an sonstigen Beigaben ab, deren Stelle nicht selten noch Stein- und Knochenwerkzeuge versahen; daneben kamen vereinzelt Anhängsel aus Stein und Bein, Spinnwirtel, Steinringelchen, kleine, kreisförmig zugeschliffene Gefäßbruchstücke vor. Die Bronze gelangte meistens nur in Gestalt von Kleingeräthen (Kopf- und Gewandnadeln, Messern, Armspiralen) in die Gräber. Von dem Prunke mancher Beigaben erzählt das abgebildete, reich gravirte Gürtelblech, gegenwärtig eine Zierde des Museums in Troppau. Gegenstücke für dasselbe, von denen Anklänge noch heute in den Leibgürteln österreichischer Alpenbewohner fortleben, lassen sich aus norditalischen Gräbern und aus Euobäa, gleichwie in einer Fibel von Schweidnitz in Preußisch-Schlesien anführen. Einige Gußformen, darunter die von einem Hohlcelte mit Öhr und von sogenanntem „Ringgeld", sprechen dafür, daß die kleinen Bronzeartefacte hier selbst verfertigt wurden. Von Eisenfunden wird nicht berichtet, allein dieselben dürften gleichwohl vorgekommen und nur bei der mangelhaften Beobachtung der früheren Decennien unbeachtet geblieben sein.

Mit der Hallstattzeit bricht nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung die Vorgeschichte Schlesiens ab. Aus bedeutend späterer Zeit melden römische Schriftsteller die Namen der Marsigner, Burer, Gothiner und Oser als Bewohner Schlesiens, theils

suevischen, theils gallischen und pannonischen Stammes. Im Großen und Ganzen dürften diese Völkerschaften die Nachkommen einer seit der neolithischen Periode gleichgebliebenen Bevölkerung vorstellen. Welche Theile Schlesiens ihnen zuzuweisen sind, läßt sich jedoch nicht sagen. Mit dem VI. Jahrhundert n. Chr. beginnt das Einströmen slavischer Völker nach Schlesien, damit aber auch historische Zeit, in der neuerdings von Kreuzendorf Besitz ergriffen wird und welcher auch bereits der bislang für vorgeschichtlich gehaltene „Heidenwall" in Alt-Bielitz seine Entstehung dankt.

Geschichte.

Bis zum dreißigjährigen Krieg. Das Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien österreichischen Antheils war, als das erste Licht der Geschichte auf dasselbe fiel, ausschließlich von Slaven bewohnt. In dem einen Theil saßen Čecho-Mährer, in dem andern dem čechischen Stamme angehörige Slaven. Beide Hälften gingen bis zum XVI. Jahrhundert ihre eigenen Wege, weshalb auch ihr geschichtliches Leben getrennt darzustellen ist.

Die südöstliche Hälfte tritt nicht vor dem Ausgang des 1. Jahrtausends in den Kreis der Geschichte. Der polnische Herzog Boleslaw Chrobry unterwarf sich nämlich Chorwatien mit dem Hauptsitz Krakau und Schlesien und errichtete das Erzbisthum Gnesen, dem er die Bisthümer Kolberg, Krakau und Breslau unterordnete; letzterem gehörte das Gebiet von Teschen und gehört ihm heute noch an. Die Nachkommen des Gründers des polnischen Reiches schwächten sich durch Theilungen. So erhielt nach Boleslaws III. Heimgang sein Sohn Wladislaw das Krakauer und Breslauer Gebiet, den Rest bekam sein Bruder. Jener, mit Agnes, Tochter des heiligen Leopold von Österreich und Halbschwester des Hohenstaufen König Konrad III., vermält, wurde verdrängt und starb in der Fremde. Erst seinen Söhnen Boleslaw und Meško wurde durch die Vermittelung des Kaisers Friedrich I. die Rückkehr ermöglicht; sie erhielten das zum Breslauer Bisthum gehörige Land, das somit in den Wladislaiden des piastischen Hauses seine eigenen Fürsten bekam und 1163 sein eigenes Dasein begann.

Meško wurde Herr von Ratibor und Teschen, später auch von Oppeln; seine Nachfolger nannten sich Herzoge von Oppeln. Sein Sohn Kasimir kämpfte gegen die Mongolen. Nach der Schlacht bei Liegnitz-Wahlstatt zogen die Unholde durch die Oderpforte nach Mähren, verwüsteten die unmittelbare Umgebung Troppaus und suchten Freudenthal schwer heim. Wladislaw, Kasimirs Bruder, gründete 1268 die Benediktinerabtei Orlau. Wenige Jahre nach seinem Tode theilten seine vier Söhne das Erbe. Von nun an zerfiel das Land Oppeln in die Herzogthümer Oppeln, Ratibor, Beuthen und Teschen, deren Fürsten sich als Herzoge von Ratibor, Teschen u. s. w., nicht aber als

Herzoge von Schlesien bezeichneten — gehörte doch das Oppelner Land ursprünglich nicht zu Schlesien. Da es aber ein Bestandtheil der Diöcese Breslau war, da sodann die Herren von Schlesien und die des Oppelner Landes später gleichmäßig unter Böhmens Oberlehensherrlichkeit standen und da sich eine Gemeinsamkeit ihrer Interessen bildete, gewöhnte man sich den Namen Schlesien auf beide Territorien auszudehnen. Seit dem Ende des XIV. und dem Beginn des XV. Jahrhunderts nahmen auch die Herren des früher ungetheilten Oppelns den Titel Herzog von Schlesien, Herr von Teschen, von Beuthen u. s. w. an. So bildete sich aus dem alten Schlesien und dem Oppelner Land das geeinigte gesammte Schlesien, das man nur noch als Ober- und Niederschlesien oder auch als beide Schlesien bezeichnete. Meško, dem auch Auschwitz zugefallen war, ist der erste Herzog von Teschen, das er und seine Nachkommen von 1290 bis 1653 regierten. Eingekeilt zwischen Böhmen und Polen mußten sich die durch Theilungen geschwächten Fürsten Schlesiens an den einen oder den anderen Nachbarstaat lehnen. Als Wenzel II. von Böhmen zu seinem Zug nach Polen rüstete, huldigten ihm 1291 zu Olmütz die Herren des Oppelner Landes, somit auch Meško von Teschen. Diese Vasallenschaft gerieth nach dem Aussterben der Přemysliden blos für kurze Zeit in Vergessenheit. Bekennt doch Kasimir I. von Teschen (1316 bis 1358) schon 1327, daß er sein Land mit Städten und Burgen vom König Johann von Böhmen zu Lehen empfangen habe. Seinem Beispiel folgen sämmtliche Fürsten von Schlesien. Vom Kaiser Karl IV. wurden 1348 und 1355 die schlesischen Herzogthümer der Krone Böhmens einverleibt.

Přemislav I. (1358 bis 1409) mehrte seinen Besitz durch einen Theil von Beuthen, von Groß-Glogau und durch den Heimfall von Auschwitz. Dieses wurde nach seinem Tode für immer von Teschen geschieden und zerfiel später in die Herzogthümer Zator und Auschwitz, die im XV. Jahrhundert die Oberherrlichkeit Polens anerkennen mußten und hierauf dem polnischen Reiche angegliedert wurden. Das hohe Ansehen, das Přemislav I. genoß, war auf seine Geschäftstüchtigkeit, seine reichen Erfahrungen, seine geistigen Eigenschaften gegründet. Er tritt in den Zwistigkeiten der schlesischen Herzoge wiederholt als Schiedsrichter auf, er ist häufig in der Umgebung des Kaisers Karl IV. und wird von ihm und seinem Sohne Wenzel IV. zu diplomatischen Sendungen nach Polen, Ungarn, Deutschland und England verwendet. Er und sein Sohn Boleslaw I. (1409 bis 1433) waren den Bürgern von Teschen und Bielitz gewogen.

Von den Husiten wurden zwar 1428 die Grenzen des Ländchens berührt, doch hatte im Ganzen dasselbe unter ihren Einfällen nur wenig zu leiden.

Boleslaws Söhne (1433 bis 1477) theilten das Land, ja selbst die Stadt und das Schloß Teschen. Kasimir II. (1477 bis 1528) vereinigte die getrennten Theile wieder und wurde, der erste unter den schlesischen Fürsten, zum Oberhauptmann beider Schlesien



Die Ruinen der Burg Lobenstein.

erhoben. Unter seinem Enkel Wenzel (1528 bis 1579) faßte in Teschen der Protestantismus festen Fuß. Die Anhänglichkeit seiner Unterthanen an die neue Lehre ermöglichte dem Herzog die Einziehung der Abtei in Orlau, des Dominicaner- und Bernhardinerklosters in Teschen. Stets geldbedürftig, da er nicht hauszuhalten verstand, verschwendeten er und sein vor ihm verstorbener Sohn das fürstliche Eigengut; die Kammergüter Bielitz, Friedek und Freistadt gingen verloren, die Stadt Teschen wurde mit Bürgschaften und Anlehen überbürdet. Noch sinnloser arbeitete sein Enkel Adam Wenzel (1579 bis 1617) an seinem und dem wirthschaftlichen Ruin seines Landes. Kriegslustig schlug er sich mit Ungarn und Türken herum, auch ersann er manche abenteuerliche Pläne. In den Machinationen, die in Prag und Passau betrieben wurden, um dem Kaiser Rudolf die an seinen Bruder Matthias verlorenen Provinzen wieder zu verschaffen, war dem Herzog eine Rolle als Söldnerhäuptling und zur Belohnung das Herzogthum Troppau zugedacht. Diese Aussicht und die Hoffnung, sich mit Hilfe der kaiserlichen Gunst aus seiner bedrängten Lage zu retten, machten ihn 1610 dem Protestantismus abwendig und zum Peiniger seiner evangelischen Unterthanen.

Die Regierung seines Sohnes Friedrich (1617 bis 1625) und seiner Tochter Lucretia (bis 1653) fällt in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Letztere, mit dem Fürsten Gundakar von Liechtenstein gegen ihren Willen vermält, verwaltete das Herzogthum eigentlich nur als Nutznießerin der wenigen herabgekommenen Kammergüter.

Die nordwestliche Hälfte Österreichisch Schlesiens gehörte dem weitaus größeren Theile nach zu Mähren. Wahrscheinlich bildete sie eine einzige Castellatur, die zeitweilig

in den Urkunden des XII. und XIII. Jahrhunderts als District oder Bezirk Holasicko vorkommt. An die Stelle des vermuthlich hart mitgenommenen Kastells, dessen Name noch in der heutigen Ortschaft Holasovice (Kreuzendorf) lebt, trat die Burg Grätz bei Troppau. Nach 1240 verschwindet aus den Urkunden die Provinz Holasitz, es wird von nun an der schon früher zuweilen auftauchende District Troppau genannt. Die Einkünfte dieser Provinz verlieh König Ottokar II. seinem legitimirten Sohne Nikolaus, der sich seit 1269 Herr von Troppau schreibt. Nach dem Fall des mächtigen Ottokar wurde Kunigunde, seine Witwe, vom König Rudolf I. mit ihrem Witthum auf die Provinz Troppau angewiesen. Sie schlägt ihren Sitz auf dem hohen Grätz auf und nennt sich „von Gottes Gnaden Königin von Böhmen und Herrin von Troppau". Inzwischen war der in der Schlacht bei Dürnkrut in ungarische Gefangenschaft gerathene Nikolaus aus derselben gelöst und von Bruno, Bischof von Olmütz, und dem Adel mit bewaffneter Hand in die Provinz zurückgeführt worden. Kunigunde und der ihr heimlich angetraute Zavis von Falkenstein können sich im Troppau'schen nicht halten, da auch Rudolf von Habsburg sich von Ottokars Witwe abwandte. Nikolaus I. erscheint nun bis 1294 als Herzog von Troppau und nimmt an den Kriegszügen seines Königs gegen Polen theil. Nach dem Tode Wenzels II. und der Ermordung seines Sohnes Wenzel III. taucht Nikolaus noch ein- oder das anderemal im Troppau'schen auf; er stirbt 1318.

Während Nikolaus I. einen unantastbaren Rechtstitel auf Troppau sich nicht verschaffen konnte, fiel die reif gewordene Frucht seinem Sohne Nikolaus II. (1318 bis 1365) von selbst in den Schoß. König Johann von Böhmen übertrug 1318 Troppau ihm und seinen Erben als Lehen der Krone von Böhmen. Nach dem Erlöschen der piastischen Linie in Ratibor (1336) wurde Nikolaus auch mit diesem Fürstenthum belehnt. Er weiß sich, schnell vorübergehende Mißhelligkeiten abgerechnet, in der Gunst des Königs Johann zu erhalten, und ist am Hofe Karls IV. gern gesehen. Dieser erklärt 1348 Troppau für ein Lehen der Krone von Böhmen; es ist der Markgrafschaft Mähren nicht unter-, sondern beigeordnet, beide sind unmittelbare Kronlehen, der Markgraf und der Herzog sind gleichmäßig Vasallen des Königs von Böhmen. Der häufige Aufenthalt des Herzogs am kaiserlichen Hoflager, seine Verwendung in vielen Regierungs-Angelegenheiten, die diplomatischen Sendungen, seine Theilnahme an manchen Kriegszügen seines Königs, so an dessen Romfahrt, bezeugen, daß er in den Geschäften des Krieges und des Friedens gleich seinem Zeitgenossen Přemislav von Teschen wohl bewandert war.

Seine Söhne theilten das Erbe; Ratibor und der vierte Theil von Troppau fielen dem ältesten, den jüngeren Brüdern das Übrige zu. So war Ratibor abgetrennt und innerhalb unseres Gebietes entstanden seit 1377 die Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Leobschütz. Die Regierungsthätigkeit der einzelnen Herren dieser Ländersplitter

bestand zum größeren Theil in der Ausstellung von Briefen, die ein Licht auf ihre bittere Geldnoth werfen.

Während der Husitenkriege stand Přemislav I. von Troppau auf Seite des Kaisers Siegmund; er focht, wenn auch unglücklich, gegen die Böhmen und zog sich ihre Rache zu. Sie fielen 1428 plündernd in das Land ein, der Herzog mußte ihren Abzug mit großen Opfern erkaufen. Taboritenscharen marschirten 1430 und 1431 abermals durch unser Ländchen und nöthigten seinen Fürsten zu einem nachtheiligen Waffenstillstand. Nach den Husitenstürmen schädigten Fehden und das überhand nehmende Räuberunwesen das Land. Die lange Minderjährigkeit Ladislaus' Posthumus, die Parteiumtriebe in Böhmen ließen auch Troppau nicht zur Ruhe kommen. Wenige Jahre nach Georg Poděbrads Erhebung auf den böhmischen Thron entbrannte jener Krieg zwischen ihm und Matthias von Ungarn, von dem das Troppau'sche, als Besitz Poděbrads, arg mitgenommen wurde.



Siegel des Herzogs Nikolaus II. von Troppau.

Es hatte einer der Landesfürsten seinen Antheil am Troppauer Land an den Herzog von Oppeln verkauft, von dem es 1460 an König Georg gelangte. Ein anderer Přemyslide veräußerte seinen Theil an denselben König, der seine Söhne damit belehnte. Unter diesen ragt Viktorin hervor, der sich wacker mit den Ungarn herumschlug und 1469 ihr Kriegsgefangener wurde. Inzwischen hielt von Troppau und Grätz aus der Landeshauptmann Berka von Nassidel Oberschlesien im Zaume; er brandschatzte das benachbarte Neißische und andere Landstriche, deren Herren es mit Matthias hielten. Viktorin, der für des ungarischen Königs Sache gewonnen war, kehrte nach Böhmen zurück und theilte 1472 mit seinen Brüdern das väterliche Erbe. Er erhielt Troppau. Seiner Stellung zu Matthias hatte das Land zu danken, daß es in den ferneren Wirren der Zeit mehr geschont und daß Troppau von dem mehrjährigen Interdict 1473 befreit wurde. Der Friede von Olmütz (1479) gab dem geplagten Schlesien die lang entbehrte Ruhe. Viktorin aber mußte schon 1485 sein Fürstenthum gegen einige Schlösser in Slavonien abtreten, da der König Ungarns bestrebt war,

seinem natürlichen Sohn Johann Corvin ein reiches Erbe zusammenzubringen. Dieser wurde wirklich Herr von Troppau, das er aber (1501) an Wladislaus von Böhmen und Ungarn abtrat. Der König gab es seinem Bruder Siegmund und als dieser (1506) König von Polen wurde, dem Herzog Kasimir II. von Teschen mit dem Titel eines Hauptmanns von Troppau.

Mit der Erhebung Ferdinands I. auf den böhmischen Thron fiel Troppau ihm zu; es ist bis 1614 im unmittelbaren Besitz der Könige von Böhmen aus habsburgischem Hause und damit ein, wenn auch kleiner Theil eines mächtigen Staates.

Jägerndorf, das Johann I. zugefallen war, erbte sein Sohn Johann II. (1383 bis 1423), dann kam es durch Verpfändung an den Herzog von Oppeln, an Jost von Mähren, an dessen Vetter Wenzel und Siegmund von Böhmen und an den Herzog von Brieg. Von diesem gelangte es 1422 wieder an Johann II. Ihm folgten sein Sohn Nikolaus V. und sein Enkel Johann IV. (1423 bis 1483), der das Herzogthum an Matthias von Ungarn verlor. Als 1482 die Leobschützer Linie ausstarb, vereinigte der König Ungarns das erledigte Gebiet mit Jägerndorf. Nach Matthias' Ableben erscheint Barbara, Johanns IV. Schwester, die letzte Přemyslidin vom Stamme Nikolaus' I., als Herrin von Jägerndorf, neben ihr aber auch der böhmische Kanzler Johann von Schellenberg und sein Sohn Georg, der Barbara's (1510) Tochter zur Frau hatte. Die Schellenberger veräußern 1523 das Herzogthum an den Markgrafen Georg von Brandenburg, der vom König Ludwig damit belehnt wurde, was 1532 Ferdinand I. bestätigte.

Die Hohenzollern waren von 1523 bis 1622 Herren von Jägerndorf. Unter dem Markgrafen Georg dem Frommen (gestorben 1543) wurde die Reformation ohne Widerstand durchgeführt. Jägerndorf blieb dann fast ein Jahrhundert lang der Brennpunkt des Protestantismus für Oberschlesien. Im Troppau'schen hatte das Lutherthum in Wagstadt und in anderen Märkten und Städten Wurzeln geschlagen, vornehmlich dort, wo die Grundherrschaft ihm zugethan war. In der Stadt Troppau fand der neue Glaube seit 1540 Verbreitung, vierzig Jahre später zählte man nur noch achtzehn katholische Bürger innerhalb ihrer Mauern. Aber gerade hier kam es zum ersten Zusammenstoß der beiden Confessionen. Der Wahl evangelischer Prediger an der Pfarrkirche stellten sich der Bischof von Olmütz und der Landesherr entgegen, da eine solche Wahl nicht in der Vollmacht des Rathes stehe. Während der Regierung Maximilians II. wurden die auftauchenden Streitigkeiten immer wieder beigelegt, bedenklicher wurde aber die Lage der Protestanten, als Rudolf II. Kaiser und Cardinal Dietrichstein Bischof wurde. Die anbefohlene Sperrung der Pfarrkirche stieß auf Widerstand, infolge dessen die Stadt schließlich in die kaiserliche Acht verfiel (1603). Zur Vollstreckung bot sich erst 1607 Gelegenheit; es wurde dem Oberst von Geißberg befohlen, sein Regiment nach Troppau

zu führen, damit es hier ausbezahlt und abgedankt werde. Die Bürgerschaft setzte voraus, daß das Regiment mit der Achtsvollstreckung betraut wäre, und faßte den unseligen Gedanken, sich seinem Einzuge zu widersetzen. Es kam zu blutigen Gefechten, die Vorstädte und einige Häuser innerhalb der Ringmauern gingen in Flammen auf. Schließlich kam es zu Unterhandlungen und nach dreiundvierzigtägiger Belagerung zur Übergabe. Nun wurde die Gegenreformation ins Werk gesetzt, die vom Bischof, vom Landeshauptmann, vom Pfarrer Nikolaus Sarkander eifrig betrieben, aber infolge des am 20. August 1609 vom Kaiser Rudolf für Schlesien ausgestellten Majestätsbriefes gehemmt wurde.

Dem Markgrafen Georg folgte in Jägerndorf sein Sohn Georg Friedrich (gestorben 1603), der gleich jenem sein Herzogthum von tüchtigen Beamten trefflich verwalten ließ. Mit ihm, der auf Grund eines Schenkungsbriefes Jägerndorf auf den Kurfürsten von Brandenburg übertragen hatte, erlosch die fränkisch-hohenzoller'sche Linie. Der Kurfürst gab 1606 das Herzogthum seinem zweiten Sohne Johann Georg, wogegen der Kaiser Einsprache erhob, da König Ludwig II. den Besitz des Landes auf die fränkische Linie beschränkt habe, weswegen die Schenkung ungiltig sei und das Fürstenthum an die Krone zu fallen habe. Da weder Rudolf noch Matthias die Besitzergreifung von Seite des kurbrandenburgischen Hauses guthießen, schwebte Johann Georg in steter Gefahr das Land zu verlieren. Dies führte ihn wohl hauptsächlich auf die Seite der Gegner seines Lehensherrn. In alle politischen Händel seiner Zeit verflochten, schließt er sich mit Entschiedenheit der 1618 zum Ausbruch gelangten Bewegung und dem Pfalzgrafen an. Mit dem Zusammensturz des Thrones des Winterkönigs erlosch auch des Markgrafen Stern. Er wurde in des Kaisers Acht und Aberacht erklärt. Nach Ungarn abgedrängt, rüstete Johann Georg zu neuen Unternehmungen; schon hatte er den Paß von Jablunkau besetzt, da ging er 1624 mit Tod ab. Jägerndorf wurde von Ferdinand II. als erledigtes Lehen eingezogen und 1622 auf den Fürsten Karl von Liechtenstein übertragen, der schon 1614 mit Troppau belehnt worden war. Die Schritte, die Kurbrandenburg wegen Zurückerstattung des Herzogthums immer wieder erneuerte, blieben erfolglos.

Der Fürst, der Adel, der Bauer, der Bürger, Kirche und Schule. Die Fürsten Schlesiens, die des böhmischen Königs Oberlehensherrlichkeit freiwillig anerkannt hatten, retteten sich eine stattliche Summe landesherrlicher Rechte. Dagegen dankte Nikolaus II. von Troppau sein Land der Gnade des Königs, daher seine Stellung schon darum minderwerthig als die der schlesischen Fürsten war. Seit seiner Belehnung mit Ratibor tritt er in ihre Reihen. Bald regte sich bei seinen Nachfolgern das Verlangen, das Troppauer Land in die Zahl der schlesischen Fürstenthümer einzugliedern, ein Verlangen, das dadurch erklärlich wird, weil die Landstände Troppau's auf das ihnen wiederholt verbriefte mährische Recht gestützt, eine freiere Bewegung als der Adel der

schlesischen Fürstenthümer ihren Landesfürsten gegenüber besaßen. Die Hussiteneinfälle und die späteren Kriege verknüpften die Interessen der Herren von Troppau immer inniger mit denen von Schlesien, und aus ihrem anfänglichen Schwanken wurde ein entschiedenes, von den Städtern gerne gesehenes Hinneigen zu Schlesien, das zu dem langen Processe über die Zugehörigkeit Troppaus führte, der mit großer Erbitterung zwischen Mähren und Schlesien geführt, im XVI. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte. Nach Niederwerfung des böhmischen Aufstandes von 1618 wurde die Eingliederung Troppaus in die Reihe der schlesischen Fürstenthümer, zu welchen Jägerndorf seit den Hohenzollern unbestritten zählte, ohne Widerstand durchgeführt. Die Fürsten von Teschen, mit Regalien, landesherrlichen Rechten und Kammergütern ausgestattet, sanken gleich den Herren von Troppau allmälig zu Grundbesitzern mittlerer Größe herab; die anfänglich stattlichen Hofhaltungen machten einem kümmerlichen Haushalte Platz, die landesfürstliche Autorität minderte sich von einer Generation zur andern.

Dem Herzog zur Seite stand der Adel, der sich in einen höheren und niederen theilte; er tritt uns in Teschen 1422, in Troppau 1431 als Herren- und Ritterstand entgegen. Der Fürst bediente sich des Adels bei der Verwaltung des Landes, bei Besetzung der höheren Hofämter, er war an seinen Beirath gebunden. Aus seiner Mitte gingen die Beisitzer des Landrechtes hervor, das seit der Einführung des Lehnrechtes das frühere slavische Gerichtswesen verdrängte. In Troppau findet das Landrecht schon unter Nikolaus II. seine Ausbildung, Jägerndorf und Leobschütz hatten ihr eigenes, in Teschen wird 1413 des Landrechtes oder Landgedinges gedacht. Vor dem Landrechte wurden Grenz- und Erbstreitigkeiten, Verkäufe von Landgütern, Waisenangelegenheiten u. s. w. verhandelt, Besitzänderungen angezeigt und in die Landtafel eingelegt; diese wird 1331 in Troppau, 1406 in Jägerndorf erwähnt, Teschen besaß sie, wenn nicht früher, so doch im ersten Drittel des XV. Jahrhunderts. Den Vorsitz bei dem Landrechte führte der Herzog, später der Landeshauptmann, ihm zur Seite saßen die obersten Landesofficiere, auf den Bänken die Richter, je zur Hälfte dem Herren- und dem Ritterstande entnommen. Beim Landrechte wurden auch die Landesangelegenheiten berathen, was zu den Landesversammlungen führte, die im Troppauischen besonders während des XVII. Jahrhunderts häufig abgehalten wurden.

In Troppau kommen von Adeligen vor: die von Linau, von Nassidel, die Kraware, die sich in mehrere Linien scheiden, die Füllsteine, deren Ahne Herbord, ein Westfale, mit Bischof Bruno von Olmütz nach Mähren kam. Später treten auf die von Drahotusch, die von Tworkau, die Kornitze, Wlczek, Larisch, Wrbna, Sobek und Sedlnitzky, die Praschma, Chorinsky, Gaschinsky und Lichnowsky. Seit dem XVII. Jahrhundert werden die Mitglieder des Herrenstandes in Troppau mit dem Titel Graf oder Baron ausgezeichnet, so die Grafen von Wrbna (Würben), Oppersdorf, Wlczek, Gaschin, Praschma, Wartenberg,

die Barone Sedlnitzky, Skrbensky. Zum Ritterstand zählten damals noch die Larisch, Lichnowsky u. s. f. Zu den ältesten Adeligen in Teschen gehören die Kornitze, zu denen auch die späteren Bludowski und Guretzki gerechnet wurden. Im XV. Jahrhundert werden die Czelo von Czechowitz, die Rudzki, Skrbensky, später die Wlczek, Radötzky, Gotschalkowski, Larisch, Sedlnitzky, Bees, Mitrowsky u. s. w. genannt.

Zur Zeit, als unsere Gebiete in die Geschichte eintraten, kann von einer Gleichheit des Rechtes und des Besitzes nicht mehr die Rede sein, die große Menge war vielmehr zu vielfachen Abgaben und Frohnden genöthigt. Die dingliche Unfreiheit und die Hörigkeit sind



Teschen im XVII. Jahrhundert.

aber nicht blos in der Existenz eines bevorrechteten Standes, sondern auch in der reinen Naturalwirthschaft begründet, kraft der alle Bedürfnisse blos durch den Austausch mit Naturproducten erlangt wurden. Eine solche Wirthschaft findet auf einer höheren Culturstufe nicht mehr ihr Auslangen. Es mußten daher die Landesfürsten, der Adel, der Clerus trachten, ihren reichen Grundbesitz gegen eine feste jährliche Abgabe zu verwerthen. Zu einer solchen Änderung erwies sich der einheimische Bauernstand, der sich in die bisherige Wirthschaft völlig eingelebt hatte, als unfähig, weswegen ein neues Element, der deutsche Ansiedler, berufen wurde. Man bedurfte seiner nicht so sehr zur Rodung der vielen Wälder, zur Urbarmachung weiter Strecken, als vielmehr zur Hebung der grundherrlichen Einkünfte. Um ihn für die Einwanderung zu gewinnen, mußte man ihm ein seinen Gewohnheiten und Rechtsanschauungen gleiches Gerichtsverfahren mit einem Richter oder Schulzen und mit Schöffen

aus seinen Genossen bieten, daher die Exemtionen von der altslavischen Župenverfassung; man durfte ihm blos rechtskräftig festgestellte Dienste und Abgaben zumuthen, daher die altslavischen Frohnden und Lieferungen aufgegeben werden mußten. An der Spitze eines zu deutschem Rechte anzulegenden oder nach deutschem Rechte auszusetzenden Dorfes stand der Locator, der Unternehmer, er wurde mit Freihufen, dem Schankrechte, der niederen Gerichtsbarkeit u. s. w. begabt, die er mit den Schöffen ausübte. Die übrigen Ackerhufen innerhalb der Dorfmark wurden an die Bauern vertheilt, für die sie zu einem bestimmten Geldzins, wohl auch zu kleinen Naturallieferungen verpflichtet waren. Die deutschen Ansiedler haben Niederschlesien in verhältnißmäßig kurzer Zeit germanisirt, sie haben in Troppau dem deutschen Element, das hauptsächlich von Ottokar II. und Bruno von Olmütz begünstigt wurde, das Übergewicht verschafft. Nach und nach lernte der einheimische Bauer die dem deutschen Ansiedler gewährten Rechte schätzen, er bequemte sich gleichfalls zu festgesetzten Geldzinsen für seine Hufe, und nun stand nichts im Wege, bestehende Ortschaften mit slavischer Bevölkerung nach deutschem Rechte auszusetzen. Im Laufe der Zeiten ging der Bauer seiner günstigen Stellung wieder verlustig, besonders als die Kraft der unteren Stände in Folge der Husitenkriege erlahmt und der Lehnadel in Böhmen und Schlesien, von dem schlaffen Regimente der Jagelloniden begünstigt, übermächtig geworden war.

Einen nachhaltigen Einfluß übte das deutsche Recht auf die Bildung von Städten. Die Städte verdanken ihren Ursprung entweder der älteren slavischen Burg, wie z. B. Teschen, als Sitz des Castellans 1151 zum erstenmal genannt, oder der günstigen Lage an wichtigen Handelswegen, wie Troppau, das 1195 zum erstenmal als Marktansiedlung und Mauthstätte „an der Oppau" auftritt, oder Leobschütz 1183. Aber erst nach ihrer Bewidmung mit deutschem Rechte verdienen sie als Städte bezeichnet zu werden, denn erst damit erhielten sie eigene Gerichtsbarkeit, ihre Einwohner die persönliche Freiheit und die dingliche insofern, als sie blos zu bestimmten Zinsungen verpflichtet waren. An der Spitze einer mit deutschem Rechte begabten Stadt stand der Vogt, der die Gerichtsbarkeit mit den der Bürgerschaft entnommenen Schöffen ausübte. Die Bürger oblagen auf den ihnen zugetheilten Hufen dem Landbau, sie betrieben Gewerbe, denen sie sich, so wie dem Handel mit Zunahme der Bevölkerung und des Absatzes entschiedener zuwandten. Freudenthal war die erste mit deutschem Rechte ausgesetzte Stadt, Troppau erhielt gewiß schon vor 1224 deutsches Recht, das dann auch Jägerndorf bekam. Ein bedeutender Fortschritt in der städtischen Entwicklung war die Ertheilung des Rechts von Magdeburg, das sich auf das Privatrecht bezog, aber einen großen Einfluß auf die Weiterbildung der Verfassung hatte. Mit diesem wurde Freudenthal 1223, Troppau vor 1269 ausgestattet; Teschen war vor 1292 nach dem Recht von Löwenberg ausgesetzt, mit dem von Magdeburg wurde es 1370 bewidmet. In den mit diesem Rechte ausgestatteten Städten entwickelten sich sehr



Fürst Karl von Liechtenstein.

bald die Burdinge oder Bürgerversammlungen, der Stadtrath mit dem Bürgermeister. In Troppau geschieht der Rathmänner 1289, des Raths- oder Bürgermeisters erst 1413 Erwähnung. Dieses Hauptes der Stadtgemeinde wird 1371 in Jägerndorf, 1416 und 1427 in Teschen und Bielitz gedacht. Die Bürger, in Zechen, mit dem Zunft- oder Zechmeister an der Spitze, getheilt, waren nicht gleichberechtigt. Jene, die ein schankberechtigtes Haus besaßen, wurden im Gegensatz zu den Kleinbürgern und Inleuten Großbürger genannt. Aus jenen, die den Kaufleuten und vornehmsten Zechen angehörten, wurden die Schöffen und Rathmänner gewählt; der abtretende Rath cooptirte den neuen. So in Troppau, wo die unter sich verwandten Häupter der Stadt mit dem Gemeindevermögen nach Gutdünken und ohne Controle schalteten. Die Schulden der Stadt wuchsen maßlos an und führten zu jenen Mißhelligkeiten, die im XVI. Jahrhundert den Frieden der Bürgerschaft störten.

Das Diaconat Troppau umfaßte das ganze Fürstenthum. Unter dem Archipresbyter von Teschen standen die Pfarreien, deren im XV. Jahrhundert fünfzig gezählt wurden. Von Klöstern sind anzuführen die Benediktinerabtei in Orlau, die Klöster der Dominicaner und Bernhardiner in Teschen, der Clarisserinnen, Franciscaner und Dominicaner in Troppau, der Minoriten in Jägerndorf. Der Johanniterorden hatte eine Commende in Gröbnig, der deutsche in Troppau. Die Protestanten brachten es blos in Jägerndorf unter den Hohenzollern und in der Grafschaft Freudenthal unter den Herren von Wrbna zu einer festeren Organisation. Eine solche mangelte im Troppau'schen, wo denn auch der Protestantismus beim ersten Anprall ins Wanken gerieth. Die Gegenreformation in unserem Schlesien, einmal kräftig in Angriff genommen, hat den Verlust sämmtlicher evangelischer Kirchen und Schulen im Gefolge gehabt.

Die ersten Spuren von Stadtschulen finden sich 1342 in Leobschütz, 1372 in Troppau, 1417 in Jägerndorf, 1488 in Teschen. Seit der Reformation nahm das Schulwesen einen schönen Aufschwung, so in Jägerndorf, Leobschütz, Freudenthal. In Troppau waren zwei Cantoren, der Organist, der Baccalaureus und der Rector beflissen, die Jugend in den Anfangsgründen, in Religion, in den alten Sprachen zu unterrichten; die lateinische Schule zu Teschen erfreute sich eines guten Rufes. Es wurden auch Büchersammlungen angelegt; so wird die Libraria in Troppau erwähnt, die Libraria in Leobschütz wurde auch von der Bürgerschaft benützt.

Österreich und Schlesien seit dem dreißigjährigen Krieg. Nach dem Tode der letzten Piastin kam Teschen unter die unmittelbare Herrschaft Ferdinands III. Mit Troppau und Jägerndorf war Fürst Karl von Liechtenstein belehnt; er und seine Nachkommen führten den Titel Herzog von Troppau und Jägerndorf, so gegenwärtig Johann Fürst von Liechtenstein. Ihre Stellung war beschränkt, denn der eigentliche Herr Schlesiens war der Kaiser. Seine Macht und die Richtung der Zeit, die in ganz Europa auf die absolute

Monarchie hinsteuerte, machte die ständischen Rechte zerbröckeln, Landrechte, Landtage, Stadtfreiheiten verloren durch den in die Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit eingreifenden modernen Staat schrittweise ihre Bedeutung. Troppau und Teschen hörten auf, die Residenzen unmächtiger und verschuldeter Lehnfürsten zu sein, sie sanken zum Range unbedeutender Provinzialstädte herab. Sie hatten das nicht zu bedauern. Als Provinzen eines großen Reiches war unseren Herzogthümern die Aussicht eröffnet, an den Wohlthaten einer geregelten Verwaltung, bessern Justizpflege theilnehmen zu können, und nicht genug hoch ist das Bewußtsein anzuschlagen, Bürger eines mächtigen Staates zu sein.

Der dreißigjährige Krieg hat auch unsere Gebiete schwer geschädigt. Schon 1620 wurden sie von den aus Polen kommenden Kosaken bedrängt. Graf Mannsfeld warf sich 1628 auf Schlesien; seine Söldner bemächtigten sich der Städte Troppau, Jägerndorf, Teschen, Bielitz, der Schanzen von Jablunkau. Das Jahr darauf wurden die Mannsfelder aus dem Lande geworfen, die Kaiserlichen bedrängten es aber nun womöglich noch schwerer. Jetzt begannen ärger denn zuvor die Drangsale der Lutheraner. Unter dem Vorwand des Einverständnisses mit dem Feinde wurde der Adel von der eigens dazu eingerichteten Declarations- und Executions-Commission mit Confiscationen und Drangsalen aller Art heimgesucht. Bis 1642 berührte kein feindlicher Fuß den Boden unseres Landes, aber es hausten die aus allerlei Volk zusammengewürfelten kaiserlichen Heerschaaren schlimmer denn der Feind. In diese Zeit fällt das tolle Unternehmen des Oberstlieutenants Freiburg. Ohne zu wissen, daß Wallenstein seinem Schicksale bereits erlegen sei, erklärte er sich (2. März 1634) plötzlich für ihn und zwang die Bürger von Troppau, Jägerndorf und Leobschütz, dem Herzog von Friedland und dessen Conföderirten Treue zu geloben. Kaiserliche Truppen unter Götz schlossen ihn (18. und 19. März) in Troppau ein, er capitulirte und sicherte sich, ohne dabei der Stadt zu gedenken, vor strenger Ahndung. Über die Bürger wurden Geld- und andere Strafen verhängt. — Torstenson marschirte 1642 durch das Troppau'sche, ein fliegendes Corps erschien im Gebiet von Teschen; 1646 setzten sich die Schweden in den Fürstenthümern bis zum Jablunkapaß fest, ihre Plackereien und Greuelthaten lebten noch lange in der Erinnerung des Volkes. — Wie anderwärts, fand der westfälische Friede auch in dem heutigen Österreichisch-Schlesien niedergebrannte Höfe und Dörfer, zerstampfte Saaten, unbebaute Felder, Hunger und Seuchen hatten die Bevölkerung vermindert, viele Dorfschaften waren verschwunden, Märkte und Städte ganz oder halb verwüstet, die Überlebenden in Noth und Elend.

Die Kämpfe mit den Türken und aufständischen Ungarn berührten auch unser Ländchen. Türkische Horden schwärmten 1663 bis an die Grenze von Mähren und den Jablunkapaß; die Bevölkerung rüstete und verdiente sich die kaiserliche Zufriedenheit, die Stände Teschens das Recht, eine eigene Fahne führen zu dürfen. Der Aufstand Tökölyis

führte 4000 Kurutzen unter Petróczy über Seipusch nach Bielitz, das sie 1682 plünderten. Johann Sobieski, König von Polen, marschirte 1683 über Troppau zum Entsatze von Wien. In den folgenden Jahren zogen kurbaierische, sächsische und brandenburgische, schwedische, dänische und irische Hilfsvölker durch unsere Gebiete zum Kampf wider die Türken.

Mehr als diese Truppenzüge belästigte die Bevölkerung die Gegenreformation, die nach 1648 wieder in Angriff genommen ward. Aber schon in den letzten Zeiten Leopolds I., mehr noch unter Josef I. stumpften materielle Interessen den Verfolgungseifer ab, auch zeigte sich der Beamtenstand weniger geneigt das willfährige Werkzeug geistlicher Eiferer zu sein. Kaiser Josef I. schloß 1707 mit Karl XII. von Schweden die Altranstädter Convention, kraft welcher den Protestanten Schlesiens nebst anderen Zugeständnissen sechs Gnadenkirchen bewilligt wurden. Eine erhielt Teschen, wo 1709 der Grund zur Jesuskirche und Schule gelegt wurde. Außer dem evangelischen Gymnasium bestanden die der Jesuiten in Troppau (1630), in Teschen (1711) und der Piaristen in Freudenthal (1731).

Karl VI. übertrug 1722 das Herzogthum Teschen auf den Herzog Leopold von Lothringen, von ihm ging es 1731 auf dessen Sohn, den Gemal Maria Theresia's, und 1765 auf Kaiser Josef II. über. Die Kaiserin brachte das Herzogthum mit Zustimmung sämmtlicher Lehenswärter käuflich an sich und übergab es ihrer Tochter Maria Christine, deren Gemal dem Prinzen Albert von Sachsen und ihren männlichen Nachkommen. Der Vorbehalt des Heimfalls an die Krone wurde 1791 durch das Zugeständniß an die Lehensträger aufgehoben, zu Gunsten des Erzherzogs Karl testiren zu können. So kam das Herzogthum an den Helden von Aspern, 1847 an den Sieger von Custozza. Die Minderstandesherrschaft Friedek war nach mehrfachem Wechsel an den Herzog von Teschen, Freistadt an die Grafen von Larisch, Bielitz, von Maria Theresia zur freien Standesherrschaft, zum Fürstenthum, schließlich zum Herzogthum erhoben, für kurze Zeit an den Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz, dann an die Sulkowski gekommen. Jener hatte sich als Minister der Kaiserin für alle inneren Angelegenheiten das volle Vertrauen Maria Theresia's erworben. Freudenthal, das nach dem Fall des Winterkönigs an Heinrich von Wrbna gekommen war, wurde dem deutschen Orden eingeräumt, dessen Hoch- und Deutschmeister seit mehr denn hundert Jahren dem Herrscherhause angehören; seit Kurzem steht Erzherzog Eugen an der Spitze des Ordens.

Nach Karls Heimgang rüstete halb Europa gegen seine Tochter Maria Theresia. Ihr gefährlichster Gegner war Friedrich II. von Preußen, der Ansprüche seines Hauses auf etliche schlesische Herzogthümer, so auch auf Jägerndorf erhob. Er kehrte in den drei schlesischen Kriegen seine Waffen gegen Österreich. Im ersten besetzten die Preußen Troppau und Teschen bis zum Paß von Jablunkau; sie zogen sich wieder zurück, nahmen aber bald darauf das Troppauer Gebiet abermals ein. Im zweiten war es wiederholt der Tummelplatz von

Gefechten, die aber für den Gang des großen Kriegs von keiner Entscheidung waren. Im dritten schlesischen Krieg, dem siebenjährigen, kam es wieder zu vielen Truppenbewegungen, Scharmützeln, auch zu größeren Gefechten innerhalb der Marken von Österreichisch-Schlesien,



Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz.

dessen Ruhe noch einmal durch den baierischen Erbfolgestreit bedroht ward. Diesmal kam es aber zu keinem ernsteren Zusammenstoß, denn Maria Theresia und Friedrich schloßen 1779 unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung den Frieden von Teschen.

Die Friedensschlüsse von Breslau (1742), Dresden (1746) und Hubertsburg (1763) kosteten unserer Monarchie den weitaus größten Theil von Schlesien. Bei Österreich

blieben: das Herzogthum Teschen, der größte Theil von Troppau und Jägerndorf und ein kleiner Theil des Fürstenthums Neiße mit den Städten Freiwaldau, Jauernig, Zuckmantel und Weidenau. Der Herr dieses Landes war seit Jahrhunderten der Bischof von Breslau, der noch heute in dem österreichischen Antheil des Fürstenthums reich begütert ist. Der zu Österreich gehörige Theil von Neiße schloß im Lauf von 150 Jahren mit dem österreichischen Antheil von Troppau-Jägerndorf eine so enge Verbindung, daß den oberflächlichen Beobachter blos das Kirchenregiment, das hier vom Erzbischof von Olmütz, dort vom Fürstbischof von Breslau geführt wird, an die verschiedenen Wege erinnert, die diese Theile des nordwestlichen Schlesien ehedem wandelten.

In ihrem Herzogthum Ober- und Niederschlesien war von Maria Theresia an die Stelle des königlichen Oberamtes in Breslau das kaiserlich königliche Amt in Troppau gesetzt, dem die fürstlichen Ämter und Regierungen und die Minderstandesherrschaften in politischen Sachen untergeordnet waren. Es wurde 1782 aufgehoben und seine Geschäfte dem mährischen Gubernium zugetheilt. Infolge der Ereignisse des Jahres 1848 erhielt Schlesien seine eigene Statthalterei, die 1853 in eine kaiserlich königliche Landesregierung mit dem Sitz in Troppau umgewandelt wurde. Nach dem Muster des schlesischen Fürstentages rief die Kaiserin einen solchen für den ihr gebliebenen Theil ins Leben, der aus den Vertretern des Herzogs von Teschen, des Bischofs von Breslau, der Herzoge von Troppau, Jägerndorf, Bielitz u. s. w. bestand und auf dem die landesfürstlichen Postulate, betreffend die Steuern und Abgaben, zur Kenntniß und Annahme gebracht wurden.

An den Wohlthaten der Reformen der großen Kaiserin und ihres Sohnes nahm auch Schlesien theil. Die Aufhebung des Jesuitenordens wandelte die Gymnasien in Troppau und Teschen in weltliche um; das arg darnieder liegende Volksschulwesen hob sich durch die Schulordnung von 1774, durch welche die Kaiserin die eigentliche Schöpferin der österreichischen Volksschule wurde. Unter Josef II. und seinem Bruder Leopold II. wurden die Klöster der Dominicaner in Troppau und Teschen, der Clarisserinnen und Franciscaner in Troppau aufgehoben. Für die Hebung der religiösen Erziehung des Volkes wurde durch die Errichtung neuer Pfarreien und Localien gesorgt. Die Toleranz-Circularverordnung für Schlesien von 1782 verschaffte den Evangelischen die freie Religionsübung; es erstanden neben der Gnadenkirche in Teschen neue selbständige Kirchengemeinden.

Die ein Viertel-Jahrhundert Europa in Bewegung setzenden Kriege der französischen Republik und Napoleons berührten unser Schlesien insoweit, als seine Söhne unter Österreichs Fahnen auf allen Schlachtfeldern mitkämpften und seine Bewohner das Ihrige zu den schweren Lasten beitrugen, die der Staat fordern mußte.

Im October 1820 traten die Kaiser von Österreich und Rußland, der König von Preußen, die Gesandten von England und Frankreich in Troppau zu einem jener

Congresse zusammen, wie sie von den europäischen Großmächten zur Niederhaltung von Volksbewegungen zeitweilig abgehalten wurden.

Im Jahre 1848 wurden auch in Schlesien Nationalgarden errichtet, auch hier schoßen politische Vereine und kurzlebige periodische Blätter empor; die Provinz schickte ihre Abgeordneten nach Wien und Frankfurt. Folgenreicher war die Entlastung des Bauernstandes, die Organisation der Mittelschulen, die Hebung des Gewerbes, der Industrie und des Handels. Infolge der huldvoll gewährten Reichsverfassung von 1861 und der Länderordnung für Schlesien erhielt das Herzogthum den ihm gebührenden Antheil an dem verfassungsmäßigen Leben unseres Staates, es schickte seine Abgeordneten in den Landtag, in den Reichsrath und später auch in die Delegationen.



Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen.

Das frisch pulsirende Leben wurde auf kurze Zeit durch den Krieg von 1866 unterbrochen. Unsere Provinz lag außerhalb des Operationsfeldes, kaum daß mit Ausnahme des Gefechtes bei Auschwitz einige Kugeln zwischen den Unsrigen und den Preußen gewechselt wurden. Diese, aus dem Detachement Stolberg und aus dem aus Landwehr und Landsturm zusammengesetzten Detachement Knobelsdorff bestehend, erschienen am 27. Juni in Troppau. Schließlich besetzten sie fast ganz Schlesien, das Teschen'sche bis zur Weichsel, der verabredeten Demarcationslinie. Die Präliminarien von Nikolsburg

und der Friede von Prag endigten den kurzen Krieg. Die letzten Preußen verließen Troppau den 20. September. Einen Monat später besuchte Kaiser Franz Joseph unsere Landeshauptstadt und wurde von dem brausenden Jubelruf der Bevölkerung empfangen.

Seit jenen Tagen wurde unserem Vaterlande, Dank der weisen Staatslenkung unseres Kaisers, der Friede gewahrt, unter dessen Fittichen sich unser Ländchen zu einer früher nicht geahnten Blüte entwickelt. Ein reges Leben macht sich auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit geltend. Zahlreiche Schulen sorgen für den Unterricht der Jugend, ein arbeitsamer und intelligenter Bauernstand hat die Landwirthschaft nach dem Vorbilde der großen Grundbesitzer auf eine hohe Stufe gebracht, die Forstwirthschaft ist mustergiltig, der Bau auf Kohlen überaus lohnend, die Industrie hat in Städten, Märkten und auf den Gütercomplexen der großen Herrschaftsbesitzer ihre Stätte aufgeschlagen und einen mächtigen Aufschwung genommen. Unsere Provinz steht mit in der vordersten Reihe jener Kronländer des Gesammtvaterlandes, die zu den bestcultivirten und industriellsten zählen. Mit Zuversicht blickt der Schlesier der Zukunft entgegen; sollte sie auch drangvolle Tage bringen, er steht, von Patriotismus durchglüht, treu und fest zu Kaiser und Reich.



Siegel des Herzogs Premysl I. von Teschen.



Typen von Sudetenbewohnern.

Volkskunde Schlesiens.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Herzogthums Schlesien, welches 5.147 Quadratkilometer Landes umfaßt und mit Ausnahme der Niederungen an der Oder und den sie speisenden Nebenflüssen, sowie jener an der Weichsel ein den Sudeten im Westen, den Karpathen im Osten angehöriges Gebirgsland ist, zählt nur 605.649 Einwohner, ist jedoch — von Niederösterreich mit der Reichshauptstadt Wien und dem Triester Gebiete abgesehen — das am dichtesten bevölkerte der österreichischen Länder, indem auf jeden Quadratkilometer im Durchschnitt 118 Bewohner entfallen. In den drei Städten mit eigenem Statut Troppau, Bielitz, Friedek, dann im politischen Bezirke Freistadt, welchem ein Theil des großen Ostrau-Karwiner Kohlenreviers angehört, sowie in der Stadt und Umgebung Teschen, ferner im Bezirke Jägerndorf ist die Besiedelung des Landes am dichtesten.

Unter den 731 Ortschaften (496 Gemeinden), in welchen sich die Bevölkerung des Landes vertheilt, und in welchen 71.664, durchschnittlich von je 2 (1·89) Wohnparteien oder 8 (8·40) Wohngenossen bewohnte Wohnhäuser vorhanden sind, befinden sich verhältnißmäßig zahlreiche größere Ansiedelungen städtischen Charakters, in denen ein reges Industrieleben herrscht, welches auch in den kleineren Gebirgsorten Oberschlesiens durch Hausindustrie, die neben der wenig ertragreichen Feldwirthschaft und Viehzucht betrieben wird, reichlich vertreten zu sein pflegt. Für einen intensiven Feldbau sind nur im Troppauer Bezirke und der nördlichen Hälfte Niederschlesiens, insoweit nicht der Kohlenbergbau hindernd im Wege ist, die natürlichen Bedingungen gegeben, welche zugleich mit der landwirthschaftlichen Beschäftigung auch auf den physischen Charakter der Bevölkerung dieser Landstriche nicht ohne Einfluß sind. Im Bezirke Freistadt bedingt der Kohlenbergbau und die damit verbundene Kohlenindustrie eine Anhäufung von Industrie-Arbeitern, welche Beschäftigung dieser Bevölkerungsgruppe ein besonderes Gepräge gibt.

Von der Gesammtbevölkerung Schlesiens gehören 288.908 Einwohner dem männlichen, 316.741 dem weiblichen Geschlecht an. Dieses Überwiegen des weiblichen Geschlechts um 27.833 Personen ist eine in allen Gebieten des Landes, am stärksten im Troppauer und Teschner politischen Bezirk hervortretende Erscheinung, von welcher blos der Bezirk Freistadt und innerhalb desselben der Gerichtsbezirk Oderberg eine Ausnahme bildet, da in demselben die weibliche Bevölkerung von der männlichen um 2.500 Köpfe überwogen wird, weil zahlreiche männliche Arbeiter beim Kohlenbergbau und der Kohlenindustrie in Verwendung kommen.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890 standen von der Bevölkerung Schlesiens zu Beginn des Jahrzehntes 58·8 Procent im erwerbsfähigen Alter von 15 bis 60 Jahren, 16·9 Procent befanden sich im schulpflichtigen Alter von 6 bis 14 Jahren und nur 6·66 Procent in einem Alter von mehr als 60 Jahren. Während die erstgedachten Verhältnisse den in Österreich bestehenden Durchschnittsverhältnissen entsprechen, steht die letztgedachte Verhältnißzahl gegen die allgemeine Durchschnittsziffer in Österreich, welche 7·01 Procent von Übersechzigjährigen nachweist, etwas zurück. Die Bevölkerung des lieblichschönen Gebirgslandes Schlesien führt eben einen harten, intensiven Kampf ums Dasein mit dem Aufgebot aller physischen und geistigen Kräfte, denen auch eine etwas frühere Abnützung derselben entspricht. Hiermit in Übereinstimmung steht auch die für Schlesien ermittelte Absterbe-Ordnung der Generationen, indem bei einer ziemlich bedeutenden Kindersterblichkeit im ersten Lebensquinquennium, die 48 Procent aller Todesfälle umfaßt, eine bedeutende Widerstandsfähigkeit der bewahrt Gebliebenen in den Altersstufen bis zum 40. Lebensjahre eintritt, während die Sterblichkeit von da ab, insbesondere beim männlichen Geschlecht, wieder ansteigt.

Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß, so klein das Land ist, dennoch in diesen, sowie anderen somatischen Beziehungen bedeutende Unterschiede zwischen den beiden, von mährischem Territorium durchbrochenen Gebieten Schlesiens, dem oberschlesischen Gebirgslande der Sudeten und Niederschlesien bestehen, in welch letzterem Landestheile



Typus eines Ostschlesiers (Gorale aus Istebna, Bezirk Jablunkau).

die somatische Entwicklung der Bevölkerung unter der Einwirkung der klimatischen und Bodenverhältnisse, der Eigenthümlichkeiten der Industriebetriebe, der nationalen und culturellen Verschiedenheiten der Volksstämme eine etwas ungünstigere ist als in Oberschlesien, wo gleichmäßigere ethnographische und culturelle, ja selbst industrielle Verhältnisse obwalten. In Niederschlesien, insbesondere in den Bezirken Bielitz und Teschen ist zwar

die Geburtshäufigkeit eine größere als in Oberschlesien, jedoch auch die Zahl der todtgeborenen Kinder, dann die Kindersterblichkeit größer und wird das Mortalitätsverhältniß, welches in Schlesien im Durchschnitt nicht über 29 Todesfälle jährlich auf je 1000 Einwohner hinausgeht, dadurch, sowie durch die häufigere Entstehung und Verbreitung von Infectionskrankheiten meist ungünstiger beeinflußt als in Oberschlesien. Auch der Branntweingenuß hat in Niederschlesien eine größere Verbreitung als in Oberschlesien, und als Ausfluß dieser sanitär minder günstigen Verhältnisse kann es angesehen werden, daß auch die Zahl der Cretinen, Taubstummen und Irrsinnigen im politischen Bezirk Bielitz und Teschen größer ist als im übrigen Lande, obgleich dieselbe auch in den genannten Bezirken nicht über 30 bis 45 solcher Gebrechlicher auf 10.000 Einwohner hinausgeht.

Die erwähnten sanitären Schäden im Organismus der Bevölkerung sind jedoch keineswegs im Stande, die Wehrhaftigkeit derselben wesentlich zu beeinträchtigen. Denn die Militärtauglichkeitsverhältnisse sind insbesondere seit dem Zeitpunkte der Verschiebung des stellungspflichtigen Alters auf das 21. Lebensjahr befriedigende und bewegt sich die Anzahl der jährlich tauglich befundenen Stellungspflichtigen in den politischen Bezirken Schlesiens zwischen 17 und 29 Procent der Vorgeführten. Aus der näheren Betrachtung der Assentirungsergebnisse läßt sich in Bezug auf die physische Beschaffenheit der jungen Männer im stellungspflichtigen Alter entnehmen, daß die physische Reife der männlichen Jugend in Schlesien sich etwas später vollzieht als in südlicheren Ländern Österreichs, ferner daß die Centralgebiete von Schlesien, die Bezirke Troppau, Jägerndorf und Freistadt nebst der deutschen Colonie in und nächst Bielitz eine größere Anzahl wehrhafter Jünglinge liefern als die westlichen Sudetenbezirke Freudenthal, Jägerndorf, Freiwaldau, sowie die östlichen Bezirke an den nördlichen Abhängen der Karpathen, Teschen und Bielitz.

Obschon unter den zur Assentirung gelangten jungen Männern die größte Anzahl nur von mittlerem Wuchse ist, entfällt gleichwohl durchschnittlich auf 4 bis 5 Vorgeführte ein hochgewachsener Mann und sind wegen Kleinwuchs Zurückgestellte selten. In dieser Hinsicht ergeben sich ähnliche Verhältnisse wie in Schlesiens Schwester- und Nachbarlande Mähren, in dessen oder aus dessen Gebiet die verschiedenen Volksstämme, welche sich in den Besitz des schönen Grenzlandes theilen, hinübergreifen.

Die erwähnte Verschiedenheit der Volksracen in Schlesien kann nicht befremden, wenn im Gedächtniß behalten wird, daß in Schlesien zwei uralte Weltverkehrswege aus dem Süden Mitteleuropas gegen die Nord- und Ostsee sich kreuzen, der eine, welcher über Mähren marchaufwärts zwischen den Ausläufern der Sudeten und Beskyden, der andere, welcher über Ungarn längs des Waagthales über Jablunkau zur Niederung der Oder und Weichsel führt. In der Umgebung dieser natürlichen Defiléen dürfen wir eine mannigfaltige

Einwirkung von Raceneinflüssen auf den Bevölkerungstypus vermuthen, für welche bei der Zergliederung der ethnographischen Racenmerkmale thatsächliche Anhaltspunkte gefunden werden können.

Im Allgemeinen genommen sind es drei nebeneinander gelagerte Volksstämme, welche das langgestreckte schlesische Grenzland besiedeln.



Typus einer Ostschlesierin aus Mistrzowitz bei Teschen, im Hochzeitsschmuck.

Der ganze südliche Theil von Oberschlesien und die größere nordwestliche Hälfte desselben ist vom deutschen, beziehungsweise deutschfränkischen Sudetenstamme eingenommen, dessen anthropologische Charakteristik bereits bei der Schilderung der nordmährischen deutschen Bevölkerung gegeben wurde. Außerhalb dieses geschlossenen Sprachgebietes sind die Deutschen noch in mächtigen Sprachinseln in und um Troppau,

in und um Teschen, in und um Bielitz, sowie in kleineren Gruppen anderer städtischer Ansiedlungen vertreten und machen 48 Procent der Gesammtbevölkerung Schlesiens aus.

Bei aufmerksamer Beobachtung wird man ohne Schwierigkeit zwischen den deutschen Gebirgsbewohnern im geschlossenen Stammgebiete in den Sudeten und zwischen den Deutschen der östlichen Colonien, insbesondere jenen in und um Teschen und Bielitz, die auf dem Lande zum Theile noch eine besondere Tracht bewahrt haben, somatische Verschiedenheiten wahrzunehmen vermögen. Während der Gebirgler der schlesischen Sudeten bei muskel- und lungenkräftiger hagerer Gestalt auf dem starken, sehnigen, oft etwas geblähten Halse einen dicht behaarten, stark entwickelten Kopf mit einem längsovalen, durch sinnende, offen blickende Augen intelligent belebten Gesichte trägt, dessen Knochencontouren und Züge scharf ausgeprägt sind, dessen Mundbildung infolge strammer Entwicklung der mimischen Gesichtsmuskel etwas derb erscheint, ist Körper und Hals der östlichen deutschen Schlesier graciler gebaut und zeigt die Gesichtsbildung bei gleichfalls scharfen Zügen einen feineren, insbesondere in schmälerer Lippenbildung hervortretenden Schnitt, welcher einen scharfdenkenden, kritisirenden Gesichtsausdruck vermittelt.

Zu beiden Seiten der in Schlesien eingekeilten nördlichen Landesspitze Mährens zwischen der Oder und Ostravica sind in der Ebene die Feld- und Viehwirthschaft mit Fleiß und Verständniß betreibenden Lachen, im Beskydengebirge die Schafzucht treibenden Walachen angesiedelt, čechoslavische Volksstämme, die 22 Procent der Bevölkerung Schlesiens ausmachen und sich von ihren Stammesbrüdern in Mähren in ihrem Wesen nicht unterscheiden, daher auch oft als Mährer überhaupt bezeichnet werden. Den größten Theil Niederschlesiens nehmen Angehörige des polnischen Sprachstammes ein, von denen die in den Karpathen angesiedelten als Goralen (d. i. Gebirgler) bezeichnet werden.

Die physischen Eigenthümlichkeiten der polnischen Bewohner der Ebene heben sich von jenen der čechoslavischen Lachen nicht scharf ab. Das rundovale, nicht scharf contourirte Gesicht mit meist kurzer Nase, welche die untere Gesichtshälfte größer erscheinen läßt und beim weiblichen Geschlecht oft als zierliches Stumpfnäschen erscheint, ist ein allgemein verbreiteter Gesichtstypus der Landbevölkerung Niederschlesiens. Die Übergänge zum polnischen Schädeltypus, bei welchem die zurückgewölbte Stirn in ein gewölbtes und daher hoch erscheinendes Schädeldach übergeht, das breite Hinterhaupt mit gewölbter Fläche vom Scheitel abfällt, können mangels bekannter Schädelmessungen in Niederschlesien nicht näher verfolgt werden. Was die Gebirgsbewohner, die Goralen, anbelangt, deren starkknochige, sehnige Körperbeschaffenheit sich auch in dem scharf markirten Gesichte offenbart, gleichen dieselben im Allgemeinen den Walachen. Es ist jedoch nach den bemerkenswerthen ethnographischen Abhandlungen des Schulrathes A. Peter und von Dr. Franz Sláma kaum zu verkennen, daß nächst dem interessanten Gebirgsübergange

der niederschlesischen Karpathen auch noch andere Racenelemente Boden gefaßt haben mögen, denen die Walachen möglicherweise ihre Benennung, einzelne Goralengruppen besondere Merkmale verdanken, wie es hinsichtlich der Goralen von Jablunkau der Fall ist, die als Jazken eine besondere, an die Jazygen mahnende Bezeichnung führen und eine festliche Tracht benützen, welche der ungarischen ähnlich ist.

Hierzu kommt, daß dieses niederschlesische Gebiet noch in die Region hineinragt, in welcher im Jahre 1880 bei der Aufnahme der Haar-, Augen- und Hautfarbe der Schulkinder auffallender Weise die meisten grauäugigen Schulkinder in Österreich (40 Procent) — ähnlich wie bei den Huzulen und anderen östlichen Karpathenstämmen — gefunden wurden. In Niederschlesien kommt ferner eine weitere Eigenthümlichkeit, braune Augen bei blondem Haare, verhältnißmäßig häufig vor, während in Oberschlesien graue Augen mit blonden Haaren bei 31·1 Procent der Schulkinder angetroffen wurden.

Im Übrigen ist sowohl der rein blonde Typus (blonde Haare, blaue Augen, lichte Hautfarbe), welcher bei 22·7 Procent der Schulkinder Schlesiens angetroffen wurde, als das Vorkommen einzelner dieser Merkmale wie blondes Haar, welches 56·2 Procent der Schulkinder Schlesiens haben, oder helle Hautfarbe, die 80 Procent derselben zukommt, oder lichte (blaue oder graue) Augen, welche mehr als zwei Drittel derselben besitzen, in Schlesien am häufigsten unter allen österreichischen Ländern vertreten. In Schlesien selbst überwiegt der blonde Typus den braunen, der nur bei 18·4 Procent der Schulkinder besteht, um 4 Procent. Das Vorwiegen dieser Typen hängt wesentlich davon ab, ob in dem betreffenden Schulgebiete das deutsche oder slavische Volkselement stärker oder schwächer hervortritt, denn in deutschen Schulgebieten ist der blonde, in slavischen der braune Typus stärker vertreten. Die Mischungsverhältnisse im Colorit der Haare, Augen, Haut sind daher für die Beurtheilung der Raceneigenthümlichkeiten und Racenmischung nicht ohne Bedeutung. Das besonders reichliche Auftreten der Merkmale des blonden Typus in Schlesien kann daher wohl nur als ein Zeichen der Stärke aufgefaßt werden, mit welcher germanische oder nordländische Racenelemente in Schlesien in der Bevölkerung vertreten sind.

Um diese ethnographischen Probleme weiter zu verfolgen, dazu fehlt es vorläufig an hinreichendem wissenschaftlich verarbeitetem Materiale. Wohl sind werthvolle archäologische Funde im nördlichen schlesischen Grenzgebiete zwischen Jägerndorf und Troppau gemacht und ist insbesondere zwischen Buchberg und Lobenstein eine ausgedehnte Begräbnißstätte von Bewohnern Schlesiens aus der Bronzezeit aufgedeckt worden. Jedoch können die zahlreich gefundenen Urnen und Gebrauchsgegenstände aus Stein, Knochen und Bronze derzeit noch nicht als verläßliche Wegweiser dienen, um mit der Phantasie einen Flug in längstvergangene Zeitalter zu wagen, der etwa Schlesiens Vorgeschichte aufhellen würde.

Das Volksleben der Deutschen.

Charakter des Volkes. Bei dem Umstande, daß die Deutschen Schlesiens ursprünglich nicht einem Volksstamme angehören, sondern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in unser Land gekommen sind, möchte vielleicht der Schluß berechtigt erscheinen, daß von einem einheitlichen Volkscharakter nicht gut die Rede sein könne. Allein die gemeinsame Arbeit und die gemeinsamen Schicksale, sowie die gleichen geographischen Verhältnisse des Landes, namentlich die des Oppalandes, welche eine gewisse Abgeschlossenheit im Volksleben bedingen, haben in der Reihe der Jahrhunderte eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente bewirkt und einen eigenthümlichen schlesischen Provinzialgeist und Volkscharakter herausgebildet. Sitten und Lebensanschauung befähigen den Schlesier zu der bedeutungsvollen Rolle eines Vermittlers zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen; er ist weder ein kalter, allzu nüchterner Verstandesmensch, noch von überquellendem Gefühl und allzu lebhafter Phantasie. Die Verhältnisse, unter denen er lebt und strebt, haben ihm ein gewisses Mittel dieser Extreme gegeben. Gleich seinem Lande zeichnet sich der Schlesier durch schlichte Gediegenheit und ein gewisses Gleichmaß seiner Entwicklung aus. Stark hervorstechende Eigenthümlichkeiten besitzt er nicht, doch kennzeichnet den rechten Schlesier bei aller Rührigkeit Gelassenheit und Ruhe. Seine Friedensliebe ist bekannt, aber auch sein Rechtsgefühl, seine Ehrlichkeit und Beständigkeit. Rastlos in seinem Bemühen, bescheiden in seinen Ansprüchen ist er mit seinem Lose, das ihm nicht zu leicht gefallen, bald zufrieden. Und empfindet der Gebirgsbewohner auch seine Armuth, so läßt diese ihn doch weder geistig, noch körperlich verkümmern. Selbst die ärmste Familie ist bestrebt, dafür zu sorgen, daß die Kinder reinlich und ordentlich einhergehen. Auch des Armen Ehrgefühl ist so rege, daß er lieber darbt, als vor seinen Mitmenschen sich erniedrigt.

Einen besonderen Zug des deutschen Schlesiers bildet sein thatkräftiger Wille, seine zähe Ausdauer; mit jeder neuen Schwierigkeit wächst sein Eifer, wächst seine Kraft. Den kleinsten Vortheil weiß er auszunützen und mit nie abzuschreckender Emsigkeit zu behaupten. Mann, Weib und Kind strengen im Verein ihre besten Kräfte an, um dem Boden den Lebensunterhalt abzuringen. Und so arbeiten nicht nur ein Menschenleben, sondern ganze Generationen an der Verbesserung des Besitzes. Dabei kommt es vor, daß die sorgsame Hausmutter das Bewachen ihres Jüngsten während der Feldarbeit nicht selbst besorgen kann; sie überläßt die Wache über denselben getrost dem treuen Haushunde, während der vorüberfließende Gebirgsbach den kleinen Erdenbürger mittelst einer einfachen Mechanik in den Schlummer wiegt. Durch den Kampf mit der kargen Natur wird die Ausbildung des Verstandes nicht wenig gefördert. Mit schneller Auffassung begabt, wißbegierig und

lerneifrig nützt der Schlesier in geschickter, oft findiger Weise die daraus sich ergebenden Vortheile. Da er aber mit allen Kräften des Körpers und des Geistes sein Land sich so zu sagen erobert hat, so hängt auch sein Herz pietätvoll an der Scholle, die ihm dadurch unendlich lieb geworden. Diese Pietät gegen die Heimat hat kräftige Blüten des österreichischen Vaterlandsbewußtseins getrieben. Freudig gab und gibt er Gut und Blut hin, um Land und Reich gegen feindliche Eingriffe von außen zu schützen. Unter den tapfersten Soldaten sehen wir den Schlesier, wenn der Kaiser ruft. Bei der angestrengten Arbeit aber, bei dem eifrigen Bemühen, durch Sparsamkeit sein Los zu verbessern, ist der schlesische Landwirth keineswegs ein Knicker. Er liebt es, nach den Anstrengungen des Tages im Dorfwirthshause mit seinesgleichen bei einem Glase Bier oder „Schnaps" sich zu unterhalten oder mit der qualmenden Pfeife im Munde dem Gespräch von Personen gebildeter Stände zuzuhören. Dabei zeichnet ihn eine genügende Dosis Mutterwitz aus, den er bei Herausforderung trocken auf seinen Gegner losläßt. Und so schlagfertig er im Wirthshaus jede Neckerei abzuwehren weiß, ebenso scharf trifft sonst sein Witz jede Schwäche seines Nachbarn oder auch ganzer Gemeinden. Jeder Insasse des Dorfes hat seinen Witz- und Spitznamen, und jede Ortschaft wird in ihren verschiedenen Maßnahmen einer scharfen Kritik unterzogen. Trotz dieses sarkastischen Zuges ist der Schlesier außerordentlich gutmüthig, und schon in der Sprache gibt diese Gutmüthigkeit sich zu erkennen.

Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen. Im westlichen Schlesien haben sich uralte Sitten und Bräuche in reicher Anzahl erhalten, während in Ostschlesien altväterlicher Brauch nur vereinzelt sich findet. Diese schließen sich namentlich an das Leben der Kirche. Von den um Weihnachten üblichen Gebräuchen seien folgende hervorgehoben, welche theilweise tief im Heidenthum unserer Altvordern wurzeln.

Am Abend vor St. Nikolaus (6. December) stellt sich für folgsame Kinder der Nickel mit Äpfeln, Nüssen und Lebzelt ein. Er trägt einen weißen Bart, ein langes weites Kleid, einen Stab und eine Bischofsmütze. Gewöhnlich begleitet ihn der Knecht Ruprecht, der mit den Ketten rasselt und Schrecken erregt. Ehedem kam der Nickel auf einem Schimmel geritten, daher er noch jetzt die Stube mit den Worten betritt:

„Ich bin der Nickel aus dem Himmel,
Reit' einen weißen Schimmel;
Ich komme aus dem Himmelreich,
Ich strafe die Faulen alle gleich.
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,
Wird ihnen die Ruth' auf dem Rücken 'rumspringen."

Weit mehr als auf St. Nikolaus freuen sich die Kinder auf die Einkehr des Christkindes zur Weihnachtszeit. Auch in der Hütte mancher Armen strahlt am Weihnachtsabend

der grüne Nadelbaum mit seinen Lichtern, den vergoldeten Nüssen und mannigfacher glitzernder Zier. Vor der Abendmahlzeit besprengt der Landmann an diesem Tage mit geweihtem Wasser Stube und Stall, um Haus und Hof vor Unglück zu schützen. Auch des Viehes gedenkt er dabei und spendet den Rindern Äpfel und Honigkuchen, damit sie vom „Hauche“, einer gefürchteten Augenkrankheit, verschont bleiben. Honig wirft er auch in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulniß zu bewahren. Dann versammeln sich die Hausgenossen zum Abendgebet, das unter freiem Himmel gesprochen wird; besonders fromme Gemüther sehen, wie man sagt, wie die Schutzengel die Gebete zu Gott emportragen. Auch glaubt man, daß um diese Stunde die Seelen derjenigen zum Himmel aufsteigen, welche an diesem Tage aus dem Fegefeuer erlöst werden. Wer bis zur Abendmahlzeit gefastet hat, kann am Himmel das goldene Lämmlein oder den goldenen Eber sehen. Nach dem Abendessen werden Fischgräten, Nußschalen und kleinere Speisereste unter die Obstbäume vergraben, damit diese im folgenden Jahre reichlich tragen — ein Rest des altgermanischen Brauches, von jeder Festmahlzeit den Göttern zu opfern. In wohlhabenderen Familien findet unmittelbar nach der Mahlzeit die bekannte „Einbescherung“ statt, während in der Mehrzahl der Häuser die Kinder vor dem Schlafengehen auf dem Tisch ein Tüchlein ausbreiten, in dem sie am nächsten Morgen mancherlei nützliche und erfreuliche Sachen finden.

Im weiteren Verlaufe des heiligen Abends vergnügt man sich damit, auf verschiedene Art sein künftiges Geschick zu erfragen. Man gießt, sowie am Fest des heiligen Apostels Andreas (30. November), Blei und deutet aus den Figuren, die sich dabei bilden, den Stand des künftigen Gatten. Herangewachsene Mädchen raffen gespaltenes Holz in den Arm. Sind die Stücke in gerader Anzahl vorhanden, so ist der Tag der Hochzeitsfeier nicht fern; oder sie begeben sich zur „Hühnerbühne“ und stochern unter die Hühner. Das Mädchen, welches den Hahn trifft, so daß er gackert, heiratet bald. Dabei gilt der Spruch:

„Gàck'rt d'r Hân,
Do krìghs 'n Mân;
Gàck'rt a Hänn,
Do krìght se känn.“

Auch lassen hochzeitssüchtige Mädchen in einer Schüssel mit Wasser Nußschalen mit kleinen angezündeten Kerzchen schwimmen und legen ihnen ihre eigenen Namen und die Namen einer gleich großen Anzahl bekannter junger Männer bei. Aus der Art, wie die Nußschalen sich einander nähern, glauben sie ihren „Zukünftigen“ zu errathen. Berühren sich die Flämmchen, so gibt es baldigst Hochzeit. Ferner wirft man einen Schuh oder Äpfelschalen hinter sich und sucht aus ihrer Lage zu erkennen, ob man im nächsten Jahre heirate. Ingleichen schütteln Mädchen ein Bäumchen oder rütteln an einem

Rainzaun zwischen zwei Feldern oder Gärten mit den Worten: „Rainzaun, ich schüttle dich, feines Lieb, ich wittre dich!“ Zeigt sich dabei irgend etwas Auffallendes, so wird es je nach Umständen günstig oder ungünstig gedeutet.

Über Allem aber, dem lichtdurchstrahlten grünen Christbaum und den herzerfreuenden Weihnachtsgaben prangt in einer Stubenecke im hellsten Lichterglanze die Krippe, eine Darstellung der heiligen Familie im Stall zu Bethlehem. In früheren Jahren wurde auch in der Kirche zu Jauernig, gewöhnlich bei einem Seitenaltar, eine Krippe errichtet. In Frei-Hermersdorf wurden während der Christmette nach dem Evangelium der heiligen Messe auf dem Chore Hirtenlieder mit vertheilten Stimmen gesungen. Zuerst schlug die Uhr die zwölfte Stunde, der Nachtwächter blies das Horn, ein Engel sang das Gloria, worauf die Hirten, vier bis sieben an der Zahl, ihre Weihnachtsgesänge begannen. In der beim Troppauer Park gelegenen Dreifaltigkeitskirche wurde, um auch die Freude der Natur an der frohen Begebenheit anzudeuten, hierbei das Zwitschern der Vögel mit einem eigens construirten Werkzeuge nachgeahmt.

Am heiligen Abend und nach dem Weihnachtsfest bis zum heiligen Dreikönigstag kommt in einzelne Häuser das Christkindlein. Maria mit dem Jesuskind und dem heiligen Josef, ein oder mehrere Engel, zwei oder drei Hirten, der Teufel oder der Knecht Ruprecht in Ketten erscheinen, beschenken die braven Kinder mit Obst und anderen Gaben und führen eines der bekannten Christkindelspiele auf.

Am dritten Sonntag vor Ostern wird in einigen Ortschaften Westschlesiens eine Strohpuppe, befestigt an einer Stange, als „Tod“ von jungen Leuten im feierlichen Zuge unter Gesang durchs Dorf getragen. An der Grenze desselben wird sie ins Wasser versenkt und an ihrer statt hierauf ein geschmückter Tannenbaum von den Mädchen frohlockend ins Dorf zurückgetragen. Es ist ein Überbleibsel des Frühlingsfestes der Alten, der Feier des Sieges, den die Natur über den Winter erringt. Während dieser Brauch nur noch da und dort geübt wird, feiert man an diesem Tage oder vierzehn Tage vor dem Palmsonntag ziemlich allgemein das Maienfest. Kleine Mädchen, in den Händen geschmückte Wipfel junger Fichten und Tannen, welche die wiederkehrende grüne Zeit bezeichnen, ziehen von Haus zu Haus und singen Frühlingslieder mit Wünschen für die Familie, in der Hoffnung, eine Gabe zu erhalten:

„Klȧne Feichla, klȧne Feichla
Schwemma ai dam Taichla;
Rüte Rìsla, rüte Rìsla
Waxa of dam Straichla.
Waiße Lilja, waiße Lilja,
Waxa of dam Schtäng'l,

D'r Herr is schìn, d'r Herr is schìn,
D' Frau is wia Äng'l;
Das Tächtala is hib'ch on fain,
Se trèt a jaidnes Tichelain;
Das Tichla lettse flìgha,
'N Raicha wattse krìgha.“

Knaben machen um diese Zeit aus jungen Weidenzweigen Bastpfeifen, mit denen sie den Frühling einblasen. Während sie die saftige Rinde der Zweige, damit sie locker werde, mit dem Messerrücken beklopfen, singen sie:

„Fìpla Faisla, gutt g'ròta,
Ai dam Schwippla hòd's 'n Knôta;
Wänn d' m'r ni g'rottst,
Schmaiß ich dich aia Gràba,
Do frassa dich d' Râba."

Der langersehnte Frühlingsbote, die trauliche Schwalbe, die im Herbst zieht, jedes Frühjahr aber ihr nordisches Heim wieder aufsucht, wird beim Wiederkommen fröhlich angesungen, wobei das Zwitschern derselben also gedeutet wird:

„Als ich fortzog, fortzog, war Schoppen und Scheune voll,
Als ich wiederkam, wiederkam, war alles ver—zehrt."

Auch die Maikäfer werden mit lautem Ruf empfangen. Man fängt sie ein und läßt sie, wie es einst auch die griechische und römische Jugend gethan, an einem Faden fliegen. Auch setzen die Kinder einen solchen Käfer auf die Hand und singen:

„Maikäfer, flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt."

Ebenso setzen sie den Sommerkäfer oder Marienkäfer auf die Hand und rufen ihm zu, daß er gutes Wetter bringe:

„Sommerkäferchen, flieg aus!
Flieg in dein schönes Haus,
Laß die liebe Sonne 'raus!"

Auch der Kukuk ist allen eine bedeutungsvolle Frühlingsstimme:

„Lieber Kukuk, sag' mir wahr,
Wie viele Jahre ich leben soll!"

So fragen zur Erforschung der Lebensdauer Junge und Alte, wenn sie die ersten Frühlingsrufe des prophetischen Vogels hören. Und „Wie viele Jahre bleib' ich noch ledig?" fragt sehnsüchtig das heranwachsende Mädchen und zählt ebenfalls die Rufe.

Unzählige Bräuche knüpfen sich an die segensvolle Osterzeit. Die ganze Natur ist verjüngt, das Wasser erhält heilsame Kraft. Wer am Gründonnerstag oder Charfreitag mit Flußwasser sich wäscht, bleibt von Sommersprossen und Hautkrankheiten frei. Der Name „Gründonnerstag" entstammt der altdeutschen Sitte, an diesem Tage einen Brei aus neunerlei frischen Kräutern, Brunnenkresse, Holundersprossen, Nesseln rc., zu genießen.

Vor zwei Jahrzehnten noch erhielten an diesem Tage in einzelnen Orten des Odrauer Gerichtsbezirkes die Kinder Brunnenkresse zu essen.

Wer am Ostersonntag auf einer Anhöhe den Sonnenaufgang abwartet, sieht das Tagesgestirn drei Freudensprünge machen, das „Ostermännchen“ hüpfen.

Als Überrest eines einst allgemein veranstalteten österlichen Flurumrittes findet in manchen Ortschaften um Mitternacht vom Charsamstag auf den Ostersonntag in die Felder eine Procession zu Fuß statt. In Jauernig betheiligen sich an derselben Jünglinge und Männer. Die ersteren eröffnen den Zug, mit Schellen läutend, singend und betend folgen die Männer. Bei der nahen, festlich beleuchteten Waldkapelle zum heiligen Antonius wird Halt gemacht und ein Gebet verrichtet, während die jungen Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen schießen. Bei der Rückkehr warten am Eingang zur Stadt die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche und geleiten den Zug zur Pfarrkirche, wo die Feier mit der „Saatenmesse“ schließt.

Eine fast allgemeine Sitte ist das „Schmeckostern“. Am Ostermontag gehen frühzeitig die Burschen, den folgenden Tag die Mädchen mit Geflechten aus Süßholzwurzeln oder Weidenzweigen in die Häuser von Verwandten und Bekannten und „schmeckostern“ die jüngeren Hausbewohner. Die getroffene Person muß sich durch ein Osterbrot, durch Bäugel (Bâgel), Ostereier, Kuchen 2c. loskaufen. Beim Schmeckostern werden verschiedene Sprüche recitirt, z. B.:

„Eß komb'r zu dan lìba Ůstan,
Lott das Tächtala awing schmackůstan.
Denne, denne em a Kòp,
Daß de dinkst, sis a Klìslatòp;
Denne, denne em a Recka,
Daß dich ni de Berda drecka;
Denne, denne em de Dema,
Daß dich lanst d'r Lait d'rborma;
Denne, denne em de Hand,
Daß de Laite wân d'rkannt;
Denne, denne em de Fisse,
Daß de lanst de Alda grissa.“

„Schmeckostern“ kömmt von dem noch heute im Lande gebräuchlichen Worte schmicken = schmitzen, peitschen, schlagen. Der Schlag mit den grünen saftigen Zweigen soll Wachsthum, Gedeihen, Fruchtbarkeit bewirken. Darum schmeckostert man vor Allem die Mädchen, und so erklärt es sich auch, weshalb in einzelnen Ortschaften des Jägerndorfer Bezirkes an diesen Tagen der Hirt seine Herde schmeckostert.

Am Pfingstmontag, in einzelnen Dörfern schon am Ostermontag, ist es Sitte, daß die angesehensten Hofbesitzer des Dorfes auf den schönsten, mit Bändern geschmückten Pferden längs der Grenze im gesetzten Schritt ihre Äcker umreiten. Sie flehen dabei in frommen Liedern um den Segen des Himmels für ihre Saaten, sowie um Abwendung von Wetterschäden. Ein anderer Flurumritt zu derselben Zeit geschieht im Wettlauf bis zum Gehöfte eines Bauern vom Nachbardorf, wo man sich mit Speise und Trank labt.

Aus solchen ländlichen Festritten sind unzweifelhaft die städtischen Wettspiele, Pfingstschießen, Königsschießen, Vogelschießen, hervorgegangen, wie sie noch heute in Jauernig, Friedeberg, Freiwaldau, Teschen, Bielitz und an anderen Orten in der Pfingstwoche gefeiert werden.

Ein bedeutungsvoller Überrest des altheidnischen Festes der Sommersonnenwende sind die „Johannisfeuer". Am Abend vor dem St. Johannistag (24. Juni), der in die Sommersonnenwende fällt, werden auf Bergeshöhen Feuer angezündet. Sie sind von beträchtlicher Größe und werden stundenlang unterhalten. Herangewachsene Burschen bilden einen Kreis um das Feuer, zünden in diesem ihre pechgetränkten Besen an, welche sie das ganze Jahr hindurch mit Sorgfalt gesammelt haben, schlagen mit denselben Feuerräder, werfen sie über sich in die Luft und fangen sie beim Herabfallen geschickt wieder auf. Die übrig gebliebenen Besenstumpfe werden ins Flachsfeld gesteckt mit dem Rufe: „Flachs, heb dich!"

Auch an diese Zeit lehnt sich mancher Aberglaube. Heiratslustige Mädchen winden am Vorabend des Johannistages einen Kranz aus Quendel und anderen Blumen und werfen ihn an irgend einem Baume im Garten nach rückwärts solange in die Höhe, bis er oben hängen bleibt. So oft sie ihn vergeblich hinaufgeworfen haben, so viele Jahre bleiben sie noch ledig. Stirbt ein Kind, so ißt die Mutter vor Johanni keine Erdbeeren, damit dasselbe im Himmel mit dem heiligen Johannes in die Erdbeeren gehen könne. Der schöne Volksglaube vom Erdbeerenpflücken der Kinder unter dem Schutze des heiligen Johannes und noch öfter der Mutter Gottes scheint aus dem Heidenthum zu stammen und sich auf die Mutter Bertha zu beziehen.

Aus der Fülle der auf die Landwirthschaft bezüglichen Bräuche im Lande seien folgende mitgetheilt: Wenn der Wind stark durchs Korn streicht, so daß er demselben nachtheilig wird, so sagt man: „Der Wolf jagt das Korn." Der Bauer bezeichnet mit dem Wolf, „Kornwolf," einen dem Getreide feindlichen Dämon, der die Ähren taub macht. Die Vorstellung von diesem Dämon aber ist mit der Zeit zu solcher Selbstständigkeit gelangt, daß er, vom Getreidefelde losgelöst, im Volksglauben und Volksbrauch und im Kinderspiele zc. eine Rolle spielt. Ein uraltes Spiel unserer Kinder ist dieses: ein Kind ist der Schäfer, die anderen sind die Schafe; eines lauert in einem Versteck als Wolf. Der Schäfer, welcher in einer gewissen Entfernung steht, ruft ihnen zu:

Schäfer: Lammle, Lammle, kommt herein!
Schafe: Wir kommen nicht.
Schäfer: Warum denn nicht?
Schafe: Der Wolf steht für.
Schäfer: Wo steht er denn?
Schafe: Hinter'm Strauch.

Schäfer: Was frißt er denn?
Schafe: Grünes Gras.
Schäfer: Was trinkt er denn?
Schafe: Gänsewein.
Schäfer: Lammle, Lammle, kommt geschwind herein!

Die Schafe folgen nun dem Lockrufe des Schäfers, der Wolf bricht hervor und sucht eins zu erhaschen. Wer gefangen wird, muß Wolf sein.

Der nachstehende Brauch betrifft das Erntefest. Ist das Getreide in die Scheune gebracht, so binden auf größeren Wirthschaftshöfen die Schnitter und Arbeiter aus Ähren der letzten Weizengarbe, welche die große Garbe heißt und besonders viel Körner geben soll, einen Kranz, den Weizenkranz, die Erntekrone. Dieser Kranz, geschmückt mit Bändern und Blumen, Kornblumen, Feuerblumen, Kornwicken und Rittersporn u. a. wird durch die jüngste Arbeiterin oder den ältesten Arbeiter dem Besitzer mit dem Wunsche überreicht, daß das Getreide reichlich körnere und auch die nächstjährige Ernte eine gesegnete sein möge. An einem der folgenden Sonntage veranstaltet der Gutsherr den Dienstleuten unter freiem Himmel eine Unterhaltung, wobei auch auf der Scheuertenne getanzt wird. Lieblingstanz ist im Jauerniger Bezirke die „Hühnerscharre", bei welchem Tanze die Hühner im Scharren nachgeahmt werden. Auf kleineren Gehöften wird den Arbeitern ein Schnittessen gegeben, wobei Kuchen, Kaffee, Bier und Branntwein gereicht werden. Bei weniger bemittelten Bauern ist es mit dem Schnittkuchen abgethan, welcher beim Einführen des letzten Erntefuders dem Gesinde verabreicht wird.

Nach Beendigung der Ernte wird die Weizenbraut gefeiert. Eine Magd und ein Knecht des Dorfes werden als Braut und Bräutigam aufgeputzt. Gegen die fünfte Nachmittagsstunde begibt sich der Erntefestzug, beziehungsweise der Brautzug, unter Musikbegleitung ins Wirthshaus. Auf einem Leiterwagen, verziert mit Ähren und Blumenkränzen und gezogen von einem Paar Ochsen, wird die Brautausstattung geführt. Braut und Bräutigam folgen auf stattlichen Rossen, Knechte, Mägde 2c. schließen sich an. Im Wirthshause wird sodann fleißig getanzt.

Die genannten und noch manche andere Festlichkeiten werden mit Mahlzeiten gefeiert, deren Speisen entweder Leckerbissen der Jahreszeiten sind oder an alte Bräuche anknüpfen. Am Martinitage ißt der bemittelte Bauer allenthalben eine gebratene Gans. Zu den Speisen des Weihnachtsabends gehören eine Petersilien- oder Pflaumensuppe, Griesbrei, Striezel mit Honig, Nüsse und Äpfel. Zu Fasching siedet man Krapfen in Schmalz, zu Ostern bäckt man scheibenrunde Gelbbrote. Es sind dies abgeblaßte Bilder jener Opfer, die man einst zu diesen Jahreszeiten den alten Göttern darbrachte. In keiner Jahreszeit aber gönnt sich der vermöglichere Landwirth eine solche Reichhaltigkeit an

Speisen als am Kirmeßfeste. Da finden wir zum Frühstück Kuchen und einen guten Kaffee, ebenso zur Vesper. Beim Mittagsessen ist die Nudelsuppe unentbehrlich. Fleischspeisen gibt's oft fünf, gekochtes Rindfleisch mit Krentunke, Wurst mit Sauerkraut, Schweinebraten mit Krautsalat, gebratene Gans, Kapaunen oder Ente mit Äpfelmus. Branntwein-, Bier- und Weingläser stehen bunt durcheinander. Der Hausherr macht im Füllen derselben den liebenswürdigen Wirth und nöthigt mit herzlich aufbrausendem Ungestüm zum Trinken.

Zahlreiche Reste des altgermanischen Götterglaubens sind in Sagen und Mythen unter dem Volke zurückgeblieben. Hier einige Proben.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit Petrus in ein Bauernhaus. Hier bemerkte er, daß die Bäuerin mit Brot und Mehl verschwenderisch umging. Als er sie zurechtwies, meinte sie, es wüchse ja Getreide im Überfluß. Unmuthig über diese Rede, verließ der Herr das Haus und schritt mit Petrus dem nahen Felde zu. Dort faßte er einen der Halme, die, wie das Volk glaubt, ehemals ganz mit Körnern bewachsen waren, knapp an der Wurzel und begann dieselben abzustreifen. Petrus faßte ebenfalls den Halm und bemühte sich, dem Zorn des Herrn Einhalt zu thun. Christus aber schob des Petrus Hand immer weiter hinauf, bis dieser nur noch die oberste Spitze der Ähre umfaßt hielt. Da fiel der mitleidige Jünger auf die Knie und bat flehentlich, diese Kleinigkeit wenigstens den Menschen zu lassen, damit sie nicht Hungers sterben. Endlich ließ der Herr sich erweichen, und von dieser Zeit an erreicht die Getreide-Ähre nur noch die Länge einer Mannesfaust. Der unbiblische Inhalt der Erzählung, sowie der Umstand, daß Christus nur von Petrus und nicht wie sonst von allen seinen Jüngern begleitet ist, berechtigt zu dem Schlusse, daß der Ursprung der Sage wohl älter ist als das Christenthum unter den Deutschen. Christus und Petrus vertreten Wodan und Donar, die obersten Gottheiten der alten Germanen, die nach dem Glauben derselben durch die Fluren und Felder zogen.

Auch in der Sage vom wilden Jäger, welcher das wüthende Heer führt, tritt uns der altheidnische Glaube an den Luft- und Sturmgott Wodan, den Anführer der himmlischen Kampfschaar, entgegen, mit welcher er durch die Lüfte ritt. In mondhellen Winternächten sieht man bei Lindewiese, Wilhelmsdorf und Thomasdorf eine große Schattengestalt an der Spitze mehrerer kleineren unter Peitschenknall, Hüfthornklang und Rüdengebell durch Luft und Wald dahinziehen. Es ist der wilde Jäger auf der nächtlichen Jagd. Auch im Tschirmer Busch hatte derselbe sein Revier. Wenn die zehnte Abendstunde vorüber war, hörte man ein Toben und Heulen und Bellen, indem der wilde Jäger mit seinem Gefolge jagend durch die Lüfte zog. Das dauerte bis zwölf oder ein Uhr, dann war alles ruhig. Trug man nicht Doste oder Weißdorn bei sich oder konnte man nicht auf einen Kreuzweg flüchten, so war man verloren.

Eine andere Sage über diesen Sturmgott ist diese: An der Grenze der Wildschützer und der Siebenhubner Felder trieb vor Jahren in der Adventzeit der Nachtjäger sein Unwesen. Niemand wagte es, in dieser Zeit abends aufs Feld zu gehen. Als er wieder einmal zu hören war, ging eine Magd, obschon von den Hausgenossen gewarnt, doch aus dem Hause hinaus, band den Haushund von der Kette los, hetzte ihn gegen den Nachtjäger und kehrte dann in die Spinnstube zurück. Bald darauf wurde ein Stück Fleisch zum Fenster hineingeworfen mit den Worten: „Hoste helfa jån, kånste helfa trån.“ Der Wirthschaftsbesitzer wollte das Fleisch wieder hinausschaffen, konnte es aber sammt seinen Hausleuten nicht erheben. Erst als er neben seinem Hause ein Kreuz errichtet hatte, gelang es, das Fleisch zu entfernen. Der wilde Jäger, „der Nachtjäger“, „der Jäger“ ist, wie schon erwähnt, an Wodans Stelle getreten. Nach christlicher Deutung ist er niemand anderer als der Teufel, der die armen Seelen verfolgt. Ein Asyl findet eine arme Seele, die vom wilden Jäger oder vom Teufel verfolgt wird, nach dem Volksglauben auf dem Holzstamm eines Baumes, in den beim Fällen drei Kreuze geschlagen wurden. Auch ein Flachsland, auf dem Dorant wächst, gewährt eine sichere Zufluchtsstätte. Die eigenthümlichste Sagengestalt des Gesenkes aber ist der Moosebruchhirt, der Seehirt, der Sinhirt. Er hält sich am liebsten in der Nähe der Moosebruchteiche bei Reihwiesen auf und zeigt sich bald als guter, bald als böser Geist,



Bernhard Kutzer: Der Seehirt vom Moosebruch bei Reihwiesen.

wie ihn das Riesengebirge in seinem Rübezahl hat. Mit seinem hohltönenden unheimlichen Rufe „Hohoho!“ oder „Dohâr, dohâr!“ schreckt er jeden, der sich dem Moosebruchsumpf nähert. Gewöhnlich erscheint er mit einer Peitsche in der Hand, in einer leinenen Hose und in bloßem Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke mit einer Brottasche an der Seite, doch liebt er es auch andere Gestalten anzunehmen. Zahlreich sind die Sagen, die über den Moosebruch und den Moosebruchhirten im Munde des Volkes leben. Ungeheure Schätze liegen in dem großen Seeteiche versenkt, die Kostbarkeiten und Reichthümer einer untergegangenen Stadt, der Hunstadt, der Stadt der Hunen, der Riesen.

Eines Tages kam ein stattlicher Reiter in die Gegend des Moosebruchs und ersuchte einen Arbeiter, ihm den Teich zu zeigen und ihm dort einige Zeit das Pferd, einen Schimmel, zu halten. Er werde in das Wasser hinabtauchen, und wenn nach Verlauf einer Stunde weißer Schaum aufsteige, so werde er große Schätze heraufbringen und sie mit ihm theilen, steige aber rother Schaum empor, dann sollte er das Pferd für sich behalten und ohne Umsehen von dannen eilen. Am Rande des größeren Teiches angelangt, stürzte sich der Fremde mit einem wunderlichen Stab in der Hand in die Tiefe. Als die Sonne senkrecht aufs Haupt fiel, stieg weißer Schaum auf, der Fremde tauchte erschöpft aus dem Wasser empor, bestieg das Roß und entfernte sich eiligst, nachdem er dem Führer gedankt und ihm als Lohn ein Beutelchen gegeben. Als dieser in demselben nichts als erbsenähnliche Kügelchen sah, warf er es bei Seite. Einige Wochen später kam der Fremde wieder und verlangte den Beutel zurück. Nach langem Suchen fand man ihn; der Fremde tauschte denselben für schweres Geld um.

Der Sinhirt, der bald eine weniger ansehnliche Gestalt annimmt, bald als stattlicher Reiter auftritt, zeigt sich als Herr und Spender der Schätze des Moosebruchs, und so steht die Sage vom Moosebruchhirten ebenfalls im Zusammenhang mit dem Wodanglauben. In dem Schimmel erkennen wir den Schimmel Wodans wieder; der Spieß, den dieser trägt, ist in der Hand des Sinhirten zum Stabe, zur Peitsche geworden.

Besondere Pflege finden bei unserem Volke Sagen, welche von vergrabenen Schätzen und vom Schatzheben sprechen. An gewissen Tagen, am Palmsonntag, am Charfreitag, Ostersonntag, öffnet sich dort, wo ein Schatz geborgen liegt, die Erde; bläuliche Flammen über dem Erdboden zeigen den Platz an. Die Schätze ruhen zumeist in verfallenen Burgen, in Kellern, Bergen, Höhlen; verrathen werden sie durch Anwendung einer Springwurzel, Wünschelruthe oder Laufkugel; Hüter derselben sind Teufel, feurige Stiere, schwarze Hunde, Schlangen, Drachen und andere Teufelsthiere; sie erscheinen dem Auge des Menschen anfangs als werthlos, als Kohlen, Asche, Erbsen 2c. Beim Schatzgraben darf kein Wort gesprochen werden, eine Bedingung, an welcher öfters das Unternehmen scheitert. Schatzsagen knüpfen sich an die Ruinen Reichenstein, Kaltenstein, Edelstein, Wiegstein,

an den Hausberg bei Hennersdorf, an die Schellenburg bei Jägerndorf, an den Milchberg bei Odrau, an eine Stelle im Walde bei Wischkowitz, an das Schloß in Polnisch-Ostrau rc. Auch diese Sagen weisen auf Wodan hin, den Geber des Goldes.

Unendlich ist die Zahl der Teufelssagen im Volke, die sich an einstige Göttersteine, die zu Teufelssteinen wurden, anlehnen. Solche wurden erzählt von dem noch in den Sechziger-Jahren auf dem Marktplatz von Weidenau gelegenen, später beim Bau des



Der große Seenteich.

Rathhauses daselbst in Verwendung genommenen Buttersteine, richtiger Butsteine, d. h. Koboldsteine; ferner von den Teufelssteinen bei Ottendorf, in der Nähe von Troppau, von dem Hinewiedersteine bei Karlsbrunn rc. Aus dem wehmüthigen Klagen des Glöckleins in der Schloßkapelle zu Johannesberg hört das Volk den Jammerton des einstigen Schloßhauptmanns Thümbling heraus, welcher nach der Volksüberlieferung in verzweifelter Stimmung dem Teufel sich verschrieben hatte und nach Ablauf der Frist des abgeschlossenen Paktes von ihm geholt und an der Schloßmauer zerschmettert wurde.

Mythische Frauengestalten, wie Frau Holle, die weiße Frau rc. spielen im Volksglauben, dem treuen Hüter älterer Anschauungen, ebenfalls eine Rolle. Frau Holle

repräsentirt Holda, die milde, gnädige Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die Beschützerin und Förderin des Hauswesens, damit auch des Spinnens. Besonders um die Weihnachtszeit sieht Frau Holle nach, ob fleißig gesponnen wird; sie belohnt die fleißigen, bestraft die säumigen Spinnerinnen. Sonst als geisterhaftes, schönes Wesen in langem, weißem Gewande gedacht, erscheint sie bei uns, wenn zürnend, in häßlicher Gestalt. Zur Zeit, als noch während des Winters das Spinnen eine Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner des Landes war, wurde Kindern, welche nicht fleißig genug damit sich beschäftigten, gedroht, daß die Spillenholle (Spillendrulle, Spillenmarthe, Spillenlutsche) sie holen werde, und zwar mit den Worten:

„Spennt, Kendala, spennt,
De Spellenlutsche kömmt,
Se guckt zu âlla Lächlan rai,
Ebs Strânla watt bâle fertigh sain."

In der Hutung bei Niederwalde befand sich der Spillenlutschenstein; des Nachts kamen aus demselben sieben Lichter zum Vorschein. Zu ihm trug die Spillenholle die saumseligen Kinder. Bei Wigstadtl werden Mägde und Kinder, welche bei der aufgegebenen Arbeit im Spinnen — Satsem, Satsich — lässig sind, mit der Satsemsuse, in einzelnen Ortschaften mit dem Satsichkater geschreckt.

An die Burgruinen Reichenstein, Lobenstein, Wachstein, an die Schlösser in Domsdorf, Schwarzwasser 2c., an den Milchberg bei Odrau, an den Wilschgrund bei Arnoldsdorf 2c., knüpfen sich Sagen von „der weißen Frau", welche von Zeit zu Zeit sichtbar wird und Erlösung sucht. Der Kern dieser Sagen ist der uralte Mythus von der Befreiung der im Wolkenberge verschlossenen himmlischen Wolkenfrau.

Gern hört das Volk auch Erzählungen von Berg-, Wald-, Wassergeistern, von Bergmännlein, Fenesleuten, Wassermännern und Feuermännern. Die Berg- oder Graumännlein tragen gewöhnlich einen langen, aschgrauen Rock und einen breitkrämpigen Hut von derselben Farbe, bisweilen prächtige Kleider. Ihr Gesicht ist von einem herabhängenden grünlichen Barte umflossen. Den Menschen leisten sie in schwierigen Lagen des Lebens Beistand; nur wenn sie ihrer kleinen Gestalt wegen gehöhnt werden, treten sie als Feinde derselben auf. Sie stehen patriarchalisch regiert unter einem „Bergältesten".

Eine etwas größere Gestalt als die Bergmännlein haben die Fenesleute, in unserem Schlesien Venusleute genannt. Sie leben wie die Bergmännlein in alten Göttersitzen und Cultusstätten, in Bergen, Schluchten, Anhöhen und Felsenhügeln. Den Umwohnern, namentlich den Hirten, helfen sie bei der Arbeit, sonst auch in Noth und Gefahr. Der Fenesstein bei Pitarn, die Feneshöhle bei Messendorf, der Fenesstein bei Schwarzwasser haben ihre Namen von den Fenesleuten, die nach der Volkstradition dort wohnen.

Die Bergmännlein und die Fenesleute tragen, wie Zwerge überhaupt, unsichtbar machende Kappen, Nebelkappen. Davon erzählt eine Sage. Einst bekam ein Holzhacker Durst und trank aus der nahen Waldquelle. Da trat ein Fenesmännchen an ihn heran und bat um einen Trunk Wasser. Bereitwillig gab ihm der Holzhacker zu trinken. Da sprach das Männchen: „Wie soll ich dich dafür belohnen? Komm' mit mir zur Pomsdorfer Hochzeit!" „Was würden die Leute sagen," entgegnete der Holzhacker, „wenn ich hinkäme, ich bin ja dort ganz fremd." Das Fenesmännchen antwortete: „Dafür werde ich schon sorgen; hier hast du eine Kappe, mit welcher du dich unsichtbar machen kannst; doch hüte dich zu lachen, wenn wir dort sind, sonst könnte es dir schlimm ergehen." Nun gingen sie miteinander dem Hochzeitsorte zu und stellten sich dort, jeder mit der Nebelkappe auf dem Kopfe, zur Stubenthüre. So oft Speisen an ihnen vorübergetragen wurden, nahmen sie davon und aßen. Als die Aufwärter wiederholt ausgeleerte Schüsseln auf den Tisch setzten und die Hochzeitsgäste darüber sich verwunderten, lachte der Holzhacker laut auf. Sofort riß ihm das Männchen die Kappe vom Kopfe, und der nun sichtbare, auf der That ertappte Speisedieb mußte sich von den Hochzeitsgästen eine Tracht Schläge als Nachkost gefallen lassen.

In Brunnen, Flüssen und Teichen haben Wassermänner mit ihren Familien ihren Wohnsitz. Sie gelten als Nachkömmlinge der verstoßenen Engel, die statt in die Hölle in das Wasser gesprungen seien. Nach der Volksphantasie sind sie etwas kleiner als gewöhnliche Menschen und haben an den Kleidern einen etwa drei Finger breiten nassen Saum. Der Älteste von ihnen zeichnet sich durch ein grünes Röckchen und ein rothes Käppchen mit grüner Bräme aus. Ihre Wohnungen am Grunde der Teiche sind groß und schön, mit prächtigen Gärten umgeben. Mit den nahe gelegenen Ortschaften stehen sie insofern im Verkehr, als sie ihren gesammten Nahrungsbedarf von ihnen beziehen. Auch an den Unterhaltungen derselben bei Musik und Tanz nehmen sie häufig Antheil.

Der Feuermann ist nach der Meinung des Volkes ein koboldartiges Wesen mit den Umrissen der Gestalt eines Menschen, etwas geschwärzt im Gesicht und mit feurigen Augen. Manchmal gleicht er einem Todtengerippe, in dessen Innerem eine Feuersflamme brennt. Die Bewegungen der Feuermänner sind sehr schnell; in kurzer Zeit vermögen sie bedeutende Strecken zurückzulegen. Es sind Seelen von Verstorbenen, welche die Grenzsteine verrückten und zur Strafe dafür nach dem Tode herumirren und Erlösung suchen. Sie schaden den Bösen, indem sie dieselben auf Abwege oder in Sümpfe führen; den Guten dienen sie als truglose Wegweiser. Ein andächtiges „Vaterunser", während des Geleites gebetet, auch ein „Vergelts Gott" nach geleistetem Dienste kann sie erlösen.

Viel verbreitet im Lande sind Sagen vom gespenstigen Alp, der die Menschen im Schlafe belästigt; von Drachenhühnern, die auf Kornböden, in Ställen und Scheunen

sich aufhalten; von Drachen, die als geflügelte feurige Schlangen durch die Lüfte dahinziehen; von Basilisken, Geschöpfen, halb Schlange, halb Hahn, mit großen, rothen Augen, deren durchdringender Blick todbringend ist; von zauberhaften Bergen, z. B. dem Gigerberg bei Gurschdorf mit dem Lindwurm und vom Lindberge bei Battelsdorf.

Volkslied und Volksschauspiel. Wo die Seele des Volkes in so mannigfachen Sagen, Sitten und Gebräuchen zutage tritt, kann selbstverständlich auch der ureigenste Ausdruck des Empfindens, das Lied, sowie das Abbild des Lebens im dramatischen Spiel nicht fehlen. In der That finden wir beides auf schlesischem Boden in reicher Blüte. Gar manches Blümchen, aus der ursprünglichen Heimat herübergekommen, wird mit Liebe hier gehegt und gepflegt und von Zeit zu Zeit durch eine schlesisch-heimatliche Blüte vermehrt. Laut läßt das Lied der Soldat auf dem Marsche erklingen, laut der Arbeiter in der Werkstätte und in der Fabrik. Hell und frisch ertönt die Volksweise auf dem Lande, beim Spinnrade, bei Pflug und Sense. Und es ist immer ein gutes Zeichen, wenn das Volk bei schwerer Arbeit in oft drückenden Verhältnissen im Gesang sich Erleichterung schafft.

Im Allgemeinen sind unsere schlesischen Volkslieder von einem ernsten, mitunter bis zur Wehmuth sich steigernden Zuge durchweht, voll Innigkeit und Tiefe des Gefühls, obschon Humor und Frohsinn nicht ausgeschlossen bleiben. Specifisch Schlesisches, namentlich specifisch Schlesischoppaländisches, findet sich verhältnißmäßig weniger. Einer ziemlichen Anzahl von Liedern begegnen wir, wie es in der Natur der Sache liegt, in den übrigen deutschen Landen, zumal in den deutschen Landestheilen des angrenzenden Preußisch-Schlesien. Schlesisch ist das nachstehende, nach seinem Menuet-Rhythmus zu schließen, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandene Volkslied „Der Zippelpelz“, welches Lied noch heute durch ganz Schlesien gesungen wird:

„Fàt'r, kåft m'r ach än Zepp'lpälz,
Tàde mich dan ganza Went'r hält,
Fò am àla Schtàr,
Dàr rächt wolligh wàr.
Fàt'r, kåft m'r ách än Zepp'lpälz.“
„Jonge, bis m'r schtell fom Zepp'lpälz,
Schlèghe krighste an kän Zepp'lpälz,
Ich wà dich zuschlòn,
Du waścht dänka dràn,
Schlèghe krighste án kän Zepp'lpälz.“
„Fàt'r, satt ach Màzas Schtaffa àn,
Wi sich dàr gar schìn b'tlàda kàn.
Lott aich dách d'rbârma,
Kåft m'r åch än wârma,
Rächta schina, naia Zepp'lpälz.“
„Lòß du imm'r Màzas Schtaffa gin,
Daine Jacke schtit d'r â noch schin.
Wänn d' fir a Frost
A wàrma Brostlåz host,
Brauchste hai'r nòch kän Zepp'lpälz.“
„Ålle Jonga gin ai ira Pälza,
Åch ich müß mich ai dar àla Kutte wälza;
F'rkåft dan âla Bôk,
Käft m'r schtâtts am Rôk

A rächta wàrma, darwa Zepp'lpälz."
„Jonge, du best wol a rächt'r Nàrr,
Gì àn rêd mid ens'rm Fätt'r Knorr,
Du waschts schon d'rfârn,
A watt d'r schon d' Planèta làsa."
„Î, was gìt mich dar Planète àn?
Ich wìl ju ach än naia Pälz hàn,
Ån wänns ni watt g'schân,
Watt ìr was and'r'ch sàn,
Ich wàr ond'r d' Soldàta gìn."
„Do wàr ich glai a Prìgh'l d'rgraisa,
Wàr dìr a Pälz of a Puck'l schtraicha.
Du kannst imm'r hìn
Zù a Soldàta gìn,
Kannst dort gàr ni ai am Pälze gìn."

„Fàt'r, satt àch maine Jacke àn,
Ich kàn d' Fätza nimme läng'r tràn,
Macht äch a Mett'l,
Kàst m'r ach kän Kitt'l,
Åw'r än schìna, langa Zepp'lpälz."
„Ma hòt Plòghe mit dam Schwàs'lsjonga,
A ganza Tàg gìt hàr rem bromma;
Du waschts àw'r sàn,
'S watt hair nì g'schân,
Du krìghst hair nòch kän Zepp'lpälz."
„Fàt'r, wänn ìr watt kä Ände macha,
Do behald ich ai'r ganza Sacha,
Wänn'rsch eì wällt tùn,
Kennt'rsch blaiwa lòn,
Ich huſt aich of a Zepp'lpälz."

Welch hohes Glück in dem Besitz eines solchen Zippelpelzes, namentlich eines neuen Zippelpelzes, gelegen war, läßt sich schon daraus schließen, daß derselbe in dem bekannten „schlesischen Bauernhimmel" neben Kuchen, Rosinen, Zuckerbaben ꝛc. eine Stelle findet.

Schlesisch nach Form und Gehalt sind auch die Wechselgesänge der Kuhhirten in manchen Gegenden des Landes. Mit dem Tage Michaelis beginnt die goldene Zeit für den Kuhhirten. Froh singt er nach dem 29. September:

Hohò, hohò!
Meichèl is dò,
Meichèl is s'rìb'r
Do hitt m'r bo͡untìb'r,
Bo͡untìb'r, bo͡untaus,
Ai Rìbe, ai Kraut,
Ai Grumm't, ai Gràs,
Was ìs m'r a͡u dàs?

Ir Pau'rn, kummt raus,
Ich hitt d' ganze Wìs aus.
Ån dàr mich wi͡ed präsche,
Dan wàr ich schun jäche,
An dar mich wi͡ed so͡en,
Dan wàr ich s'rklo͡en.
Hohò, hohò!

Nähern sich zwei Hirten so weit, daß sie sich gegenseitig verständigen können, so hören wir den Wechselgesang:

A. Blìmla gâl, Blìmla gâl,
Kumm a Beßla zùn m'r hàr.
Blìmla rût, Blimla rût,
Maine Kila gìn hait gàr zu gutt.

B. Ju lalala lunna,
Ich kàn hait ni zùn d'r kumma,
Ich hà gar schtolze Kilain,
Muß alle Zaita baina blain.
Ju lalala lunna!

Eigenthümlich Oppaländisch ist der „Lindewiesener Holzwarenhändler“, in welchem Liede die kleinen Erzeugnisse der Holzindustrie jener Gegend recht erschöpfend aufgezählt werden:

Trallalò trallalò!
Nu bìn ich amòl dò.
Trallalò trallalô!
Etz kåst m'r åch wàs å̂.
Asu wolsl hòts ich noch Nìmand gàn,
Asu fìl ir â hått Râtw'rmánne g'sàn.
Wänn andre wâs em'n Bìma hàn,
Wâr ichs ganz sech'r em zwê Gräschla lòn.
Schìne Wàre hå̂ ich fiil,
Wì ich 's etz ûszêla wìl:
Melchzappla, Fai'rnappla,
Quârkquätscha, Pott'rplätscha,
Wert'l, Mätzafert'l,
Îw'rrecke, Rockaschtäcke,
Schlå̂sla, Aâwäå̂sa,
Kloppschlêgh'l, Draschslêgh'l,
Schläpprächa, Flaxbrächa,
Hå̂mulda, Ả̀dekolwa,
Wass'rkånna, Aibrìtonna,
Mêßla, Matza, Mestplatscha,
Wå̀nschm'rmästa, Wätzmästa,
Sâlzmästa d' ållerbästa,
Kòkläss'l, Så̂nzagress'l,
Brûtschossa, Lätt'rschprossa,
Kêrwesche, Rächaschpesse,
Worfschausan, Zûw'rtausan,
Knâtschait'r, Så̂nzarait'r,
Hòkaschtâlza, Ack'rwalza,
Bend'knêw'l, Flìghawed'l,
Hächan, Flaxressan,
Fai'rschwämme, Fâd'potzkámme,
Â̂chne Tricht'r, Schwâf'llicht'r,
Schpå̈cha, Rächa,
Lächsa, Lå̈sta,
Schpella, Tella, Falcha,
Polf'rholz ån ålls mitsåmma
Watt'r bäss'r nernt b'komma.

Auch an volksthümlichen Kinderliedern und Kindergebeten fehlt es im Lande nicht. Zahlreich sind die Wiegenlieder, in denen der Mutter frommer Sinn bemüht ist, schon im Säugling den in ihm schlummernden göttlichen Funken zu wecken. Ein Kindergebet, das im Jauerniger Bezirke noch heute gebetet wird, möge seinen Platz hier finden:

Haite wìl ich schloffa gìn,
Ferza Äng'l sella bainm'r schtìn:
Zwêne zur Rächta,
Zwêne zur Lenka,
Zwêne zun Fissa,
Zwêne zun Haipta,
Zwêne, di mich däcka,
Zwêne, di mich wäcka,
Zwêne, di m'r zaigha a hûcha Schtaig
Ai dås êwighe Himm'lraich. Amen.

Dieses Abendgebet ist über ganz Österreich und Deutschland und weit darüber hinaus verbreitet, wenn auch mundartlich verschieden und bildlich oft anders gefärbt. Die älteste verbürgte Aufzeichnung gibt Johannes Agricola (1492 bis 1566), der in seinen Sprichwörtern bei Erklärung der Grüße „Gott gebe Euch eine gute Nacht, einen fröhlichen Morgen gebe uns Gott!“ dies unser Kindergebet erwähnt.

Schon unter den Sitten und Bräuchen wurde das Vorkommen von Weihnachts- und Christkindelspielen mit dramatischem Charakter erwähnt. Unser Heimatland besitzt

aber auch dramatische Dichtungen in vollkommen ausgebildeten Formen. Eines der vollständigsten geistlichen Volksschauspiele ist das Obergrunder Weihnachtsspiel. In der gesammten deutschen Literatur dürfte es unter den geistlichen Volksschauspielen wenige geben, welche bei Wahrung des volksthümlichen Charakters einen solchen Reichthum an trefflich geordneten Scenen, an poetischem Gehalte und volksthümlichem Humor besitzen wie dieses. Ein Manuscript desselben wurde in Obergrund am Althackelsberge bei Zuckmantel, einem auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen, in einer schmalen Thalrinne gelegenen Dorfe gefunden, das von armen Bergleuten und armen Bauern bewohnt ist. Dem Alter nach weist es bis ins XVI. Jahrhundert zurück. Noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts wurde es vor versammelter Gemeinde in Obergrund von Ortsbewohnern mehrmals, und zwar um Weihnachten aufgeführt. Die Sprache ist zum Theile mundartlich, Prosa wechselt mit Vers. Das ganze Weihnachtsspiel zerfällt in 13 Auftritte. Nach einer Symphonie und dem von einem Engel gesprochenen Prolog wird im ersten Auftritt die Erschaffung der Welt unter Begleitung von Musik vorgetragen; im zweiten folgt die Versuchung und der Sündenfall, im dritten die Verstoßung der ersten Eltern aus dem Paradiese. Lucifer führt Gott dem Schöpfer den Adam mit dem Ersuchen vor, er möge ihn mit seinen Nachkommen ebenso, wie ihm selbst geschehen, auf ewig verstoßen. Die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit treten auf und plaidiren wechselseitig. Die Gerechtigkeit begehrt ewige Strafdauer, die Barmherzigkeit nur zeitliche, schließlich bittet diese, Gott möge in seiner unendlichen Liebe Menschennatur annehmen und in dieser die Strafe für die Menschen büßen. Da entscheidet Gott Vater für Verstoßung des Menschenpaares aus dem Paradiese und für den Verlust der erblichen Gerechtigkeit, verheißt aber die von der Barmherzigkeit vorgeschlagene Versöhnung durch seinen Sohn. Mit der Menschwerdung Jesu beschäftigen sich die folgenden Auftritte. Einfach in der scenischen Durchführung, aber mit kräftiger Betonung des Genrehaften gestaltet sich das Spiel. Die realistischen Hirten sprechen die Volksmundart; an der Krippe des Christkindleins jedoch reden sie hochdeutsch, nur verfallen sie zuweilen wieder in den Dialect, so wenn sie ihre Gaben, darunter den echt schlesischen Kümmelquark, darbieten. Den Schluß bildet nicht wie in anderen Weihnachtsspielen die Begegnung Methusalems mit dem Tode und des Greises frommes Ende, sondern hier trifft der Kindesmörder Herodes mit dem Tode zusammen, von dem er auch „erschossen" wird. Das Spiel erinnert bereits an die Herodes- oder Dreikönigsspiele, die nach dem Feste der heiligen drei Könige aufgeführt wurden.

Wie in Deutschland im Allgemeinen die Mysterien in Weihnachts- und Osterspiele sich zweigten, so finden wir auch in unserem Schlesien Weihnachts- und Passionsspiele. An einem Tage in der Osterwoche wurde in Zuckmantel in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts regelmäßig, am Anfang unseres Jahrhunderts nur noch bisweilen von Bewohnern

Zuckmantels und Obergrunds die Leidensgeschichte Christi in derselben Weise wie noch heute in Oberammergau dargestellt. Das Spiel nahm in der Zuckmantler Pfarrkirche nach Anhörung der heiligen Messe den Anfang, und zwar wurde bis zur Kreuzigung gespielt, die Kreuzigung selbst fand auf dem in der Nähe der Stadt gelegenen Rochusberge statt, wohin sich das Volk, der Leidenszug an der Spitze, unter Absingung von heiligen Liedern begab. Das Stück ist literarhistorisch bedeutsam und ein werthvoller Beitrag zur schlesischen Sittenkunde. Bei seiner Aufführung waren 92 Personen beschäftigt; es enthält 2484 Verse und zerfällt in 14 Auftritte. Der Text gehört in der vorhandenen Fassung nach Sprache und Versbau den ersten Decennien oder der Mitte des XVII. Jahrhunderts an. Doch ist anzunehmen, daß wir die Bearbeitung eines weit älteren Stückes vor uns haben. Daß die letzte Bearbeitung in Schlesien entstanden ist, dafür zeugen die in der Krämerscene und sonst vorkommenden echt schlesischen Dialectformen.

An die Darstellung der Leiden Christi schließt sich auch eine in derselben Gegend überlieferte Sitte an. Um an den Leiden des Erlösers gewissermaßen Antheil zu haben, ließen sich ehedem während der Osterzeit in Zuckmantel und Umgebung Männer des Volkes die Marterwerkzeuge Christi oder den Namen Jesu auf der Brust oder auf dem rechten Oberarm einätzen, indem die Haut mit Stecknadeln gestochen, mit Zinnober und Gerbsäure überstrichen wurde. Nicht zufrieden damit, unterzog das Volk nach Art der Flagellanten in dieser Zeit den Körper der schmerzlichsten Züchtigung und ging dann processionsweise in die Rochuskirche, wo, wie noch jetzt, das heilige Grab aufgerichtet war.

Anlage von Haus und Hof. Die Dichte der Bevölkerung im westlichen Theile Schlesiens einerseits, Bodenform und Thalbildung anderseits bringen es mit sich, daß die Ortschaften sich eng aneinander schließen, so daß der Wanderer oft meilenweit ohne längere Unterbrechung von menschlichen Wohnungen sich umgeben sieht, wofür die zusammenhängenden Dörfer von Jägerndorf bis Hermannsstadt, von Niklasdorf bis Waldenburg, von Weidenau bis Gurschdorf und Steingrund mit ihren die Straße einsäumenden Häusern zeugen. Trotzdem findet es sich selten, daß zwei Häuser eng aneinander gebaut sind. Einzeln stehende, zerstreut liegende Hütten trifft man nur in dem höheren Gebirge.

Wenn auch in unserer Zeit die Häuser in günstiger gelegenen Ortschaften fast alle aus hartem Materiale erbaut sind, so gibt es doch noch Bauernhäuser im Schrot- und Fachbau ausgeführt, und zwar ist das eigentliche Wohnhaus aus Bohlen gezimmert, der Theil des Gehöftes aber mit den Stallungen besteht aus Fachwerk. Auch trifft man einige Häuser noch ganz im Fachbau mit Lehmausfüllung an; diese Bauart hält die Stube besonders warm und leistet bei Feuersgefahr lange Widerstand. Meist haben die alten Bauernhäuser einen steinernen Grundbau, auf welchem die Wände aus Fachwerk oder aus quergelegten, an den Ecken durch Falzen verbundenen Schrotbalken sich erheben. Die Höhe

der Wände ist verhältnißmäßig gering. Dagegen übertrifft das steil ansteigende Dach die Mauerhöhe bisweilen fast um das Doppelte. Die Giebel sind ausnahmslos mit Brettern verschlagen, in denen Lichtluken von einfacher Gestalt eingeschnitten sind.

Der Bauernhof bildet gewöhnlich ein geschlossenes längliches Viereck. Die Größe der Höfe und Wohnhäuser richtet sich nach dem Umfang des dazu gehörigen Grundbesitzes. Die Anlage der alten schlesischen Bauernhöfe ist, obwohl sie im Einzelnen von einander



Wirthschaftsgebäude aus Böhmischdorf bei Freiwaldau (fränkischer Bau).

abweichen, der Hauptsache nach fast immer die gleiche. Die Mitte der Straßenfront nimmt das große, zweiflüglige Hofthor ein, dem zur Seite eine kleine einflüglige Pforte für Fußgänger sich befindet. Über dem Eingangsthor gegen die Straße hin ist in einer Nische gewöhnlich das Bild der heiligen Maria oder des heiligen Florian angebracht.

Links vom Thore steht das eigentliche Wohnhaus, in unmittelbarer Verbindung mit demselben der Pferde- und Kuhstall, welche mit dem Wohngebäude sozusagen ein Gebäude bilden. Über dem Kuhstall liegt der Heuboden, in den man vom Hofe aus auf einer

Leiter durch den „Heukaffer“ gelangt. Rechts vom Thore ist das Auszugshaus oder Ausgedinge, in welchem der alte Bauer sich zur Ruhe setzt, wenn er die Wirthschaft an den Sohn abgetreten oder verkauft hat. Dieses Ausgedinge mit dem daran sich anschließenden Schoppen bildet einen Theil der rechten Hofseite, deren ganze Länge von einem hohen Zaun begleitet wird, an dem mitunter die Düngergrube angelegt ist. Die vierte dem Hofthor gegenüberliegende Seite bildet die Scheune mit Tenne und Bansen. Hinter der Scheune liegen die Äcker der Wirthschaft. Im Hofe befindet sich statt dieser auch die Pumpe, wohl im Garten ein Schöpfbrunnen, früher allgemein ein Schwengel- brunnen oder Radbrunnen.

Das Wohnhaus selbst ist meist stockhoch mit einem Giebeldach. Der Oberstock tritt bisweilen über das Erdgeschoß etwas heraus und im Giebel wiederholt sich dann derselbe Vorsprung. Das Erdgeschoß, in das der Eingang vom Hofe aus führt, besteht vor Allem aus dem durchs Wohngebäude hindurch gehenden „Hause“ oder Vorhause. In diesem bemerken wir zunächst die rußige fensterlose Küche mit dem unter dem Schornstein angebrachten offenen Herd. Auch die Feuerung des Backofens hat hier ihre Stätte, wenn sich die Heizanlage nicht im Hofe oder im Garten in einem eigens dazu errichteten Back- häuschen befindet. In der vorderen Hälfte des Vorhauses führt eine Thür in die Wohnstube, an die sich eine schmale unheizbare Kammer, das „Stübel“, anschließt. Der Stubenthür gegenüber im Vorhause liegt die innere Thür zum Pferdestall. Außerdem führt aus dem Vorhause eine Treppe in den Oberstock. Unterhalb der Treppe befindet sich der durch eine Fallthür verschlossene Eingang in den Keller. Abgesperrt wird das Vorhaus vom Hof aus durch eine mit einem Querbalken verschlossene Thür; bei Tage steht diese offen und wird durch ein niedriges Gatter vertreten, welches bis zur unteren Hälfte des Thürpfostenraumes reicht und durch eine kunstlose Feder verschlossen ist.

Die Wohnstube, auch die des Großbauern, ist einfach eingerichtet. Der nicht weit von der Stubenthür auf einem Holzgestelle ruhende mächtige Ofen ist meist aus grün- oder gelbglasirten Kacheln hergestellt. Der Fußboden der Wohnstube ist im ersten Drittel um den Ofen herum mit Stein-, Ziegel- oder Schieferplatten belegt, mitunter auch roh, der übrige Theil gedielt. Als Schmuck der weißgetünchten Wände befinden sich zu beiden Seiten des Crucifixes in der einen Stubenecke um den Tisch Heiligenbilder, einfache Erzeugnisse der Glasmalerei. Nie fehlt auch an der Wand in der Nähe der Thür der thönerne oder zinnerne Weihbrunnkessel. Auch eine Schwarzwälderuhr, der „Seiger“, mit bemaltem Zifferblatt ist in jeder noch so ärmlichen Stube zu finden. Das „Topfbrett“, ein im unteren Theile verschlossener, im oberen offener Schrank zur Aufbewahrung des Kochgeschirrs ist an der einen Thürseite befestigt. Zur Aufbewahrung des besseren Geschirrs, der Zinnkrüge, Porzellanteller rc. läuft unter der Decke des Zimmers an einer

Wandseite ein schmales, durch eine Stütze getragenes Brettchen, in dessen oberer Seite in bestimmten Zwischenräumen durch einen Langstab verbundene Sprossen sich erheben.

Die Zimmerdecke wird aus Brettern gebildet, die auf sechs bis acht Balken ruhen, welche von der Rispe oder dem Tram, einem starken Querbalken, getragen werden. In größeren Stuben, wie beim Großbauer, dem ehemaligen Freihöfer oder Freibauer, das heißt dem von Robot befreiten Bauern, auch in Wirthshausstuben, wird der Tram von einem starken Tragpfosten, der „Saule“, gestützt. Die Zwischenlücken über dem Tram und den Balken dienen als Aufbewahrungsort für mancherlei Geräthschaften und Handwerkszeug.

Steigen wir in den Oberstock des Bauernhauses. Dorthin führt, wie schon erwähnt, vom Vorhause aus eine hölzerne steile Treppe. Er theilt seinen Raum in die weite Treppenflur, in die Gesindekammer und in den Rauchfang. In der Treppenflur steht meist die Handmangel. Die Gesindekammer dient als Schlafstätte für das weibliche Gesinde, wenn dasselbe nicht im Kuhstall oder auf dem Backofen schläft. Die Läden der Knechte und Mägde stehen daselbst die Wände entlang. Ein Halbfenster, nach dem Hofraum hin angebracht, läßt das Tageslicht herein. In der guten Stube, einer Einrichtung der neueren Zeit, befinden sich die werthvolleren Sachen und Einrichtungsstücke des Hofbesitzers, voran das Bild des Kaisers und der Kaiserin.

Vom Oberstock aus gelangt man über eine mit einer Fallthür durch ein Anlegeschloß versperrbare Stiege auf den Oberboden, der gegen die Straße zu von dem mit einer Öffnung versehenen Giebel des Hauses abgeschlossen wird. Auf diesem werden die Getreide-, Mehl- und Flachsvorräthe aufbewahrt, aber auch Truhen, Läden, Spinnräder u. a. sind hier untergebracht.

An manchen Häusern befindet sich in der Höhe des Stockwerkes auf der Hofseite ein Geländergang, auf den man von der Treppenflur aus gelangt; er ist durch das seitlich weit ausladende Dach (Traufendach) vor Regen geschützt. Auch unterhalb dieser Altane ist der Hofraum erhöht und die Hausthür bisweilen mit einem hölzernen Vorbau versehen, in welchen eine Gatterthür führt; er hat den Namen Laube (Lèbe).

Aus der Hausflur kommen wir in den Pferdestall. Dieser ist ein länglicher Raum mit einer zweiten Thür nach dem Hofe hin, welche mit einem Querbalken verschließbar ist. In diesem Stalle schlafen auf einem breiten, ziemlich hoch als Bettstätte angelegten Traggestelle, der „Krechze“, die männlichen Dienstboten. In dem mit demselben durch eine Thür verbundenen Kuhstall, aus dem ebenfalls eine zweite Thür in den Hof führt, befindet sich außer den zur Bewartung der Kühe nöthigen Geräthschaften die „Hühnerbühne“, ein Brettergerüst, zu dem die Hühner vom Hofe aus über eine „Steige“ durch eine Öffnung der Mauer Zutritt finden. Gedeckt war ehedem die ganze Hausanlage mit

Strohschauben; heutzutage besteht das Dach fast durchwegs aus Schieferplatten oder Ziegeln. Auf dem Dache wird in einem Gefäße der Donnerbart, die dem Donar heilige Hauswurz, gepflanzt zum Schutz gegen Blitzschlag und gegen Unglück überhaupt.

Das Ausgeding- oder Auszugshaus ist im Allgemeinen ebenso angelegt und eingerichtet wie das Bauernhaus, nur ist hier alles in kleinerem Maßstabe. Es hat kein Stockwerk, überhaupt nie mehr als zwei Wohnräume mit einem Gewölbe. Der an das Ausgedinge sich anschließende Schoppen ist an der Seite des Hofes ganz offen, nur Holzsäulen stützen das Dach. Er dient zur Aufbewahrung der Wagen und der Ackergeräthschaften. In seinem Dachraume findet auch ein Theil der Heu- und Strohvorräthe Aufnahme. Die Scheune ist entweder aus Fachwerk aufgeführt oder aus Schrotbalken gezimmert, das Dach mit Stroh gedeckt. Die Einfahrt kann von zwei Seiten vor sich gehen.

Während, wie wir gezeigt, das Bauernhaus mehrere Räume aufzuweisen hat, ist die ganze Anlage des „Gärtlerhauses" viel einfacher. Die Gärtlerstelle umfaßt in der Regel nur ein Gebäude, das in der Straßenfront die Wohnung enthält. Unmittelbar daran schließt sich der Kuhstall und an diesen die kleine Scheune.

Noch beschränkter ist der Häusler in seinem Hause; er besitzt außer den für ihn und und einen Inmann knapp zureichenden zwei Wohnungsräumen, die bisweilen nur zur Noth vor den empfindlichsten Einwirkungen der Kälte, Nässe und Stürme Schutz gewähren, wenn es gut geht, noch einen Stall für eine Kuh und eine Ziege.

Spuren architektonischer Schönheiten in und an diesen alten Gebäuden gibt es nicht, es wäre denn, daß die Rücklehne der Schemel, die Geländer und Säulen der Altane, einigen Sinn für eine gefällige Form verrathen. Die Läden, womit die kleinen Fenster geschlossen werden, sowie jene Läden, welche zur Aufbewahrung von Kleidern und Wäsche dienen, weisen die einzigen in unserem Hause vorkommenden Maleranfänge auf. Man gebraucht hierzu grelle Farben, besonders roth und blau. Im Übrigen trägt an den Gebäuden Alles den Stempel der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit.

Ein wichtiger Theil des Bauernhofes ist schließlich ein seiner Größe entsprechender Garten. Bei größeren Grundbesitzern theilt er sich in den Obstgarten, zugleich Grasgarten, in den Gemüsegarten und in den Blumengarten. Der erstere namentlich ist dem Besitzer ans Herz gewachsen. Besonderen Werth legt man dem gebackenen Obste bei. Es ist erstaunlich, welche Obstvorräthe man auf dem Boden des schlesischen Landwirthes oft angehäuft findet. Läden und Truhen sind damit angefüllt, so daß durchs ganze Haus der eigenthümliche Geruch des Backobstes zieht. Diese Vorräthe sind neben den Vorräthen an Leinwand und Flachs der Stolz der Hausfrau und zeugen von der Wohlhabenheit des Hauses.

In der Nähe des Obstgartens finden wir den Gemüsegarten. An diesen schließt sich der Blumengarten an, doch ist dieser häufig abgesondert an der Giebelseite des Hauses,



Bauer und Bäuerin aus der Freiwaldauer Gegend

welche der Straße zugekehrt liegt. Er fehlt selten bei der Hütte der Armen, nie bei dem wohnlichen Hause des reicheren Bauern.

Wenn auch seit den letzten Decennien das Haus des schlesischen Bauern, selbst in höher gelegenen Gebirgsdörfern, im Ziegel- oder Steinbau aufgeführt wird und auch in älteren Häusern infolge von Zubauten und Änderungen das Alterthümliche oft nur noch spärlich durchlugt, so läßt sich doch an den noch vorhandenen alten Gehöften jene ursprüngliche Haus- und Hofanlage nachweisen, wie sie in Franken, Hessen, Thüringen &c. noch üblich ist.

Kleidertracht und Volkstypen. Die Kleidung des schlesischen deutschen Bauern hatte nie den Charakter einer Nationaltracht wie bei Polen, Ungarn, Russen, sondern stellte sich wie in anderen deutschen Landen als eine mehr oder weniger veraltete frühere Mode der höheren Stände dar.

Altmodisches oder, wie das Volk sagt, altfränkisches Wesen ist zur Zeit selbst in einsamen Gebirgsdörfern ausgestorben. Eine Ausnahme macht der Bauer der deutschen Sprachinsel Bielitz und der Colonistendörfer um diese Stadt. An seiner Tracht ist er sofort zu erkennen. Er trägt hochschäftige Kniestiefel und eine kurze dunkle Tuchjacke, um die er erforderlichen Falls einen langen dunklen Tuchmantel wirft. Den Kopf deckt ein spitzer Hut, scherzweise „Zuckerhut“ genannt. Er hat eine mäßig breite Krämpe und eine früher ziemlich hohe, jetzt stark gekürzte Kappe, geziert mit ansehnlichen Seidenquasten. Ältere Bäuerinnen tragen einen langen dunkelblauen oder schwarzen Tuchrock und eine eng anliegende, mit Borten benähte Tuch- oder Sammtjacke, worüber auch wohl ein buntes Brusttüchlein geknüpft wird. Auf dem Kopfe der verheirateten Frau sitzt ein spitzengezierter weißer Kopfputz, unter dem Namen „Drach“ bekannt, in kleineren Dimensionen bei jüngeren Frauen, ziemlich aufgebauscht bei älteren. Dieses Kopfgebinde ist aus einem gestreiften weißen, gestickten Tuche sorgsam gefaltet und zusammengeknüpft, sitzt enganliegend schachtelartig auf dem Hinterhaupte und hat unterhalb der Ohren zwei horizontal abstehende Flügel und einen dreieckigen Zipfel.

Zur Probe von der Kleidertracht im westlichen Schlesien im dritten und vierten Decennium dieses Jahrhunderts sollen zwei Trachtenbilder hier beschrieben werden.

Das eine gehört dem Freiwaldauer Bezirk an; es ist ein seiner Zeit modern gekleideter Kleinstädter oder wohlhabender Dorfschulze. Seinen Staat bilden der dreispitzige Hut, die langschößige Weste, die bis über die Knie reichende Sammt- oder Manchesterhose und die weißseidenen, auch baumwollgestrickten Strümpfe. Die Schuhe zieren große Silberschnallen. Der Rock aus lichtblauem Tuche hat einen schmalen Stehkragen, keine Brustaufschläge. Das Futter des Rockes ist hellroth. Die Ärmel haben große Aufschläge, welche auf der Oberseite Knöpfe tragen. Die Aufschläge der Seitentaschen laufen um die ganze Hüfte herum; sie sind beschnürt. Etwas unterhalb der Taschenöffnung befinden sich ebenfalls wie bei den Ärmelaufschlägen und an den Schößen und an der Brust Zierknöpfe aus Messing oder Silber. Die Halsbinde ist von Seide, die Zipfel derselben hängen wohlgeordnet herab. In der Hand hält derselbe ein stattliches spanisches Rohr. So geht er zur Kirche oder zu irgend einer Festlichkeit.

Ein anderes Bild geben wir in einer wohlhabenden Bäuerin aus der Gegend von Jägerndorf und Olbersdorf. Die Schürze ist schmäler, als es gegenwärtig gewöhnlich der Fall ist. Die violette Jacke gleicht mit einigen Abweichungen dem früher gern getragenen



Bauer aus der Umgebung von Bielitz.

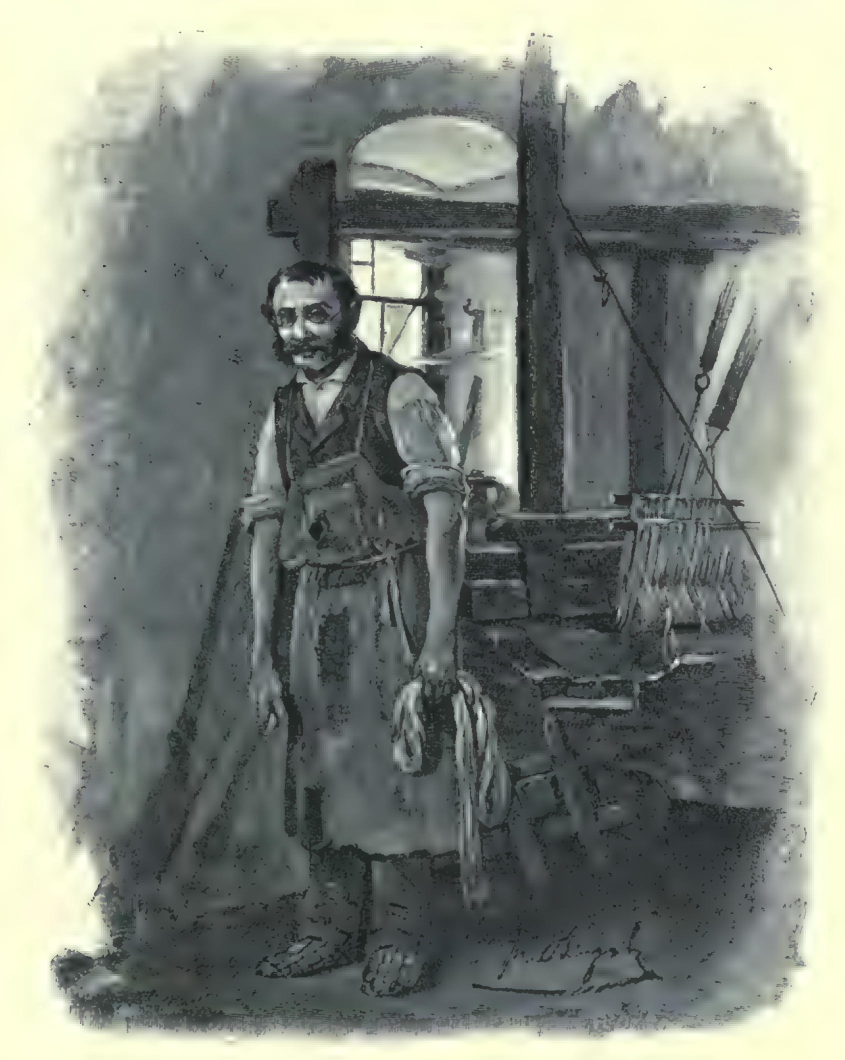
Spenser; doch fehlen Puffärmel und die Stelle der Knöpfe über der Brust vertreten Maschen. Um das Handgelenk hat die Jacke einen krausenartigen Besatz. Von dem ihr eigenen, bis an die Brust reichenden Kollerkragen wird sie Kollerjacke genannt. Das weiße Tuch quillt reinlich und nett aus der ausgeschnittenen Jacke. Vom Korallenhalsbande fällt glitzernd das Kreuzchen auf die weiße Brust. Der Hintertheil der Haube ist turbanartig aus

nach zwei verschiedenen Richtungen geripptem Goldbrocate gefertigt. Rückwärts in der Mitte der Haube ist ein Knopf angenäht. In dem Nackentheil derselben ist eine Masche aus weißem Bande angebracht. Auch fallen zwei Bänder über den Rücken hinab. Das Gesicht selbst rahmt ein reicher Spitzenbesatz ein, welcher sich gegen die Wangen lappenartig erweitert; die Spitzen sind gefältelt. So war der Sonntagsstaat unserer schlesischen Mütter noch vor einigen Jahrzehnten.

Manche charakteristische Tracht, sowie manche interessante Gestalt aus dem Volksleben will im Alles nivellirenden Strome der Zeit, manche auch schon aus dem Gedächtniß der gegenwärtig Lebenden verschwinden, die werth erscheint, im Gedächtniß der späteren Zeit fortzuleben. Sind ja doch auch die Verhältnisse des Lebens, Erwerb und Beschäftigung in unserem Lande in fortwährender Wandlung begriffen und mancher Zweig durch die Alles umgestaltende Dampfkraft in dem Arbeitshause und auf dem Verkehrswege im Verschwinden. So ist wohl kein Artikel Schlesiens in der Welt so bekannt als die vortreffliche schlesische Leinwand. In mancher Bauernwirthschaft wird zu der Leinwand, die während des Jahres benöthigt wird, das Garn von den Hausgenossen selbst gesponnen. Ehedem war die Kunst des Spinnens für jedes Landmädchen eine Ehrensache und auf dem „Brautfuder“ der vermöglichen Bauerntochter prangte unter den übrigen besseren Einrichtungsstücken zu oberst ein zierlich gearbeitetes Spinnrädchen. Auch das Garn wurde früher meist von der Hausfrau selbst gewoben und gebleicht. Mit diesem Industriezweige hängt auch eine Gestalt in unserem Volksleben zusammen, der schlesische Leineweber, wie er in der durch die Fabriksindustrie immer mehr in den Hintergrund tretenden Hausindustrie dieses Textilzweiges da und dort sich noch immer erhält. Der Betrieb dieser Waaren wurde früher allgemein und wird auch heute noch zu einem kleinen Theile durch den wandernden Krämer vermittelt, der aus den dicht bevölkerten Dörfern Liebenthal, Arnoldsdorf, Petersdorf, Hennersdorf, Johannisthal ꝛc. nach auswärts auf Erwerb auszieht. In seinem mit einem grünen, zum Schutz gegen Regen mit Ölfarbe angestrichenen Leinwanddach überspannten Wagen, der mit Leinwand- und Baumwollwaaren bepackt ist, durchzieht er weite Strecken Schlesiens bis nach Mähren hinunter, während sein Weib, den „Pinkel“ auf dem Rücken, die verschiedenen Verkaufsartikel in den näher gelegenen Ortschaften von Haus zu Haus feilbietet. Nicht selten fahren Mann und Weib mit ihrem Wagen, der ihnen zugleich als Schlafstätte dient, in die weitere Ferne, während die Kinder bei Verwandten bleiben oder zu Fremden in Pflege gegeben werden. Seit einiger Zeit sieht man diese Hausirerwagen seltener die Straßen des Landes dahinziehen.

Eine andere charakteristische Figur unseres Volkslebens, dem Verkehr in und außer dem Lande dienend, hat unsere Zeit der Eisenbahnen schon hinweggefegt. Es ist der Großfuhrmann, der, ehe noch die Eisenbahn das Land durchkreuzte, die Verfrachtung der

Producte der Landwirthschaft und der Industrie besorgte. Eine wetterfeste knorrige Gestalt im blauen Kittel, mit einem rothgeblümten Tuche um den Hals, die roth und weiß gestreifte Zipfelmütze, die von einem schwarzen Filzhut theilweise verdeckt wurde, auf dem Kopfe, die Peitsche in der Hand, schritt er neben seinen Pferden mit bedächtigem Schritt die



Leinenweber.

staubige Straße dahin. Die Herbergen an der Fahrstraße waren seine Heimat, die ausdauernden Gebirgspferde, deren Kummet allerhand bunter Tand, ein rothes Tuch, Messingplatten ꝛc. schmückte, seine Freunde. Zwei andere eigenthümliche Gestalten des schlesischen Volkslebens hängen gleichfalls mit der landesüblichen Beschäftigung der

Bevölkerung zusammen. Die reichen Waldungen des Landes gewähren den Gebirgsdörfern, die dem Walde näher liegen, mannigfache Beschäftigung. Schon die Gewinnung des Holzes beschäftigt zahlreiche Bewohner. Die Holzschläger, die gleich Waldbewohnern die ganze Woche hindurch in den höher gelegenen Waldungen zubringen und nur des Sonntags ihre Familien sehen, sowie die Holzrücker, die auf geradezu gefahrvolle Weise das Holz zu Thal fördern, erwerben sich damit ihren Lebensunterhalt. Und wie viele Leute leben von der Verwerthung des Holzes! Aus den Zapfen der Nadelbäume werden zierliche Nippsachen, wie Körbchen, Zündhölzchenbehälter, angefertigt; die harzreiche Kiefer liefert dem Kienrußhändler das Rohmaterial. Die Tracht des Kienrußherumträgers, des „Kåselsrömjungen", ist heute im Lande nicht mehr anzutreffen. Doch wollen wir die originelle Figur desselben hier festhalten. Der Knabe, im Alter bis zu sechzehn Jahren, trägt eine schwarze, schildlose Kappe oder eine Zipfelmütze, eine blaue Tuchjacke von gewöhnlichem Arbeitsjackenschnitt, schwarze Lederhosen, an den Knöcheln gebunden. Dicksohlige, mit Absätzen versehene, bis an die Knöchel reichende Schuhe bekleiden die Füße. Auf dem Rücken und in der Hand trägt er die Kienrußfäßchen, längliche Fäßchen, deren obere Öffnung mit einem Fleckchen bedeckt wird, über welches ein Leinwandstreifchen geschoben ist.

Die meisten Eigenthümlichkeiten in Tracht und Kleidung sind durch den Einfluß, den das hochentwickelte Verkehrsleben als gewaltige nivellirende Macht auch in unserem Lande übt, gänzlich verschwunden. Solche waren besonderer Schmuck und Kleiderstaat bei Hochzeiten, Tauffeierlichkeiten und Begräbnissen, von denen nur noch Großvater und Großmutter den horchenden Enkeln erzählen. Wo sich solche Hochzeitstrachten noch finden, geben sie eine Vorstellung altschlesischer Tracht.

Dialect der Deutschen.

Mannigfaltigkeit liegt im Charakter jeder deutschen Mundart. Selbst in unserem kleinen Lande, in welchem ausschließlich der schlesische Dialect herrscht, begegnet man, namentlich hinsichtlich der Vocalfärbung, von Dorf zu Dorf lautlichen Verschiedenheiten. Zwei mundartliche Typen sind besonders auffallend. Die Bewohner des Flachlandes um Weißwasser, der nordwestlichsten Ecke Schlesiens, um Jauernig, Weidenau und Zuckmantel, begünstigen infolge tieferen Kehlkopfstandes und mäßig zurückgezogener Lage des Zungenkörpers die tieferen Laute o, u, neigen zu überlanger Dehnung und zur Diphthongirung der Vocale. Ihre Sprache klingt daher wie die in der größeren, im Osten des Landes gelegenen Sprachinsel um Bielitz dumpfer und breiter. Dagegen ist der Dialect im Berglande, um Freiwaldau, Würbenthal, Freudenthal, sowie im Oppalande weit schärfer, die specifisch schlesischen

Kürzen treten charakteristischer hervor, der Acut herrscht über den Circumflex, die helleren Vocale, namentlich i, über die dumpferen. Alles deutet auf höheren Kehlkopfstand und eine vorherrschend dorsale Articulation der Vorderzunge. Damit hängt auch die durchgreifende Mouillirung zusammen, welche oft ganze Consonantengruppen erfaßt und der Sprache neben einem ausgesprocheneren musikalischen Charakter größere Weichheit verleiht.

Trotz dieser Verschiedenheiten weisen doch die Laut- und Formenverhältnisse so viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten auf, daß man berechtigt ist, diese sprachliche Mannigfaltigkeit unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu betrachten und an einer gemeinschlesischen Mundart festzuhalten. Gegenüber anderen Dialecten ist zunächst das langsame Redetempo so charakteristisch, daß man selbst den gebildeten Schlesier in ganz Deutschland an seiner gemüthlich breiten Aussprache erkennt.

Bezeichnend sind ferner die Accent- und Tonverhältnisse. Nicht als ob, wie behauptet wurde, dem schlesischen Hochton ein geringeres absolutes Maß der Verstärkung zukäme, vielmehr knüpft sich an die exspiratorischen Accente bei einfachen zweisilbigen Wörtern ein die ganze Mundart durchdringendes musikalisches Verhältniß, nach welchem der Stimmton der Wurzelsilbe etwa um eine Terz höher liegt als jener der Affixsilben. Um dieses dreistufige Intervall zu deutlicher Auffassung des Gehörs zu bringen, begünstigt die Mundart in der zweiten Silbe Vocale mit größerer Tonfülle; so werden geschwächte Endungen wie die des Mittelwortes auf „end“ durch klangvollere ersetzt — für brennend: brinig, für glühend: glinig &c. Hiermit hängt unter anderem auch der durchgreifende Ersatz der neuhochdeutschen Endsilbe en durch jenes helle a zusammen, welches Friedrich dem Großen so gefallen hat, daß er daran gedacht haben soll, das farblose e der Schriftsprache ganz abzuschaffen. Während im einfachen Worte die Tonverhältnisse maßgebend sind, tritt in Zusammensetzungen der exspiratorische Accent so stark in seine Rechte, daß die zweite Componente häufig ihres Wurzelvocals verlustig wird: Senwet = Sonnabend, und selbst bei zweisilbigen Grundworten nur eine Liquida als Silbenbildner übrig bleibt: Ârpl = Erdäpfel.

Die Consonanten befinden sich auf der hochdeutschen Lautstufe. Nur in den abgelegensten Gegenden findet man bei alten Leuten noch versprengte Reste niederdeutschen Standes. So hört man in der Sprachinsel um Bielitz statt des z die unverschobene Tennis t in „etta“ = jetzt, in „gesott“ für das gewöhnlichere „gesotzt“ = gesetzt, während der niederdeutsche Übergang des ch in k bei nokwr = Nachbar, valka = Veilchen allgemein ist. Dem baierisch-österreichischen Dialect gegenüber zeichnet sich der schlesische durch scharfe Unterscheidung von Tenuis und Media aus; in einer Reihe von Worten mit anlautender Labialis oder Dentalis bewahrt er sogar gegenüber neuhochdeutscher Media die alte Tenuis: Puckel, tumm; umgekehrt steht d für t in doll, Dromml u. a. In der Gutturalreihe findet sich diese Erscheinung außer vor l: gesakt, gelekt, in welchem Falle

der Laut meist ganz ausgestoßen wird: geset, gelet, nur ausnahmsweise, namentlich in kag'a = gegen. Im Inlaute geht b häufig in die Spirans über: lawa = leben, vereinzelt auch umgekehrt w in b: Vorbrik (Vorwerk). Pf wird im Anlaute regelmäßig zu f: fard = Pferd, im In- und Auslaute meist zu p: Oppl, Köp. Auf t wirkt vorangehendes l fast immer erweichend: halda = halten, oft auch n: hender = hinter; in der Gegend um Jauernig wird in diesem Falle die Dentalis syncopirt: hâla. Lautverdichtungen treten ein bei h: sich = sieh, hecher = höher, bei sch nach l und n: foltsch = falsch, sowie endlich bei s, welches nicht nur in den dem Schriftdeutschen eigenen Fällen, sondern auch nach r und öfter sogar nach p zu sch wird. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht naturgemäß in der Articulation der Liquiden. R geht nach Vocalen, besonders unter dem Einfluß des Hauptaccents oft in dem Stimmtone seines Nachbars unter, wobei es häufig die Veranlassung zur Diphthongirung wird: wuot = Wort. Der Wechsel mit s: verliesen = verlieren ist nur noch selten. L erhält sich im Flachlande rein, in Gebirgsgegenden aber nimmt es den palatalen Laut des polnischen ł an und geht manchmal selbst in einen Vocal über, so daß wir die Reihen erhalten: Walt, Wałt, Waut; zëimlich, zeimłich, zeimoich.

Eine große selbsterhaltende Kraft hat das m, welches sich in einer Reihe von Beispielen aus älterem Lautstande ebenso erhalten hat wie die Lautverbindung mp: Fôdem = Faden, Bâsem = Besen; krump = krumm. N geht wie fast in allen Mundarten vor Labialen in m über: femf = fünf; in der Lautverbindung nd erweicht es sich im Gebirge zu ńd: Huńd, Kińder. Der Consonantenstand der Mundart erhält endlich durch zahlreiche Ausstoßungen und Einschiebungen einen vom Neuhochdeutschen verschiedenen Charakter. So neigen namentlich bei einsilbigen Wörtern zum Abfall b: ho = habe, gal = gelb, gëi = gib, blain = bleiben, gett = gibt, hesch = hübsch, dann ch in glai, au = auch, endlich n außer in der Infinitivendung in: mai, vo, na, nä (nein) und selbst im Inlaute bei der Bildungssilbe ing: Sperlik, Jünglik. Nach Liquiden und ch erscheinen öfter euphonische Einschiebungen aus der Dentalreihe: rendlich = reinlich, drnôchtan = darnach; „schont", „Teppicht" hört man auch in den Städten. Unorganisch ist ferner h: vor anlautendem a: har = er, besonders in der Bildungssilbe at = ent: hatlâfa = entlaufen, dann n in: genung, Brinkl, neuder = näher, beiner = bei ihr, während das Schlesische umgekehrt das unorganische n in Mô = Mohn nicht kennt.

In erdrückender Mannigfaltigkeit treten die Vocale auf. Aber das abfällige Urtheil, sie wären mechanische Gebilde ohne geistige Begründung und geschichtliches Leben, kann sich nur auf die unter dem mächtigeren Einflusse des Schriftdeutschen stehenden Städte beziehen. Bei den dörfischen Dialecten geht im Allgemeinen der Proceß dahin, daß jeder alte Vocal der Reihe i, e, a, o in der Mundart zu einem Laute mit nächst tieferem Eigentone zurücksinkt, während u im Flachlande gewöhnlich zu o wird, im Gebirge hingegen in die

I=Reihe übertritt. Die Consonantenumgebung fördert oder hemmt nun diesen spontanen Lautwandel in verschiedener Weise, namentlich hat nachfolgendes r die Eigenschaft, seinen Nachbarlaut zu den beiden äußersten Grenzen der Vocallinie, zu i und u, zu drängen. Altes i hat sich vor einfacher Consonanz zu ëi entwickelt, vor doppelter ist es zu offenem ë geworden. Dieser schon dem Altschlesischen eigenthümliche Vocal wird aber im Oppalande bei nachfolgendem n mit Verschlußlaut wieder zu i erhöht, also neben Kend: Kiṅd, neben Wend = Wiṅd. Auch ursprüngliche ü, iu, üe sind diesem Wandel unterworfen: ensr aus ünser, ech = euch, Becher = Bücher, wenn auch im Gebirge das hellere i vorherrscht. Während sich tonlanges E unter dem Einflusse des Niederdeutschen zu I erhöht: sîr = sehr, wink = wenig, oder vor l und n zu einem Diphthong ëi entwickelt hat, sinken, wo nicht l. namentlich palatales, den Laut festhält, fast alle aus altarischem a abgespaltenen ë zu a herab: Fädr = Feder, aber : Welt. Kurzes a hat sich vor Gutturalen und vor n mit nachfolgendem Dental= oder Gutturalverschluß erhalten: Acker, Hant. Sonst durchläuft es wie das tonlange a die U=Reihe über o sogar zu ou und u, wobei nachfolgendes r wieder die weiteste Verschiebung bewirkt: Jûr = Jahr. Die größte Energie beweist kurzes o. welches sich vor ch. ck und pp bewahrt hat; nur nach erfolgter Dehnung ist es demselben Processe wie das ursprüngliche lange o verfallen und wird entweder zu ou oder äu: koup: käup, brout: bräut, oder vor l und r sogar zu û: urn = Ohr, hulle = holen. Für den Verlust der ursprünglichen I=Laute schafft der Sprachproceß mannigfachen Ersatz; so geht der Umlaut ü in einfaches i über, aber auch u wird, wo es nicht zu o zurücksinkt, auf verschiedene Weise mit einem I=Klange versetzt; vor r tönt dann gewöhnlich ein dumpfes i. vor der im Gebirge mouillirten Verbindung nd hört man einen Diphthong ui: gesuiṅt, der vor t völlig ausgebildet ist: Puitter = Butter, und bei welchem der zweite Laut in einzelnen Dörfern so charakteristisch auftritt, daß sich der erste fast ganz verflüchtigt: Pitter. Die dörfischen Dialecte unterscheiden meist zwischen ursprünglichem ei und dem unter baierischem Einflusse aus mittelhochdeutsch i hervorgegangenen. Dieses wird im Hochtone zu ëi diphthongirt, während es im Tieftone über die Kürze zu reducirtem e fortschreitet, wofür im Auslaute sogar jenes mit der Infinitivendung gleichtönende a tritt: Techla = Tüchlein. Das alte ei hingegen lautet äi und wird bei acuter Accentuation zu â monophthongirt, wobei der nachfolgende Consonant durch Mouillirung die Function des i übernimmt: Stâin, Stâṅ. In Westschlesien schiebt sich dieses ai. wo nicht nachfolgende Dentalis hinderlich ist, in das zwischen beiden Componenten liegende ä zusammen und hat so um sich gegriffen, daß es, namentlich in den Städten, auch Stellvertreter für den jüngeren Diphthong geworden ist: Stän, Zät; Kläit = Kleid. Für mittelhochdeutsches ou tritt au mit der Neigung zur Monophthongirung in a und uo ein: Baum, Bâm, Buom. Charakteristisch sind die prägnanten Kürzen i, u als Stellvertreter für die unechten

Diphthonge ie und uo: kricha, flissa = fließen, Buch = mittelhochdeutsch buoch, ruffa = ruofen. Der Umlaut ist in vielen Fällen zurückgezogen, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß die Mundart gegen denselben eine besondere Abneigung hätte.

Der Dialect verfügt über einen reichen Wortschatz. Altgermanische, sonst ausgestorbene Wurzeln haben sich in einzelne Redensarten geflüchtet. So ist mittelhochdeutsch vërch = Leben (vërchbluot) erhalten in: „sëch di Vârchôder verranka“, womit eine innere tödtliche Verletzung bezeichnet wird. Urbern = geräuschvoll geschäftig sein geht auf mittelhochdeutsch: urborn zurück, urschen = vergeuden auf gothisch: usitan. Viele Wörter kommen in einer Reihe von Nebenformen vor, mit welchen den Bedeutungen in einzelnen Localen abweichende Färbungen ertheilt werden. Selbst die Bezeichnungen für gewöhnliche Dinge sind mitunter verschiedenen Wurzeln entnommen, wie z. B. im nordwestlichen Theile des Landes statt „Wald“ ausnahmslos Poisch = Busch in Verwendung steht. Gegenüber andern Dialecten hat das Schlesische den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation viel treuer festgehalten. Das starke Imperfect des Indicativs ist selbst da bewahrt, wo es im Hochdeutschen längst erloschen ist: boll, gebollen von bellen. Die Ablautsreihen treten, wenn auch durch den gesetzmäßigen Vocalwandel verändert, klar und deutlich hervor. Dabei begegnen alte Formen wie: ich tòr (mittelhochdeutsch türren) für dürfen, dann der Imperativ bëi = sei, welcher so eingebürgert ist, daß sich auch der Städter ein: „bin so gut“ leicht entschlüpfen läßt.

Bei der Declination des Substantivums herrscht Verwirrung wie im Schriftdeutschen, aber die starke Genitiv- und Dativendung haftet im Sprachbewußtsein. Viele Worte, namentlich die Masculina, vermeiden den Umlaut, bei andern, wie z. B. bei Täge, ist er gegen den allgemeinen Gebrauch eingedrungen. Charakteristisch ist für das Schlesische das mit den Betonungsverhältnissen im Zusammenhang stehende Festhalten an dem Flexions-e der schwachen Masculina: der Ochse, Bäre u. s. w. Das Geschlecht weicht öfter vom Schriftdeutschen ab. Männlich werden gebraucht: Binn = Biene, Fôn = Fahne, Ern = Erde; weiblich: die Bâch, die Schôß, die Hün; sächlich: das Dienst.

Das Adjectiv wird meist unflectirt mit dem Substantiv verbunden: a schëin Resla, a klin Brinkla. Bei nachdrücklichen Steigerungen treten zwischen den doppelt gesetzten Artikel die Wörter sehr, zu, gar: a sîr a guttr Kalla = ein sehr guter Kerl. Andere, früher gangbare Eigenthümlichkeiten, wie der Gebrauch des „sich“ bei reflexiver Beziehung auf die erste Person der Mehrzahl und ähnliche, sind dem Einfluß der Schule fast ganz gewichen. Überhaupt hat das Schlesische wegen seiner verhältnißmäßig geringen specifischen Unterschiede vom Schriftdeutschen zu wenig Widerstandskraft, um sich in einem betriebsamen, den Cultureinflüssen geöffneten Lande in seiner Eigenthümlichkeit und organischen Entwicklung auf die Dauer behaupten zu können.

Slavisches Volksleben.

Wer ohne lange mühevolle Reisen das slavische Volk Schlesiens in allen seinen bunten Trachten an einem Tage kennen lernen will, dem sei der Besuch der reizend gelegenen Stadt Friedeck an einem Marientage empfohlen. An diesem Tage trifft man in Friedeck ganze Schaaren von Lachen, Walachen und Goralen; denn Tausende von ihnen strömen aus Nah und Fern in Processionen her, um vor dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau Maria ihre Andacht zu verrichten. Vor mehr als 200 Jahren wurde nämlich in Friedeck beim Lehmgraben von den Arbeitern die fertige Statue der heiligen Jungfrau gefunden und in die Pfarrkirche gebracht, über Nacht aber verschwand die Statue aus der Kirche und ist wieder an der Stelle gefunden worden, wo sie ursprünglich von den Arbeitern entdeckt wurde. Auch aus der Schloßkapelle entwich sie nach der Volkssage auf den ursprünglichen Fundort, woselbst daher zuerst eine Holzkapelle, später aber die gegenwärtige große Marienkirche erbaut wurde.

Unter den mannigfaltigen Trachten wendet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst der malerischen und orginellen Tracht der Walachinen aus der Umgebung von Teschen zu. Die verheirateten Walachinen tragen ein gestricktes Häubchen, das auch den oberen Theil der Stirne bedeckt und knapp auf dem Haare anliegt. Das walachische Mädchen trägt dagegen den Zopf, der in hübschen starken Flechten über die Schultern herabfällt, am Ende mit einer langen bunten Masche zusammengeknüpft. Sowohl die Mädchen als auch die Frauen tragen kurze Röcke und lange Strümpfe. Der dunkelbraune Oberrock ist unten mit einem dunkelblauen, drei Finger breiten Bande gesäumt und vorn knapp unter dem Busen mit einem zierlich ausgeschnittenen gürtelähnlichen Mieder (životek) zusammengeknüpft. Auf das Mieder wird alle Sorgfalt verwendet, mitunter ist es mit Gold oder Silber gestickt. Am Mieder sind zwei dunkle Achselbänder befestigt, die ebenfalls reich gestickt oder tressirt sind, und diese bedecken zum Theil das weiße Oberhemdchen (kabotek), welches in zahlreichen Falten den üppigen Busen mit blendendem Weiß verhüllt. Das Hemdchen hat breite, nach oben zu einem gewaltigen Bausche aufgezogene Ärmel, welche nur bis zum Ellbogen gehen und den übrigen Theil des Armes unbedeckt lassen. Die Schürzen sind lang wie der Rock und in der Regel von heller oder sehr lebhafter Farbe und lichten Mustern, die Strümpfe weiß oder roth, die flinken kleinen Füße in leichte schwarze Schuhe gekleidet.

Sieht die Walachin mit den vielen gestärkten Röcken ein wenig breit aus, so ist die Erscheinung der Lachin etwas schmächtiger, denn ihr Rock reicht bis an die Schuhe. Sticht das blendende Weiß des Oberhemdchens der Walachin von dem goldbetreßten Mieder und dem dunklen Rocke vortheilhaft ab, so läßt das Schnürleibchen über dem Gewand

der Lachin aus der Friedecker Gegend die schönen Formen auch zur Geltung gelangen, mag auch das Kopftuch den üppigen Haarwuchs verhüllen. Die Modestoffe der Lachinnen sind zur Zeit vorwiegend aus dunkelblauem bedruckten Kattun, und während die Walachin elastisch und selbstbewußt einherschreitet, läßt sich in der Erscheinung der Lachin eine gewisse Bescheidenheit und Schüchternheit nicht verkennen.

Die Tracht der männlichen Walachen und Lachen ist nicht wesentlich verschieden. Unter dem „Kamizol", einer kurzen schoßlosen Jacke, tragen sie eine Weste (bruclek) aus dunklem, meist dunkelblauem Tuche. Hohe Stiefeln und ein nicht allzu breitkrämpiger Hut (kapelusz, klobuk), der sich nach oben wie eine Glocke abrundet, vervollständigen ihren Kleiderstaat. Im Winter tragen sie einen dunkelblauen Radmantel mit einem Doppelkragen, eine dunkle Hose, den Kopf schützt eine tiefsitzende Mütze. Leider beginnt die bisherige Tracht der Lachen zu schwinden, um der allgemeinen Kleidung Platz zu machen, welche durch den Zuzug von fremden Arbeitskräften in die in der Lachengegend gelegenen Kohlenbergwerke immer mehr Verbreitung findet.

Dagegen werden die Goralen, Bewohner des schlesischen Beskydengebirges, deren Sprache vorwiegend die polnische ist, wahrscheinlich noch Jahrhunderte lang schon aus dem einfachen Grunde ihrer alten Tracht treu bleiben, da die Herstellung derselben mit unbedeutenden Kosten verbunden ist und es selten in der Welt ein so armes Volk gibt, wie es die schlesischen Goralen leider thatsächlich sind.

Die frische Bergluft, die den Goralen im Gebirge umweht, kräftigt zwar seine Gesundheit und verleiht seinem Körper jene wunderbare Frische und Elasticität, welche den Neid des Flachländers erregt, aber außer dieser Bergluft und dem besten Gebirgswasser sind ihm wenige andere Genüsse der Welt vergönnt; der schlechte Boden in der gebirgigen Gegend macht die Speisekarte des Goralen zu einer sehr einfachen und monotonen: Milch und Erdäpfel oder Erdäpfel und Kraut. Oft vergehen Monate, während welcher in der Goralenhütte kein Kornbrot gesehen wurde (vom Fleisch wollen wir gar nicht reden) und dabei muß der Goral fleißig und anstrengend arbeiten. Es gibt wohl unter den Goralen auch einzelne Ausnahmen, und zwar bei den Grundwirthen, denen größere Complexe gehören. Dort steht man früh zwischen vier und fünf Uhr auf, die Männer besorgen Stall und Scheuer, die Mägde betreuen das Vieh und die Hausfrau kocht bis in die neunte Stunde das Frühstück, recte das Hauptmahl. In der zehnten Stunde erst tritt man an den großen Tisch, man speist Kraut und Erdäpfel aus monumentaler Schüssel, die unbewaffnete Linke wird der Kartoffel gerecht, die Rechte führt den Löffel zum Kraut. Mit gekochter Milch wird geschlossen. Mitunter glänzt im Wechsel des Küchenzettels zum ersten Gang ein kräftiger Gerstensterz — auch übergossene Erdäpfel. Sonntags, aber auch an diesem Tage nicht immer, steht Fleisch, meist Schweinefleisch, auf dem Menu. Mit Kraut und



Mädchen und Frauen aus der Teschener Gegend.

Erdäpfel wird begonnen, worauf Suppe folgt, dann reicht die Wirthin mit der Hand die Fleischrationen herum, welche man gerne als Nachtisch draußen im stillen Winkel mit Andacht genießt. Um drei Uhr kommt das Mittagsessen: Reste des Frühstücks, selten warm, Milch und Kartoffeln, auch kalte Saubohnen mit Pflaumen. Das Nachtmahl (Milch und Erdäpfel) zwischen neun und zehn Uhr Abends wird warm genommen.

Der Goral ist Meister in mannigfachem Handwerk. Die einfache Beschuhung fertigt er sich spielend an, indem er ein Stück Schweinsleder zuschneidet und dann um den Fuß wickelt. Aus einem anderen Stück schneidet er Riemen, womit er das Leder an den Fuß befestigt, und der Schuster mag sich nach dem entgangenen Gewinn umsehen. Die goralische Beschuhung heißt krpce.

Die breite weiße Gattie aus Hausleinen befestigt der Goral mit einem Ledergurt, aus der Wolle seiner langvliesigen Bergschafe fertigt er die „gunia", einen dunkelbraunen, weiten Lodenrock, der ihm bis an die Knee reicht. Die schwarze Schafwolle wird zu Hause auf altväterlicher Handkratze gekrämpelt, dann versponnen und ein benachbarter Weber erzeugt das Gewebe für geringe Entlohnung, wobei nach der „Klafter" vermessen wird. Die Gunia ist auch das einzige Kleidungsstück, bei dem sich der Goral, was die Stickerei anbelangt, einigen Luxus gestattet. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger schwerer Filzhut, strzechacz genannt.

Die Goralin trägt einen anliegenden dunklen Faltenrock, klafterlange rothe Strümpfe, die man in dichte Falten zusammendrängt; der kleine Fuß ist in die bereits beschriebenen krpce eingeschnürt. Den Kopf bedeckt sie mit einem weißen Tüchel und darüber wirft sie ein langes weißes, bis an die Kniee reichendes Leintuch, welches fast die ganze Gestalt verhüllt. Wahrhaft reizend sind insbesondere die schönen Mädchen aus der Gegend von Istebna und Weichsel, deren schmucke Tracht sich vortheilhaft von der Tracht der übrigen Goralinen unterscheidet: kurze, in zahllose Falten gelegte Röckchen, kleine schmale Schürzen, rothe Strümpfe, ein eng anliegendes Hemdchen (ciasnocha) ohne Ärmel, welches blos an Achselschnüren getragen wird und über dem ein schneeweißes kurzes Oberhemdchen liegt. Nur kurz sei hier noch die alte Tracht der Bürger von Friedeck erwähnt, die durch bunte Farben auffällt. Diese im Absterben begriffene Tracht wird gegenwärtig nur von älteren Personen getragen als Erinnerung an „die ehemals besseren Zeiten". Die schwarze „żupica" (ein langer, eng anschließender Rock) ist verschnürt und mit zwei Reihen silberner Knöpfe besetzt. Die dunkelbraune ungarische Hose, die in Czismen steckt, der breite Gurt (bruclik) und die rothe Weste mit ihrer dichten Knopfreihe und gelb ausgenähten Knopflöchern lassen auf die Verwandtschaft mit den in Ungarn herrschenden Trachten schließen.

Auch die Tracht der Bürger von Jablunkau erinnert stark an die ungarische Volkstracht. Ein kurzer, dunkler, gesäumter Rock ohne Schöße, an dem silberne Knöpfe glänzen, mit einer daran gehängten schimmernden Kette, schmale blaue Hosen, ungarische Czismen und eine Pelzmütze: diesen Sonntagsstaat legen die Jablunkauer, im Teschnischen auch Jazken genannt, nur bei feierlichen Anlässen an, zur Osterzeit bewachen sie in dieser Tracht das heilige Grab, die Hand mit einem Spieß bewehrt. Die Weiber der Jazken



Slavische Tracht aus der Umgebung von Teschen.

kleiden sich wie die Walachinen, jedoch mit der Abweichung, daß die Farbe des Bandes, welches den Saum des dunklen Rockes bildet, himmelblau ist und daß statt der Spitzenhauben auf ihren Köpfen Kronen prangen (karkula), welche mit schönen Stickereien versehen sind. Die Mädchen tragen Perlen um den Hals, die, obwohl nur von Glas, reizend zu



Alter Gorale (Hirte aus Istebna).

dem lebhaft gefärbten Gesichtchen der jungen Jazkin stehen und ihrer Erscheinung eine gewisse Vornehmheit verleihen.

Die Jablunkauer durchziehen mit ihrer Leinwand alle Länder Europa's und erlernen verschiedene Sprachen. Im Teschnischen singt man von ihnen daher folgendes Liedchen:

Jazken gibts in Jablunkau,
Kennen jede Sprach' genau,
Wanderten mit Türken, Russen,
Endlich auch mit den Borussen.

Da sie wegen des von ihnen betriebenen Leinwandhandels einige Monate jährlich in der Fremde zubringen, entdeckte der Volkswitz, daß der jüngste Tag erst dann eintreten wird, wenn alle Jablunkauer zu Hause sind. Und da dieselben nach ihren Reisen immer freudig, sehr oft mit vollem Beutel in ihr liebes Jablunkau zurückkehren, behauptet der Volkswitz, wie von der mährischen Stadt Braunsberg, Jablunkau sei das Centrum der Welt.

Jedenfalls ist aber Jablunkau die Hauptstadt der schlesischen Goralen, wo sie ihr Vieh und die Erzeugnisse ihrer häuslichen Industrie auf den Markt bringen. Noch vor einigen Jahren, nämlich vor dem letzten großen Brande, der in dieser Stadt eine große Verheerung anrichtete, verliehen dem Ringplatze einige typische alte, in Häuserreihen stehende Holzhütten mit Lauben ein originelles Gepräge. Obwohl nach Goralenart erbaut, präsentirten sich dieselben mit den verschiedenen Verzierungen, die der Städter dazugethan, doch als anständige Bürgerhäuser.


Junger Gorale.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch der Wohnhäuser der Goralen (chalupa) gedenken. Der Goral baut sich seine Chalupe auf eigene Faust, ohne Baumeister und Maurer. Vorerst werden im Viereck vier große Steine und auf die Steine je ein Kreuzer gelegt (damit im zukünftigen Hause kein Geldmangel herrsche, welches Mittel leider keine Wirkung zu haben scheint), dann werden halbbehauene Baumstämme übereinandergefügt, ein hohes Dach darüber angebracht (damit der Schnee darauf nicht liegen bleibe) und das Wohnhaus ist fertig. Dabei vergißt der Goral absichtlich auf den Kamin, da „der Rauch die Krankheiten aus den Augen ziehe“. Das Zimmer

wird deshalb auch kurzlava (Rauchkammer) genannt, denn darin wirbelt von offener aufgemauerter Feuerstätte nach allen Richtungen der Rauch, um sich träge durch die Fugen und Löcher des hölzernen Gebäudes und des Strohdachs durchzuwinden. Vor einzelnen Wohnhäusern der wohlhabenden Goralen findet man für die Sommerzeit errichtete Lauben (podcienek), deren Schindeldächer von dem Hausdach tief herabfallen, gerade so wie bei den meisten gemauerten Wohnhäusern der Walachen, welche letztere jedoch gewöhnlich mit zwei Zimmern, einer Küche und, was betont werden muß, immer mit einem Kamin versehen sind.

Unter den Goralen gibt es auch Spekulanten, welche übertragbare Chalupen erbauen und dieselben, wenn sich ein Käufer findet, auch in fremde Gemeinden verkaufen. Doch dies ist eine Nebenbeschäftigung, die nur ausnahmsweise platzgreift. Die Hauptbeschäftigung der Goralenfamilie ist die Bewirthschaftung des wenig erträglichen Bodens und die Bergweide (Salasch).

Die Salaschwirthschaft der schlesischen Goralen und die romanischen Benennungen der hierbei verwendeten Personen und Sachen unterlassen wir näher zu erörtern, da hier dieselben Einrichtungen und Verhältnisse bestehen, wie bei dem mährischen Gebirgsstamme der Walachen und bei den oberungarischen Slovaken und galizischen Goralen. Auch die in Rumänien übliche slavische Benennung Wojewoda (Heerführer) ist in Schlesien nicht fremd. Solche Wojewoden, welche zu Gericht saßen über die Hirten, denen durch Unvorsichtigkeit Schafe verloren gingen, und welche auch über andere Rechtsstreitigkeiten unter den Eigenthümern des den Gebirgen anvertrauten Viehes zu entscheiden hatten, bestanden in Lomna, Mosty, Bystřitz bei Jablunkau, in Cameral-Ellgoth und im Gebiete des Friedeck'schen Gebirges.

Ähnlich wie die Behausungen der Goralen im Gebirge, liegen die walachischen Wohnhäuser des Teschener Hügellandes zerstreut und von einander entfernt. Die Gemeinde Haslach zum Beispiel, welche blos 154 Häuser mit 1200 Einwohnern zählt, ist mit ihren Wohnhäusern nach allen Richtungen derart ausgebreitet, daß ein Bettler, der von Haus zu Haus die ganze Gemeinde durchwandern wollte, in einem Tag nicht fertig wäre. Die Wohnhäuser der Lachen dagegen liegen gewöhnlich entweder nebeneinander oder doch mehr oder weniger zusammenhängend.

Allen drei Stämmen, sowohl den Lachen, als auch den Walachen und Goralen sind viele Familienverhältnisse, Volksansichten, Sitten, Bräuche, Sagen, Lieder und Tänze gemeinschaftlich, wenn auch hier und da kleine Unterschiede vorkommen. In vielfacher Beziehung lehnt sich der slavische Schlesier hierin an seine Connationalen in Mähren oder Galizien oder an beide an, deren Bindeglied er auch geographisch darstellt.

In ihrer Häuslichkeit sind die slavischen Schlesierinen gute und sparsame Wirthinnen, sie halten auf Ordnung und Reinlichkeit, und insbesondere die wohlhabenden



Alter Jazek.

Bauern in der Troppauer und Königsberger Gegend, sowie die der nächsten Umgebung von Teschen trachten das Innere ihrer Behausungen nach kleinstädtischem Muster einzurichten.

Zur Taufe im Teschnischen trägt gewöhnlich den Täufling die Hebamme, die Pathin (potka) trägt dagegen einen großen Striezel (sztrucla), den sie von den Eltern des Neugeborenen zum Geschenk erhielt als Gegengabe für das von ihr dem Kinde gegebene Angebinde (wiązone, vázané). Beide Weiber haben bei diesem feierlichen

Anlaß den Kopf mit einem langen weißen Tuche bedeckt und den Oberkörper in ein anderes weißes Umschlagtuch (obrus) nach Art eines Shawls verhüllt. Nach der Taufe folgt der Taufschmaus.

Die Hochzeit wird mit vielem Prunke gefeiert. Die vielen Förmlichkeiten, die vor der Abfahrt des Brautpaars in die Kirche sich abspielen, der Hochzeitsschmaus und die Ceremonien, unter welchen der weinenden Braut die jungfräuliche Zierde unter Klängen melancholischer Lieder vom Haupt abgenommen und das Häubchen zum erstenmale aufgesetzt wird (czepenie, čepení), alles dies wird hier nicht ausführlich geschildert, da dieselben Feierlichkeiten bis auf geringe Abweichungen und Variationen auch bei den mährischen Walachen und den galizischen Polen üblich sind. Nur kurz sei erwähnt, daß im Teschnischen der Bräutigam am Hochzeitstage einen grünweißen, der Brautführer einen rothgoldenen Strauß aus künstlichen Blumen mit Flitterwerk und Bandschleifen auf den Hut zu stecken pflegen, während die Braut einen grünen Kranz mit weißen künstlichen Blumen, die Brautjungfer ebenfalls einen solchen Kranz, jedoch mit rothen Blumen in die Haare schlingt.

Das Begräbniß einer ledigen Jazkin in Jablunkau ist auch für einen Fremden rührend. Traurig und langsam bewegt sich der Leichenzug zum Friedhof. Neben dem Sarge, den Jünglinge tragen, schreiten auf beiden Seiten die besten Freundinnen der Entschlafenen mit brennenden Kerzen in der Hand. Ihr üppiges Haar deckt kein Trauertüchel und die an den Zöpfen flatternden Bänder wurden nicht mit schwarzen vertauscht. Ernst, mit gesenktem Kopfe, schreiten die Mädchen neben dem Sarge einher, und die Trauer um die verlorene Genossin liegt auf ihrem Antlitz tief ausgeprägt. In derselben Stadt herrscht der Brauch, demzufolge am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste Musikanten von dem Stadtthurme aus lustige Weisen spielen, während in Friedeck noch vor 60 Jahren die Sitte bestand, vom Kuppelthurme des Schlosses unter Zulauf einer großen Volksmenge einen Ziegenbock herabzuwerfen, dessen Fleisch den Stadtarmen zufiel.

Allgemein verbreitet sind aber folgende Sitten und Bräuche:

Am Andreasabend findet das „Glückheben" statt, indem insbesondere die Mädchen auf allerlei Weise das Schicksal der Zukunft befragen. Am Vorabend des heiligen Nikolaus zieht dieser Heilige in Gesellschaft des Teufels von Haus zu Haus, beschenkt die braven und schreckt die schlimmen Kinder. In manchen Ortschaften besorgen dies am Vorabend der heiligen Barbara zwei Weiber (barborky), denen in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Teufel folgt. Am Christabend wird den Kindern, damit sie den ganzen Tag fasten, das Erscheinen eines goldenen Kalbes oder Schweines an der Wand oder durch den Kamin in Aussicht gestellt und vom Abendmahl ein Theil für die Kühe aufbehalten, da sie sonst keine Milch geben möchten; an diesen Abend sind übrigens viele abergläubische Anschauungen geknüpft.



Nach der Taufe.

Zu Weihnachten werden Striezel gebacken und am Tage des heiligen Stefan ziehen arme Kinder von Haus zu Haus mit Gesängen, welche die Geburt Christi oft in dramatischer Weise feiern (koleda). Die drei heiligen Könige, welche mit Papierkronen auf den Köpfen und mit Hemden über den Rücken herumziehen, verfügen ebenfalls über eine Anzahl von Koledas. An diesem Tage muß das Wirthschaftsgebäude mit geweihtem Dreikönigswasser bespritzt und die Thüre mit drei neuen Kreidekreuzzeichen bezeichnet werden.

Die letzten Faschingstage werden verschiedenartig gefeiert, in manchen Ortschaften wird „der Bär" herumgeführt oder ziehen die Burschen mit Musikbegleitung vor die Wohnungen der Mädchen. Durch die ganze Winterzeit bis zu den Ostern versammelten sich ehemals die Mädchen zum Garnspinnen (přídky), wobei traurige und heitere Liedlein in das schnurrende Treiben des Rädchens hineingesungen, allerlei Märchen und Geschichten erzählt oder auch Räthsel gerathen wurden. Am Sonntag Lätare wird eine Strohfigur als Tod (mařena) von den Mädchen durch das Dorf getragen, dann hinter dem Dorfe zerrissen und ins Wasser geworfen, wobei viele originelle, nach Ortschaften verschiedene Lieder gesungen werden. Ins Dorf wird dann ein mit Maschen geschmückter Maibaum zurückgetragen. In anderen Ortschaften wird die Mařena durch die krávna ersetzt, jedoch mit dem Unterschied, daß das Maibäumchen mit buntfarbigem Papier geschmückt in einzelne Häuser unter Gesang getragen wird. Am Charfreitag, an dem Tage, an welchem sich angeblich vergrabene Schätze öffnen, legt der Grundwirth die aus Ruthen geflochtenen Kreuzchen (bahniře) auf seine Felder, die Wirthin zum Schutz gegen Ungewitter und Hexen zwischen die Fenster. Zu Ostern werden Osterlaibel (svěceniky, mazance) gebacken, dann Kornbrot mit eingebackenem Schweinsbraten (pleca), und am Ostermontag haben es die Knaben und Burschen auf das Weibsvolk abgesehen, denn es wird von Haus zu Haus — oder doch nur auf die verehrten Mädchen mit Weidenruthen losgeschlagen, wofür sie von diesen mit Eßwaaren beschenkt werden. An manchen Orten findet sich statt dessen der Brauch, daß die Burschen auf ihre Mädchen im unbewachten Augenblick aus einem Kännchen einen plötzlichen Regen loslassen, wofür Osterdienstag das weibliche Geschlecht das Recht hat, gerechte Rache zu üben und das Gleiche mit Gleichem zu vergelten. In manchen Ortschaften herrscht auch die Sitte, die Knechte bei ihrem ersten Ausfahren in die Feldarbeit mit Wasser zu begießen, damit sie bei der Arbeit nicht einschlafen. In der Nacht zum ersten Mai, mit welchem Tage ebenfalls viele abergläubische Ansichten verbunden sind, stellen die Burschen vor die Wohnungen der geliebten Mädchen heimlich Maibäume auf und am Abend vor Johanni werden zur Abendzeit die Johannesfeuer angezündet und Fenster und Thüren mit Kornblumen und Raden bekränzt.

Dorfgasse von Komorau bei Troppau.

Obwohl der Kalender der Sitten und Gebräuche damit noch lange nicht erschöpft ist und insbesondere, was den Aberglauben anbelangt, noch viel zu erwähnen wäre, wenden wir uns nun zu dem Volkshumor.

Brunnen hatt' er gleich beim Tische,
Schöpfte Wasser mit den Netzen,
Mit Heugabeln fing er Fische,
Schoß mit Mohn auf die Spatzen!

So wird ein Unbeholfener geschildert. Von einem Schielenden sagt man: „Er zieht Olmütz gegen Troppau", von einem beschränkten Söhnchen: „Dumm wie ein Leisten", von einem Fröhlichen: „Er steckt in gutem Hemd", von einem Menschen, der nicht genügenden Umfang besitzt: „Dürr wie die Katze." Der Volkswitz hat für jedes menschliche Gebrechen einen trefflichen Vergleich: „Er ist gelb wie Wachs, roth wie ein Krebs, blau wie eine Kornblume, er hält fest wie der lutherische Glaube." Will der slavische Schlesier ausdrücken, daß irgend jemand eine gute Wahl getroffen habe, so sagt er: „Er hatte ein schönes Auge." Von der Länge der Zeit heißt es: „Ich sah dich nicht, seit die Wölfe heulten." Ist die Sache billig, so ist sie „um ein Kopfstück zu haben".

Ein origineller Humor herrscht in den Liedern über Thierhochzeiten; interessant sind auch die Nachahmungen der Glockenklänge in einzelnen Ortschaften (z. B. die Mühle ruft: ber, ber, ber, deutsch: nimm, nimm, nimm), der Stimmen der Vögel, Frösche, die Kinderspiele und ähnliche.

Auch viele Volkstänze haben sich bei den schlesischen Slaven erhalten, von welchen wir hier nur einzelne erwähnen wollen: der Kreuztanz (krzyżak, auch kaczak) wird von vier Paaren getanzt, welche sich voreinander verneigen. Beim „Bettler" erscheint ein Bursche als Bettler in der Tanzstube auf einen Stab gestützt und bettelt um Almosen, wobei die Musik eine ernste Weise spielt. Dann reihen sich die Tänzer um den Bettler und heben unter heiteren Klängen einen Tanz im springenden Schritt an. Beim Aufhören der Musik übergibt der „Bettler" einem der Tänzer den Stab, worauf sich der Tanz mit dem neuen „Bettler" wiederholt. Derjenige, der zuletzt „betteln" muß, wird endlich von der ganzen Gesellschaft weidlich ausgelacht und bildet für den Abend die Zielscheibe des Spottes. Beim „Komödianten" klatschen die Tänzer bei gewissen Tacten plötzlich in die Hände, beim „Kalbstanz" (cielęcie) wirbeln sie durcheinander, bis sie wieder in den Kreis kommen. Der „Metzgertanz" (masarzska) ist eine Galoppade. Beim „kowal" (Schmied) kniet der Tänzer mit einem Beine vor der Tänzerin nieder, auf das Knie legt er die geballte linke Faust, mit der rechten schmiedet er aber darauf los, als schwänge er einen Hammer. Die Tänzerin fächelt mit ihrer Schürze wie mit einem Blasebalg und schaut ihm dabei ins Gesicht. Auf ein schnelleres Tempo der Musik springen



Häuser in Jablunkau.

die „Schmiedeburschen" auf, drücken die Mädchen fest an sich und wirbeln wild im Tanzsaal dahin, bis beim langsameren Tempo das „Schmieden" vom neuen beginnt.

Beim Kozak legen Tänzer und Tänzerinnen die Hände hinter den Rücken, Linke und Rechte schließen sich ineinander und dann hüpft so vereint ein Paar hinter dem andern einher, wobei gesungen wird:

Den Kosak möcht' ich tanzen,
gerne für mein Leben;
welchen ich mir wählen werde,
den müßt ihr mir geben.

Gaben ihr den ersten Burschen.
„Einen solchen mag ich nicht,
denn der Saus ist hoch hinaus doch —
und 'nen solchen mag ich nicht."

Gaben ihr den zweiten Burschen.
„Einen solchen mag ich nicht,
denn der Range ist zu lange,
und 'nen solchen mag ich nicht."

Den dritten mag sie ebenfalls nicht, denn „der Schinder schlägt die Kinder", der vierte ist zu todt, dem fünften fehlt die Ferse, der sechste ist zu dick, der siebente zu dürr. Endlich gefällt ihr erst der achte, denn dieser ist „geschlachte".

Bei der Chytavá Kača (Fangkathi) werden verschiedenartige Lieder gesungen, z. B.:

Gib mir, Herr, was du willst,
ich kann's ja nicht hindern;
nur nicht ein altes Weib,
altes Weib mit Kindern.

oder:

Brauchst, Söhnlein, deinen Kopf
nicht so hoch zu heben;
denn ich bin viel zu arm,
dir die Hand zu geben.

Sieh', der Kranz im Haare,
der ist meine Habe,
und das dürft'ge Röckchen,
das an mir ich habe.

Im Troppauer slavischen Territorium wird hauptsächlich der „Gärtner" (zahradník) getanzt, wobei viele witzige Lieder gesungen werden.

Reicher noch als an Volksliedern ist der Slave Schlesiens an Volkssagen, von denen wir einige wiedergeben wollen:

Zu jener Zeit, als die gebirgige Teschener Gegend mit dichten Waldungen bedeckt und noch unbevölkert war, trennten sich dort drei Brüder aus dem Fürstengeschlecht der Piasten anläßlich einer Jagd von einander und verirrten sich in dunklen Wäldern. Nach



Glockenthurm in Kostelec (Kirchdorf).

langem gegenseitigem Suchen trafen sie sich endlich zu Tode erschöpft alle drei bei einem frisch sprudelnden Born, der ihnen den ersehnten Labetrunk bot. In dankbarer Erinnerung an das glückliche und freudige Zusammentreffen gründeten sie in der Nähe der Quelle ein Lustschloß und benannten es nach dem polnischen Worte cieszyć (freuen) Cieszyn (Freudenort), woraus sich auch die deutsche Benennung der bald darauf bei dem Lustschloß entstandenen Stadt Teschen entwickelte.

Ein in der Orlauer katholischen Kirche an der Mauer gegenüber dem Altar befindliches uraltes Gemälde, auf welchem ein Adler über einem Fürstenpaar schwebend eine Hostie im Schnabel hält, veranschaulicht eine alte Volkssage: Einst jagte der schlesische Herzog Miecislaus mit seiner Gemalin und einem großen Gefolge in den dichten Wäldern, die sich dort, wo heute das Dorf Orlau steht, befanden, und lagerte sich endlich auf einem Felsen. Dort erblickte er mit seinem Gefolge einen Adler von ungewöhnlicher Größe, der, im Kreise schwebend, im Schnabel eine Hostie trug, die er dann vor der Herzogin niederlegte und verschwand. Vor Schreck genas die Herzogin hier eines Söhnleins. Zum Andenken an diese wunderbare Begebenheit ließ der Herzog an derselben Stelle eine Kapelle erbauen, welche nach dem Adler (orel) Orlova (Adlerkapelle) genannt wurde. Dieser Name ging später auf das unterhalb dem Felsen entstandene Dorf über.

Den Gegenstand vieler Volkssagen bildet die schwarze Fürstin (Katharina Sidonia, Mutter des Fürsten Adam Wenzel). Kurz vor ihrem Tode soll diese milde und menschenfreundliche Frau eine merkwürdige Verfügung getroffen haben, der zufolge ihre Leiche auf einem einfachen Wagen von vier schwarzen Stieren aus dem Teschener Schlosse geführt wurde. An der Stelle, wo der Leichenwagen stehen blieb, wurde die Fürstin, von der ein heimatlicher Dichter sagt: „Schwarz war ihr Anzug ganz und gar, schwarz war ihr Auge, schwarz ihr Haar —" zur Ruhe bestattet. Bald darauf wurde ihrem letztwilligen Wunsche gemäß über ihrem Grabe ein Kirchlein erbaut und die Ortschaft, welche später in der Nähe entstand, erhielt den Namen Kostelec, d. h. Kirchdorf. In diesem alterthümlichen Kirchlein, dessen hölzerner Glockenthurm für schlesische Volksbauten charakteristisch ist, zeigte sich die gute Fürstin sehr oft am Altar im geistlichen Ornate und auch im Teschener Schlosse sahen sie die Leute nicht selten um Mitternacht mit einem Schlüsselbunde umgehen. Diese Fürstin verweilte zu Lebzeiten mit Vorliebe auf ihrem kleinen Jagdschlosse zu Marklowitz, aber auch auf dem nach der Volkssage prächtigen Schlosse, welches den kahlen Scheitel des Berges Godula bei Cameral-Ellgoth krönte. Aus dem Innern des letzteren Schlosses führten angeblich sehr lange unterirdische Gänge bis in das Herz des Berges, worin große Schätze, eitel Gold und Silber und funkelndes Edelgestein aufgespeichert liegen sollen.

Auf dem soeben erwähnten Berge Godula haust der Schlangenkönig, der nach der Volkssage niemand was zu leide thut, wenn man ihn in Ruhe läßt, aber wehe dem, der ihm nahetritt! Der Schlangenkönig trägt auf dem Haupte eine Krone von purem Golde (złotogłowiec, Goldköpfchen) und zu gewissen Zeiten kriecht er von dem Berge herab zu dem klaren Forellenbache, um in dessen Flut zu baden. Am Ufer legt er seine Krone ab. Da schlich sich einmal ein Schafhirt, der dies sah, zu der Krone heran, und nachdem er sie aufgehoben, eilte er mit ihr davon. Der Schlangenkönig badete weiter,

als wenn nichts vorgefallen wäre, dann kroch er langsam aus dem Bächlein heraus, pfiff aber mit solcher Macht, daß davon alle Berge und Wälder wiederhallten. Und schon verfolgten Tausende von Schlangen und Eidechsen — der Schlangenkönig an der Spitze — den böswilligen Schäfer. Wie ein mächtiges Heer jagte das schleichende Gethier hinter ihm her, die Erde erzitterte unter ihnen in gewaltigen Schwingungen und die Luft trug



Chalupe bei Troppau.

zu dem Fliehenden das fürchterliche Gezisch des verfolgenden Feindes. Zu Tode erschöpft wirft endlich der Dieb die Goldkrone weg und spannt seine letzten Kräfte an, um zu entkommen. Das half. Der Feind stand von der Verfolgung ab und der Schlangenkönig kehrte, die Krone auf dem Haupte, in die Berge zurück, sein Heer aber stob nach allen Richtungen auseinander.

Auch mit den anderen Beskydenbergen sind viele Volkssagen verknüpft. Auf die Tanecznica (Tanzberg, bei Cameral-Ellgoth), woselbst in heidnischer Vorzeit Volkstänze

aufgeführt wurden, brachte man die Leichen von Selbstmördern, vor denen das Volk einen solchen Abscheu hegte, daß die Schlitten und Wagen, auf welchen solche Leichname zu Berg geschafft wurden, für immer oben zurückgelassen werden mußten. Auch der Berg Prašiva, was so viel wie Krätzberg bedeutet, soll seinen Namen aus heidnischer Zeit tragen. Damals sollen nämlich die mit Krätze Behafteten in die Waldungen dieses Berges hinausgetrieben worden sein, um den Wölfen und wilden Thieren zur Beute zu fallen.

Die meisten Volkssagen beziehen sich jedoch auf den Bergriesen der schlesischen Beskyden, auf die Lysa hora, welche schweres Unheil in ihrem Innern birgt. Nach dem Volksmunde ist sie nämlich mit Wasser gefüllt, welches hervorstürzen und unter seinen Wellen die ganze Gegend mit ihren Bewohnern begraben wird, wenn das Maß der Sünden voll sein wird. Dieser Katastrophe wollte vielleicht im vorigen Jahrhundert Graf Pražma, der damalige Grundherr von Friedeck, vorbeugen, indem er auf der Lysa hora eine Kapelle errichtete und das zum Bau derselben nothwendige Materiale angeblich durch gefallene Mädchen (závitky) aus den herrschaftlichen Maierhöfen hinaufschaffen ließ.

Von der Lysa hora singt ein altes Lied:

> Lysa hora, Lysa hora, schönster aller Berge,
> Gegen dich sind alle Höhen ja nur kleine Zwerge,
> Siehst, was die Friedecker treiben, wer dort lacht und wischt,
> Holz zerkleinert, Wasser schöpfet, in der Scheuer drischt.

Auf diesem sagenhaften Berge verweilte gerne Ondrasch (Sohn des Erbrichters Schebesta aus Janovitz bei Friedeck) mit seinen Gesellen, die sich um ihn schaarten, um die Rache des unterdrückten robotpflichtigen Volkes den Grundherrschaften fühlen zu lassen. Ondrasch, eine Art schlesischer Rinaldo, ist eine Lieblingsfigur des schlesischen Landvolkes, durch Sage, Lied, ja sogar durch einen Roman verewigt. Nach der Bewältigung des Bauernaufstandes flüchtete sich Ondrasch mit seinen Treuesten auf die Lysa hora, in deren dichten Waldungen er sich sicher fühlte. Von da aus überfiel er die benachbarten und auch weit entlegenen Schlösser, vertheilte das den Reichen Weggenommene unter die Armen und verübte allerlei übermüthige Streiche. Von einer Hexe mit der Wunderhacke versehen, blieb Ondrasch, trotzdem gegen ihn ein Regiment aufgeboten wurde, unbesiegbar, bis er mit derselben Wunderhacke von seinem Freunde Jurasch in der Schänke zu Swiadnow am 1. April 1715 aus Eifersucht niedergeschlagen wurde.

Auch auf der Girowa bei Jablunkau pflegten die schlesischen Räuber zu verweilen. Die Volkssage erzählt, daß ein Jude zu Landskron in Polen seinen Ofen, der aus lauter Ducaten bestand, mit Wachs überklebte, damit man von den Ducaten nichts erfahre. Damals kamen die Räuber auch nach Landskron über den Juden, und ärgerlich darüber,

daß sie nichts Werthvolles vorfanden, hieb einer von ihnen mit seinem Schwerte auf den Ofen ein, der zusammenstürzte. Nun nahmen die Räuber die herausgefallenen Ducaten in Säcken sammt dem Juden nach Schlesien mit und gruben auf der Girowa ein tiefes Loch, in welches sie das Gold sammt dem kopflosen Körper des Beraubten warfen. Die Stelle, wo sie das Loch verschüttet hatten, bedeckten sie sodann mit einem großen Steine, auf den der Kopf des Juden gesetzt wurde, damit er seinen Schatz hüte. Leider



Chalupe im Bialka Thal (Weiße Weichsel).

können die Goralen, obwohl seit Jahrzehnten eifrig gesucht wird, den Kopf nicht finden und die Unmasse von Gold liegt weiter unbenützt im Erdenschoße.

Ein Loch auf der Girowa soll so tief sein, daß es bis in den nicht besonders nahen Berg Godula führt. In dieses Loch ließen einmal die Goralen einen Hund mit einem Briefe am Halse hinein. Der Hund kroch endlich am dritten Tage aus der Godula hervor, den am Halse befestigt gewesenen Brief scheinen ihm aber die Berggeister entwendet zu haben. Diese Geister sind nämlich nach der Volksmeinung sehr schlimm. So baute einer von den Geistern einmal bei der Girowa eine Mahlmühle, in welcher er die Menschen mahlen wollte. Auf einmal krähte aber ein Hahn und die Mühle versank.

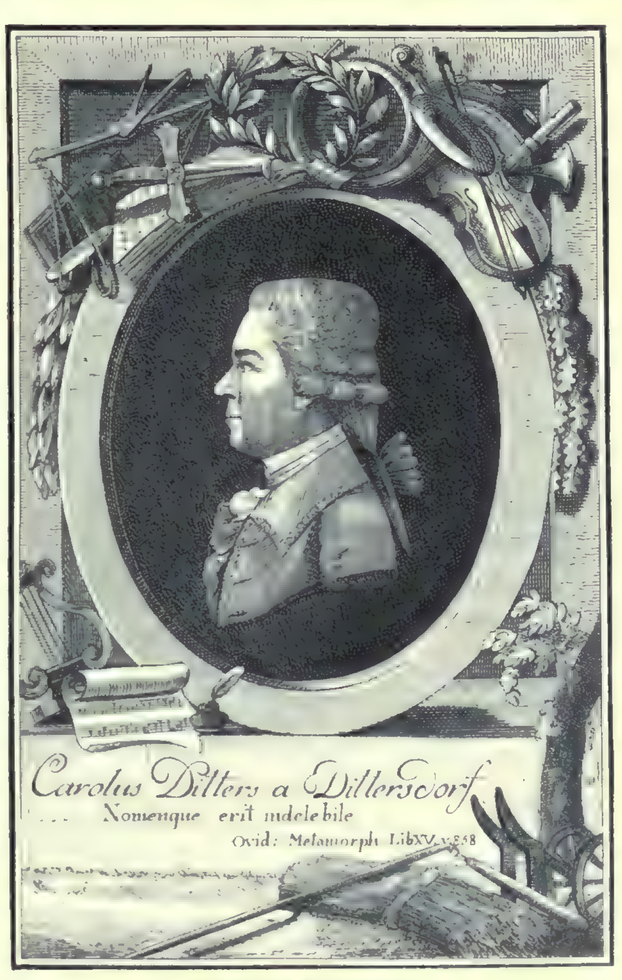
Ein schlimmer Geist hauste auch in Lipina bei Friedeck. Dort „unter drei Linden" soll sich ein Schatz befinden, dessen sich drei arme Dorfbewohner um jeden Preis bemächtigen wollten. Sie gruben mit Manneskraft. Um Mitternacht stießen ihre Hacken auf einen harten Gegenstand, so daß die Funken stoben. Die Männer erbleichten, der Schreck schüttelte ihre Glieder und da steht vor ihnen ein Mann in hochrothem Gewande. Sein Bart war weiß wie frisch gefallener Schnee, in der Hand hielt er einen Strick und mit rauher Stimme frägt er: „Wen von euch soll ich zuerst hängen?" Da besannen sich die armen Leute nicht lange auf die Antwort und jagten, so schnell sie konnten, davon.

In vielen Ortschaften Schlesiens wird noch an das sogenannte Alpdrücken (mora) geglaubt. Ein armer Schuster wußte sich keinen Rath, um sich von dem ihn drückenden Alp zu befreien. Die Leute riethen ihm, den Alp, wenn er ihn wieder anfiele, zu packen und festzuhalten. Und als der Alp wieder kam, packte ihn der Schuster; es war aber eine Katze, die der Schuster mit einem Nagel an die Wand anschlug und sodann die ganze Nacht ruhig schlief, ohne vom Alp gedrückt zu werden. Als der Schuster morgens die Augen aufschlug, sah er an der Wand ein altes böses Weib aus dem Dorfe hängen.

Die Musik.

In der allgemeinen Entwicklung der Musik spielt das kleine Schlesien selbstverständlich eine nur bescheidene Rolle. Beglaubigte Nachrichten über Musik in Schlesien beginnen erst mit dem XVI. Jahrhundert. Damals fand auch in Schlesien der bürgerliche kunstgerechte Meistergesang Eingang, damals — unter dem Einflusse der Reformation — gelangte hier auch das Kirchenlied zu reicherer Entfaltung, während für das musikalische Bedürfniß der Bauern bei „Kirmeß", Tanz und Sang die Banden fahrender Musikanten sorgten. Auch hier legten damals die Stadtverwaltungen, insbesondere in den königlichen Städten einen besonderen Werth auf gute Musik. Es kam das Institut der Stadtkunstpfeifer oder Thurnermeister in Aufnahme. Nach der Versicherung Liechtsteins vom Jahre 1685 wurde im XVII. Jahrhunderte „sowohl die Vocal- als die Instrumentalmusik in Schlesien mehr als gemein betrieben und darinnen die Jugend frühzeitig unterrichtet". „In den herrlichen Gymnasiis, da öffters in denen Ober-Auditoriis über 100 Alumni und unter denen vortreffliche Ingenia studiren, befanden sich vielmahls kaum 20 in der Music Unerfahrene." „In den Städten gehen viel betagte Bürger mit zu Chor und machen ihnen die in ihrer Jugend erlernte Music erst recht zu nutze." „Vor diesen gab es auch in Schlesien sogenannte Meistersänger, welche öffentlich in den Städten auff den Rathshäusern zusammen kammen und mit Gesängen certirten. Eben das sind die Ursachen, dass man in Schlesien insgemein mehr als anderswo in den

Kirchen gute Music höret. Auch selbst bei den Hochzeiten pfleget man die Gäste mit einer lieblichen geistlichen Music zu erfreuen und bey den Leich-Ceremonien der Betrübten Trauergeist zu erquicken." Stadtthurnermeister oder richtiger Thürmermeister mit eigenen Instructionen gab es in Troppau, Jägerndorf, Freudenthal und Teschen. Sie hatten insbesondere das feierliche „Blasen" ihrer Musiker auf den Rathhausthürmen bei festlichen Anlässen zu besorgen. Der Thurnermeister hatte mehrere Gesellen und Lehrjungen zu halten und besaß das Privilegium, die Musik bei Hochzeiten, Gastmälern und ähnlichen Gelegenheiten beizustellen.



Karl Ditters von Dittersdorf.

Als im XVIII. Jahrhundert die italienische Oper immer mehr Boden faßte und an Ausbreitung gewann, begann auch unser Kronland an dieser Entwicklung theilzunehmen. Wie so viele reiche Fürsten und andere Adelige sich Hauskapellen und Haustheater hielten, so errichtete auch der bekannte Sonderling und Theaterenthusiast Josef Graf Hoditz im Jahre 1764 in seinem feenhaften Wohnsitze Markt Roßwald, Jägerndorfer Bezirk, nebst anderen Zaubergeschichten ein Schauspiel- und ein Operntheater, in denen mit unerhörter Pracht Concerte, Singspiele und Opern gegeben wurden. Doch verwendete er hierbei ausschließlich geeignete Personen seines eigenen Dienst- und Unterthanenpersonales. Dabei waren ihm der später als Wiener Hofschauspieler verstorbene Johann Heinrich Müller und der als Componist und Virtuose bekannte Heinrich Klein, sowie Karl Hanke als Musikdirector behilflich. Als Friedrich der Große, ein Gönner und persönlicher Freund des Grafen, ihn zum zweitenmale auf seinem Schloße Roßwald besuchte, gefiel ihm eine Melodie der dortigen Hauskapelle dermaßen,

daß er sie in Berlin in einen Marsch umcomponiren ließ, der noch lange nach dem Tode beider Männer sich in der preußischen Armee unter dem Namen „Hoditzmarsch" erhalten hat. Nach Roßwald wallfahrte damals alle Welt; einen zweiten Versammlungspunkt aller hervorragenden und neugierigen Persönlichkeiten, die sich für Musik interessirten, wie dieses Dorf hat Schlesien weder vorher noch nachher besessen. Heute sind kaum mehr erkennbare Spuren der vergangenen Herrlichkeit vorhanden. Ein anderer Aristokrat, der sich in Schlesien damals hervorthat, war der wegen seiner Verschwendung renommirte Fürst Franz Sulkowsky, welcher sein Brauhaus in Bielitz in ein Theater umwandelte und daselbst Concerte und Singspiele aufführte. Ebenso gründete Graf Joseph Sedlnitzky, selbst ein tüchtiger Violin- und Cellospieler, in seinem Schlosse Geppersdorf eine vollständige Musikkapelle. Hier wäre auch der Kapelle des lebenslustigen Bischofs Grafen Schaafgotsch in Breslau zu gedenken, welche derselbe auf seinem Gute und Residenzschlosse Johannesberg in Österreichisch-Schlesien hielt.

Und so gelangen wir zu dem bedeutendsten Componisten, den Schlesien durch lange Zeit zu dauerndem Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen beherbergte, zum Schöpfer der ersten „durchcomponirten" deutschen Oper: Karl Ditters von Dittersdorf, dem Componisten von „Doctor und Apotheker". Derselbe wurde, nachdem er im Jahre 1761 eine Reise mit Gluck nach Italien beendet hatte und Kapellmeister des Bischofs von Großwardein geworden war, mit dem schon genannten Breslauer Bischof auf seinen Reisen durch Deutschland als Virtuose bekannt. Der Kirchenfürst verschaffte ihm den Orden vom goldenen Sporn aus Rom und ernannte ihn zum Forstmeister des Fürstenthums Neiße. In Johannesberg errichtete Dittersdorf ein kleines Theater, schulte die bischöfliche Kapelle aufs beste ein und schrieb hier unter anderem das Oratorium „Davidde" und die komische Oper „Il viaggiatore americano". Im Jahre 1773 beförderte ihn der Fürstbischof zum Amtshauptmann von Freiwaldau. Von seinen Opern und Oratorien hatte sein „Doctor und Apotheker" allein einen bleibenden Erfolg. Dieses 1786 geschriebene Werk ist die erste deutsche Oper, welche nach Art der italienischen mit langen, ausgeführten Finales ausgestattet ist. Sie wird heutzutage noch hier und da gegeben, erscheint in Neudrucken und wirkt durch ihre natürliche Frische und unleugbare komische Kraft. Sein bis dahin sorgenfreies Leben endete jedoch plötzlich im Jahre 1795 mit dem Tode des Fürstbischofs und unser Componist kam mit seiner mühsam nach 26jähriger Dienstzeit erlangten kleinen Pension in bittere Noth. Es nahm sich seiner jedoch Freiherr Ignaz von Stillfried an, der ihm sammt Familie auf seiner Herrschaft Roth-Lhota im Kreise Tabor in Böhmen ein freundliches Asyl gewährte, wo Dittersdorf im Jahre 1799, am 13. October, nachdem er zwei Tage vorher mit seiner Selbstbiographie, die er seinem Sohne dictirt hatte, zu Ende gekommen war, starb. Dem Inhalt und der Form nach sind seine Orchesterwerke

mit denen Joseph Haydns verwandt, seine Opern aber Kinder der damaligen Zeit. Nach Dittersdorf ist die Ortschaft Dittershof in Schlesien (bei Freiwaldau) benannt.

In unmittelbarer Nähe von Troppau auf seinem Schloß Grätz hielt der edle, mit dem Wiener Musikleben des XVIII. und XIX. Jahrhunderts so eng verwachsene Fürst Karl Lichnowsky, der Gönner und Freund Mozarts sowie Beethovens, ein Dilettantentheater. Das Schloß Grätz erhielt seine besondere musikalische Weihe durch den Aufenthalt Beethovens in den Jahren 1806 und 1811. Hier war es, wo der Meister



Schloß Grätz bei Troppau.

im October 1806 sich weigerte, vor den im Schlosse zu Besuch anwesenden französischen Offizieren zu spielen und bei Nacht und Sturm nach Troppau zu seinem Freunde Dr. Weiser, dem Arzt des dortigen allgemeinen Krankenhauses, entfloh. Auf seiner Rückreise von Troppau nach Wien hatte Beethoven das Manuscript der soeben beendeten Sonata appassionata bei sich, welches während der Fahrt von einem Platzregen durchnäßt wurde und die Spuren davon für immer an sich trug. Schlesien hatte sonach das Glück, den Meister mit einem Werke, welches bis dahin noch Niemand vernommen, bei sich zu beherbergen. Auch der deutsche Ritterorden hielt in seinem Schlosse zu Freudenthal ein eigenes Haustheater, wo ganz tüchtige Sänger und Musiker ihre Opern aufführten.

Die Musik im Theater kann kaum weiteren Anspruch auf Beachtung erheben mit Ausnahme des Theaters in der Landeshauptstadt. (Aus dem Roßwalder Theater und aus der Schule Dittersdorfs war unter anderen der bekannte Volks- und Theater-componist Wenzel Müller hervorgegangen.) Das Theater in Troppau war im Jahre 1763 abgebrannt, 1772 wieder aufgebaut. Vom Jahre 1805 an hatte Troppau wieder ein neues Stadttheater, in welchem nacheinander von den Directoren Mathe (1839), Burghauser, Blum, Rosner, Proski, Gaudelius, Kotzky, Klement und Raymann, Bigl, Nikolini, Westen, Arlt, Freitag und Janisch, Jantsch nebst Schau- und Lustspiel auch die Oper und Operette gepflegt wurden. Die beste Zeit des Troppauer Theaters fällt unter die Direction Klement und Raymann sowie jene Bigls. Als Kapellmeister wirkten hier unter anderen Franz Rafael, J. Neswadba, Josef Hummel, Heinrich Weidt der Componist. Von hervorragenden Sängern, die zum erstenmal die Bretter betraten und in Troppau den Anfang ihrer Künstlerlaufbahn machten, sei der königliche Hofopernsänger Franz Krolop in Berlin angeführt. Im Jahre 1883 wurde das Troppauer Stadttheater durch den städtischen Baurath Eduard Labitzky, den ältesten Sohn des berühmten Karlsbader Tanzmusik-Componisten, in den jetzigen prächtigen Neubau umgewandelt. Auch die Stadt Bielitz erhielt in den letzten Jahren ein elegantes eigenes Theater, in welchem nebst dem Schauspiel Operetten und selbst kleinere Opern gegeben werden.

Unter den hervorragenden schlesischen Musikern nennen wir zunächst den im Jahre 1783 in Braunseifen hart an der schlesischen Grenze geborenen verdienstvollen Chorrector in Freudenthal und später in Troppau, den eifrigen Sammler und unermüdlichen Copisten Augustin Jäckel, welcher in den beiden Städten gute Kirchen-musik pflegte und leitete. Er starb am 7. November 1849 in Troppau. Sodann den äußerst fruchtbaren Kirchen-Componisten Liberatus Geppert, geboren am 15. Februar 1815 auf der Stätte der langjährigen Wirksamkeit Dittersdorfs, in der Stadt Jauernig am Fuße des Schlosses Johannesberg. Er schrieb an 200 Werke für die Kirche, von denen sich viele im Archiv der Pfarrkirche zu Jauernig befinden. Seine Compositionen sind fast ausschließlich für „Landchöre" berechnet und in leichtem, durchsichtigem Stile gut musikalisch geschrieben. Als dritten und zwar als den hervorragendsten schlesischen Componisten haben wir den berühmten Schöpfer so zahlreicher schöner und gemüthvoller Männerchöre zu nennen, Dr. Eduard Ritter von Schön, genannt Engelsberg. Er ist am 23. Januar 1825 zu Engelsberg im Freudenthaler Bezirke geboren, wo ihm auch 1882 ein Denkmal gesetzt wurde. Er trat zuerst mit seinen „Poeten auf der Alm", mit dem „Heini von Steier" und dem „Dr. Heine" vor größere Zuhörerkreise und fand enthusiastische Aufnahme. Unerwartet rasch starb der liebenswürdige Mann auf einer Reise nach Schlesien am 27. Mai 1879 in Deutsch-Jaßnik in Mähren. Seine Gebeine ruhen in Grinzing (Wien).

Den zusammenhängenden Lauf unserer kurzen Geschichte der schlesischen Musik wieder aufnehmend, gelangen wir zu jener Zeit, welche sich als die Epoche der musikalischen Vereinigung in der **Gründung der Chorgesang- und Musikvereine** charakterisirt. Es war die Periode der massenhaften Producirung der Männergesangs-Quartette, welche mit den entstehenden Vereinen in gegenseitiger Anregung einen völligen Umschwung im Musikbetrieb der Vierziger- und Fünfziger-Jahre unseres Jahrhunderts herbeiführte. Der wichtigste schlesische musikalische Verein, der Troppauer Männergesangverein, ist im Jahre 1846 am 23. October gegründet. Sein erstes Concert hielt er am 1. Januar 1847



E. S. Engelsberg (Eduard Ritter von Schön).

mit 21 Sängern ab. Gegenwärtig zählt er 96 ausübende Mitglieder. Sein hervorragendster Chormeister war der gegenwärtige Director des Mozarteums in Salzburg, der bedeutendste Musiker, den Schlesien je besessen, Josef Friedrich **Hummel**, geboren am 14. August 1841 in Innsbruck, in der Zeit von 1863 bis 1873 städtischer Kapellmeister in Troppau. Unter Hummel erreichte das Musikleben Troppaus und insbesondere die städtische Musikkapelle eine später nicht wiedererlangte Entwicklung und Bedeutung.

Der Mitgliederzahl nach ist gegenwärtig der größte musikalische Verein in Schlesien die Troppauer Singakademie, im Jahre 1874 aus dem früheren lebensunfähigen Troppauer Musikvereine gegründet. Sie besteht derzeit (1896) aus 99 ausübenden Mitgliedern;

ihr Zweck ist die Förderung und Pflege des gemischten Chorgesanges. Der der Zeit nach älteste Männergesangverein und überhaupt der älteste in ganz Österreich ist der 1834 in Bielitz gegründete, welcher derzeit 88 ausübende Mitglieder zählt. Der Männergesangverein Teschens feierte im Jahre 1891 sein fünfzigjähriges Stiftungsfest; entstanden ist er im Mai 1841, seine Mitgliederanzahl beträgt 60 active Sänger. Von den übrigen musikalischen Vereinen Schlesiens sei noch der im Jahre 1861 gegründete, 54 Mitglieder zählende Freudenthaler Männergesangverein, sowie der Bielitzer gemischte Chorverein erwähnt. Außerdem existiren kleinere Vereine in Jägerndorf, Olbersdorf, Freiwaldau, Jauernig, Zuckmantel, Bennisch, Wagstadt, Odrau. Sie alle zusammen gründeten im Jahre 1863 den „deutschen Sängerbund in Schlesien". Von größeren Gesangsfesten können wir aus dem Jahre 1861 in Troppau, 1862 in Freudenthal und 1891 in Teschen berichten. Eine besondere Pflegestätte fand die Musik an den seit dem Jahre 1870 neu errichteten k. k. Lehrerbildungsanstalten, aus denen eine Reihe tüchtig gebildeter Musik-Lehrer hervorging. Die Kunst des Orgelbaues in Schlesien fand ihre hervorragendsten Vertreter in der ersten und größten Orgelfabrik Österreichs: in der Kunstwerkstatt der Gebrüder Rieger in Jägerndorf; hier wurden seit 1870 über 500 große und kleinere Orgeln für aller Herren Länder, von Schweden und Norwegen angefangen bis hinunter nach Spanien, erbaut, die größte darunter, mit 54 klingenden Stimmen, im „Deutschen Hause" zu Brünn.

Wir schließen diese Skizze mit dem Hinweis auf das große Festconcert zur Feier des 100. Todestages W. A. Mozarts, welches am 6. December 1891 in Troppau von den dortigen Gesangschören gemeinschaftlich veranstaltet wurde.



Gorale die Fujara blasend.



Literatur.

Die deutsche Literatur.



Verklungen sind die Lieder, und verschollen die Namen der Sänger aus sangesfreudiger Vorzeit. Nur das sinnlich kräftige Volkslied mit seinen alten Motiven gibt Zeugniß, daß auch der Deutsche in Schlesien mit eingestimmt hat in den Chor deutscher Lieder, für die der Babenberger Hof einst eine hohe Schule war.

An die überlieferten Namen Johanns von Teschen, der eine in Reimen verfaßte Schrift hinterlassen haben soll, und Salomo's von Friedek knüpfen sich keine bestimmten Vorstellungen. Deutlichere Kunde hat sich über die Pflege dramatischer Poesie erhalten. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde in Schlesien das Leiden Christi aufgeführt, und noch heutigen Tages sind die Weihnachts- und Dreikönigsspiele beim Volke nicht vergessen. Das aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts uns erhaltene Zuckmantler Passionsspiel, welches seinem Ursprung nach offenbar in frühere Jahrhunderte zurückreicht, bekundet denselben Charakter, dem wir bei den Spielen des übrigen Deutschlands begegnen: neben Heiligem Weltliches, neben Erhabenem derber Volkswitz in heimischer Mundart. Eine Reihe schlesischer Dichternamen sind uns aus der Zeit des Humanismus überliefert. Freilich dichteten der gelehrte Johann Lange (1503 bis 1567) aus Freistadt, Georg Fabricius von Frankenberg und der vom Kaiser mit dem Dichter-Lorbeer gekrönte Elias Kuntschius von Breitenwald (1509 bis 1565) aus Bielitz meist in lateinischer Sprache, aber daß die humanistische Bildung, welche sich diese Männer an den berühmtesten Pflegestätten deutscher Cultur erworben hatten, die Liebe zur Muttersprache

nicht minderte, beweist die Nachricht, daß Lange unter seinen Zeitgenossen als eifriger Verfechter der deutschen Sprache galt.

Auch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts werden mehrere „deutschübende" Schulmänner und Geistliche genannt, aber nur klanglose Namen, welche die Vergessenheit deckt. Hochdeutsche Schauspielerbanden agirten in den Städten; im Jahre 1726 erhielt Franz Josef Wausche von dem Teschener Stadtrathe die Bewilligung zu theatralischen Aufführungen, und schon um die Mitte des Jahrhunderts hatte Troppau ein ständiges Theater, welches zwar 1763 abbrannte, aber neun Jahre später wieder aufgebaut wurde. Gleichzeitig pflegten die Schulen das lateinische Drama, und noch 1754 veröffentlichte der Jesuit Adam Enzendorfer (1720 bis 1790) aus Skotschau seinen „Nepomuk" in der Gelehrtensprache. Erst seit Kaiser Josef II. erwachte auch in unserem Lande ein regeres geistiges und literarisches Leben. Um die Verbreitung der Schöpfungen unserer Dichterheroen hat sich der Buchhändler Georg Traßler in Troppau durch Herausgabe eines großen Sammelwerkes, in welchem unter Anderen auch Wieland, Klopstock und Mendelssohn erschienen, ein unbestreitbares Verdienst erworben. Bald darauf suchte Karl Josef Jurende (1780 bis 1842) aus Spachendorf auch weitere Volkskreise geistig zu befruchten. Da er selbst aus dem Bauernstande hervorgegangen war, kannte er wie Wenige die Bedürfnisse der Menge; in rastlosem Selbststudium entwickelte er sich zu einem der einflußreichsten Volksschriftsteller, von dessen publicistischer Thätigkeit bereits bei der Schilderung der deutschen Literatur in Mähren ausführlich die Rede war. Wie Jurende für die Erwachsenen, war sein jüngerer Zeitgenosse Isidor Täuber (1803 bis 1864) aus Barzdorf für die Jugend thätig. Nagende Sorge, die ihn bis zum Grabe geleitete, vermochte seine Arbeitskraft nicht zu lähmen. Er schrieb sogar über „Die Kunst, in allen Verhältnissen des Lebens froh und zufrieden zu sein" (1835). Außer zahlreichen didaktischen Schriften bot er der Jugend Erzählungen, Skizzen und Anekdoten aus der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner (1838), aus der Natur- und Menschenkunde (1857) und entwarf in seinen „Fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Wiener Privatlehrers" mit gesättigten Farben ein aus eigener Empfindung und Erfahrung geschöpftes Zeitbild.

Mittlerweile war der dichterische Ruhm eines Schlesiers bereits über Österreichs Grenzen gedrungen. Josef Christian Freiherr von Zedlitz, 1790 in Johannisberg als der Sohn des Landeshauptmanns geboren, hat den Sturm und Drang seiner Jugend im Kampfe gegen Napoleon überwunden, und als er das Getümmel der Schlachten mit der Ruhe des Landlebens vertauschte, da erblühten ihm, gewoben aus frischer Jugendempfindung und männlichem Thatendrange, die ersten „Frühlingsrosen" (1816). Sie sind, so wie der Sonettenkranz „Der Liebe Lust und Qual" (1819) von jenem Hauche der

Schwermuth durchzogen, die dem Dichter immer das Herz beschleicht, wenn er es versucht, sein tiefstes Sein in Worten auszusprechen. Dieselbe Stimmung durchweht das berühmteste seiner Werke: „Die Todtenkränze" (1828). Ob uns der Geist des Grabes an die Grüfte jener Gewaltigen führt, deren Ruhmeseiche zum Himmel strebt, oder zu den Ruhestätten jener Liebenden, deren Liebe Rosen erglühend bluteten, ob wir nach dem Schicksal großer Dichter und Menschenfreunde fragen, überall Enttäuschung, überall tönt uns der Menschheit tiefste Klage entgegen, daß alle Schimmer erbleichen und Verwesungshauch an jedem



Johann Christian Freiherr von Zedlitz.

Leben hanget. Aber der Dichter geht in diesem Weltschmerze nicht unter: das Ideal in unserer Brust kündet sich ihm als unsterblich, und die Sonne, welche das Leben befruchtet, findet er in edler Begeisterung. Wenn sie ihn selbst nicht immer in idealer Höhe zu halten vermochte, wie in den beiden der österreichisch italienischen Armee gewidmeten „Soldatenbüchlein" (1849, 1850), in welchen die ehrliche patriotische Gesinnung oft für das lautere Gold der Poesie entschädigen mußte, so werden wir die Schatten seiner Zeit nicht vergessen dürfen. Zedlitz verfügte aber auch über eine unversiegbare Kraft dichterischer Anschauung. Wie er in seiner volksthümlichen Ballade „Die nächtliche Heerschau",

welche die Runde durch ganz Europa machte, düstere Gesellen in Nacht und Graus erschuf, so hat er in seinem duftigen Märchen „Waldfräulein“ (1843) liebliche, mit einem Zug freier Sinnlichkeit ausgestattete Gestalten in romantische Waldeinsamkeit gezaubert. Seine treffliche Übersetzung von Byrons „Childe Harold“ (1836) bewies, daß ihm die Gabe lebhaften Nachempfindens fremder Poesie in hohem Grade eigen war. Dagegen ist er in seinen Komödien den ausländischen Mustern mit weniger Glück gefolgt, wie ihm denn auch die Kraft dramatischer Gestaltung versagt war, um dem Genius Calderons mit Erfolg nachzueifern. Weder in „Turturell“ (1819) noch in „Zwei Nächte in Valladolid“ (1823) und in „Der Königin Ehre“ (1828) vermag der überreiche Redeschmuck für die Dürftigkeit der Charaktere und Lückenhaftigkeit der Motivirung Ersatz zu bieten, und in der Bearbeitung von Lope de Vegas „Der Stern von Sevilla“ (1829) war der Dichter ebensowenig wie in der Fortsetzung von Goethe's Tasso: „Kerker und Krone“ (1833) seinen Vorbildern in gemessenem Abstand nahe gekommen. Dagegen pulsirt in „Herr und Sclave“ äußerlich und innerlich dramatisches Leben aus fest gezeichneten Charakteren, wie denn die Scene, in welcher sich der Sclave, von seinem besseren Selbst überwältigt, ersticht, während sein Herr hinter dem Gitterthore kniend um Schonung für die Seinen fleht, gewiß zu den wirksamsten tragischen Katastrophen gehört.

Zedlitz war ein Lyriker von ureigener Empfindung. Der Adel des poetischen Ausdrucks war ein Erbe der Classiker, die Meisterschaft in der Beherrschung der Formen, welche er durch Einführung der italienischen Canzone in Deutschland bereicherte, verdankte er den Bestrebungen der Romantiker; aus der vorwärts drängenden Zeit seiner Jugend hat er den freien Gedanken ins Leben genommen und an ihm, wenn auch mit zunehmender Einschränkung, festgehalten. Er war 1837 in Staatsdienste getreten und gerieth als Publicist der Metternich'schen Schule in immer herberen Zwiespalt mit den Strömungen seiner Zeit. Poesiekundige Frauen haben ihm mit freundlicher Sorgsamkeit die letzten Tage verschönert. Er starb 1862. Dem größten Dichter Schlesiens wurde zur Feier seines hundertsten Geburtstages in seinem Heimatsorte ein einfach schönes Denkmal gesetzt.

Dichter und Philosoph zugleich, steht Eduard Freiherr von Badenfeld (Eduard Silesius), geboren 1800 in Troppau, in der Sammlung seiner Gedichte (1846) sowie namentlich in dem größeren Lehrgedichte „Ewiges im Zeitenwechsel“ durch die überall hervortretende pantheistische Weltanschauung unter dem Einflusse der orientalischen Lyrik. Bei meisterhafter Beherrschung der poetischen Sprache verdichtet sich ihm die Empfindung zum Gedanken und spitzt sich häufig zu wirkungsvoller Pointe zu. Er hatte seine schriftstellerische Laufbahn mit „Hanswursts Verbannung“ (1836), einer dramatischen Bagatelle, begonnen, der dann ein großes, im Stile Rembrandts gehaltenes historisches Schauspiel in zwei Theilen: „Der Kampf um Tirol“ und 1847 eine Sammlung von Bühnenspielen

folgten. Fehlte ihm auch für die dramatische Erfassung großer historischer Vorwürfe die Kraft der Concentration, so läßt sich doch bei ihm eine gewisse Gewandtheit in der Bühnentechnik nicht verkennen. Zudem trifft er den Stimmungston von der einfachen, anspruchslosen Laune, wie sie uns in den Lustspielen „Täuschungen oder ein Gesellschaftsabend" und „Schein beherrscht das Volk" anmuthet, bis zum sarkastischen Witze, mit dem er Gottsched in seinem Aristophanischen Lustspiel „Hanswursts Verbannung" geißelt, von dem anmuthigen Tone, wie er in dem einactigen Künstlerdrama „Rafaels Jugendliebe" hervortritt, bis zum Grausen, welches uns in der Schicksalstragödie „Der Schatz oder Mammons Fluch" durchschauert. Vor Allem aber fesselt uns der Dichter durch seine Novellen und Märchen, und auf seinem „Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc" (1844) folgen wir ihm als einem vornehmen Führer, der uns mit reizenden Farben die schöne Einheit von Natur und Leben vor Augen zaubert.

Mit weiser Zurückhaltung hat sich Friedrich Uhl, geboren 1825 in Teschen, in den Grenzen seines Talentes gehalten. Aus dem Anschauungskreise seiner eigenen Heimat heraus schrieb er zunächst seine in Frankls „Sonntagsblättern" veröffentlichte schlesische Dorfgeschichte. Mit sinnigem Verständniß folgte er in mehreren anderen Erzählungen, wie in dem „Märchen aus dem Weichselthale", den Spuren der Natur, als auch ihn das Jahr 1848 zum Freiheitssänger erweckte. Mehrere Flugblätter politisch-lyrischen Inhalts trugen damals seinen Namen über die Grenzen Österreichs. Als sich die Wogen legten, flüchtete er zum Idyll. Ob er uns in die Landschaften des Banates oder in das Stillleben an der Theiß (1851) einführt, überall treten uns Natur und Menschen in künstlerischer Wahrheit entgegen. Dieselbe realistische Treue bewahrte er, als er sich mit schon gereiftem Einblick in das große vielgestaltige Leben dem Romane zuwandte. Mit psychologischer Feinheit hat er in der „Theaterprinzessin" (1863) das allmälige geistige Erwachen eines Mädchens aus dem Volke gezeichnet, welches, für die Kunst entflammt, einzig und allein dem lauteren Pulse ihres Herzens folgt und hierdurch in die traurigsten Lagen sittlicher Bedrängniß geräth. Aus unmittelbarer Anschauung entwarf er das durch sittliche Contraste ausgezeichnete Zeitbild „Haus Fragstein" (1878), in welchem edler Familiensinn den Kampf gegen schwindelhaftes Treiben aufnimmt. Selbst wenn uns der Dichter eine fremde Welt zu erschließen sucht, weiß er dort, wo die Phantasie der historischen Überlieferung zu Hilfe kommen muß, mit innerer Wahrheit nachzuschaffen. In der „Botschafterin" (1880) hat er der französischen Diplomatin am polnischen Hofe Ladislaus' IV. einen Zug deutscher Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zugesellt, welcher uns das Fremde, ohne seinen eigenartigen Charakter zu stören, innerlich näher rückt. Was den Romanen Uhls an spannenden Momenten abgeht, ersetzen sie durch plastische Anschaulichkeit und künstlerische Führung.

Auch an dichterischen Einzelleistungen fehlt es nicht. So veröffentlichte der Geschichtsschreiber Franz Tiller (1805 bis 1855) aus Troppau metrische Übersetzungen aus dem Spanischen und Italienischen, und der nach dem Namen seiner Vaterstadt Engelsberg bekannte Componist Eduard Ritter von Schön (geboren 1825) dichtete den Text zu mehreren seiner beliebtesten Chöre und bekundete namentlich in dem leichten und freien Erfassen humorvoller und komischer Stimmungen ein entschiedenes Dichtertalent.

Die Reihe der schlesischen Frauen, welche sich literarisch bethätigt haben, eröffnet die in Roman und Drama geschilderte Schauspielerin Therese Krones (1801 bis 1830) aus Freudenthal. Sie hat durch die Naturwahrheit und Grazie ihres Spieles in den Zwanziger-Jahren am Leopoldstädter und Wiedener Theater ihre Triumphe gefeiert und im Stile Raimunds eine Reihe humorvoller Zauberpossen gedichtet, welche, wie „Nebelgeist", „Cleopatra", „Sylphide das Seefräulein", wenigstens das Bedürfniß jener Tage vollauf befriedigten. Andere Frauen wandten sich lediglich dem Roman und der Novelle zu. Formgewandt erzählt Maria Therese May (Anna Wichodil) aus Bielitz in jenem Einklang von Geist und Gemüth, welchen sie in „Mimosa" als das Ideal weiblicher Anlage gepriesen hat; Julie Glaßner aus Troppau dichtet mit naivem Sinn und lyrischem Anhauch, und die Gräfin Anna Pongrácz aus Teschen, welche nebst Gedichten auch den Roman „Aus eigener Wahl" und „Skizzen aus der Gesellschaft und dem Leben" veröffentlichte, hat sich in dem Lebensbild „Die Häßliche" als kunstverständige Schülerin der realistischen Schule erprobt.

Auffallend stimmt die Schranke, durch welche die deutsche Literatur in Schlesien bisher eingeengt zu sein scheint, mit der mehr lebhaften als concentrirten Anlage des Schlesiers zusammen: Lyrik und Epik liegen sicherer im Umfange seines dichterischen Talentes, als die streng geschlossene dramatische Form.

Czechische Sprache und Literatur.

Ein Viertel der Gesammteinwohner (130.000 Seelen) zählend, ist die böhmische Bevölkerung Schlesiens in zwei fast gleich großen Gruppen ansässig: in der Bezirkshauptmannschaft Troppau und in dem westlichen Theile des Teschner Landes. Der letztere Umstand veranlaßte eine Menge Fragen, z. B.: Ist die böhmische Bevölkerung dort ebenso autochthon, wie sie es im Oppalande ist, das als ehemaliger Bestandtheil Mährens heute noch zur Diöcese Olmütz gehört?

Für die Periode, da im Oppalande das Lateinische und daneben seit etwa 1350 bis zum Jahre 1426 das Deutsche diplomatische Sprache blieb, wären, abgesehen von der berühmten lateinischen Papst- und Kaiserchronik des Troppauers Martin Strepus



Titelbild des Troppauer Landbuches aus dem Jahre 1523.

(gestorben 1278), nur das von Johannes de Oppavia 1368 für Albrecht III. geschriebene mit Miniaturen gezierte böhmische Evangelium und der Sekvencionář des Magisters Konrad von Beneschau (1370 bis 1390) zu erwähnen. Seit dem Jahre 1426 wird das Böhmische alleinige Verhandlungssprache der beiden Landrechte Troppau und Jägerndorf; nicht nur die Půhonen und die dazu gehörigen Nálezy, auch die Landtagsschlüsse, selbst die Landtafeln, letztere um 60 Jahre früher als in Böhmen, werden böhmisch geführt. Das Beispiel der Troppauer Stände wird in den übrigen schlesischen Fürstenthümern, soweit sie polnisch geblieben waren, nachgeahmt, wodurch sich das Geltungsgebiet des Böhmischen erweitert, seit etwa 1434 auf das Ratibor'sche, seit 1440 auf das Teschner und weiterhin.

In die Zeit dieses Umschwunges (1420 bis 1433) fällt die Wirksamkeit zweier Priester, des Nikolaus von Kosel in Jägerndorf und des Nikolaus in Lobenstein; ersterer sammelte kirchliche und weltliche Lieder in böhmischer und lateinischer Sprache, letzterer schrieb das neue Testament ab; beide legten daneben böhmische Glossare an.

Die noch erhaltenen Landbücher: Půhonen (Troppauer von 1410 an), die Landtafeln (Jägerndorfer von 1404, Troppauer von 1431 an), Roky (Ehrenklagen), Sněmy (Landtagsschlüsse) sind werthvolle Documente auch für die Reinheit der Schriftsprache im Troppau'schen; die entsprechenden Bücher des Teschner Landrechtes verrathen hier und da in den Ortsnamen und einzelnen Worten polnische Anklänge. Echte Ehrenbücher des Adels in Sammt und Seide gebunden und mit prächtigen Titelblättern geschmückt, befruchten sie mit ihrem Inhalt die Rechtsliteratur. Abgesehen von den 1562 und 1573 in Olmütz für Troppau und Teschen gedruckten Landesordnungen sind sie der Quell für Sammlungen wichtiger Entscheidungen: První památní kniha (1466 bis 1590), Černá kniha (1540 bis 1573) und Červená kniha (1557 bis 1594); sie veranlassen einen Georg Sedlnický von Choltitz auf P. Ostrau ein juridisches Vademecum (1596) zu schreiben. Mit Fug und Recht darf man auf Grund der vorhandenen Acten unter die Schriftsteller die berühmten Rechtskenner, einen Georg Tvorkovský von Kravař, der den Verfassungsstreit mit den Brandenburgern auf Jägerndorf inspirirte, und den auf Wendrin 1694 verstorbenen Adam Borek, Freiherrn von Roztropitz, einreihen.

Die religiösen Wandlungen des XVI. Jahrhunderts zeitigten ebenfalls eine beachtenswerthe Literatur. Ohne die zeitgemäßen auch hier nachweisbaren Schmählieder, z. B. des Herrlitzer Pastors, und zwei Kanzelreden des Troppauer Predigers Mathias (1554) zu erwähnen, verweisen wir auf den mächtigen Eindruck der bekannten Postille des Troppauer Predigers Philadelph Zámrský, für deren Drucklegung Herr Hynek Bruntalský von Vrbna eine fahrende Druckerei, die erste in Österreichisch-Schlesien, 1592, besorgte. Dem bald darauf verstorbenen Zámrský widmet der Magister und Troppauer Rector Heinrich Polan von Polansdorf Trauerlieder. Der Sohn dieses Heinrich, Amand

Polan, ist Professor in Basel und als Erzieher vornehmer Mährer und Verfasser der Gemma partitionum theologicarum (auch böhmisch verlegt) bekannt. Ein Schwager desselben Polan: Georg Třanovský, ein Teschner, der Verfasser der seit 1636 bis 1874 67mal verlegten Cithara sanctorum, lebt bis zur Gegenwart bei den Evangelischen Mährens, Schlesiens und Ungarns im besten Andenken. Zwei Anhänger der Brüderunität, Jakob Acanthes aus Groß-Polom und Daňhel von Skotschau, versuchten sich in Versen,



Paul Křížkovský.

letzterer beschrieb 1613 den Brand in Leipnik. Peter Weykert von Jägerndorf ist Verfasser eines böhmischen „Thierarztes“ 1617.

Die katholische Gegenreformation begann in dem zur Olmützer Diöcese gehörigen Troppauer Gebiete früher als in dem Teschener und zeitigte Missionsschriften: Liber controversiarum, úzda duchovní, von den Jesuiten Paul Scultetus und Martinides. Diesen Schriften kann man füglich den Život sv. panny Barbory, von dem Troppauer Franciscaner Nedbal verfaßt, beizählen. — Die Thätigkeit der katholischen Missionäre im Teschener Lande ist weniger bekannt, dagegen liegt eine evangelische Postille vor, die der

Gutsherr auf Kunzendorf und Kačitz, Friedrich Georg Vlček, Freiherr von Gutenland und Hultschin, 1654 nach Vertreibung der Prediger für seine Unterthanen in gediegener Übersetzung lieferte.

Infolge des dreißigjährigen Krieges verschwand die böhmische Bevölkerung im Jägerndorf'schen, daher die dortigen Landstände 1666 das Böhmische als Verhandlungssprache aufgaben. Um diese Zeit lebte bei Troppau der Velehrader Propst Christian Hirschmenzel, von Friedek gebürtig, welcher unter dem unscheinbaren Titel Septem centuriae jovialium Anekdoten zu sammeln vermeinte, uns aber viele aus dem Volksleben aufgelesene Fabeln und Märchen hinterließ.

Ein regeres geistiges Leben zog in Troppau mit der ersten von dem Olmützer Factor Schindler 1716 errichteten Buchdruckerei ein. Das Zugstück Pláč otcův svatých eröffnete den Reigen, es folgte ein echtes Volksbuch Vidění sedláčka sprostného, worauf drei Predigtensammlungen des großen, tief in die Volksseele blickenden Kanzelredners Gottfried Bilovský, eines Schlesiers, 1721 bis 1724 die Presse verließen. Auch der Johannes von Nepomuk Cultus fand zwei Vertreter, Maget und Brhel von Baislawitz.

Erst nach der folgenschweren Theilung Schlesiens weicht das Böhmische, das sich hier am längsten behauptet hatte, aus den Landtagsstuben in Troppau und Teschen, folglich auch aus den Landbüchern.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts werden einige Schulbücher, z. B. eine böhmisch-deutsche Sprachlehre von Josef Novák, dem damals frisch pulsirenden geistigen Leben in Troppau ebenso ihr Entstehen zu verdanken haben, wie die Verse („Pamlsky“) des Pfarrers Zábranský der neu erwachten böhmischen Literatur zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Erst in den Fünfziger-Jahren kommt eine denkwürdige Erscheinung in Betracht, der Enthusiasmus für das Volkslied, der alle Classen erfaßt. Einem Frühlingshauche gleich, den man am besten mit den Worten eines von Paul Křížkovský für das Album Ihrer k. und k. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin Stephanie gesetzten Liedes „Přišla k nám Vesna do dědiny“ charakterisiren könnte, wird eine allgemeine Leidenschaft für das Volkslied entfesselt. Sušil und Lelek sammeln mit Begeisterung Volkslieder und entreißen der Vergessenheit viele schlesische Perlen, wie des ersteren bekannte Sammlung bezeugt. Křížkovský, der Augustinermönch, von Kreuzendorf in Schlesien gebürtig, vertieft sich in die Volksmusik, schafft eine „Utonulá“, um Smetana die Wege zur böhmischen Oper zu weisen. Das Volkslied läuterte bei dem Mangel einer in Schlesien geschaffenen künstlichen Poesie den Geschmack, begeisterte Kazimír Tomášek zu poetischen Versuchen und weckte das Interesse für das Volksmärchen. Lied und Märchen schmuggeln sich in die Spalten des 1860 von Professor Vašek gegründeten Opavský Besedník und in seinen Nachfolger, den Týdenník, ein. Eine Anthologie dieser Volksliteratur bietet das I. Buch der

Vlastivěda Slezská, deren weitere Bände die Geschichte und Topographie Schlesiens behandeln. Demselben Zweck dient auch der Věstník Matice Opavské, der ein wissenschaftliches Leben anzuregen strebt. Die Erzählung und den Roman pflegt Slámas Kronika Slezská.

Der böhmische Dialect im Troppau'schen, beeinflußt durch Zuzüge von Ansiedlern aus den polnischen Fürstenthümern sowohl nach dem dreißigjährigen Kriege als nach der Theilung Schlesiens, hat ein altböhmisches Gepräge, weil des Umlautes entbehrend und über die Laute ś und ź verfügend. Polnische Ausdrücke werden, z. B. mitręga, in die böhmische Lautlehre entweder richtig in mitružit' oder unrichtig in mitražit' umgegossen. Ähnlich ergeht es böhmischen Worten in dem polnischen Antheile. An der Sprachgrenze selbst braucht man nicht zu staunen, wenn eine Kellnerin im polnischen Dorfe kusek cielęciny anbietet, da man im böhmischen Dorfe wiederum kawałek tělacého hören kann. Der Kenner der Lautlehre läßt sich nicht beirren.

Die polnische Literatur.

Die Polen Schlesiens zählen gegenwärtig 178.099 Seelen, sind somit ein geringer Bruchtheil jenes großen Ganzen, dessen österreichischer Antheil seine Sitze in Galizien und seinen geistigen Mittelpunkt in Krakau findet. Selbstverständlich nahmen sie an allen den geistigen Regungen, die durch Jahrhunderte von dem so nahe gelegenen Krakau ausgingen, den regsten Antheil, wenn uns auch directe Nachrichten über literarische Vorgänge, deren Schauplatz gerade Schlesien gewesen, fehlen. Nur mit Rücksicht auf den Gesammtentwicklungsgang der polnischen Literatur könnten wir auch für Schlesien drei Perioden ansetzen.

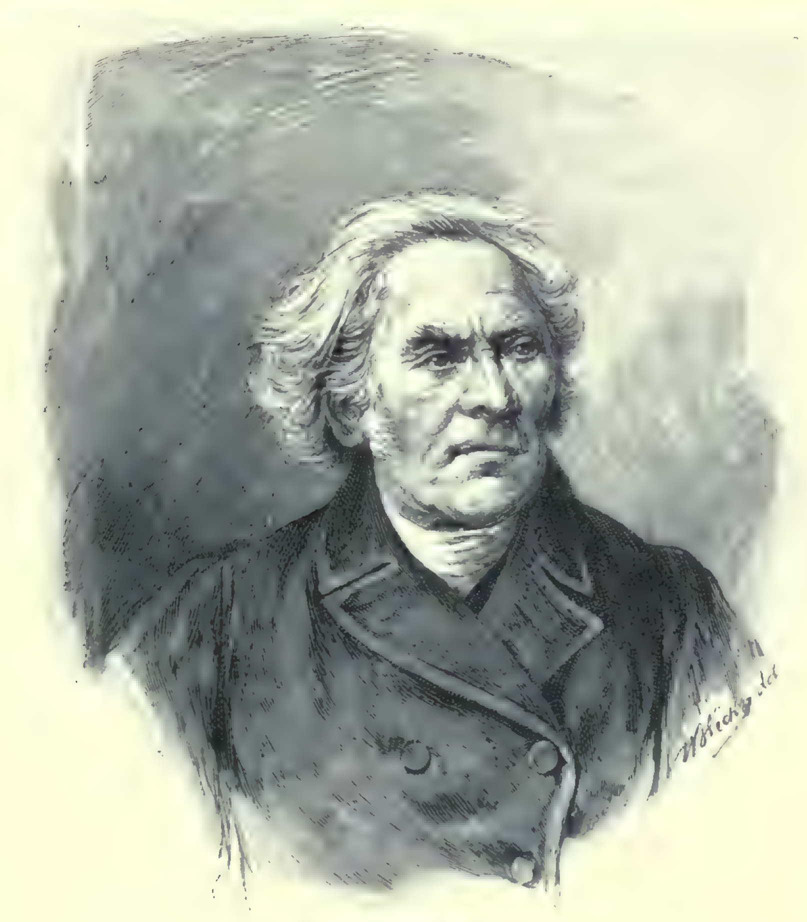
In der ersten Periode, welche mit der Einführung des Christenthums in Schlesien beginnt und bis gegen das Ende des XV. Jahrhunderts dauert, kann von einer eigentlichen Literatur keine Rede sein. Die lateinische Sprache war in dieser Zeitperiode fast ausschließlich im Gebrauch, die Landessprache barg ihr stilles Dasein in der niederen Hütte des Landmannes und blieb in ihrer Abgeschlossenheit rauh und ungefügig. Die Bildung des Volkes stand auf einer sehr niedrigen Stufe. Während in anderen Ländern die Pfarr- und Klosterschulen eine segensreiche Thätigkeit entfalteten, sind im Herzogthum Teschen bis gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts trotz der entgegengesetzten Behauptungen neuerer Schriftsteller keine Spuren von der Existenz solcher Schulen zu finden. Die Geistlichen beschränkten ihre Thätigkeit auf das religiös-kirchliche Gebiet und richteten ihr Hauptaugenmerk auf die Milderung der rohen Sitten des Volkes, das die Fesseln des Heidenthums noch nicht völlig abgestreift hatte. Gleichwohl übte die Kirche einen Einfluß auf die Sprache des Volkes durch Abhaltung von Predigten und durch Einführung mancher

lateinischer Ausdrücke aus dem Kirchlichen ins Volksleben. Leider haben sich aus jener Zeit keine Spuren der polnischen Sprache, sei es in Prosa (Predigten, Psalmen), sei es in Versen (Kirchenlieder) erhalten, die man diesem Lande zuweisen könnte. Doch sei hier wenigstens auf ein Manuscript aus dem Jahre 1526 hingewiesen, das sich in der Scherschnik'schen Bibliothek in Teschen befindet. In diesem befinden sich neben einer reichen Sammlung lateinischer Texte (Psalmen mit Noten) auch vier polnische Kirchenlieder.

Die Ursache, warum die polnische Literatur in jener Zeitperiode zu keiner Entwicklung gelangen konnte, lag in den politischen Verhältnissen. Das Land litt unter den beständigen Kriegen der sich befehdenden schlesischen Fürsten, die dünne Bevölkerung wurde gelichtet, die Ortschaften eingeäschert, die Felder verwüstet. Schon im XIII. Jahrhundert sahen sich die schlesischen Herzoge veranlaßt, deutsche Ansiedler ins Land zu rufen. Das polnische Recht wich dem deutschen Städterecht und deutsche Sitte und Sprache, welcher die den polnischen Piasten entfremdeten schlesischen Herzoge immer mehr sich zuneigten, gewann in den Städten das Übergewicht. Seitdem aber das Herzogthum Schlesien ein Lehen der böhmischen Krone wurde, fand auch die schon damals entwickelte böhmische Sprache im Volke Verbreitung und erlangte in der Folge die Herrschaft in Kirche, Amt und Schule. Auf diese Weise wurde die zweite, die böhmisch-polnische Literaturperiode begründet.

Im XVI. Jahrhundert erlangte die polnische Sprache durch die Bemühungen hochbegabter Schriftsteller und unter dem belebenden Einflusse der Reformation einen solchen Formenreichthum, eine solche äußere Glätte und feste grammatische Gestaltung, daß die Werke aus jener Zeit noch heute als Muster des Stils gelten. Die Schriften eines Nikolaus Rej, zumal seine Kirchenpostille, eines Johann Kochanowski, besonders dessen Psalmenübersetzung, dann die Postillen eines Gregor aus Žarnowiec und Samuel Dambrowski fanden im Teschnischen große Verbreitung und bilden noch heute die Lieblingslectüre des Volkes, zu der die Bibel in der Landessprache, endlich Gesang- und Andachtsbücher hinzutreten. Redner und Schriftsteller bedienten sich mit Vorliebe des biblischen Ausdrucks, welcher lange Zeit als Muster der Nachahmung diente. Aber auch die geistliche Poesie trieb frische Blüten; die eben erwähnten Psalmen J. Kochanowski's wurden wegen ihrer formvollendeten Sprache beifällig aufgenommen. Unter den Kirchenliederbüchern erfreute sich aber bei der protestantischen Bevölkerung keines einer so dauernden Verbreitung als das böhmische Gesangbuch des Georg Trzanowsky. Dieser, geboren zu Teschen im Jahre 1591, verfaßte nebst anderen Schriften ein Kirchenliederbuch, welches noch heute im Gebrauche ist. Die unermüdliche Wirksamkeit Trzanowsky's als Lehrer, Prediger und Schriftsteller hat ihm den Beinamen des „polnischen Luther" verschafft.

Die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, welche die Culturarbeit ganzer Jahrhunderte zu vernichten drohten, unterbrachen die literarische Thätigkeit. In der Folge war für dieselbe Breslau maßgebend; sie beschränkt sich auf religiöse und erbauliche Literatur für das niedere Volk, die höheren Schichten pflegten die deutsche Sprache; für ihr Bedürfniß wurden dann polnische Sprachführer, Wörterbücher und Grammatiken aufgelegt.



Wacław Alexander Maciejowski.

Mit dem Erwachen und Erstarken des Volksbewußtseins beginnt die dritte oder die nationale Literaturperiode. Die Ausübung der politischen Rechte und Freiheiten, welche unser erhabener Monarch Franz Joseph I. den Völkern Österreichs verliehen, steigerte das Bildungsbedürfniß, welches sich gegenwärtig auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durch Errichtung neuer Schulen kundgibt und in der Gründung zahlreicher Volksbibliotheken, Lese- und Volksbildungsvereine und anderer Sammelstätten des geistigen Lebens seinen Ausdruck findet. Behufs größerer Pflege der Sprache wurden

die in Vergessenheit gerathenen Schätze des Volkes, seine Sagen und Märchen, seine Lieder und Sprichwörter gesammelt, die Werke der Vorfahren wieder hervorgeholt und veröffentlicht. Die Zahl der Arbeiter wächst von Jahr zu Jahr; auf allen Gebieten läßt sich ein reger Wetteifer und erfreulicher Fortschritt constatiren. Namentlich die Schulliteratur erfuhr in den letzten vier Decennien eine große Bereicherung. Der fruchtbarste Schriftsteller auf diesem Felde war der Volksschullehrer Johann Śliwka (1822 bis 1874), welcher viele treffliche Bücher für den Volksschulunterricht verfaßte und die erste polnische Lesefibel in Schlesien herausgab. Unter den Sammlern der geistigen Schätze verdient der Notar Dr. Andreas Cinciała genannt zu werden. Derselbe veröffentlichte die im Volke traditionell vererbten Sprichwörter, aus denen treffliche Gedanken, kernige Weisheit, derber Humor und Witz hervorklingen, und gab auch eine Sammlung der schlesischen Volkslieder zumeist erotischen Inhalts heraus, welche trotz der ungelenken Verse und Reime tiefes Gefühl verrathen. Auch in der Publizistik, deren Begründer Dr. Ludwig Klucki und Paul Stalmach (1824 bis 1891) waren, ist ein Aufschwung wahrnehmbar. Während Schlesien bis zum Jahre 1848 keine polnische Zeitung aufzuweisen hatte, erscheinen gegenwärtig in Teschen mehrere politische, landwirthschaftliche und kirchliche Wochenblätter und eine pädagogische Monatsschrift in polnischer Sprache.

Den ersten Platz unter den Schriftstellern, welche in Schlesien das Licht der Welt erblickten, nimmt aber unstreitig Wacław Alexander Maciejowski ein. Geboren den 10. September 1792 in dem Dorfe Tierlitzko (Cierlicko) bei Teschen, verlor er im zarten Kindesalter seine Eltern, die einst begütert, durch unglückliche Verhältnisse Hab und Gut eingebüßt hatten. Des verwaisten Knaben nahm sich sein älterer Bruder Josef an, der ihm die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Maciejowski erhielt seine Ausbildung an den Universitäten zu Krakau. Breslau, Berlin und Göttingen, wo er sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Alterthumskunde und der Rechtswissenschaften widmete. Im Jahre 1818 zum Lehrer der alten Sprachen an das Lyceum zu Warschau berufen, im folgenden Jahre zum Professor des römischen Rechts an der daselbst neu errichteten Universität ernannt, wirkte er in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1830, fungirte dann als Tribunalrichter beim Civilgericht und beschloß seine Lehrthätigkeit als Professor der alten Literatur an der geistlichen römisch-katholischen Akademie zu Warschau. In den Ruhestand versetzt, widmete er sich ganz der literarischen Thätigkeit, der er durch den Tod am 10. Februar 1883 entrissen wurde. Maciejowski gehört zu den bedeutendsten Forschern auf dem Gebiete der slavischen Rechtsalterthümer.

Was den Dialect der schlesischen Polen betrifft, denen schon Adam Gdacius (gestorben 1688) wegen ihrer incorrecten Schreibweise den Beinamen „Wasserpolen“ beilegt, so ist derselbe eine Frucht der historischen Entwicklung. Trotz des gemeinsamen

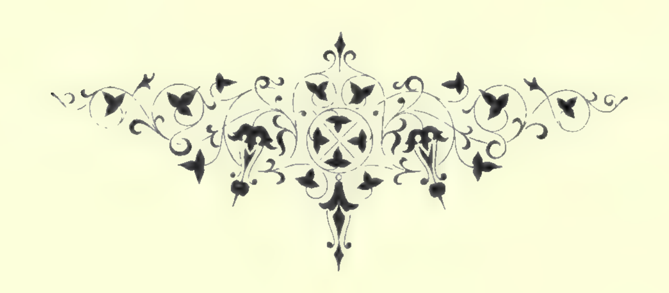
Bandes lassen sich innerhalb des eng begrenzten Territoriums drei Abstufungen des Dialectes bei den Gebirgsbewohnern, auf dem Flachlande und an der Sprachgrenze constatiren. Der urwüchsige Gebirgsbewohner, den die abgeschlossene Lage vor fremden Einflüssen mehr geschützt hat, verfügt noch heute über eine Menge altpolnischer, in der Schriftsprache nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke und hat die Sprache in größerer Reinheit bewahrt, während der Dialect in den Städten und an der Sprachgrenze mit fremden Elementen vermengt ist. Da es unmöglich ist, ein abgeschlossenes Bild des Dialectes auf eng begrenztem Raume zu geben, so mag eine kurze Hervorhebung der charakteristischen Merkmale genügen.

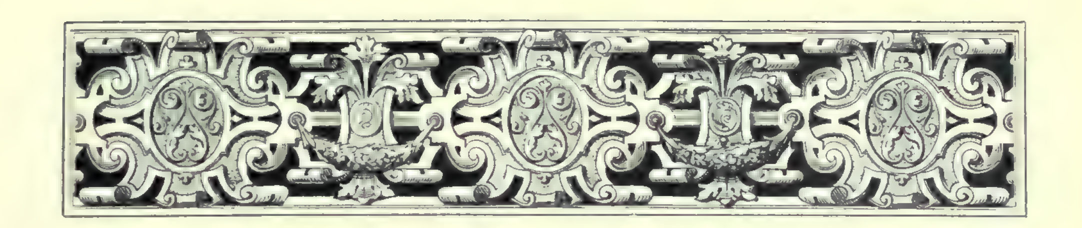
Zu den Abweichungen vom Vocalismus der Schriftsprache gehört die Erhaltung der geneigten, o-artigen Aussprache des a in Wörtern, wie pon statt pan, zomek statt zamek, ferner dessen Alterirung in e oder i, wie dowej = dawaj, liskowy = laskowy und der Ausfall im Auslaute, wie ziem = ziemia. Der Vocal i kann in e übergehen oder auch eliminirt werden, z. B. jegła statt igła, kończyna statt koniczyna. Ebenso wird der Vocal e in i verwandelt oder abgeworfen, z. B. mojigo = mojego, wanielik = ewangelik. Der Vocal o geht oft in ó über oder assimilirt sich dem Vocale der folgenden Silbe, wie dólni = dolni, pumóż = pomóż. Die Aussprache der Nasallaute ę, ą ist incorrect, dieselben werden am Wortende entweder ignorirt oder durch Reinlaute ersetzt, z. B. dziecie oder dziecio = dziecię oder in ó verändert, wie dźwignóć = dźwignąć. Umgekehrt statt des Reinlautes bleibt der ältere Nasallaut erhalten, wie bałamąt statt bałamut, poręczyć statt poruczyć. Ein besonderes Kennzeichen des Dialectes ist aber die häufige Aspiration der Vocale, wie z. B. Jadam = Adam, Jewa = Ewa, harest = areszt, hulan = ułan. Die im Schriftpolnischen unter besonderen Umständen gebotene Veränderung des ie und io, e und o unterbleibt öfters, wie niesę statt niosę, uczoni statt uczeni.

Schärfer als im Vocalismus treten die Abweichungen im Gebrauche der Consonanten hervor. Der Mitlaut g wird mit h vertauscht, wie hruza statt gruza, aber altes gańba statt hańba. Oft werden die harten Consonanten den weichen vorgezogen oder es findet auch der umgekehrte Fall statt, wie sturkać = szturchać, prózny = próżny, ratuza = ratusza, lzy = łzy, szkrobać = skrobać. Unbequeme Consonantenverbindungen werden gemieden und durch andere ersetzt, wie zdrzódło = źródło, sztyry = cztery, ściebło = źdźbło, żerę = żrę, dwirze = drzwi, strzybło = srebro. Beispiele der Assimilation, Dissimilation und Verschmelzung der Consonanten sind nicht selten, wie weznę = wezmę, ruła = rura. Auf älterer Sprachstufe verharren Worte wie rzazać = rzezać, dyaboł = dyabeł, podskakować = podskakiwać, obiesić = obwiesić. Auch die Metathesis ist nicht ungewöhnlich in Wörtern wie jedbaw statt jedwab, durkować statt drukować.

Oft findet auch die Contraction Anwendung, wie trza aus trzeba, znomy = znajomy, zdo = zdaje, łoć = łajać, nale = no ale.

Von einer Darstellung der Formenlehre, die eine ausführliche Besprechung der Declination und Conjugation zur Voraussetzung hat, müssen wir Umgang nehmen und verweisen den Leser auf die Abhandlung des Dr. J. Bystroń über die polnische Sprache im Flußgebiete der Stonawka und Lucina (Krakau, 1885). Bemerken wollen wir noch zum Schlusse, daß das Geschlecht der Substantiva variirt; die Abweichungen des Dialectes von der Schriftsprache sind zwar nicht sehr zahlreich, fallen aber auf, weil sie gangbare Ausdrücke treffen.





Bildende Kunst.

as Materiale der ältesten Bauten Schlesiens, geistlicher wie weltlicher Art, war wohl lediglich Holz. Holzkirchen wurden auch noch in den späteren Jahrhunderten bis herauf in das XVIII., errichtet, so in Nierodim 1769, in Suchau 1774 und in Kuntschitz 1777. Die Kapelle in Niedergrund bei Zuckmantel, aus dem Jahre 1770 stammend und 1819 erneuert, und andere ähnliche zeigen in einfacher Weise die Architekturformen jener Zeit; andere, wie die in Kamitz bei Bielitz im Jahre 1552 erbaute, haben ausschließlich einen culturgeschichtlichen Werth. Die einzelnen Bauperioden sind in Schlesien in ungleicher Weise sowohl der Zahl als auch dem Werthe nach vertreten; alles Vorangegangene überragen die Barockbauten des XVIII. Jahrhunderts; durch ihren umgestaltenden Einfluß auf die Bauwerke früherer Zeiten haben sie dem Lande geradezu seinen Baucharakter aufgeprägt. Die frühesten Baudenkmale, welche in Betracht gezogen werden können, entstammen der Zeit des Überganges von der romanischen zur gothischen Stilart. Es sind unscheinbare kleine Friedhofkirchen, wie die in Weisbach (inzwischen abgebrochen) und Dorf Jauernig, beide nördlich von Jauernig. Das Priesterschiff ist bei beiden mit einem Kreuzgewölbe abgeschlossen; Rippen fehlen. Ein gothischer Gurtbogen, der zu dem mit Balken überdeckten Volksschiff sich öffnet, zeigt in seiner Unvollkommenheit die Schwierig keiten, die er dem Erbauer bot. Im Presbyterium der letzten Kirche sind schlanke Ecksäulen angebracht; der untere Theil der Schäfte ist ausgebrochen, das Würfelcapitäl ist in gothischer Zeit mit einem Menschenantlitz belebt worden; diese Zeit hat auch in die Ostwand das gothische Maßwerkspuren aufweisende Fenster eingebrochen und den hochgeführten Westgiebel mit schmalen, spitzbogigen Fensterblenden, hier wie in Weisbach, hinzugefügt. Die beiden Südportale an der Jauerniger Kirche in Weisbach sind sie belanglos zeigen Spitzbogenrippen; sonst herrscht die romanische Formbildung vor. Alles spricht von

ureinfachem Können. Nur auf der einen Portalthür ist eine flotte Holzrosette angenagelt, die irgend ein Italiener aus dem XVII. Jahrhundert mit virtuoser Hand gebildet. Reicher ist das eine der Südportale an der Kirche in dem benachbarten Barzdorf gestaltet, an der überhaupt das gothische Element bereits stärker hervortritt; der Entstehung nach ist sie das jüngste unter den drei genannten Gotteshäusern, für welche als Bauzeit die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts angenommen werden muß.

Haben die romanischen Ideen in Cultur und Kunst um die Wende des XII. Jahrhunderts von den mit Italien und Frankreich im Zusammenhang stehenden Johannitern in dem noch slavischen Osten ihren Ausgangspunkt, so begleitet von der Mitte des XIII. Jahrhunderts an die Brüder des deutschen Ritterordens die deutsche Besiedlung dieser Gegenden, und mit ihrem Wirken beginnt die Gothik. Ein bedeutsames Werk dieses Stils steht an dem Orte, wo der Orden seine letzte Comthurei im Lande noch erhalten hat; es ist der ernste Rohziegelbau der Pfarrkirche von Maria Himmelfahrt in Troppau. Sie bildet einen vorgeschobenen Posten der Backsteinbauten des Oderlandes, für welche die Bauschule Breslau's der Ausgangspunkt ist. Allmälig entstanden, umfaßt sie anderthalb Jahrhunderte Geschichte der Macht und des künstlerischen Wollens des Ordens. Die Spätgothik, die mit dem Auftreten der Luxemburger in Schlesien einzieht, hat den Bau gezeitigt. Von den zwei Thürmen an der Westseite baut sich der nördliche in vier Geschoßen auf, von welchen das letzte an seinen drei freien Seiten von je zwei großen Fenstern durchbrochen ist. Ihre reich gegliederten Gewände, vor Allem aber das gleichfalls aus Ziegeln hergestellte Maßwerk mit dem zierlichen Fünfpaß verdienen gerechte Bewunderung. Darüber bricht der Thurm ab, ohne Bedachung sein zinnenartig zerbröckeltes Mauerwerk allem Wetter preisgebend. Wohl ist der Thurm, dessen Entstehung um die Mitte des XIV. Jahrhunderts fällt, dem späteren Kirchenbau organisch eingegliedert, aber der künstlerische Geist hat sich verändert, vergröbert. Sein weit über ein Jahrhundert jüngeres Gegenüber ist ein starr und schmucklos aufsteigendes vierseitiges Prisma; kaum sind die Stockwerke darin — fünf an der Zahl — durch schmale Simse gegliedert, die Ecken sind von Ortsteinen eingefaßt. Über dem abgeschrägten letzten Stockwerk erhebt sich die achteckige Glockenstube, deren spitzbogige Fenster ursprünglich die Mauer der Länge nach öffneten. Die Einstellung hoher Brüstungen, den Putz, die an den Ecken zusammenstoßenden Pilaster sowie die Kuppel hat erst das XVIII. Jahrhundert dazu- und daraufgethan. Beide Thürme verbindet bis ans Ende des vierten Geschoßes die Abschlußmauer des Hauptschiffes, worauf dieselbe in einem niedrigen Giebel endigt, aus dem sich langgestreckte Fensterblenden herabsenken. Die unter dem hohen Chorfenster ansetzende, sich stark herausbauende Vorhalle mit hohem, weitem, einfach gestaltetem Portal, von außen architektonisch verwahrlost, bewahrt im Innern ein sehr bemerkenswerthes Netzgewölbe. Das Innere der Kirche selbst,



Gothische Holzkirche in Kamitz.

ein dreischiffiges Langhaus und ein polygon abschließender Chor, ist durch sein Streben nach bedeutender Höhenentwicklung und durch die schlanken Verhältnisse charakterisirt. Die zahlreichen hohen Fenster sowohl im Presbyterium als auch im Langhaus übergossen den Raum mit einer Fülle von Licht; nach dem großen Brande des Gotteshauses ward nicht blos das schwere, alle drei Schiffe überspannende Dach aufgesetzt (während früher das Mittelschiff sein eigenes Dach hatte, dem sich die Dächer der Seitenschiffe in sanfter Neigung anschlossen), sondern auch eine ziemliche Zahl der Fenster ganz oder theilweise vermauert; die offen gelassenen erhielten rundbogigen Abschluß. An Stelle der eingestürzten gothischen Gewölbe traten rundbogige und die hochgehenden Pfeiler wurden durch langgezogene korinthische Pfeiler verkleidet, die trotz des aufgesetzten hohen Gebälkstückes zwischen dem Capitäl und dem Ansatz des Bogens der Höhe nicht gerecht werden können. Sind auch die gothischen, die Pfeiler verbindenden Bogen und der große gothische, das Priesterschiff vom Langhaus trennende Gurt erhalten, so sind dies doch nur kümmerliche Reste. Die Hauptwirkung kommt von dem die Blicke mächtig auf sich ziehenden Hochaltar, einem pompösen Schaustück des XVIII. Jahrhunderts.

In dem Nachbardorfe Kathrein steht auf dem Friedhofe eine Kapelle, gleichfalls ein Ziegelrohbau, ein achtseitiges Prisma bildend, mit spitzbogigen Fenstern und Streben an jeder Mauerkante. Der Dachabschluß ist nicht der ursprüngliche. Das Innere ist ganz umgestaltet. Formen und Baumaterial weisen auf die Entstehung zur Zeit des Baues der Pfarre hin; sie selbst erinnert an die in Breslau einst bestandene Maternikapelle (in der Nähe der Elisabethkirche).

Österreichisch-Schlesien besitzt noch eine Anzahl Kirchen, deren ursprüngliche Anlage gothisch gewesen ist, die jedoch in gleichem oder erhöhterem Maße einer späteren Bauperiode zum Opfer gefallen sind,. wie die Troppauer Pfarrkirche, so die Pfarren zu Hotzenplotz, zu Jägerndorf und Teschen. Es sind spätgothische Bauten. Die dreischiffige Kirche zu Hotzenplotz bewahrte weder das Innere noch das Äußere vor gewaltsamen Veränderungen, hat aber, trotzdem die vierseitige massige Thurmhalle der Westfront vorgebaut wurde, in derselben das ursprüngliche Portal aus feinen Säulenbündeln mit Laubwerk erhalten; die zwei schweren aus dem Viereck in das Achteck übergehenden Thürme der Jägerndorfer Kirche, welche das ganze Stadtbild beherrschen, zeigen an dem halb zerstörten Maßwerk einzelner Fenster, daß statt der rohen leeren Putzhülle einst anderes hier gewesen. Beide Kirchen besitzen ein dreischiffiges Langhaus. Die Teschner Kirche war einschiffig, jedoch mit einem Querschiff versehen. Das Südportal mit seinem langen Stabwerk gehört einem zweiten Umbau an, den dieser Bau gleichfalls noch in spätgothischer Zeit erfuhr. Im Minoritenkloster in Troppau ist das Winterrefectorium aus einem Arm eines spätgothischen Kreuzganges gebildet; es ist dies einer der wenigen Überreste aus der



Die Pfarrkirche in Troppau.

gothischen Zeit dieses Baues; doch auch hier hat das XVIII. Jahrhundert eingegriffen und Basreliefs spielender Engel in die Spitzbogen eingefügt. Die kleinen gothischen, einschiffigen Kirchen von Niklasdorf und Alt-Bielitz, von der Folgezeit weniger angetastet, zeigen einfache Verhältnisse und Formen. Eine gegenwärtig nicht mehr bestehende Kapelle in Kostelec (bei Teschen) hatte den Spitzbogen am Abschluß des Priesterchors mit bemerkenswerther Schärfe ausgebildet, während er anderswo, wie z. B. an der Kathreiner Pfarre, gedrückt erscheint. Die vor dem Westende errichtete freistehende Glockenstube mit ihrer primitiven hölzernen Bedachung und Verkleidung bietet eine so eigenartige Erscheinung, daß sie nicht unbeachtet bleiben kann. Ein spätgothischer Bau aus dem XVI. Jahrhundert ist die Kirche von Punzau, die jedoch gleichfalls mehrfache Umgestaltung erfahren hat.

Im XVI. Jahrhundert begegnen wir einer gesteigerten Bauthätigkeit. Wir treten in das Zeitalter der Renaissance, die vom Westen und vom Süden nach Schlesien eingezogen ist. Neben geistlichen Bauwerken lenken weltliche Schöpfungen das Augenmerk auf sich. Und zwar stehen die weltlichen in erster Linie. So die Schlösser von Geppersdorf und von Freudenthal in ihren älteren Theilen. Ersteres stammt aus dem Jahre 1569 und der gesammte rückwärtige Theil, die Hofanlage und die ebenerdigen Räume überhaupt tragen den Charakter der Renaissance an sich. Dieser Theil der zweigeschoßigen Façade war von zwei achteckigen Thürmen (von denen der eine wegen angeblicher Baufälligkeit abgetragen wurde) flankirt. Das untere Geschoß des Thurmes sowie des Schlosses enthält rundbogige und darüber oblonge Mezzaninfenster, das obere geradsturzige Fenster; ein breites Sims trennt beide, die Seiten sind von Pilastern eingefaßt. Über einer Hohlkehle steigt aus kurzem Dachrande eine Kuppel auf mit dem Profil des Eselrückens; sie trägt eine Laterne mit kuppelartiger Überdachung, die durch eine Einschnürung gedoppelt erscheint. Der kleine wiederholt umgebaute rechteckige Hof war mit Arkaden versehen, die gegenwärtig vermauert sind. Steht das Geppersdorfer Schloß in Anlage und Formen im Zusammenhang mit anderen Schlössern Preußisch-Schlesiens, so zeigt der Hof des Freudenthaler Schlosses Verwandtschaft mit den Schlössern Mährens aus dieser Periode, ist also von der aus dem Süden eindringenden Renaissance berührt. Auf einem nach Nordwesten steil abfallenden Felsen erbaut, ist dasselbe durch die Ungunst der Bodenfläche eingeengt. Der Hof bildet ein verschobenes Viereck mit zwei Lang- und zwei Schmalseiten. Zwei Arkadengeschoße umziehen denselben. Auf den hochgeführten rusticirten Pfeilern stehen die dorisirenden Säulen der oberen bedeutend niedrigeren Arkadenreihe auf hohen Postamenten; diese sind durch Brüstungen verbunden. Der Gesammteindruck ist ein lebendiger, luftiger, jedoch eine scharfe Musterung vertragen die Formen nicht. In die eine Schmalseite ist der aus dem Viereck ins Achteck übergehende Thurm eingebaut. An der gegenüberliegenden Langseite tritt mit dem Stiegenhaus der Barockstil ein.

Das Schloß zu **Roßwald** ist ein nüchterner Bau; zwei Risalite flankiren die elfaxige Mittelfront. Ein stark geschwungener Giebel, in der Mitte angebracht, schließt mit Fenster und Uhr den Dachausbau und verstärkt den Eindruck der Leere, der von den Wänden



Inneres der Kirche in Kostelec (bereits abgebrochen).

rings ausgeht. Der viereckige Hof wirkt verdrießlich durch die aufdringlichen, geschmacklosen Decorationsmotive an den Fenstern. Die Kirche des Schlosses zeigt eine Merkwürdigkeit: die beiden Kapellen sind angefügt, als wären sie abstehende Ohren. Was von Pracht an

dem Hodiß'schen Schlosse gerühmt wird, das lag in dem decorativen Schmuck und den Malereien aus der Zeit des Barockstils, was gegenwärtig so gut wie verschwunden ist.

Von anderen Schlössern wäre noch insbesondere auf die erzbischöfliche Residenz in Jauernig hinzuweisen. Eine der Frühbauten der Renaissance in Schlesien (1509), haben die folgenden Jahrhunderte aus ganz bescheidenen Anfängen jenen mächtigen Gebäudezug geschaffen, der mit seinem Kapellenrund und dem daraufgesetzten viereckigen Uhrthurm mit Gallerie und Glockenhelm über die Baumwipfel des Parkes hinab auf den Platz des Städtchens und weit ringsum in die Ebene schaut. Da die Zubauten auch Einbauten waren, so hat die folgende Zeit auf Kosten der vorangehenden gezehrt, und zwar so gut, daß beispielsweise ganze Arkadenreihen so gut wie verschwunden sind und sich ohne tiefgehende Untersuchungen das Mein und Dein nicht leicht bestimmen läßt.

Von den weitläufigen Schlössern von Friedek und Jägerndorf muß letzteres wegen der darin aufgefundenen Sgraffiti besondere Erwähnung finden. Dieselben ziehen sich an der Außenseite eines Arkadenganges dahin; Pflanzenornamente und Figuren wechseln ab; an der daranstoßenden Wand merkt man, wo die Tünche abgefallen, Spiegelquadern. Sie stammen aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. Dieser Schmuck beschränkte sich nicht allein auf das Schloß, man findet Spuren an der Pfarrkirche und an Privathäusern; auch in anderen Städten, wie in Troppau, waren derartige Verzierungen beliebt.

Die Gegenreformation war in ihren Bauten von praktischen und weniger von künstlerischen Absichten geleitet. Die Kirchen sind dreischiffige Anlagen mit niedrigen Seitenschiffen — mit und ohne Empore — sehr massiven Pfeilern, Kreuz- und Tonnengewölben. Die Façaden sind nahezu schmucklos. Der Eindruck des Schwerfälligen haftet allen diesen Bauten an. Was an decorativem Beiwerk auffällt, hat eine spätere Zeit hinzugethan. Beispiele sind die Pfarren von Friedek, Hennersdorf, Engelsberg, Freudenthal (letztere aus einer gothischen Anlage entstanden, die unheimlich öde Façade noch mit gothischem Portal und gleichen Fenstern und Blenden).

Als in jener Zeit der Bürgerstand zu Wohlhabenheit und Bedeutung gelangte, schufen sich in den größeren Städten die auf den „Ringen" oder in den Hauptstraßen ansäßigen Bürger ihre Häuser mit gemauerten „Lauben" oder einem die ganze Weite des Untergeschoßes überspannenden Gewölbe (die Trinkstube der schankberechtigten Häuser). Die spitzen Giebel waren einfach gebildet und geschmückt; ein Giebel mit drei Reihen Arkadenblenden, wie ein solcher am Freudenthaler Ring zu sehen ist, — an der Dreifaltigkeitskirche in Teschen wurde ein ähnlicher angebracht — ist als eine Besonderheit zu verzeichnen. Im Allgemeinen stimmen diese Stadthäuser mit den Häusern der nördlichen und westlichen Landesnachbarn überein. Troppau, das sich im Beginn des XVII. Jahrhunderts großer Wohlhabenheit erfreute, gönnte sich den Luxus eines ansehnlichen Stadtthurmes, der aus



Das Innere der Jesuitenkirche in Troppau.

einem Häuserblock im mächtigen Viereck aufsteigt, dann in das Achteck übergeht und mit drei sich verjüngenden, durch Gloriette getrennten Kuppeln und spitzem Helmdach abschließt; es ist keine großgedachte, aber eine durchaus verständige, einheitliche Leistung.

Die Bauperiode des XVIII. Jahrhunderts, welche ihren Charakter dem Lande aufprägt, wurde auf kirchlichem Gebiete durch den Bau der Jesuitenkirche in Troppau eingeleitet, und diese Bauweise blieb die herrschende bis an die Grenze desselben. Die dem Gesù in Rom entnommenen Formen wurden den Verhältnissen jeder Art angepaßt. Mit dem Streben nach Großräumigkeit und mit der Strenge und Nüchternheit der Formen gehört der Jesuitenstil der Spätrenaissance an, aber die decorative Ausgestaltung, welche seine Bauten erfahren, ist barock.

Die Kirche und das ehemalige Collegium der Jesuiten (1675 bis 1723) bilden den östlichen Abschluß des Niederringes und geben dem geräumigen viereckigen Platz durch ihre Höhen- und Breitenentwicklung wie durch die Einheitlichkeit des Baucharakters ein feierliches Gepräge. In der Mitte erhebt sich das Gotteshaus; es tritt mit seiner stattlich aufgebauten Westfront in den Platz hinein. Sie gliedert sich in zwei Geschoße. Das Schiff der Kirche gelangt durch ein dreigetheiltes Mittelrisalit zum Ausdruck, an welches sich bis zum Gurtgesimse die Rückenlagen für die Kapellen und Empore mit gegenwärtig verunstalteten Consolenanschwüngen angliedern. Die Dreitheilung des Risalits ist in beiden Geschoßen durch je vier mächtige, auf hohen Sockeln ruhende Composit-Pilasterpaare hergestellt, die Rücklagen sind von zwei Pilastern eingefaßt, ein hoher Giebel bildet den Abschluß. Das geradsturzige breite und hohe Portal wird von compositen Säulen flankirt, auf deren hohem Gebälkstück ein gerader Giebel aufsteigt. Das Klostergebäude, im gleichen Charakter gehalten, jedoch mit jonischen Pilastern, die entweder paarweis oder bündelartig auftreten, umschließt einen großen viereckigen Hof. Auch hier hat die Neuzeit durch Anlegung eines Mezzanins über dem früheren Dachsims und durch Niederlegen des Daches verändernd eingegriffen. Die Ostfaçade, welche früher in Privatgärten versteckt lag, bildet jetzt eine beherrschende Front längs des neugeschaffenen Franz Josephsplatzes. Der viereckige Thurm steigt an der Nordseite des Presbyteriums unvermittelt aus dem Verbindungstract empor, sein Helm erhebt sich in drei sich verjüngenden, durch zwei Gallerien geschiedenen Kuppeln.

Das Innere zeigt folgende Entwicklung. Ein hohes Tonnengewölbe überspannt das Langhaus, ein solches das engere, durch einen Portalbogen sich öffnende, um einige Stufen erhöhte Presbyterium; die zwischen die eingezogenen Strebepfeiler gelegten Kapellen im ersteren sind von Emporen überbaut. Hohe korinthische Doppelpilaster tragen das leicht-verkröpfte Gesims. Halbkreisfenster über den Altären, auf den Emporen und über dem Sims, von denen Stützkappen in das Gewölbe schneiden, erhellen im Verein mit den hohen Chorfenstern den Kirchenraum. Im Presbyterium mit seinen dunklen Emporen



Wallfahrtskirche in Friedek.

schaffen zwei seitlich von dem Bilde des Hauptaltars angebrachte Fenster nur mäßig Licht. Störend wirkt das in der Nähe der Wölbung in den Chorabschluß eingelassene Halbkreisfenster. Der Reiz des Kircheninnern liegt in der Raumwirkung des Langhauses, dem gegenüber das Presbyterium kapellenartig erscheint, ferner in seinem Schmuck: in den bewegt gruppirten, farbenreichen Malereien des Jesuiten Laienbruders Franz X. Steiner, in den ornamental und figural reich gestalteten Stuccoverzierungen an den Emporen und in dem von Christ. Kiniel ganz großartig aufgebauten Hochaltar. In zwei Stockwerken

erhebt sich, zweigetheilt über Sockeln mit rundbogigen Durchgängen, kühn und licht eine zweigeschoßige Säulenarchitektur in dem dunkeln Ton des Holzes, aus dem sie geschaffen worden. Je zwei Säulengruppen mit einfachen Gewänden im Hintergrund bilden das erste Geschoß, je eine mit abschließenden blau leuchtenden Vorhängen das verjüngte zweite. Die weißen Gestalten der heiligen Männer, jauchzend anbetender Engel und heiter spielender Putti sind zwischen den Säulen vertheilt oder bilden den krönenden Abschluß des Baues oder ruhen, wie im Niederschweben begriffen, auf den Postamenten aus. Das schimmernde Gold an den Capitälen und Basen der Säulen, an den Gewändern und Insignien der Statuen erhöht noch die dunkle Pracht des Baudenkmals. Der silberglänzende Tabernakel mit einem großen Gnadenbild der Mutter Gottes in gleißendem Strahlenkranz, darüber am Chorabschluß das hohe Bild des heiligen Georg, stellen eine völlig entsprechende Verbindung der beiden Bautheile her, und wenn auch an dem Tabernakel und dem Zubehör die Composition nur wenig befriedigen kann, so lösen die zahllosen Lichtreflexe der Metallornamente die Formen dem ferneren Auge auf, und dieses ruhige Flimmern von Silber und Gold vermag nicht den bedeutsamen architektonischen und malerischen Gesammteindruck des Altars zu stören. Weniger befriedigt die Kanzel. Ihr Erbauer, Johann Ruef, läßt die Brüstung gewaltig schwellen und lagert die begleitenden Thiergestalten der Evangelisten Markus und Lukas breit davor. Der Kanzeldeckel thürmt sich in einer Engelgruppe auf, die noch von einer Gestalt des Glaubens mit Kreuz und Kelch überragt wird.

Das Minoritenkloster daselbst, ein weitläufiges Gebäude (1741 bis 1756) in der Art des vorigen, trägt, der vorgeschritteneren Zeit entsprechend, Muschel- und Gitterwerkschmuck in den Giebeln. Die Kirche in Olbersdorf (1756), ihre Façade mit den Mitteln der Jesuitenkirche bestreitend, dominirt wie diese den Platz. Der Thurm steigt unorganisch aus der Westfront auf. Bei zwei hervorragenden Wallfahrtskirchen — der am Burgberg bei Jägerndorf und der Marienkirche bei Friedek — erscheint die Façade doppelgethürmt; auch hier sind die Thürme nicht organisch mit dem Bau verbunden. Die früher entstandene Jägerndorfer Kirche (1722 bis 1727) war für die reicher gestaltete Friedeker (1740 bis 1756) Vorbild gewesen. Die Façade hat hier einen schlankeren und geschlosseneren Charakter. Die Thürme markiren sich in der breitheiligen Façade als Seitenrisalite und bauen sich noch ein Stockwerk über dem Façadengiebel auf, bevor sie den Helm aufsetzen. Das einschiffige Innere der Burgbergkirche empfängt seinen besten Schmuck von der Malerei, die blos gestrichene Friedeker Kirche macht einen nüchternen Eindruck und das reiche Licht der Fenster in den Kapellen und auf den Emporen (in Jägerndorf sind die Kapellen fensterlos) wirkt noch verstärkend. Köstlich ist die Lage beider Kirchen und namentlich die Burgbergkirche beherrscht weit hinab und hinauf die Thäler der Oppa.

In den vielen Landkirchen, die im XVIII. Jahrhundert entstanden, sollte mit einfachen Mitteln Entsprechendes geleistet werden. Das Äußere ist durchwegs schlicht, ein paar Lisenen beleben kaum die Façade, der Thurm trägt die unvermeidliche Zwiebel. Der Innenraum wirkt mit einem Tonnengewölbe bei aller sonstigen Bescheidenheit feierlich. Beliebte Verzierungen der Deckenfelder sind geschwungene und mehrfach gebrochene Rahmen (am schönsten in Weissack), zwischen den Fenstern theilen composite Pilaster die Flächen; die Altäre sind an den Seitenwänden, da Nischen in der Regel fehlen, unmittelbar angelehnt, Die Empore im Presbyterium sind selten ohne Schmuck. Der Ton des Kalkes wird gemieden, die Wahl der Farbe ist nicht immer mustergiltig. Möglichst wirkungsvoll ist der Hochaltar gestaltet; an einzelnen Orten ist der Taufbrunnen mit figürlichem Schmuck bedacht. Zu nennen wären noch besonders die Kirchen von Jauernig, Breitenau, Johannesthal.



Das Postgebäude in Zuckmantel.

Ein richtiges Übergangsglied zu den Profanbauten ist die Post in Zuckmantel. Unwillkürlich erinnert dieses Gebäude an die Augustinerkirche in Brüssel, die um die Mitte des XVII. Jahrhunderts entstanden ist. Die Zuckmanteler Post wurde 1698 erbaut. Wurde in Brüssel eine Kirche zur Post umgewandelt, so hat in Zuckmantel die Façade der Post ein kirchliches Aussehen erhalten. Parterre und erster Stock sind durch vier verkröpfte korinthische Pfeilerbündel dreigetheilt. Im mittleren Zwischenfeld ist das Korbbogenportal eingestellt. Aus dem Schlußstein des Bogens

schwingen sich nach beiden Seiten Drapirungen hin. Die Fenster sind gerade. Über dem einfachen Sims wird die Attica von dem einaxigen Zwischenstock durchbrochen, welcher von verkröpften Doppelpilasterbündeln eingefaßt ist. Über dem geraden Fenster wird ein ovales von einem Kranze umrandet. Der Giebel ist in gegeneinander schwingende Consolen aufgelöst, zwischen welchen eine Monogrammplatte mit kleinem Ziergiebel gestellt ist.

Das Palais Blücher und das Palais Sobek, beide nach dem Brande von 1689 entstanden, tragen das gleiche charakteristische Gepräge; jenes ist reicher an ornamentaler Gliederung, dieses zierlicher in decorativem Schmuck; beide repräsentiren die barocke Richtung, wie sie an sächsischen Bauten am Beginn des XVIII. Jahrhunderts erscheint. Die zweigeschoßige Hauptfaçade des Blücher'schen Palais zerfällt in einen dreiaxigen Mitteltheil und in die zweiaxigen Seitentheile, ohne daß ersterer als Risalit vorspränge. Dieser trägt einen gleichgegliederten Dachausbau mit Attica und Rundgiebel. Im Parterre ist derselbe von Rusticapfeilern eingefaßt; solche stehen auch als äußere Umrandungen an den Seitentheilen. Die Mitte füllt das Portal im Korbbogen. Drei in Dreieck gestellte jonische Säulen auf hohen Postamenten tragen den Balcon, dessen schmiedeisernes Gitter zu den schönsten Erzeugnissen dieser Art in Schlesien zählt. Diese fünffache Gliederung wird im ersten Geschoß durch Pilasterpaare oder Bündel weitergeführt. Das mittlere der Balconfenster hat ausnahmsweise den Korbbogen. In dem Giebel, welcher die Simslinie des Daches unterbricht, stehen Wappen. Der Dachausbau mit seinen drei Korbbogenfenstern und den rohen Pilástercapitälen zeigt eine spätere Hand. Links und rechts sind ovale Mansardenfenster. Das Innere ist gänzlich umgestaltet.

Hier nun muß die dieser Periode angehörende Umgestaltung der Schlösser von Geppersdorf und Freudenthal Erwähnung finden. An beiden hat der im Süden Deutschlands ausgebildete Barockstil seine umgestaltende Kraft gezeigt. In Geppersdorf hat sie die vordere Façade ergriffen, in Freudenthal das gesammte Äußere der Schloßanlage. Dort entwickelt sich eine zehnaxige Front; das Parterre ist als Sockel behandelt, die hohen Fenster der Belletage und die Mezzaninfenster darüber sind durch korinthische Pilaster nach dem von Bernini geschaffenen und in aller Welt populär gewordenen Vorbild in ein Bauglied zusammengefaßt. Die Fenster, mit geradem Sturz abgeschlossen, sind im ersten Stock von geschwungenen, auf Consolen aufruhenden Giebeln überdacht, deren Felder mit Büsten gefüllt sind. Ein breites Gesims mit Reliefband leitet zu dem steilen Dache hinauf. Das rundbogige, von Säulen flankirte Portal trägt auf seinem Gebälke abgebrochene Giebel. Der stattlichen Gesammtwirkung der Façade gegenüber zeigen die ornamentalen Formen trotz ihrer Mannigfaltigkeit bereits Ermüdung und glatte Nüchternheit im Einzelnen, was seine Erklärung darin findet, daß das Ende der Umgestaltung des Schlosses erst in den Anfang dieses Jahrhunderts fällt.

Bei dem Schlosse zu Freudenthal fällt das Schwergewicht auf den fünfaxigen, der Stadtseite zugekehrten Einbau. Es ist im Ganzen dieselbe Gliederung wie bei Geppersdorf wahrnehmbar, nur trägt das Gesims eine Attica, Portal und Balcon sind reicher gestaltet, letzterer mit Fahnen und Armaturen geschmückt. Die leicht nach rechtshin und linkshin ablaufenden Seitenwände behalten die Gliederung, wenn auch nicht die Verzierungen.



Palais Blücher in Troppau.

Die zu beiden Seiten der Einfahrtshalle angelegte Prachttreppe steigt in den Gängen doppelarmig auf. Der Barockeinbau fällt in das Jahr 1766.

Die Baulust drang nun auch in weitere Kreise und manches Bürgerhaus putzte sich, das Selbstgefühl seiner Bewohner zur Schau tragend, stattlich mit Pilastern, Fenstergiebeln und verzierten Portalen heraus. An den Privathäusern jener Zeit tritt vielfach das bei dem Geppersdorfer Schlosse angegebene Motiv auf, das sich ja allüberall eingebürgert hat. Bielitz besitzt an dem Haus am Ring Nr. 13 eine Façade, die sich nicht mit Blumenkörben auf Pilastern und mit gewundenen Kränzen genug sein läßt, sondern noch

Drapirungen auf und ab von Fenster zu Fenster schlingt. Eine originelle Zweitheilung einer Façade durch einen Pilaster findet statt bei Nr. 11 am Stadtplatz. In Zuckmantel haben die Häuser am Hauptplatz vielfach die Façade des Postgebäudes zum Vorbild genommen, wodurch derselbe einen überaus würdigen Charakter erhält. Viele Häuser mit breiten geschwungenen Giebeln besitzt Jauernig, doch wurden im Verlaufe der Zeit die wetterbrüchigen Stellen beseitigt, und man trug Sorge, daß die Giebel möglichst glatt ablaufen. Troppau wurde durch den furchtbaren Brand von 1689 und die Kriegszeiten des folgenden Jahrhunderts so hart betroffen, daß die bauliche Entwicklung der Stadt — im Ganzen genommen, nicht im Einzelnen — sogar Rückschritte zeigt. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts macht sich die von Wien ausgehende und von dem deutschen Orden für seine Bauten aufgenommene trockene, classicistisch-Palladianische Richtung geltend, wie das die Kirche zu Würbenthal, die Ordenshäuser in Freudenthal und an anderen Orten zeigen. Der Umschwung, der sich von den Fünfziger-Jahren an in Wien vollzog, wirkte auch auf unser Land. Im Kirchenbau kehrte man zur Gothik zurück, und hier wirkte niemand geringerer als der Gothiker Friedrich Schmidt als Schöpfer, Lehrer und Berather. Der gewaltige Thurm, welchen er der Friedeker Pfarrkirche (1876) baute, stimmt zwar nicht zu dem Gotteshaus, aber er hebt das Stadtbild in einem solchen Maße, daß er für das Nachbarland zum Vorbild geworden ist. Schmidt baute auf Veranlassung des Breslauer Erzbischofs Förster die Kirche in Krautenwalde (1878 bis 1882). Aus hellem Kalkstein erhebt sie sich in dem engen Waldthale, einfach, schlicht, fast schüchtern in ihrer zusammengenommenen Vorderansicht. Wohl hat Schmidt bei diesem Waldkirchlein an alle seine Dome und Rathhäuser vergessen, aber seine Meisterhand hat sich auch im Kleinen bewährt.

Unter seinem Einfluß entwickelten sich Gustav Meretta (gestorben 1888) und Albin Prokop, ersterer der Erbauer der Kirchen in Liebenthal, Deutsch-Paulowitz und Roßwald, letzterer der Schöpfer der Kirche in Trzyniec. Meretta hatte große Reisen gemacht und manchen der Eindrücke in seinen Bauwerken verwerthet; bei unseren Kirchen ins Große zu gehen, das war ihm durch den Zweck nicht gestattet. Mit der Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse stellte sich neben der Einfachheit auch eine gewisse Nüchternheit ein, die weniger an der romanischen Roßwalder Kirche als an den beiden anderen gothischen Bauten bemerkbar ist. Der Bauherr war der Fürsterzbischof von Olmütz. Die Kirche in Trzyniec ward im Auftrag weiland Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht errichtet. Prokop erbaute sie in vierzehn Monaten (1883 bis 1884). Die auf einem Hügel gelegene Kirche ist in Kreuzform gebaut. Presbyterium und Seitenarme sind mit den fünf Seiten des Achtecks geschlossen. An das hochgehende Mittelschiff schließen sich niedere Seitenschiffe an, durch schlanke, reichgegliederte Pfeiler mit demselben verbunden. Das ober dem Chor gelegene

zweitheilige Fenster und die zwischen die Strebepfeiler gestellten hohen Fenster führen dem Kircheninnern reichlich Licht zu. Der Thurm ist der Façade vorgelagert. Er ist mit rechtwinkelig abgehenden, abgestuften Strebepfeilern verstärkt, welche Art an den Breslauer Kirchen üblich ist, und schließt mit hoher Pyramide. Der Giebel der Façade ist treppenartig



Kirche in Trzyniec.

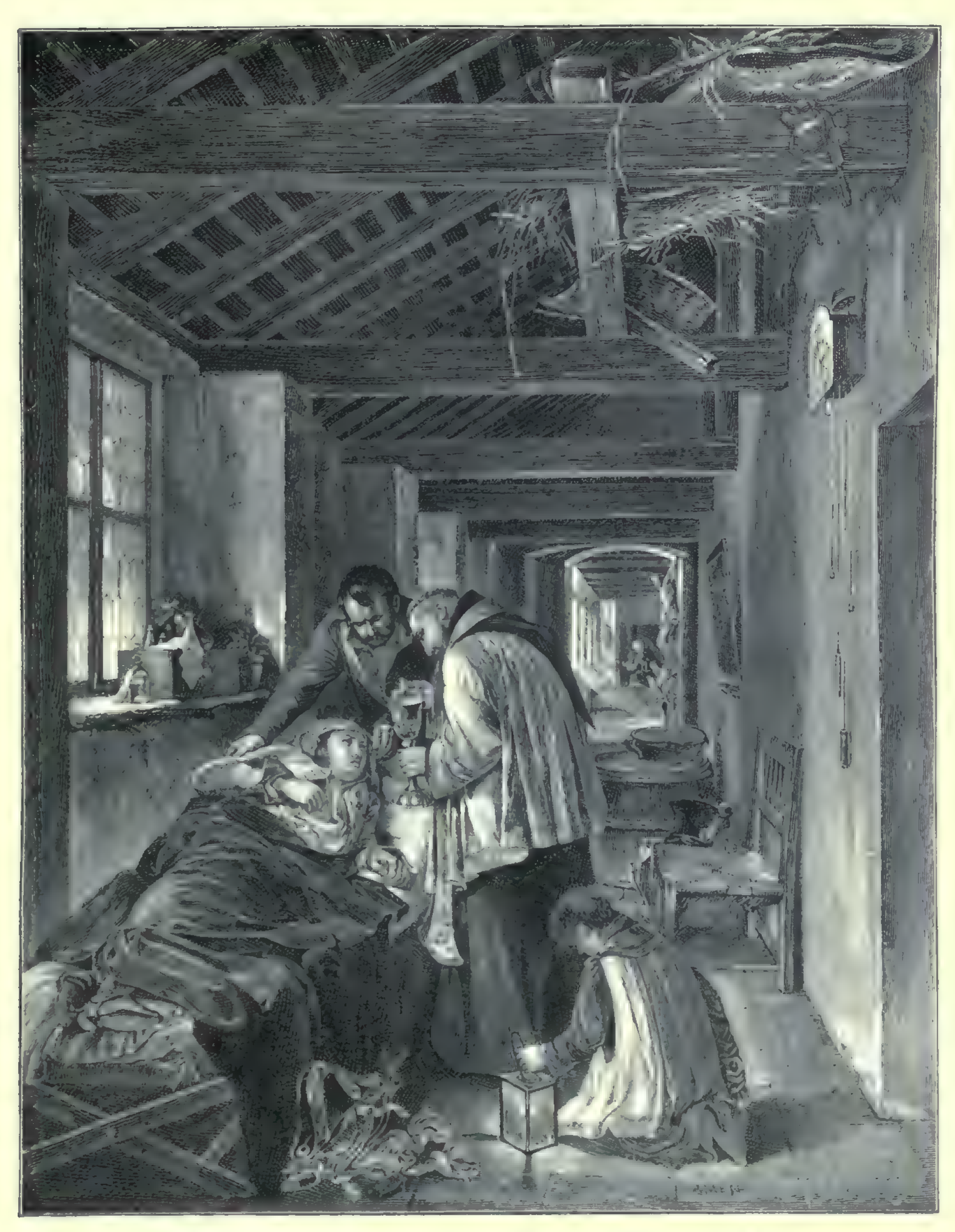
gebildet. Auch das zierliche Portal und die an die Seitenschiffe angelegten Eingänge haben Treppengiebel. Die Kirche ist ein Ziegelrohbau. Im Innern ist er auch an den Pfeilern, Diensten, Gesimsen, Rippen, Gurten, Profilen ꝛc. verwendet, und nur die glatten Flächen sind verputzt. Die Monotonie des Roth wurde glücklich durch Eintreten von gelben, braunen, grünen Tönen überwunden. Am Äußern ist der lichtgrüne Karpathensandstein

für die Abdachungen der Strebepfeiler benützt. Wenn Schmidt diesen Bau als ein in jeder Hinsicht gelungenes Werk bezeichnen muß, das seinem Erbauer alle Ehre macht, dann darf man wohl an dem Werke Prokops seine Freude haben. Andere gothische Kirchen wurden von Schwarzer aus Jauernig in Niedergrund und am Gotteshausberg bei Friedeberg errichtet, von Schweda aus Teschen in Cameral-Ellgoth; zu nennen wäre noch die Kirche von Einsiedl, in ihrem hellen Ton ein leuchtender Mittelpunkt des reizenden Oppathales.

Im Profanbau herrscht die Renaissance fast unbeschränkt in der Wiener Ausbildung. Nördliche Einflüsse zeigen sich nur ganz vereinzelt, und die allseits bethätigte Baulust greift verändernd in das alte Stadtbild ein oder schafft ganz neue Stadttheile. Troppau hat das Kaiser Franz Joseph-Museum, eine Reihe von Lehranstalten, das Theater, das Gerichtsgebäude, eine Musterkaserne aufzuweisen; Bielitz imposante Schulbauten, die im phantastischen Schmuck glänzende Synagoge, die Sparcasse, das Theater; Teschen Schulbauten, die Sparcasse, den Bahnhof; Jägerndorf Schulbauten, Friedek die Franz Josephsschule u. s. w. Mit den öffentlichen Gebäuden wetteifert der Privatbau.

Die Malerei des sich auslebenden Mittelalters und der Renaissance ist in Schlesien nur in vereinzelten Werken vertreten, und diese sind entweder nicht auf schlesischem Boden geschaffen worden oder man kann nicht den Nachweis erbringen, daß der Maler ein Schlesier war. Gemälde, wie die des Altbielitzer Altarschreines und des Kurzwalder Altarblattes, die mit dem Charakter der Bilder der böhmischen und fränkischen Malerschulen übereinstimmen, sind eingewandert. Von letzterem wird berichtet, daß ein Bischof von Krakau dasselbe um 1500 gespendet und daß es der dortigen Malschule entstamme; einen gleichen Weg wird das erstere gezogen sein. — Das Pestbild von Barzdorf führt bereits in die Zeit der Renaissance (1571). Sein Maler heißt Bartholomäus Ört; woher er war, ist unbekannt. Der Heiland am Kreuze hält die Mitte des Bildes; rechter Hand sind in schwarzen Gewändern die Spender des Gemäldes mit gefalteten Händen gereiht; zur Linken nach dem Hintergrund ist die Schlange Mosis aufgerichtet; bittendes Volk bewegt sich im Vordergrund daselbst. Von allem andern abgesehen, verräth das die Arme zur Schlange hinstreckende Weib den Einfluß italienischer Kunstwerke. Das XVII. Jahrhundert hat ein Werk eines fremdländischen Künstlers hinterlassen: eine Kreuzabnahme von Oswald Onghers auf dem Hochaltar zu Freudenthal. Tizianische Einflüsse und die Richtung Caravaggios machen sich darin geltend; auch die Berninische Art, den Engeln die Marterwerkzeuge in die Hände zu geben, findet sich vor. Unter diesen Engeln aber gibt es welche von hinreißender Anmuth.

Von den in Schlesien thätigen Künstlern des XVIII. Jahrhunderts, für welche zumeist entweder Rom oder Wien die Vorschule gewesen, gehören Johann Franz Greipel



Adalbert Schindler: Ein verwundeter Officier empfängt in einer Mönchzelle die letzte Oelung.

und Felix Leichert Schlesien selbst an; beide wurden von dem jungen, aber mächtigen Glanz der Kaiserstadt angezogen, wo sie ihre künstlerische Ausbildung genossen.

Johann Franz Greipel (1720 bis 1798) aus Bennisch in Schlesien, war Mitglied der k. k. Akademie in Wien, erblindete in seinem Alter und wurde zur Linderung der Nothlage, in die er gerathen, von Kaiser Franz unentgeltlich in die Pensionsgesellschaft derselben aufgenommen. Ein Bruder des Malers, Priester in Karlsthal (bei Würbenthal), hatte durch seine Bemühungen und durch die Aufwendung seines Vermögens die Kirche daselbst neu hergestellt. Er veranlaßte ihn, die Bilder zu liefern. Greipel malte die Bilder des Hochaltars, der Seitenaltäre und die Kreuzwegstationen. Zur selben Zeit malte er auch Bilder für andere Kirchen in Schlesien, so für den Hochaltar der Jägerndorfer Pfarre einen heiligen Martin, für den Hochaltar in Breitenau denselben Heiligen, für den Annaberg bei Engelsberg eine Heimsuchung Mariens (in den Jahren 1777 bis 1779). Aus späterer Zeit stammt das Dreifaltigkeitsbild am Hochaltar in Klein-Mohrau. Die aufgezählten Bildwerke sind von ungleichem Werth. In seinen guten Eingebungen erscheint er als Maler des Sanften, Weltentsagenden, überirdisch Verklärten. Der zum Himmel aufsteigende heilige Martin mit dem edlen Ausdruck demuthsvoller Hingabe (in Breitenau), Martinus als Wunderthäter in ruhiger Klarheit (in Jägerndorf), die abgeklärte Milde Gott Vaters in seinem Dreifaltigkeitsbilde, und überall die Putti, und besonders die schwebenden Engelsköpfe, verschönt von Anmuth und Liebreiz, enthalten die Vorzüge des Künstlers. Und noch eins: in den Kreuzwegbildern erhöht er die Situation durch wirkungsvolle Landschaftsmotive und durch ein kräftiges Colorit.

Felix Ivo Leichert, gebürtig aus Wagstadt (1727), kam als Zeugmachergeselle nach Wien; hier brach er mit seinem Handwerk, das Vertrauen in die Kraft seines Talentes führte ihn der Malerei zu — er wurde Schüler von Maulpertsch — und es hat ihn nicht im Stiche gelassen. Seine Arbeiten bewahren die Kirchen von Troppau, Wagstadt, Kathrein in Schlesien, Brünn und Klosterbruck in Mähren, die Piaristenkirche in Wien und die Kirche der Trinitarier in Krakau. Leichert hat bei Maulpertsch gelernt, ist aber seine eigenen Wege gegangen. Von der verwegenen, stark realistischen Art seines Meisters, von seiner rücksichtslosen Charakteristik, von dem pathetischen Zug in seinen Compositionen und dem ernsten, selbst düstern und schweren Colorit findet sich bei Leichert nicht zuviel. Die Scala seines Könnens entrollt der Bilderschatz der Troppauer Pfarrkirche. Leichert hat direct auf die italienischen Meister des XVI. und XVII. Jahrhunderts zurückgegriffen und sich in dem harmonischen Spiel ihrer Formen und Farben wohl gefühlt. In seinem „Tod Josefs" aber zeigt er, für welche Aufgaben er geschult worden ist. Um sowohl durch die Gestalt des Sterbenden wie durch die Umgebung mit solch ergreifender Kraft zu wirken, wie es der Künstler hier zuwege bringt, auf diese Höhe hat ihm Maulpertsch geholfen und ihn

vor Flachheit und Süßlichkeit bewahrt; dafür hat Leichert manchen spröden Farbenton in seine sonst kräftige Farbenreihe herübergenommen. Ein geschätzter Maler war ferner Franz Günther in Troppau (im letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts). Seine Architekturmalerei hat entschieden mehr Werth als seine figuralen Leistungen. Der Jesuiten-Laienbruder Franz X. Steiner wurde schon bei der Troppauer Jesuitenkirche erwähnt.

Ignaz Chambrez, aus Mähren gebürtig (1752), der sich nach seinen Studienreisen in Teschen niedergelassen hatte und dort ein Vierteljahrhundert verblieb, hat auf Bestellung der Teschener Gemeinde die Bilder der Diplomaten gemalt, welche den Teschener Frieden (1779) geschlossen. Diese Porträts — es sind Brustbilder — besitzen nicht blos historischen, sondern auch künstlerischen Werth. In den Köpfen Seefelds, Breteuils und Repnins erfreuen eine Reihe gut empfundener individueller Züge, an allen Bildern spricht die saubere Mache an. Auch für Kirchen wie in Teschen u. a. war Chambrez thätig. Mehrfach sind mährische Künstler nach Schlesien zu Arbeiten berufen worden; so malte Eckstein die Burgbergkirche von Jägerndorf aus, Stern die Minoritenkirche daselbst, Raab schuf Altarbilder für die Jesuiten- und die Pfarrkirche in Troppau u. a.



Grabstein aus Schloß Johannesberg.

Die Malergruppe der letzten Generationen huldigte, mit wenigen Ausnahmen, dem Genrefache; es entspricht dem Zuge der Gegenwart und steht nicht ohne Beziehung zu dem Charakter der Bewohner des Landes. Robert Theer, geboren 1808 zu Johannisberg, gestorben 1863 zu Wien, war Porträtmaler und Lithograph, Albert Schindler, geboren

1805 zu Engelsberg, gestorben 1861 zu Wien, war ein Schüler der Akademie und Fendis. Sein „Verwundeter Officier in einem Kapuzinerkloster“, im Jahre 1834 gemalt, stellt ihn unter die hervorragenden Künstler der damaligen Wiener Genremaler. Das Gemälde befindet sich im k. k. kunsthistorischen Museum. Schindler war auch k. k. Münz- und Antikenzeichner. Heinrich Teutschert, ein Jägerndorfer (geboren 1846), von Anbeginn seiner künstlerischen Thätigkeit idealen Aufgaben zugewandt, wurde Historienmaler. Er genoß in Wien Führichs und Feuerbachs Leitung und blieb der Richtung des letzteren treu. Seine „Mariä Geburt“ in Braunsdorf und eine „Himmelfahrt Mariens“ in Freudenthal, sowie seine Ausführungen der Feuerbach'schen Entwürfe für die k. k. Akademie zeugen dafür. Josef Kinzel, geboren 1852 zu Lobenstein bei Jägerndorf, ein Schüler der Akademien von Wien und München, entfaltet guten Humor, besonders in der Darstellung feuchtfröhlicher Dorfmusikanten; Ernst Nowak, zu Troppau 1853 geboren, Schüler der Wiener Akademie, Marie Schwarzenberg, geboren zu Teschen 1850, und Simon Glücklich, geboren zu Bielitz 1863, ein Schüler Leopold Karl Müllers, sind gleichfalls auf dem Gebiete des Genres heimisch; Glücklichs „Quintett“ wurde von Seiner Majestät angekauft. An dieser Stelle muß auch des mährischen Malers Ferdinand Krumholz (1810 bis 1878) gedacht werden, weil sich in Schlesien (im Besitze des Dr. Spazier in Jägerndorf) eine Sammlung seiner Werke, Entwürfe und Studien in einer Reichhaltigkeit wie an keinem andern Orte vorfindet, die uns ein vollständiges Bild seiner Begabung, seines Entwicklungsganges und seiner Leistungsfähigkeit ermöglichen.

Das Material, welches das Land Schlesien dem Künstler für Plastik bietet, ist vor Allem das Holz seiner prächtigen Linden; der Sandstein ist weniger gut, Marmor wurde verhältnißmäßig spät — wohl erst im XVII. Jahrhundert — gefunden. Zwei Reliefs vom Schlosse Johannesberg aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts seien hier zuerst genannt. Das eine stammt aus dem Jahre 1505, das andere von 1509, und doch genügen die vier Jahre, eine Wandlung zweier Stilarten hervorzurufen. Trägt jenes, im Figürlichen wie im Ornamentalen, noch vollständig gothischen Charakter an sich, so stellt sich bei diesem in den Gestalten der Sirenen, den umrahmenden Säulen mit dem aus Delphinen geschlungenen Doppelbogen — allerdings noch neben gothischem Blattwerk — eine ganz munter wirkende Renaissance ein, in welcher die neuen Formen mit freier Laune verwendet erscheinen. Die am Ende des Jahrhunderts herrschende Vorliebe für Porträtgrabsteine hat auch in Schlesien — so in Troppau, Teschen, Hennersdorf u. a. — Mehrfaches gezeitigt. Ihr verdanken wir das schöne Grabdenkmal der Frau Barbara Volkmann, Bürgermeistersgattin, auf dem Friedhof in Jauernig (1596). Trotz allen Spuren der Verwitterung hat das edelgeformte Antlitz mit den sanften Rundungen der Wangen und dem feingeschnittenen Kinn seine Schönheit noch nicht eingebüßt. Die

Falten des Gewandes sind, wenn auch etwas streng, so doch mit vielem Verständnis — man beachte das Hervortreten unter der Schneppe — entwickelt, und die Sorgfalt des Künstlers hat sich bis auf die naturgetreue Behandlung der zum Theil sichtbaren Innenfläche der einen der gefalteten Hände erstreckt. Neben der schlichten Sandsteinplatte sei das Marmordenkmal des Fürsten Karl von Liechtenstein (vom Jahre 1627) im Presbyterium der Troppauer Pfarrkirche erwähnt. Es ist ein Prunkstück mit Krone und Baldachin, Genien und Trophäen; ein vergoldetes Medaillon auf dem dunklen Hintergrund einer Pyramidenwand trägt die energievollen und klugen Züge des Fürsten. Ausgezeichnete Holzschnitzereien von der Hand italienischer Künstler — gleichfalls dem XVII. Jahrhundert angehörig — befinden sich an der Kanzel der Roßwalder Schloßkapelle, gleich vortrefflich in ihren schwungvoll behandelten naturalistischen Motiven und in ihrer virtuosen Mache.



Grabstein aus dem Friedhofe zu Jauernig.

Die Arbeit des Bildhauers im XVIII. Jahrhundert ward bei der Beschreibung von Altar und Kanzel der Troppauer Jesuitenkirche charakterisirt; in gleicher Weise wie dort wurden das Kircheninnere beherrschende Hochaltäre in der Troppauer Pfarre, in der Kirche

zu Zuckmantel und in der Marienkirche in Friedek errichtet, die eine ziemliche Verwandtschaft miteinander aufweisen. Von dem hohen Unterbau erheben sich in der Art eines Rundtempels gewaltige Säulen, die Statue der Madonna umschließend, schlanke Consolen steigen von den Capitälen in umgekehrter Stellung nach der Höhe, wo ihre Enden durch eine Riesenkrone Vereinigung finden. Die Unzahl von Heiligenstatuen, die allerorts auf den Altären, auf den Taufbrunnen 2c. den obligaten Schmuck bilden, bezwecken, stimmungsvoll und malerisch zu wirken, wie es jene Zeit verlangte, ohne sich viel um andere Forderungen zu kümmern. Wie immer sie auch sein mögen, besser geartet sind sie doch als die auf die Plätze und an die Wege gestellten, von denen nur die Mariastatue auf dem Platze bei der Kirche in Freudenthal, eine gleiche in Hennersdorf — wegen der malerischen Gesammtwirkung des Monumentes — und ein heiliger Josef in Zuckmantel Ausnahmen machen. Stehen alle diese Arbeiten mitten in der Strömung des Stiles jener Zeit, so begegnet uns in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Mann, der in jener trostlosen Zeit, getragen durch seine große plastische Kraft, ohne jede schulmäßige Durchbildung, Werke schafft, die zu dem Eigenartigsten und Besten gehören, was Schlesien im Gebiete der Kunst hervorgebracht. Es ist Bernhard Kutzer.

Seine Familie war aus Italien eingewandert. Der erste Kutzer, der von dorther kam, war ein Müller und seine Nachfolger waren es auch. Ein Sohn von ihm hat die Mühle in Alt-Rothwasser gebaut. Der Beutelkasten ist mit Säulen und allerlei Schnitzereien von Köpfen verziert. So scheint sich das Talent in den Vorfahren geregt zu haben. Bernhard wurde in Niedergrund im Jahre 1794 geboren. Er hatte bei Keller in Gurschdorf gelernt. Dessen Vater (von ihm stammt der Zuckmanteler heilige Josef) war als Bildhauer bei dem Grafen Hoditz thätig, wo er von einem in Rom ausgebildeten Schlesier, Klar aus Weißwasser, Unterricht empfing. So wirkten in Bernhard jene großen Traditionen nach, allerdings in recht verdünnter Lösung, aber immerhin stark genug, seinem Talente einen bestimmten Antrieb zu geben. Bischof Hohenlohe, der auf die Begabung des jungen Kutzer aufmerksam geworden, wollte ihn reisen und völlig ausbilden lassen. Aber aus der Reise wurde nichts, weder jetzt, noch später. Kutzer blieb in Schlesien, er siedelte sich in Obergrund an, wo er sich einen Hausstand schuf. Wenn er in späteren Jahren von seinen Auftraggebern den Rath empfing, in eine große Stadt zu ziehen, dort würde seine Thätigkeit eine gesteigerte, sein Wirkungskreis ein ausgedehnterer werden, dann lehnte er ab: er bleibe in seinem engen Thale, wo er ungestört, ohne Drängen und Hasten, sich der Verwirklichung seiner künstlerischen Gedanken widmen könne. Mit dieser Hingabe an die Kunst starb er in Obergrund siebzigjährig im Jahre 1864. In der Kutzer'schen Familie wird ein Todtenschädel aufbewahrt, den Bernhard mit zwölf Jahren aus Holz geschnitzt. Hier zeigt sich

ein bedeutsamer Zug seines Wesens. Von früh an war die Natur seine Lehrmeisterin, und er blieb ihr Zeit seines Lebens treu. Er studirte sie mit allem Fleiße, und seine Kenntnisse des menschlichen Körpers, des männlichen wie des weiblichen, wie er sie in seinen Arbeiten verwerthet, sind für den in seinem Streben auf sich angewiesenen Mann erstaunlich. Was er aus dem Barockstil in sich aufgenommen, war die auf das Große abzielende Wirkung desselben, das malerisch Prächtige. Wenn aber auch die affectvolle Pose, das reichflatternde Gewand uns ein Höheres anzeigen soll, so fordert die Natur, wie sie Kutzer verstehen und darstellen gelernt, ihrerseits ihre Rechte; bei aller Freiheit duldet sie kein Über- und am wenigsten ein Unmaß, und bis in die äußersten Knochenenden, in die feinsten Muskelstränge und Adernetze tritt sie mit ihrer Wahrheit auf. Diese Eigenschaften des Künstlers sind aus der beigeschlossenen Abbildung der Riesengestalt des heiligen Michael über dem Hochaltar in der Kirche zu Würbenthal — der Engel ist mit Ausnahme des Flügelpaares und des schwertschwingenden Armes aus einem Lindenstamme geschnitzt — ganz klar zu ersehen. Sie stammt aus dem Beginn der Vierziger-Jahre und zeigt sein Können in der Vollkraft. Stiefmütterlich bis zur Unbedeutendheit erscheint der von dem Erzengel überwundene Böse. Die unterhalb stehenden Apostelfürsten Petrus und Paulus, namentlich der letztere mit dem Ausdruck bewußter, gehaltener Kraft in dem energisch-schönen Kopfe, gehören zu dem Besten, was der Meister geschaffen. Eine preiswürdige Leistung ist die Gestalt der Assunta am Hochaltar in Zuckmantel. Wenn auch der Künstler die Motive der früheren, durch Brand zum Theil zu Grunde gegangenen Statue beibehielt, so ist doch die Haltung eine gemessene, edle, die Empfindung eine mehr innerliche geworden. Eine kleine, 40 Centimeter hohe Holzstatuette, den „Seehirt von Moosebruch" darstellend — sie gehört zu den Erbstücken der Familie — zeigt den Versuch des Künstlers, einer Gestalt der schlesischen Volkssage plastische Form zu geben. Der Seehirt ist in den verschiedenen Sagen immer ein anderer, Sentimentalität und Tücke wechseln bei ihm in freiester Weise miteinander ab, angenommene und wirkliche Täppischheit spielen gleichfalls ihre Rollen; er ist ein ärgerlicher Gesell, und wir glauben, daß der Künstler mit dem grotesken Ausdruck des Gesichts, mit dieser affectirten, fast blöden Kläglichkeit, die den Jammer um die verlorene Herde ausdrückt, auch dem unheimlichen Zuge der Sage gerecht geworden ist. Als mit Beginn der Fünfziger-Jahre bei Kutzer Bestellungen auf gothische Werke einliefen, da compromittirte er mit der Zeitströmung und arbeitete gothisch. Allerdings wurde er mehr Nachbildner; wenn er es einmal so recht aus Eigenem gothisch versuchen wollte, dann schlug, wie bei dem Hochaltar in Freudenthal, trotz allem die barocke Weise mit warmem Leben in die angelernten Formen hinein; der malerische Gesammteindruck entschuldigt die Freiheit des Künstlers, der seiner alten Liebe nicht untreu werden kann.

Kutzers Ruf und seine Arbeiten sind über Schlesien hinaus gedrungen; Mähren besitzt Werke von ihm, besonders zahlreich sind sie in Preußisch-Schlesien vorhanden. Von hervorragenden Leistungen „in der Fremde“ seien genannt: Christus am Kreuz, umgeben von Maria und Johannes, in der Mauritzkirche in Olmütz und der prächtige Hochaltar in Patschkau. Kutzers Talent vererbte sich in der Familie. Gegenwärtig arbeitet auf väterlichem Grund sein Sohn Raimund (geboren 1833) als ein allerorts geachteter Bildhauer. Seine Schule war die Werkstatt seines Vaters. Einerseits der schwere Entschluß, die Heimat zu verlassen, dann wieder Sparsamkeit und infolge der Unkenntniß der Welt und ihrer Triebkräfte ein leichtes Verzichten und später ein stolzes Sichselbstgenügen sind bei dem Schlesier — falls ihn nicht ein beinahe zigeunerhafter Wandertrieb beherrscht — überhaupt die Ursachen, daß seine Berge für ihn zur abschließenden Mauer werden. Was Raimund Kutzer im Statuarischen vermag, zeigt uns am glücklichsten eine schmerzhafte Muttergottes am Kreuzaltar in Hermannstadt (aus dem Jahre 1867). Bei aller Stärke des ausbrechenden Schmerzes kein Übermaß, weder in der Haltung noch im Gesichtsausdruck, Wahrheit und Leben in den Formen, der ganzen Gestalt entströmt ein edles Empfinden.



Bernhard Kutzer: Erzengel Michael in der Pfarrkirche zu Würbenthal.



Landwirthschaftliche Lehranstalt in Ober-Hermsdorf.

Volkswirthschaftliches Leben.

Landwirthschaft und Viehzucht.

Schlesien, obgleich eines der kleinsten Kronländer der österreichisch-ungarischen Monarchie, bietet doch ein so vielgestaltiges Bodenrelief und ein so mannigfach wechselndes Vegetationsbild, wie es auf gleich engem Flächenraume kaum wieder in einem Theile unseres großen, an Landschaftstypen so reichen Vaterlandes zu finden ist. Gebirgskuppen, auf denen nur noch die Legföhre und dürftiger Graswuchs gedeihen,

wechseln auf dem Raume von wenigen Quadratmeilen ab mit fruchtbaren weiten Thälern, mit dunklen Waldeshöhen und mit den sumpfigen Mooren des Tieflandes. Der Hauptcharakter der Landschaft ist indeß doch der des Mittelgebirges und Hügellandes; Erhebungen in die Hochgebirgsregion sind ebenso selten wie die vollkommene Ebene.

Wird vom Oderthale, jenem breiten Einschnitt zwischen den Beskyden und den Sudeten, mit welchem Mähren in unser Kronland hereinragt, abgesehen, so stellt sich Schlesien als ein Keil dar, der von Südosten nach Nordwesten in eine Spitze verläuft und dessen südwestliche, südliche und zum Theil auch östliche Seite durch einen Gebirgskamm — mit den höchsten Erhebungen des Landes — gebildet wird. Dieser Grenzgebirgszug fällt im Allgemeinen gegen das Innere des Landes — nach Norden zu — ab, indem er theils sich weit erstreckende, oft bis an die jenseitige Grenze hinausgehende Ausläufer vorschiebt, theils allmälig in mittelhohes Berg- und Hügelland und endlich in die Ebene übergeht.

Die Hauptflüsse beider Landestheile — im Westen die Oppa, im Osten die Weichsel — nehmen eine zum südlichen Grenzkamm parallele Richtung an; die meisten ihrer Neben- und Zuflüsse fallen vom Gebirgsrücken gegen die Ebene im Norden und Nordosten herab.

Das Relief des Landes ist maßgebend für die Art der Bodencultur. Im Gebirge herrscht die Forstwirthschaft vor, in den Vorbergen hält sie der Landwirthschaft das Gleichgewicht und erst im Hügel- und Flachlande tritt sie immer mehr zurück und läßt den Feldbau zur vollen Geltung kommen Der westliche Theil des Landes — Oberschlesien — hat im Allgemeinen einen viel gebirgigeren Charakter als der östliche — Niederschlesien, — in welchem das eigentliche Bergland wohl nicht viel mehr als den vierten Theil der Gesammtfläche einnimmt.

Schlesiens schmaler Landstreifen ist, wie schon erwähnt, durch das mährische Gesenke getheilt; Ostschlesien ist fast ganz von Slaven bewohnt, während Westschlesien eine weitaus vorwiegend deutsche Bevölkerung hat. Die Configuration des Landes sowie die sprachliche Verschiedenheit seiner Bewohner sind die Ursache, daß beide Landestheile sich ziemlich selbständig entwickelten. Dieser Eigenart muß auch in der Beschreibung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Rechnung getragen werden; wir wollen daher Westschlesien und Ostschlesien getrennt schildern.

Westschlesien ist zum weitaus größeren Theile Berg- und Waldland; beiläufig ein Viertel nur gehört der Hügelformation und der Ebene an.

Die Productionsbedingungen für die Landwirthschaft sind im Allgemeinen nicht günstig. Abgesehen von dem für die Agricultur wenig geeigneten Bodenrelief machen langwährende Winter in den Hochlagen und die zumeist herrschenden Nord- und Nordostwinde, gegen welche das Land ganz offen liegt, das Klima rauh, in den günstigen Lagen des Flachlandes kaum gemäßigt.

Der Culturboden, im nordwestlichen Theile das Verwitterungsproduct von Granit oder Gneis, im mittleren und südöstlichen Theile des Landes von Grauwacke und Thonschiefer, ist mäßig gebundener, größtentheils leichter Lehm, arm an organischer Substanz und deshalb besonders auf den Hochebenen extrem in seinem Verhalten gegen ein zu großes oder zu geringes Maß von Feuchtigkeit. Diluvialboden kommt nur im Thale der Oppa zwischen Jägerndorf und Troppau, dann am unteren Lauf der Weide in der Umgebung von Weidenau in beschränktem Maße vor; es sind dies auch die fruchtbarsten Gegenden Oberschlesiens.

Nach den verschiedenen Höhenlagen sind drei Zonen, die des Hochgebirges, des Mittelgebirges, des Hügel- und Flachlandes zu unterscheiden. In ersterer ist die Landwirthschaft vorwiegend durch den kleinen und mittleren Besitzstand vertreten, Boden und Klima ermöglichen nur den Anbau von Sommerkorn, Hafer, Kartoffeln, Klee und anderem Grünfutter. Die Bewirthschaftung ist schwer und wenig lohnend; in den steilen Lehnen waren Ackerung und Düngung ebenso mühsam als die Einbringung der Ernte. In solchen Gegenden vermag der Kleingrundbesitzer sich und seine Familie durch den bloßen Ertrag der Landwirthschaft nur selten zu ernähren; er trachtet daher seinen Erwerb durch den Betrieb einer Hausindustrie oder durch Lohnarbeit zu ergänzen. Er findet auch reichlich Beschäftigung in den Forsten der umliegenden Domänen. Auch die Besitzer größerer Bauerngüter sind darauf angewiesen, nebenbei Lohnfuhrwerk oder Productenhandel zu betreiben. Die landtäflichen Güter im Hochgebirge bestehen zumeist aus Forsten; die Feldwirthschaft ist hier von ganz untergeordneter Bedeutung.

Anders ist es im Mittelgebirge, wo der Betrieb der Landwirthschaft ungleich stärker hervortritt. Hier finden wir auch noch die sogenannten „Erbrichtereien" mit 60 bis 80 Hektar Feld- und Waldland, welche meist mit gewerblichen Gerechtsamen ausgestattet waren, die freilich durch die Gewerbefreiheit ganz oder theilweise verloren gegangen sind. Die Feldfrüchte dieser Zone sind Korn, Gerste, Hafer, Kartoffel, Klee und Flachs, sogar der Zuckerrübenbau dringt vom Hügelland gegen das Mittelgebirge vor. Der Anbau von Flachs, welcher auf mittelgroßen Gütern und Gehöften ziemlich ausgedehnt war, ist durch die russische Concurrenz stark zurückgedrängt worden. Durch den recht ansehnlichen Wiesenstand werden die wirthschaftlichen Verhältnisse günstig beeinflußt.

Das Hügel- und Flachland hat ungleich günstigere Productionsbedingungen für den landwirthschaftlichen Betrieb; gemäßigteres Klima, längere Wachsthumsperiode und fruchtbare Böden sind die Vorzüge dieses Landstrichs. Die Zuckerrübe tritt hier in ihre Rechte und erobert sich jährlich größere Flächen, so daß sie die anderen Hackfrüchte, vornehmlich die Kartoffel, welche häufig nur noch für den Hausbedarf gebaut wird, immer mehr verdrängt; dagegen wird der Rapsbau eingeschränkt, weil er wegen der Concurrenz der

Erdöle sich nur wenig rentirt. Die Fechsungen der Hauptfrüchte dieser Zone bewegen sich innerhalb folgender Grenzen:

Weizen	13 — 30 Hektoliter	Ertrag	pro	Hektar
Korn	18 — 32 „	„	„	„
Gerste	23 — 40 „	„	„	„
Hafer	27 — 50 „	„	„	„
Kartoffel	100 — 175 Metercentner	„	„	„
Zuckerrübe	250 — 360 „	„	„	„
Klee als Heu gerechnet	25 — 50 „	„	„	„

Der Großgrundbesitz bewirthschaftet seine Güter zumeist selbst, nur in der Nähe der Zuckerfabriken sind größere Pachtungen üblich. Zur Melioration des Bodens wird reichlich Kunstdünger verwendet, auch Kalkungen werden in ausgiebigem Maße vorgenommen, insbesondere seit der Kalkstein, der sich in vorzüglicher Qualität und großer Menge im nordwestlichen Theile des Landes vorfindet, durch die in den letzten Jahren neu entstandenen Schienenwege der Landwirthschaft billig geliefert werden kann. Auch die Drainage wird mehr und mehr gepflegt; die Pläne für die Durchführung der Entwässerung werden durch einen Landesculturingenieur den Genossenschaften und dem kleinen Grundbesitze unentgeltlich geliefert. Für die Vermittlung und Verbreitung landwirthschaftlichen Fachwissens ist durch zwei landwirthschaftliche Landeslehranstalten, die Mittelschule in Ober-Hermsdorf und die Winterschule in Troppau, gesorgt.

Allgemein findet man gut construirte Ackerwerkzeuge und Culturgeräthe; neben den schon lange verbreiteten Häckſel- und Dreschmaschinen mehren sich in neuerer Zeit auch Drillmaschinen und Getreidemäher beim bäuerlichen Grundbesitze.

Das Verhältniß der Wiesen zum Ackerland ist nur in den Flußthälern ein entsprechendes und die Cultur der Wiesen ziemlich vernachlässigt; der Landwirth düngt dieselben gewöhnlich nicht und von der natürlichen Überflutung wird nur ein Theil der Flächen betroffen. Eine rühmliche Ausnahme in Bezug auf die Wiesenpflege bieten die Güter Wigstein, Leitersdorf, Schönstein 2c. durch ihre Bewässerungsanlagen, deren Werth nur derjenige voll zu würdigen vermag, der die Entwicklung dieser Melioration verfolgte. Es gelang durch dieselbe den Ertrag der Wiesenanlagen auf das Dreifache zu heben und trotz des rauhen Klimas vielfach dreischürige Wiesen zu Stande zu bringen.

Die Pferdezucht Westschlesiens ist zwar, was die natürlichen Bedingungen betrifft, nicht besonders begünstigt, hat sich aber dennoch gut entwickelt. Durch das im Jahre 1809 errichtete Staatshengsten-Depôt in Troppau wurde der Grund zur Verbesserung der Pferdezucht in ganz Schlesien gelegt. Bis in die Sechziger-Jahre gelangten meist

Vaterthiere orientalischer Racen zur Verwendung und das Ergebniß war in dem eigentlichen Zuchtgebiete von Jägerndorf abwärts bis Troppau und auf dem anstoßenden Hochplateau ein mittelgroßer, gut gebauter, flinker und ausdauernder Schlag Pferde, an welchem der Racentypus sich unverkennbar ausprägte. Mit fortschreitender Entwicklung der Industrie und der Bodencultur steigerten sich die Anforderungen in Bezug auf Kraftentwicklung und Arbeitsleistung der Zugpferde; es wurde infolge dessen eine neue Zuchtrichtung nothwendig und man wählte hiezu Vaterthiere aus kaltblütigen, schweren Schlägen. Die Schwierigkeiten des Racenwechsels sind nun überwunden und man findet jetzt in dem eigentlichen Zuchtgebiete um Troppau — namentlich in den Gemeinden Jarkovitz und Vlastovitz — einen kräftigen, wohlgeformten Pferdeschlag. Einen ganz besonders guten Namen hat sich durch seine Vererbung der ärarische Norfolk-Zuchthengst „The great gun“ erworben. Das Gestüt der Hoch- und Deutschmeister in Smolkau zieht ein bekannt edles Pferdemateriale, sowie sich auch die Zucht von reinen Lippizanern im Gestüte zu Hennersdorf eines bedeutenden Rufes erfreut. Der Pferdestand ist infolge der Entwicklung von Industrie und Landwirthschaft in den letzten zehn Jahren um 1900 Stück gestiegen.

Von weit größerer Bedeutung für Oberschlesiens Landwirthschaft ist die Rindviehzucht. Nach mehrfachen Kreuzungsversuchen, welche in den Siebziger-Jahren mit Zuchtstieren der Alpen- und der Niederungsracen vorgenommen wurden, hat man sich zumeist für das Rind des Kuhlandes und der Schwytzer Race entschieden. Auf den Gütern des Großgrundbesitzes trat die Rindviehzucht zumeist an die Stelle der Schafzucht, auf den bäuerlichen Besitzungen wurde die Rindviehzucht hauptsächlich durch Errichtung von Zuchtstierstationen auf Staatskosten gefördert. Das Jahr 1889 zog durch eine Futtermißernte eine Reduction des Rindviehstandes um 1800 Stück nach sich. Der Molkereibetrieb befaßt sich in der Umgebung von Städten mit dem directen Verkaufe der Milch, außerdem meist mit Erzeugung von Butter, von welcher der größere Theil im Wege des Zwischenhandels in die Städte gelangt. Nur auf wenigen Großgütern findet man Käsereien. Im Allgemeinen steht das Molkereiwesen nicht auf zeitgemäßer Höhe.

Die Zucht edler Schafe war schon in den letzten zwanzig Jahren in starker Abnahme begriffen; derzeit ist sie überall aufgelassen, und die Namen der einst berühmten Schäfereien in Hennersdorf (mährische Enclave), Herrlitz und Olbersdorf haben gegenwärtig nur mehr historisches Interesse. Dagegen ist die Ziegenzucht im Hoch- und Mittelgebirge in fortschreitender Zunahme begriffen; bei der letzten Viehzählung, Ende 1890, ergab sich in der westlichen Landeshälfte ein Zuwachs von rund 3.000 Stück. Die Ziege besitzt volkswirthschaftlich größere Bedeutung, als ihr gewöhnlich zugestanden wird; namentlich für den armen Gebirgsbewohner ist sie von hohem Werthe.

Schweinezucht besteht — von ganz wenigen Züchtereien abgesehen — im westlichen Schlesien eigentlich keine, sondern nur Schweinehaltung. Die meisten Thiere werden im jugendlichen Alter aus Galizien importirt und in den Haushaltungen des Landmanns großgezogen.

Als Nebengewerbe der Landwirthschaft und mit derselben in engster wechselseitiger Beziehung stehend, nimmt auf größeren Besitzungen die Erzeugung von Spiritus aus Kartoffeln und Getreide eine hervorragende Stelle ein. Auf jenen Flächen, die für Rübenbau nicht rentiren, kann die Kartoffel als Hackfrucht vortheilhaft eintreten. Der Hackfruchtbau fördert im Allgemeinen die mechanische Bearbeitung des Bodens, und die Verarbeitung der Kartoffel zu Spiritus gibt durch die Schlempe, die ein vorzügliches Futter ist, dem Ackerboden alle werthvollen Pflanzennährstoffe wieder zurück. Der gewonnene Spiritus tritt dann an die Stelle einer Marktfrucht. Leider ist infolge der Besteuerungsverhältnisse und der wachsenden Bedeutung des Großbetriebes die Anzahl der landwirthschaftlichen Brennereien in Schlesien von 130 auf 80 gesunken.

Ostschlesien. — So verschiedenartig als die Terrainformation im östlichen Schlesien, ist auch die Bodencultur in diesem Landestheile. Die natürlichen Vorbedingungen für die landwirthschaftlichen Verhältnisse sind vorwiegend ungünstige. Das Land ist gegen Norden und Westen offen, gegen Osten und Süden durch eine im Mittel 1.000 Meter hohe Gebirgskette abgeschlossen, welche gleichsam einen Wall bildet, an dem sich die aus Nordwesten kommenden Regenwolken stauen und ihren Inhalt über Ostschlesiens Hügelland und Niederung ergießen. Das Klima wird dadurch feucht und rauh und die jährliche Niederschlagsmenge eine so außerordentlich große, daß das östliche Schlesien zu den regenreichsten Ländern der Monarchie zählt. Ein ziffermäßiger Vergleich mit dem benachbarten mährischen Flachlande mag die Niederschlagsverhältnisse am deutlichsten veranschaulichen. Während die jährliche Niederschlagsmenge Mährens nach einem auf Grund umfassender Beobachtungen gewonnenen Durchschnitt 517 Millimeter beträgt, erreicht sie im östlichen Schlesien die Höhe von 992 Millimeter. Dem entsprechend ist auch das Verhältniß der regenfreien Tage zu den Regentagen; nach mehrjährigem Durchschnitt zählt das Jahr in Mähren 128, in Ostschlesien 162 Tage mit Niederschlägen. Die großen Regenmengen sind um so nachtheiliger, als der Boden zumeist ein schwerer, undurchlässiger Letten mit nur sehr seichter Ackerkrume (15 bis 25 Centimeter) ist. Eine Ausnahme machen die Flußthäler; die Alluvion besteht daselbst aus einer stärkeren Humusschichte, die auf durchlässigem Schotter gelagert ist; es sind dies die fruchtbarsten Landstriche, in denen die Ernte selbst in nassen Jahren nicht wesentlich leidet. Im Allgemeinen werden die besten Erträge in trockenen Jahren erzielt, während die leider nur zu oft auftretenden nassen Sommer der Hauptsache nach stets Mißernten

und als Folge Nothstand der Landbevölkerung herbeiführen. Der lange, rauhe Winter verkürzt die Arbeitszeit auf dem Felde, was für den Landwirth um so empfindlicher ist, als die schweren, lehmig-thonigen Böden meist vierspännig gepflügt werden müssen. Die Haltung von Gespannkraft muß daher eine größere sein, als es unter günstigeren landwirthschaftlichen Verhältnissen der Fall wäre. Der Culturboden Ostschlesiens ist in den Gebirgslagen ein Verwitterungsproduct des Karpathensandsteins, im Hügel- und Flachlande dort, wo er nicht der Alluvion angehört, ein Lehm, der aus dem Verwitterungsproducte des Teschner Schiefers, einem grauen Letten, entstanden ist.

Der Kleingrundbesitz umfaßt Großbauerngründe mit 30 bis 50 Joch Fläche, „Gärtlergründe“ mit 20 bis 30 Joch und Häuslergründe mit 10 bis 20 Joch. Von der Gesammtfläche Ostschlesiens (39·5 Quadratmeilen) nimmt der Großgrundbesitz eine Fläche von 16·9 Quadratmeilen, also circa 43 Procent ein, während 57 Procent auf Kleingrundbesitz, Straßen, Flußläufe u. s. w. entfallen.

Ostschlesien kann seiner Terrainformation nach in drei Zonen getheilt werden. An die im Südosten gelegene Gebirgszone schließt sich gegen Nordwesten zu das Hügelland als breiter vorgelagerter Streifen an, welcher in das Flachland übergeht. Die nordwestlichen Grenzen des Landestheiles Ostschlesien ziehen durch die Niederungen der Oder, Olsa und Weichsel.

Diese natürlichen Vorbedingungen führen zu verschiedenen Betriebsweisen der Landwirthschaft; bei der Schilderung der Agriculturverhältnisse soll hier die vorhin angedeutete Zonentheilung festgehalten werden.

Obwohl der Gebirgskranz, der das Land im Süden und Osten umschließt, zumeist bewaldet ist, wird im unteren Theile der Berglehnen, stellenweise sogar auf den Kuppen und Rücken doch Landwirthschaft betrieben. Zwischen Wald und Acker liegen häufig weit ausgedehnte Hutweideflächen mit spärlichem Holzwuchs — Flächen, die zumeist nicht Eigenthum von Einzelbesitzern sind, sondern den Gemeinden oder verschiedenen Sallaschgenossenschaften angehören. Der „Sallasch“, die schlesische Alm, meist oberhalb des Waldgürtels liegend, producirt nur einen mageren Graswuchs, der zur Sommerweide für Kühe, Schafe und Ziegen benützt wird. Der Sallaschhirt, der häufig selbst Viehbesitzer ist, treibt die gemeinsame Herde, wie der Älpler, im Frühjahr zu Berg und im Herbst wieder zu Thal.

Die eigentliche Landwirthschaft des Gebirges ist eine sehr kümmerliche; dem steinigen Boden werden mit unsäglicher Mühe Hafer, spärliches Staudekorn und Kartoffeln abgerungen. Die Kartoffel ist die specifische Volksnahrung, das weitaus vorwiegende Product der ärmeren Gegenden Schlesiens. Das Gerathen oder Mißrathen der Kartoffel bedingt das Wohl und Weh der breiten Schichten der Bevölkerung; diese Frucht bildet im Verein

mit Milch oder Kraut die Morgen-, Mittag- und Abendmahlzeit des armen Gebirgsbauers und ein gutes Kartoffeljahr hat infolge des gehobenen Volkswohlstandes, wie statistisch erwiesen, sogar eine merkliche Vermehrung der Eheschließungen zur Folge. Außer der Kartoffel bildet für die ärmere Bevölkerung auch noch der sogenannte „Placek" ein hauptsächliches Nahrungsmittel; es ist dies ein rundes, flaches, handgroßes Brot, welches aus Haferschrot, das man auf primitiven Handmühlen herstellt, gebacken wird; der Arbeiter, der in den Wald zieht, nimmt es als Mittagsbrot mit.

Die Bearbeitung des Bodens ist in den armen Gebirgsgegenden eine äußerst primitive. Da nur die wohlhabenden Bauern ein oder zwei Pferde besitzen, so muß der ärmere, der nicht die Mittel hat, um zur Feldarbeit das Gespann des reichen Nachbars zu miethen, das Pflügen und Eggen mittelst der kleinen, während des Winters herabgekommenen Kühe, oft auch durch Menschenkraft besorgen. Der zur Feldbestellung nothwendige Dünger wird in vielen Fällen bürdenweise auf den Schultern die steilen Lehnen hinaufgetragen. Landwirthschaftliche Maschinen sind dem Gebirgsbauer kaum dem Namen nach bekannt; er benützt nur die allerprimitivsten Werkzeuge.

Nach der Eintheilung des Landes in Zonen folgt der südlichen mit dem Gebirgskranze die mittlere des Hügellandes; sie ist die größte. In ihr liegen zwischen den welligen Plateaux die Flußthäler mit ihrer fruchtbaren Alluvion. Durch sie ziehen die Hauptverkehrsadern des Landes, in ihr haben sich auch die größeren Städte entwickelt. Ab und zu finden wir hier mehr oder weniger geschlossene Gemeinden, die man sonst in den minder fruchtbaren Theilen Ostschlesiens vergeblich sucht. Während das Dorf im Gebirge aus einer Anzahl zumeist weit von einander entfernter Ansiedlungen besteht, treten im Inneren des Landes immer wenigstens einige Gehöfte zu Gruppen zusammen. Ortschaften mit vollständig geschlossenen Häusercomplexen wird man aber auch hier fast nirgends finden. Diese zerstreute Gruppirung der Bauernhöfe ist ein charakteristisches Merkmal des Landschaftsbildes.

Da die Mittelzone des Landes die breiteste ist und der landwirthschaftliche Betrieb hier überwiegt, kann man die Agricultur derselben wohl als typisch für Ostschlesien betrachten. Die Wirthschaftsformen des Groß- und Kleingrundbesitzes weisen aber auch hier wesentliche Verschiedenheiten auf.

Die Fruchtfolge bei der bäuerlichen Landwirthschaft ist, mit Ausnahme jener im Gebirge und in den höheren Vorbergen, gewöhnlich die folgende: Kartoffel und Kraut mit Düngung, dann als Winterung Korn und Weizen, weiter Rothklee und schließlich Hafer. Charakteristisch ist es, daß selbst Besitzer größerer Bauernwirthschaften fast niemals einen Schlag mit derselben Frucht bebauen, sondern dieselbe auf mehreren Stellen ihres Besitzes cultiviren. Da Kraut und Kartoffeln die Hauptnahrung der schlesischen



Bauernhof in Weichsel.

Landbevölkerung bilden, werden diese Früchte mit besonderem Fleiße cultivirt und liefern auch verhältnißmäßig gute Erträge. Zum Verkaufe bringt der Bauer nur Hafer, eventuell auch noch Heu, während der Großgrundbesitzer Weizen und Korn zu Markte führt, Hafer zu Futterzwecken verwendet, Kartoffeln und Gerste aber in den Spiritusbrennereien verarbeitet.

Große Niederschlagsmengen und ein undurchlässiger Untergrund, das sind die beiden Hauptfeinde des schlesischen Landwirthes. Er kann den Kampf mit ihnen nur dann erfolgreich aufnehmen, wenn ihm die entsprechenden Geldmittel zu Gebote stehen. Dem Kleingrundbesitzer erlauben seine Verhältnisse nicht, den Boden zu drainiren, er sucht sich also dadurch zu helfen, daß er sein Feld in zwei Meter breite, hochgewölbte Beete pflügt. Der Stand der Feldfrüchte ist nur in der Mitte des Beetes ein guter; ein Theil der Ackerfläche — die Furche — wird geopfert, um den Rücken des Beetes trocken zu legen. Erst in jüngster Zeit tauchen auch unter den Bauern einzelne Apostel der Drainage auf.

Ein Fehler, der vielfach von den kleinen Grundbesitzern begangen wird, liegt in der nicht zeitgemäßen und daher schlechten Ackerung im Frühjahr. Nur durch die Ackerung im Herbst kann der schwere Boden unter dem Einfluß des Winterfrostes genügend verkleinert werden. Erfolgt die Ackerung erst im Frühjahr, dann bleibt der lehmige Boden zu naß und zäh, um eine richtige Saatbestellung zu ermöglichen. Ein vorzügliches Mittel, die Fruchtbarkeit des Bodens zu heben, besteht in der Kalkung der Felder, welche beim Großgrundbesitz allgemein und auch vom bäuerlichen Landwirth schon vielfach, insbesondere dort angewendet wird, wo der Bezug des Kalksteines keine zu großen Kosten verursacht. Die Bodenbearbeitung geschieht mit gut construirten Pflügen und Eggen.

Von ziemlicher Bedeutung ist die Viehzucht in den schlesischen Bauernwirthschaften; sie erstreckt sich vorwiegend auf Rinder und Schweine. Nur die Besitzer größerer Bauernhöfe befassen sich mit der Pferdezucht, denn nur sie bearbeiten ihre Felder mit Pferden. Die kleineren Grundbesitzer besorgen die Bestellung der Äcker größtentheils mit Kühen.

Der Pferdeschlag des Flach- und Hügellandes, der durch ärarische Hengste veredelt wurde, kann ein guter genannt werden. Das Gebirgspferd ist klein, sehr kräftig gebaut und von zäher Ausdauer.

Die Kühe sind im flachen Lande größtentheils mittelgroß und ziemlich gut gehalten, wogegen dieselben im Gebirge oft durch Futtermangel in ihrer Entwicklung zurückbleiben und dementsprechend geringere Milcherträge geben. Die durchschnittliche Melkung stellt sich per Stück und Tag auf drei Liter. Die producirte Milch wird zum größten Theil im eigenen Haushalte verwendet, der Rest zu Butter verarbeitet und nach der Stadt gesandt.

Als Futterpflanze dient der Rothklee, der in Schlesien nahezu sicher gedeiht und oft sehr hohe Erträge abwirft. Wiesengründe finden sich fast nur in der Gebirgszone. In neuerer Zeit wird die vom Großgrundbesitz eingeführte Cultur des amerikanischen Pferdezahnmaises vielfach auf Bauerngütern nachgeahmt. Der Massenertrag dieser Futterpflanze ist durch das feuchte Klima begünstigt.

Von besonderer Bedeutung ist in den kleinen Wirthschaften Ostschlesiens die Schweinezucht. Seit einigen Jahren wird insbesondere in den culturell weiter fortgeschrittenen Gegenden das gewöhnliche Landschwein durch Kreuzung mit dem englischen Yorkshire-Eber veredelt und wurden hierbei recht gute Resultate erzielt. Die meisten Grundbesitzer halten zwei bis fünf Stück Mutterschweine, von denen jedes bei zweimaliger Ferkelung jährlich fünfzehn bis zwanzig Stück Ferkel liefert, welche vorwiegend in das benachbarte Mähren verkauft werden. Die Preise betragen durchschnittlich zehn bis zwölf Gulden pro Paar. Um mit der Sommerweide für das Schwein hauszuhalten, pflegt der schlesische Bauer dasselbe mittelst einer langen Kette an einen Pflock anzubinden, dessen Standort täglich gewechselt wird.

Im Allgemeinen ist die materielle Lage des ostschlesischen kleinen Grundwirthes keine besonders günstige. Regenreiche Jahre und häufige Elementarschäden, insbesondere Hagel und Überschwemmungen, bringen ihn meist wieder um die mühselig errungenen Erfolge einzelner guter Ernten, so daß kein rechter Wohlstand aufkommen kann. Der schwere Kampf um die Existenz gestattet ihm weder Mittel zu erübrigen, um seinen Grund und Boden zu melioriren, noch einen Sparpfennig für die Zeiten der Noth zurückzulegen. Die drückende materielle Lage ist auch der Hemmschuh fortschrittlicher Entwicklung, und nur in der mittleren fruchtbaren Zone des Landes und in der Nähe der Städte äußert sich im Bauernstande ein größeres Bildungsstreben. Die Landwirthe aus diesem Kreise schicken ihre Söhne an die Landes-Ackerbauschule zu Kotzobendz bei Teschen und bekunden damit ihr Verständniß für den Werth der Fachbildung als Grundlage rationeller Praxis. Die 300 jungen Landwirthe, welche die Ackerbauschule seit ihrer Gründung im Jahre 1872 absolvirt haben, sind für die Förderung der Landwirthschaft gewiß nicht ohne Bedeutung gewesen.

Der Großgrundbesitzer kann leichter der Ungunst von Boden und Klima Herr werden als der bäuerliche Landwirth. Seine Mittel gestatten ihm die Anwendung der Drainage, die Verwendung von Kunstdünger und den Gebrauch von Dampfdreschmaschinen und rationellen Ackergeräthen. Ein Hauptfactor, welcher das Wirthschaftssystem des Großgrundbesitzes gegenüber jenem des Kleingrundbesitzes günstig beeinflußt, ist der Betrieb landwirthschaftlicher Brennereien.

Die Drainage ist außer in England kaum irgendwo von solcher Wichtigkeit als in Schlesien. Die ersten Drainagearbeiten wurden in Schlesien in den Vierziger-Jahren begonnen und in dem nächstfolgenden Decennium ziemlich bedeutende Flächen auf den Gütern des Großgrundbesitzes drainirt.

Der Fruchtbau erstreckt sich vorwiegend auf Raps, Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Kartoffel, Zucker- und Futterrübe, Bohnen, Erbsen; von Futterpflanzen werden zumeist Rothklee mit Grasgemenge, Esparsette, Luzerne, Mengfutter und Grünmais gebaut.

Nachstehende Zahlen mögen ein allgemeines Bild des Anbaues und der Ernte der Hauptculturpflanzen beim Klein- und Großgrundbesitze in Ostschlesien geben.

Fruchtgattung:	Procent der gesammten Ackerlandfläche:	Ertrag pro Hektar:
Raps	1	7 — 14 metr. Centner
Weizen	9	10 — 25 Hektoliter
Korn	11	12 — 35 „
Gerste	8	15 — 35 „
Hafer	25	20 — 40 „
Kartoffel	22	50 — 150 metr. Centner
Zuckerrübe	1	140 — 380 „ „
Klee	19	25 — 50 „ „
Erbsen, Pferdebohnen, Buchweizen, Flachs, Futterrübe, Kraut, Mengfutter und Brache	4	—

Die Futterpflanzen ergeben im Allgemeinen die sichersten Erträge, doch wird die Bergung der Ernte oft durch die Ungunst der Witterung beeinträchtigt. Auch Kartoffel und Zuckerrübe sind in ihren Erträgen ziemlich sicher.

Auf den Latifundien des Großgrundbesitzes wird zumeist sehr ausgedehnte Viehzucht betrieben. Eigentliche Gestüte sind nur wenige vorhanden, dagegen ziehen fast alle Großgrundbesitzer Fohlen aus den Stuten ihrer Arbeitsställe auf. Das Hauptgewicht wird auf die Haltung des Rindes gelegt und werden zumeist Holländer, Schwytzer, Pinzgauer, Allgäuer und Kuhländer gezüchtet. Die Milch wird entweder für den directen Consum verkauft, oft weit versendet, oder aber zu Groyer- und Limburger Käse verarbeitet. Im ersteren Falle verwerthet sich der Liter mit viereinhalb bis sechs Kreuzern, bei der Käseproduction mit drei bis viereinhalb Kreuzern. Im Zusammenhange mit der Käse-Erzeugung finden wir häufig die Zucht englischer Schweineracen, welche auf der Verwerthung der Molke basirt ist.

In den Niederungen der Weichsel und der Olsa werden weite Flächen der Fischzucht gewidmet, welche sich lediglich auf Karpfen beschränkt. Die Teichwirthschaft, die in Schlesien betrieben wird, besteht darin, daß die von Dämmen eingefaßten Teichflächen abwechselnd einige Jahre unter Wasser stehen und dann wieder einige Jahre zur Feldwirthschaft benützt werden. Die Trockenlegung, Ackerung und Besämung der Teiche hat zugleich den Zweck, die Entwicklung aller jener Lebewesen zu ermöglichen, die in der spätern Wasserperiode die Nahrung der Fische bilden.

Die Bearbeitung des meist schweren Bodens bedingt gutes Ackergeräthe, das denn auch, meist in trefflicher Construction, auf jedem größeren Gute zu finden ist; der Dampfdrusch ist allgemein.

Von besonderer Wichtigkeit für den landwirthschaftlichen Betrieb ist die fast auf keinem schlesischen Gutskörper fehlende Spiritusbrennerei. Der größte Theil der Kartoffelernte der großen Güter wird zu Spiritus verarbeitet und dadurch ein werthvolles, exportfähiges Product gewonnen. Die Spirituserzeugung bringt aber auch noch den Vortheil, daß der Abfall derselben, die Schlempe, ein vorzügliches Futtermittel ist, wodurch die Viehhaltung an Ausdehnung und Ertrag gewinnt. Das von einem Hektar Kartoffelland durch die Schlempe gewonnene Futter kommt einer Ernte von etwa 20 metrischen Centnern Heu gleich. Die schlesischen Großgrundbesitzer haben dieses Mittel, den Boden in der billigsten Weise zu bereichern, allenthalben benützt und auf ihren Gütern landwirthschaftliche Brennereien errichtet, welche nach der Ausdehnung der Güter, täglich je 15 bis 35 metrische Centner Kartoffel verarbeiten. Dem Futterbedarfe entsprechend stehen die Spiritusbrennereien während der rauhen Jahreszeit sechs bis acht Monate im Betriebe. In der Campagne 1890 und 1891 waren im östlichen Schlesien 54 Brennereien im Gange und erzeugten 21.000 Hektoliter Alkohol im beiläufigen Werthe von 300.000 Gulden. Bevor dieses Spiritusquantum in Verkehr gebracht wurde, ist für dasselbe eine Consumsteuer von 740.000 Gulden an den Fiscus gezahlt worden, so daß der Verkehrswerth des Productes einer Campagne eine Million Gulden übersteigt.

In technischer Hinsicht sind die Erfolge der Spiritusbrennereien befriedigend; man gewinnt aus 100 Kilogramm Kartoffel 11 bis 13 Liter Alkohol. Die Mehrzahl der Brennereien ist gut eingerichtet und finden wir fast allerorts Henze'sche Dämpfer, Maischbottiche mit Rührwerken und Kühlvorrichtungen, sowie gut construirte Destillirapparate. Alle diese Einrichtungen haben einen nicht unbedeutenden Capitalsaufwand erfordert, man ließ sich aber bei diesen Investitionen von der Erwägung leiten, daß die Förderung des Brennereigewerbes besonders geeignet sei, den Ertrag der kalten und wenig fruchtbaren Böden Ostschlesiens zu steigern.

Das Heil der Landwirthschaft Schlesiens liegt für Groß- und Kleingrundbesitz fast nur in der Entwicklung der Viehzucht. Die im Allgemeinen unvortheilhafte Getreideconjunctur trifft ja am schwersten ein Land, das wie Schlesien so ungünstige Bedingungen für die Cultur der Cerealien hat; das feuchte Klima begünstigt dagegen das Wachsthum der Futterpflanzen und weist so von selbst auf die Entwicklung der Viehzucht hin.

Von besonderer, ja geradezu charakteristischer Bedeutung für die Landwirthschaft Ostschlesiens sind die daselbst befindlichen Latifundien. Vor allen hervorragend als Culturbild ist die Kammer Teschen, jener mächtige, gegenwärtig im Besitze Seiner k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Friedrich befindliche Gütercomplex, dessen Bewirthschaftung durch nahezu fünfzig Jahre in der Hand weiland Seiner

k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Albrecht, eines erlauchten Förderers von Bodencultur und Industrie, meisterhaft entwickelt und zu glänzender Bedeutung gebracht wurde. Der Grundbesitz der Kammer Teschen, welcher 28 Procent der Fläche Ostschlesiens beträgt, umfaßt über 11 Quadratmeilen, wovon 2·2 Quadratmeilen der Landwirthschaft, 8·9 Quadratmeilen der Forstwirthschaft zufallen, und liegt, nicht vollständig arrondirt, im südlichen und östlichen Theile Ostschlesiens. Die Wälder der Kammer decken zumeist den Gebirgsstock; im Hügellande und Flachlande bis an die preußische Grenze liegen die einzelnen Meierhöfe. Die Zahl der Arbeitskräfte, welche auf der Kammer Teschen in Verwendung stehen, beträgt in der Land- und Forstwirthschaft, bei den Montanwerken und verschiedenen Fabriken je nach der Jahreszeit 15.000 bis 20.000. Während in früherer Zeit die Hälfte der Ökonomie-Districte verpachtet war, wird jetzt die ganze Landwirthschaft durch 16 Verwaltungen in Regie betrieben.

Charakteristisch für die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Kammer Teschen sind die nachfolgenden Verhältnisse.

Durch die Drainage wurde der Beetbau fast ganz verdrängt; insbesondere jene Drainagen, welche in neuerer Zeit durchgeführt wurden, machen es möglich, das Feld ganz eben zu bestellen. Die Ergebnisse der drainirten Felder waren anfangs nicht vollständig befriedigend und es trat eine Periode des Stillstandes in der Entwicklung der Drainage ein; erst im letzten Decennium wurde eine Änderung in der Methode der Drainage-Ausführung unternommen, welche wichtige und gute Folgen hatte. Die alte Schule hatte gelehrt, das Feld mit parallelen Saugdrains zu durchziehen, welche insgesammt in einen Sammeldrain mündeten. Dieser sollte durch die tiefsten Lagen des Feldes gehen und sich mit dem kleinsten Gefälle begnügen; die Saugdrains dagegen sollten womöglich in das größte Gefälle gelegt werden; sie zogen also beispielsweise auf einem Felde, welches einen flachen Rücken bot, über die Lehne herab in die Mulde, während der Sammeldrain durch die Mulde ging. Das Regenwasser wurde von den Saugdrains aufgenommen, dem Sammeldrain zugeführt und von diesem in die Vorflut, einen größeren offenen Graben oder einen Wasserlauf, geleitet. Man fand nun häufig die Sammeldrains durch Erde verstopft und das Terrain oberhalb derselben durch Rückstauung sehr feucht, fast zur Versumpfung neigend. Dies führte zu der Erkenntniß, daß es zweckmäßiger sein dürfte, das Gefälle des zu drainirenden Feldes zwischen Saug- und Sammeldrains zu vertheilen, um dadurch den plötzlichen Gefällsbruch zu vermeiden, welcher durch Sedimentirung die Verschlämmung der Sammeldrains zur Folge hatte. Durch die neue Anordnung wird aber auch der Vortheil erreicht, daß das oberflächlich abfließende Wasser rascher vom Felde entfernt wird, weil es bald den Saugdrain kreuzt und in dem frisch verschütteten Graben versinkt. Die früher 10 und 12 Meter von

einander entfernten Saugdrains werden nun nur auf acht Meter Entfernung gelegt. Diese etwas kostspieligere, aber vollkommene Drainage wirkte thatsächlich Wunder. Nasse, schwere Böden verwandeln sich in fruchtbare Felder, und es ist kein Zweifel, daß in der nächsten Zukunft diese Bodenmelioration auch dem kleinen Grundbesitzer zugänglich werden und die Landescultur einen Fortschritt von großer Tragweite machen wird. Auf drainirten Feldern ist auch die Dampfcultur möglich und wir sehen den Dampfpflug in den Tieflagen mit dem Rigolen der Felder vor dem Anbau der Rübe beschäftigt.



Groß Herrlitz.

Die eigentliche Ackerung mit Dampfkraft ist wegen der geringen Mächtigkeit der Ackerkrume allerdings nur in wenigen Fällen möglich.

In der Fruchtwechselwirthschaft spielt der Rüben- oder der Kartoffelbau, je nach der Lage und Bonität der Felder die Hauptrolle. Rübenschnitte oder Kartoffelschlempe bilden demgemäß auch den Hauptheil des Winterfutters für das Nutzvieh, das zum größten Theile aus Melkvieh besteht, während Rindviehmastung nur in einigen Stallungen betrieben wird. Die früher so ausgedehnte Käsefabrikation ist jetzt auf ein Minimum reducirt, da die Eisenbahnverbindungen es nunmehr ermöglichen, den directen Milchtransport in die benachbarten Steinkohlenreviere und in die Residenzstadt zu leiten.

Die in den Fünfziger-Jahren in Österreich eingeführten Herden von Holländervieh (Ostfriesen) machen jetzt auch auf der Kammer Teschen anderen Racen Platz. Man ist nicht mehr geblendet von der Quantität des Milchertrages, seit man durch Jahrzehnte die Schattenseiten der Holländerrace kennen gelernt hat. Große Ansprüche an den Futteretat, Neigung zu Lungenkrankheiten und schlechte Condition der alten Thiere machen die Haltung der Holländerherden wenig dankbar. Die Alpenracen: Allgäuer, Oberinnthaler, Pinzgauer und Schwytzer treten jetzt wieder in ihre Rechte und füllen die Stallungen. In der Pferdezucht hat die Verwendung von Norfolktrabern in den letzten zwei Decennien entschieden gute Erfolge gehabt. Der Pferdeschlag ist kräftig im Rumpf und Fundament geworden und zeichnet sich durch vielseitige Gebrauchstüchtigkeit aus.

Auch die Teichwirthschaft hat innerhalb der letzten 25 Jahre eine wesentliche Umgestaltung erfahren, durch welche das Wachsthum der Fische sehr gefördert wurde (System Dubisch). Die dem Ei entschlüpften Karpfen entwickeln sich am rascheſten im ersten Sommer, und ist es naheliegend, daß das Wachsthum durch reichliches Futter unterstützt werden muß. Dies wird dadurch erzielt, daß die Karpfen wiederholt, schon im „ersten Sommer", in einen frisch bespannten Teich übersetzt werden. So gelingt es, die Karpfen innerhalb dreier Sommer auf ein Gewicht von ein bis eindreiviertel Kilogramm per Stück zu bringen.

So waren auf allen Gebieten Reformen nothwendig, um den steigenden Schwierigkeiten des landwirthschaftlichen Betriebes zu begegnen. Und trotz aller Hilfsmittel, welche der Verwaltung dieser Domänen zu Gebote stehen, gibt es eine Zone, in der die natürlichen Bedingungen so ungünstig sind, dass die Landwirthschaft für den Großbetrieb unrentabel wird. Auf den Anhöhen, die sich an das Weichselgebirge anschließen, sind bereits die ersten Aufforstungen von Äckern durchgeführt worden, denn in dem industriereichen Schlesien stehen die Aussichten auf steigenden Ertrag für die Forstwirthschaft ungleich günstiger als für den Feldbau, wenn er trotz hoher Culturkosten keine vollen Ernten zu bieten im Stande ist.

Unter den übrigen größeren Domänen nimmt der arrondirte Besitz des gräflich Larisch-Mönnich'schen Fideicommisses eine hervorragende Stelle ein. Die Ländereien, welche 6194 Hektar Felder und Wiesen und 1874 Hektar Wälder umfassen, liegen im nordwestlichen Hügel- und Flachlande. Hier war es, wo die Drainage schon vor fünfzig Jahren nach englischem Vorbilde eingeführt wurde. Die Drainage ist jetzt fast überall durchgeführt; die dazu nöthigen Drainröhren aus Thon hat die zur Domäne gehörige Drainröhrenfabrik in Deutschleuten geliefert. Diesen Entwässerungsanlagen sind seitdem alle Culturfortschritte bis zum Dampfpflug gefolgt. Eine schön entwickelte Rindviehzucht der Kuhländer- und Holländerrace liefert das Nutzvieh, dem in neuerer Zeit auch

Pinzgauer Vieh angereiht wurde. Der Feldbau hat als typische Fruchtfolge sieben oder acht Schläge mit zweijährigem Kleegras, Raps und Kartoffelbau. Neun landwirthschaftliche Brennereien verarbeiten die Kartoffelernte der Domäne, und eine Spiritusraffinerie rectificirt den von den Spiritusbrennereien gelieferten Rohspiritus. Von ganz besonderer Bedeutung ist das altberühmte gräflich Larisch-Mönnich'sche Vollblutgestüt zu Deutschleuten. Neben der Vollblutzucht im Gestüte werden auf dieser Domäne auch noch edle Pferde in den verschiedenen Meierhöfen gezogen, da auch die zum landwirthschaftlichen Betriebe verwendeten Stuten durchwegs vorzügliches und edles Pferdemateriale sind.

Trotzdem die Bewirthschaftung der meisten großen Grundbesitze eine mustergiltige ist, sind die Erträge derselben infolge der geschilderten ungünstigen agronomischen Verhältnisse nur bescheidene. Ungeachtet der Schwierigkeiten aber, mit denen der Landwirth selbst in den günstigst gelegenen Theilen Ostschlesiens zu kämpfen hat, wird in der mittleren Zone des Landes der Boden doch weitaus vorwiegend landwirthschaftlich benützt. Je besser derselbe, desto mehr tritt natürlich der Wald gegen das unter dem Pfluge stehende Gelände zurück und in den besten Lagen sind es nur noch die Schluchten, steilen Bachufer und ähnliche Terrainstrecken, welche der Holzzucht gewidmet werden.

Es erübrigt nur noch, auch dem wenig erfreulichen agriculturellen Bild, welches die unterste, nördlichste, allerdings nur sehr schmale Zone bietet, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Diese Landstrecke, eine vollständige Ebene an der äußersten Nordgrenze Schlesiens, ist in ihrem größten Theile so häufig Überschwemmungen der Weichsel, Oder und Olsa ausgesetzt, daß die Bodencultur einen sehr extensiven Charakter annehmen mußte und die Bewohner sich nie aus einer gewissen Armseligkeit emporarbeiten können. Weite Terrainstrecken bieten nur magere Hutungen, der Rest der Ländereien wird zum Anbau von Hafer und Kartoffeln benützt. Hier tritt auch wieder der Wald mehr in seine Rechte, er bildet gewissermaßen den Grenzwall der südlicheren, glücklicheren Gegenden gegen das Inundationsterrain. Die großen Hutungsflächen werden für die ziemlich intensive Viehhaltung benützt; fast jeder, selbst der ärmste Grundwirth hält neben anderem Vieh auch Pferde, die er freilich weniger zum Betriebe seiner Landwirthschaft als zur Lohnarbeit bei den verschiedenen Etablissements und in den Forsten verwendet.

Forstwirthschaft.

Schlesien gehört zu den waldreichsten Provinzen Österreichs. Die Fläche der geschlossenen Forste beträgt 174.110 Hektar oder 33·82 Procent der Gesammtfläche des Kronlandes. Überdies sind besonders im östlichen Theile von Schlesien ausgedehnte Hutungen mit Holzwuchs, sowie zahlreiche kleine Feldgehölze, beholzte Grenzraine und sonstige Baumpflanzungen zwischen den vielen zerstreut liegenden Gehöften vorhanden,

wodurch die Landschaft einen freundlichen, parkartigen Charakter gewinnt, welcher lebhaft an die hügeligen Gegenden Oberösterreichs erinnert. Aber nicht nur der an sich bedeutende Procentsatz mit Wald und Bäumen bestandener Flächen, sondern auch die vorzügliche Beschaffenheit und Bewirthschaftung des weitaus überwiegenden Theiles der schlesischen Forste machen diese Provinz zu einer der holzreichsten des Kaiserstaates.

Die größten Waldcomplexe liegen in den Sudeten und in den Beskyden. An Flächenausdehnung ziemlich gleich, unterscheiden sich diese beiden Hauptwaldgebiete Schlesiens sehr bedeutend in ihrer sonstigen Beschaffenheit.

Die der Urgebirgsformation angehörigen quellenreichen, meist sanft gerundeten, langgestreckten Bergketten und regelmäßigen Flußthäler der Sudeten sind von mehrere Quadratmeilen großen, vollkommen zusammenhängenden Waldmassen bedeckt. Die Ansiedlungen liegen in den Thälern, geschlossene Ortschaften bildend. Es bestehen daselbst keine Einforstungen und die ausgezeichnete Arrondirung des Waldbesitzes erleichtert die Bewirthschaftung und besonders den Forstschutz.

Die Beskydenforste hingegen stocken größtentheils auf Karpathensandstein, dessen charakteristische Formen dem ostschlesischen Gebirgslande sein besonderes Gepräge verleihen. Zahlreiche, meist kurze, vielfach gewundene Thäler und Hänge wechseln mit schroffen Bergkegeln, kleinere Hochplateaux mit scharfen Bergrücken. Dabei ist das Gebirge, abgesehen von unbedeutenden localen Versumpfungen, im Allgemeinen quellenarm. Die Arrondirungsverhältnisse der Forste sind ungünstig. Nicht nur die ausgedehnten Äquivalentflächen, welche anläßlich der Servitutenablösung für die Berechtigten abgetrennt werden mußten, sondern auch der Umstand, daß die Beskydengemeinden keine geschlossenen Ortschaften bilden und meist in einzelnen oder gruppenweisen Ansiedelungen über das ganze Gebirge zerstreut sind, beeinflussen und erschweren die Wirthschaftsführung in empfindlicher Weise. Die hügeligen und die ebenen Landestheile enthalten zumeist kleinere zerstreute Waldparcellen. Hier überwiegt der landwirthschaftliche Besitz. Der Wald bleibt auf die mindest productiven oder in Folge ungünstiger Terrainverhältnisse für die landwirthschaftliche Cultur ungeeigneten Flächen beschränkt.

Den größten Waldbestand enthält der politische Bezirk Freiwaldau mit 51·35 Procent, die geringste Waldfläche mit 15·48 Procent ist im politischen Bezirke Freistadt vorhanden. Ersterer Bezirk liegt im Centrum des Sudetengebirgsstockes, letzterer in dem nordwestlichen, fast ebenen Theile des ehemaligen Kreises Teschen, im Gebiete des Karwin-Dombrau Ostrauer Steinkohlenbergbaues.

Staatswälder fehlen in Schlesien gänzlich. Die Forste gehören hier zum überwiegenden Theile dem Großgrundbesitz an, dessen Waldareale 134.949 Hektar oder 77·51 Procent der Gesammtwaldfläche des Landes beträgt. Die Stadt- und Gemeindeforste



Altvaterbäume.

enthalten 7801 Hektar oder 4·48 Procent, die Kloster-, Kirchen- und Schulforste 579 Hektar oder 0·33 Procent, die Rusticalwaldungen 29·164 Hektar oder 16·76 Procent, und die im gemeinschaftlichen Besitz befindlichen Wälder 1617 Hektar oder 0·92 Procent der gesammten Waldfläche des Kronlandes.

Die Forste des Großgrundbesitzes, insbesondere jene der größten Walddomänen, als: des Fürstbisthums Breslau mit circa 30.000 Hektar, des Hoch- und Deutschmeisterthums mit circa 13.000 Hektar in Westschlesien (Sudeten) und der Kammer Teschen mit

50.000 Hektar in Ostschlesien (Beskyden) ꝛc. werden schon seit vielen Decennien nach sorgfältig auf wissenschaftlicher Basis ausgearbeiteten Nutzungsplänen im strengsten Nachhaltbetriebe bewirthschaftet.

Die ersten Anfänge der Waldvermessung und planmäßigen Waldnutzung reichen bis in das vorige Jahrhundert zurück. So wurde beispielsweise in den Jahren 1790 bis 1800 ein großer Theil der zur Kammer Teschen gehörigen Forste vermessen und kartirt, nach den Grundsätzen des reinen Flächenfachwerkes eingetheilt und zur Nutzung bestimmt. Dieser primitivsten aller Forsttaxationsmethoden folgte in den Vierziger-Jahren die Ermittlung des jährlichen Holzmassenetats nach der österreichischen Cameraltaxe.

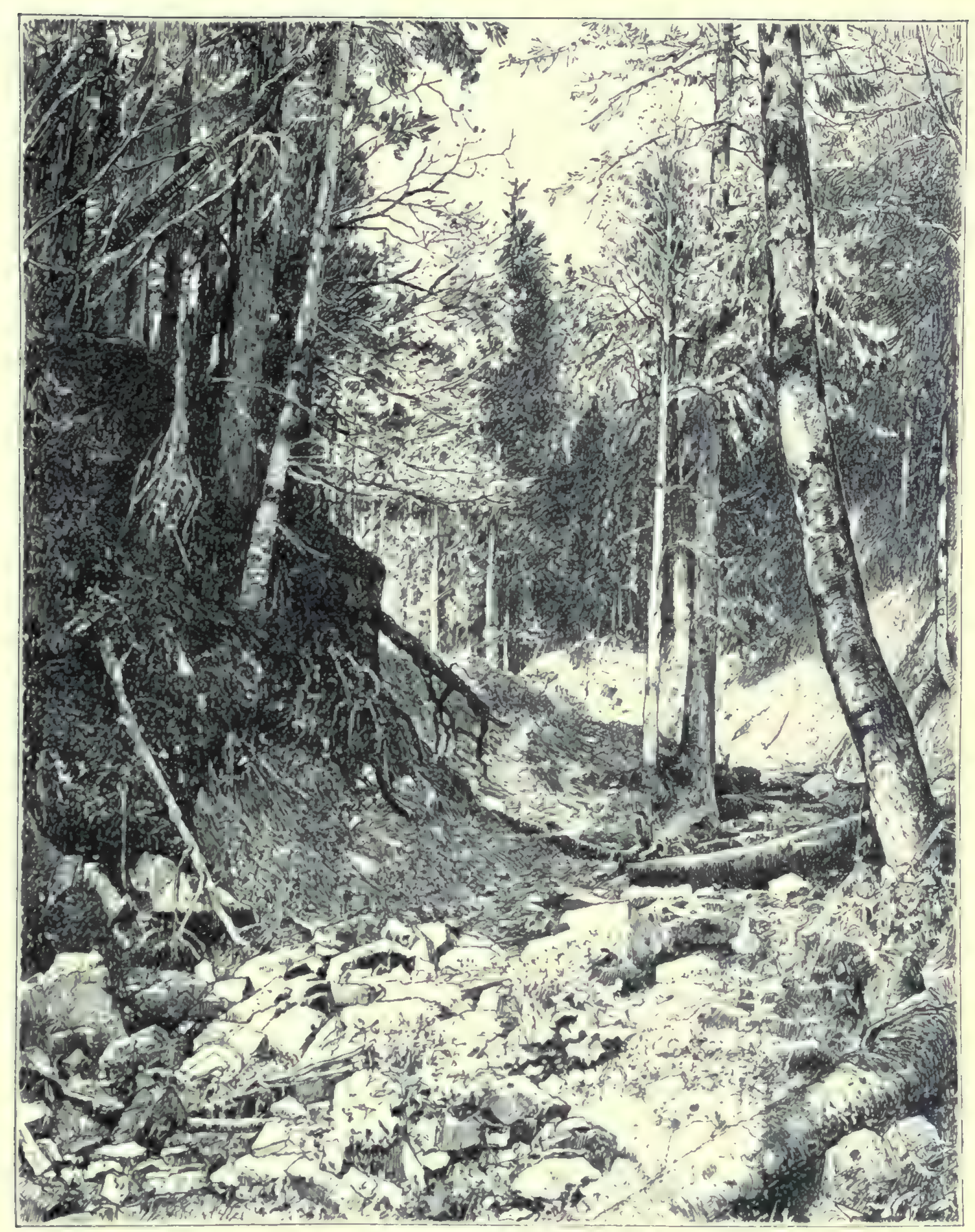
In neuerer Zeit hat auch diese Taxationsmethode den Bedürfnissen nicht mehr genügt und es wurden die großen Forstdomänen nach einer auf das Princip der „Hiebszüge“ basirten systematischen Waldeintheilung eingerichtet und der jährliche Hiebsatz durch Combination des Flächen- und des Massenfachwerkes ermittelt. Gleichzeitig wurden Forstverwaltungsbezirke (Oberförstereien) organisirt, deren Vorstände (Oberförster, Forstverwalter) selbständig wirkende Organe der Verwaltung sind und in den meisten Fällen der forstlichen Centralleitung direct unterstehen. Nach dem Gesagten bedarf es kaum der Erwähnung, daß der Beamtenkörper des schlesischen Großwaldbesitzes ausschließlich aus akademisch gebildeten Forstleuten besteht.

Die Forste der großen Domänen stocken vorwiegend auf absolutem Waldboden im Quellengebiete der schlesischen Flüsse und bilden die schützende Decke desselben, so wie die eigentlichen Vorrathskammern der schlesischen Holzproduction.

Die Rustical- und Communalwaldungen — deren Bewirthschaftung, mit Ausnahme der nach technischen Grundsätzen geleiteten Stadtforste, meist eine empirische ist — werden mit wenigen Ausnahmen verständig behandelt, sind aber naturgemäß nicht in jenem Zustande wirthschaftlichen Gleichgewichtes, dessen sich die Forste des Großgrundbesitzes fast ausnahmslos erfreuen.

Das Klima und die Boden- (Standorts-) Verhältnisse können im Allgemeinen als für den Waldbau günstig bezeichnet werden. Der Waldboden Westschlesiens ist in dem Massiv des Altvaterstockes ein Verwitterungsproduct von Glimmerschiefer, Granit, Gneiß und krystallinischem Kalk; in dem östlich und südöstlich angrenzenden Vorgebirgs- und Hügellande ein Verwitterungsproduct von Quarzit, Grauwacke, Grauwackenschiefer und Thonschiefer.

Der Waldboden Ostschlesiens besteht in der Gebirgszone fast durchwegs aus verwittertem Karpathensandstein, im Hügellande aus dem Verwitterungsproduct des Teschner Schiefers, dann eines der Kreideformation angehörigen Kalkes und in der Ebene aus Alluvium und schwerem grauen Letten.



Waldpartie unterhalb Lysá Hora.

Mit Ausnahme der in relativ geringer Ausdehnung vorkommenden sehr steinigen und felsigen Hänge, dann der versumpften Lagen, sind die Waldböden Schlesiens theils von mittlerer, theils von recht guter Beschaffenheit. Gänzlich unproductive Flächen gibt es

in der eigentlichen Waldzone fast gar nicht. Die Baumvegetation wird durch das feuchte Klima, namentlich durch die reichlichen Niederschläge im Gebirge während der Frühjahrs- und Sommerperiode wesentlich gefördert. Die herrschende Betriebsart ist der Hochwaldbetrieb mit 100- und 120jährigen Umtrieben im Gebirge und mit vorherrschend 80jährigem Umtrieb im Hügel- und Flachlande. Der 80jährige Umtrieb wird theils durch die Standortsverhältnisse, theils durch den großen Begehr nach schwachem Bau- und Grubenholz bedingt. Der Hochwaldbetrieb umfaßt eine Fläche von 166.916 Hektar (davon Schutzwald 4431 Hektar) oder 95·87 Procent der Gesammtwaldfläche, während sich der Mittel- und Niederwaldbetrieb auf nur 7194 Hektar oder 4·13 Procent der vollen Waldfläche beschränkt.

Die Verjüngung der Forste geschieht theils durch Kahlabtrieb und Aufforstung der Schlagflächen mittelst Saat oder Pflanzung, theils im Wege der Samenschlagstellung und endlich mittelst des Plenterbetriebes. Der Kahlhieb mit nachfolgender künstlicher Aufforstung wird vornehmlich in reinen Fichten- und Kiefernbeständen, die schlagweise Vorverjüngung in reinen Tannen- oder Buchenwäldern, dann in Tannen- und Buchenmengbeständen und der Plenterhieb in den Schutzwäldern der höchsten Gebirgslagen (Altvater, Lysá-Hora rc.) sowie in den meisten Rustikalwaldungen angewendet.

Die herrschenden Holzarten sind: die Fichte, die Tanne, die Buche und die Kiefer. In untergeordneter Beimengung treten die Eiche, die Lärche und fast sämmtliche Laubhölzer der mitteleuropäischen Flora auf. Die Fichte ist die verbreitetste Holzart; dieselbe bedeckt etwa zwei Drittheile der gesammten Waldfläche. Sie ist der herrschende Waldbaum in den Forsten der Ebene, sowie in jenen des Gebirges. Ihre verticale Verbreitung reicht bis an die Baumvegetationsgrenze, welche bei circa 1300 Meter Seehöhe liegt, während die Verbreitung der Tanne und der Buche schon bei 900 bis 950 Meter Seehöhe ihre Grenze findet.

In Folge des rauhen und schneereichen Klimas der schlesischen Gebirge hat die Fichte mehr als andere Holzarten häufig und empfindlich unter den nachtheiligen Folgen des Eis- und Schneedruckes zu leiden, insbesondere dort, wo sie nach dem Kahlabtrieb von Buchen- und Tannenbeständen auf üppigen Böden künstlich erzogen wurde. Anläßlich der Eis- und Schneebruchkatastrophen, welche die schlesischen Forste in den Siebziger- und Achtziger-Jahren wiederholt heimsuchten, wurde in zweifelloser Weise festgestellt, daß zu den Vorzügen der aus natürlicher Verjüngung hervorgegangenen Bestände auch deren erheblich größere Widerstandsfähigkeit gegen die verheerenden Wirkungen des Eis- und Schneebruches hinzukommt. Diese Wahrnehmung hat wesentlich dazu beigetragen, die ausgedehnte Kahlschlagwirthschaft mit künstlicher Nachzucht reiner Fichtenbestände einzuschränken und die Verjüngung der Forste auf natürlichem Wege zu begünstigen.

Nächst der Fichte sind in den schlesischen Wäldern die Tanne und die Buche die wichtigsten und häufigsten Holzarten. Diese beiden Holzarten treten, theils reine, theils gemischte Bestände bildend, hauptsächlich in den Vorbergen der Sudeten und der Beskyden auf. Man findet sie aber in geringerer Ausdehnung auch in den Forsten des Hügellandes, sowie in den Altbeständen der höheren Gebirgslagen, hier meist in Gesellschaft der Fichte. Durch den seit Mitte dieses Jahrhunderts bei vielen Waldwirthschaften Schlesiens bevorzugten Kahlschlagbetrieb wurde die frühere Ausdehnung der Tannen- und Buchenforste im Interesse der Vermehrung der Fichtenbestockung nicht unerheblich reducirt. In neuester Zeit wird jedoch der Nachzucht dieser Holzarten aus berechtigten wirthschaftlichen Gründen größere Aufmerksamkeit gewidmet.

Außer den genannten Holzarten ist es die Weißföhre, welche, wenn auch nur in geringerer Ausdehnung, reine oder vorherrschend mit Fichten gemengte Bestände bildend auftritt. Sie ist fast im ganzen Lande mit Ausnahme des Gebirges zu finden. Von größerer Bedeutung erscheint das Vorkommen der Weißföhre aber nur in der an Preußisch-Schlesien grenzenden Ebene des politischen Bezirkes Bielitz. Hier bildet dieselbe ausgedehnte Bestände auf schweren, zur Versumpfung geneigten Lettenböden und ist für diese Standorte die am meisten entsprechende Holzart.

Von noch geringerer Bedeutung ist das Vorkommen der Eiche und der Lärche, welche Holzarten nur in sehr beschränktem Maße auf den wenigen ihnen zusagenden Standorten bestandbildend auftreten. Schließlich ist auch der Krummholzkiefer zu gedenken, welche in neuerer Zeit an mehreren Orten, insbesondere im Gutsgebiete des Fürstbisthums Breslau, zur Aufforstung hochgelegener Haideflächen — in der Absicht einen Schutzbestand für die productive Waldzone zu bilden und die Grenze des hochstämmigen Holzwuchses möglichst nach aufwärts zu verlegen — verwendet wird.

In Bezug auf Erziehung und Pflege des Waldes muß Schlesien zu jenen Provinzen Oesterreichs gezählt werden, welche für die wirthschaftliche Entwicklung des Forstwesens bahnbrechend gewesen sind. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts waren in Schlesien zahlreiche Waldordnungen, forstliche Kartenwerke und Nutzungspläne vorhanden, und ungefähr in dieselbe Zeit fallen auch die ersten Versuche der künstlichen Waldverjüngung durch Anbau von Waldsamen und durch Pflanzung.

Mit der zunehmenden Verbreitung und Vervollkommnung der künstlichen Waldzucht begann sich allmälig auch eine angemessene Waldpflege, insbesondere der Läuterungs- und Durchforstungsbetrieb, zu entwickeln, doch konnte in dieser Beziehung, soweit die großen Gebirgsforste in Betracht kommen, erst in neuerer Zeit Bedeutendes geleistet werden, da ehedem die Verwerthung von Durchforstungsmaterial in größeren Mengen unmöglich war. Gegenwärtig geben viele Tausende Hektar künstlich erzogener frohwüchsiger Mittel-,

Stangen- und Junghölzer Zeugniß von einer langjährigen erfolgreichen Thätigkeit auf waldbaulichem Gebiete.

Das Capitel „Waldpflege" hat zur Mitwirkung bei Lösung einiger wichtiger forstlicher Fragen Veranlassung gegeben, deren Entscheidung nur mit Hilfe vergleichender forststatischer Versuche ermöglicht werden kann. Hierher gehören Untersuchungen über den Einfluß des Beginnes, der öfteren oder selteneren Wiederholung und der Intensität des Durchforstungs- und Lichtungsbetriebes, an welchen sich die großen Forstdomänen Schlesiens in hervorragender Weise betheiligen. So hat namentlich der Hoch- und Deutschmeister'sche Forstrath Johann Pfeifer von Forstheim schon in den Fünfziger-Jahren eingehende sehr interessante Untersuchungen über den Einfluß des Durchforstungsbetriebes auf die Rentabilität der Forste begonnen. In neuerer Zeit wurden im Einvernehmen mit der k. k. forstlichen Central-Versuchsleitung in Mariabrunn und nach deren Arbeitsprogramm auf mehreren Domänen Schlesiens, insbesondere und in größerem Umfange auf der Kammer Teschen, comparative Durchforstungs- und Lichtwuchsversuche eingeleitet, deren weitere Fortsetzung schätzenswerthe Beiträge zur Lösung der schwebenden Fragen zu liefern verspricht.

Obwohl die Absatzverhältnisse für Nutz- und Brennholz im Allgemeinen schon seit geraumer Zeit recht günstige sind, ist die Waldwirthschaft in Schlesien dennoch stets eine conservative gewesen und geblieben. Die Productionsfähigkeit des Waldbodens wird überall rationell ausgenützt. Holzmassenvorräthe sind in genügendem Maße vorhanden und man findet in den idyllischen Gebirgsthälern der Sudeten und der Beskyden noch manchen mächtigen, ehrwürdigen Waldbestand, der Auge und Herz des Naturfreundes erfreut.

Der Ernte-Ertrag der Forste ist bei der großen Veränderlichkeit der Standortsgüte so wie nach Verschiedenheit der Holzart, der Walderziehung und der Waldpflege ein sehr variabler. In Westschlesien schwanken die Holzmassenvorräthe 100jähriger Waldbestände zwischen 300 und 1000 Cubikmetern (Festmetern) pro Hektar. In Ostschlesien liefern die Bestände der Gebirgs- und Vorgebirgszone 300 Cubikmeter bis 900 Cubikmeter pro Hektar, jene des Flachlandes 300 Cubikmeter bis 800 Cubikmeter pro Hektar. Als Durchschnittsertrag der schlesischen Forste per Hektar können 500 bis 600 Cubikmeter in 100jährigen Nadelholz- und 400 bis 500 Cubikmeter in 100jährigen Buchenforsten angenommen werden.

Während der letzten zwei Decennien ist in Schlesien, infolge des rasch fortschreitenden Ausbaues der Schienenwege, des dadurch bedingten Aufblühens der Industrie und der ganz außerordentlichen Entwicklung des Steinkohlenbergbaues, dessen Production sich seit den Sechziger-Jahren auf das Sechsfache gesteigert hat, eine totale Veränderung der einstigen forstwirthschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt worden. Bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus war die Hauptaufgabe der schlesischen Forstwirthe vornehmlich die



Holzverkohlung mit Schwemmeinrichtung und Holzlände an der Ausmündung des Řečicabaches in den Ostravicafluß.

Erziehung von Brennholz, welches in dem reich bevölkerten Lande als Heizmaterial und als Kohlholz für den in mehreren Theilen der Sudeten und der Beskyden bestehenden Eisenhüttenbetrieb ausreichende Verwendung fand. Der Consum an Nutzholz hingegen war ein minimaler und beschränkte sich zumeist auf den Localbedarf. Gegenwärtig hat die billigere Steinkohle das Brennholz größtentheils verdrängt, dagegen ist der Bedarf an Nutzholz für Hochbau und Grubenzwecke rapid gestiegen. Es entwickelte sich überdies ein lebhafter Holzexport nach Deutschland und im Zusammenhang mit den erweiterten Handelsbeziehungen auch eine nicht unbedeutende Holzindustrie. Infolge dieser veränderten Verhältnisse sind die forstwirthschaftlichen Bestrebungen gegenwärtig auf die intensivste Nutzholzerziehung und Nutzholzgewinnung gerichtet, während das Brennholz nur noch gewissermaßen als Abfallproduct betrachtet wird. In dem Maße, als die moderne Erziehungsmethode der Nadelholzforste fortschreitet und immer größere Flächen umfaßt, wird die schon gegenwärtig circa 60 Procent betragende Nutzholzproduction nach und nach noch erheblich gesteigert werden können. Die im Oberlaufe der schlesischen Flüsse reichlich vorhandenen Wasserkräfte haben schon vor geraumer Zeit zur Etablirung kleiner Holzindustrien Veranlassung gegeben.

Es entstanden überall, hauptsächlich aber in dem culturell rascher fortgeschrittenen westlichen Theile Schlesiens zahlreiche kleine Brettmühlen, Holzschleifereien, Wald- und Hüttenköhlereien, Holznägel-, Holzspan- und Dachschindelindustrien, welchen in neuerer Zeit auch in Ostschlesien, wo ein ausgebreitetes Eisenbahnnetz und die billige Mineralkohle hiefür günstige Vorbedingungen schufen, mehrere große fabriksmäßig eingerichtete Dampfsägewerke, Cellulosefabriken, Bautischlereien, Holzdestillationen, Holzimprägniranstalten und Möbelfabriken folgten.

Während das Brenn- und Kohlholz, ein großer Theil des Grubenholzes und etwa ein Drittheil des Bauholzes und des Schnittmateriales im Lande Verwendung finden, werden ungefähr zwei Drittel der Schnittmaterialproduction, etwas Grubenholz, der weitaus größte Theil der Holzstofffabrikate, die Endproducte der Holzdestillation und die meisten Möbelstücke aus gebogenem Holz exportirt. Der Rundholzexport ist daher ein geringer, der Export von Halb- und Ganzfabrikaten aus Holz dagegen ein bedeutender. Die Ausfuhr bewegt sich naturgemäß hauptsächlich nach Ost- und Nord-Deutschland. Feinere Fichtenschnittmaterialien werden selbst bis nach Nord-West-Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich, Holzstoff und Möbel aus gebogenem Holz fast nach allen europäischen und häufig auch nach überseeischen Staaten exportirt.

In Bezug auf den Holztransport liegen die Verhältnisse in Schlesien günstig. Zahlreiche wohlgepflegte öffentliche und Privatstraßen führen nach allen Richtungen bis in das Herz der Forste und verbinden dieselben mit dem gut entwickelten Eisenbahnnetz. Der Transport des Holzes von den Berglehnen zu den Thalstraßen erfolgt zumeist im Winter bei Schneebahn auf den sogenannten „Zieh- oder Rückungswegen". Das schwerere Nutz- und Klotzholz wird mit Gespannen, das Brennholz vornehmlich mittelst Handschlitten „gerückt". Tausende von Holzschlägern, welche während der Sommerszeit mit der Erzeugung und Zurichtung der Forstproducte beschäftigt sind, finden im Winter lohnenden Erwerb beim Holzrückungsgeschäfte. Wiewohl die Holzrückung im Winter auf steilen Berglehnen, über welche der „Rücker" mit seinem schwer beladenen Handschlitten hinuntersaust, eine schwere und gefahrvolle Arbeit ist, so wird diese Arbeit doch von dem schlesischen Gebirgsbewohner gerne geleistet, weil sie ihm in der sonst verdienstlosen langen Winterperiode guten Erwerb sichert.

Der Wassertransport beschränkt sich in Schlesien auf das Triften von Scheitholz. In früherer Zeit war diese Transportmethode in den schlesischen Gebirgen ziemlich allgemein und wurden auch die nothwendigen Triftbauten, als: Klausen, Rechen, Wehren, Kanäle 2c. errichtet und in Stand gehalten. In dem Maße, als die Straßenbauten vervollständigt und die frühere Bedeutung der Brennholzwirthschaft in den Hintergrund gedrängt wurde, verlor auch diese Holztransportmethode ihre einstige Wichtigkeit und

wurde an den meisten Orten aufgelassen. Gegenwärtig besteht die Brennholztrift nur noch auf einigen Flüssen Ost-Schlesiens im Verwaltungsgebiete der Kammer Teschen, woselbst zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahr auf den Flüssen Moravka, Olsa und Weichsel etwa 100.000 Raumcubikmeter Brenn- und Kohlholz an die Verbrauchsorte Friedek, Teschen, Trzyniec und Ustron getriftet und an den genannten Orten größtentheils zum Eisenhüttenbetriebe verwendet werden. Hier hat die Brennholztrift noch ihre volle Berechtigung, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen das billigste und rascheste Transportmittel ist.

Der intensive Forstbetrieb Schlesiens sichert nicht nur den Waldbesitzern eine nachhaltige und ansehnliche Bodenrente, sondern er gewährt auch vielen Tausenden Bewohnern dieses Landes einen ständigen und ausreichenden Verdienst. Für einen großen Theil der Gebirgsbevölkerung ist der Wald geradezu die erste und wichtigste Existenzbedingung. Ehedem wurde die Colonisirung mancher Gebirgsgegenden Schlesiens nur auf den Wald basirt. Die Ansiedler erhielten gegen relativ geringe Gegenleistungen Grund und Boden zur Rodung von Feld und Wiesen, Holz zum Aufbau der Wohnhäuser, Abfallholz als Brennmaterial und das Recht der Waldweide und des Streubezuges für ihr Vieh. Aus diesen Zugeständnissen bildeten sich mit der Zeit, besonders in den ostschlesischen Gebirgen zahlreiche und bedeutende Servitutsrechte heraus, deren Ablösung die verpflichteten Güter im Laufe der Fünfziger- und Sechziger-Jahre mit großen Opfern an Geld und Grundflächen durchzuführen bemüssigt waren. So erhielten die Weideberechtigten der Gebirgsgemeinden in den politischen Bezirken Teschen und Bielitz Äquivalentflächen in der Gesammtausdehnung von circa 12.000 Hektar, welche von den belasteten Wald- und Weideflächen der Domäne „Kammer Teschen" in unzähligen Parcellen abgetrennt und den Berechtigten ins Eigenthum überantwortet worden sind. Auf diesen Äquivalentflächen wird, soweit sie den ehemaligen Weidegenossenschaften gehören und nicht Besitzbestandtheile Einzelner sind, noch gegenwärtig die sogenannte „Sallaschwirthschaft", eine Art Almwirthschaft getrieben, welche in dem Auftrieb von Weidevieh (Schafen, Ziegen und Rindern) während der Sommermonate besteht.

Diese Art der Weidewirthschaft ist eine Specialität aller Karpathenländer. Sie wurde früher in den schlesischen Beskyden zum großen Nachtheil der belasteten Wälder in weit größerem Umfange betrieben, als dies gegenwärtig nach durchgeführter Ablösung der Servituten der Fall ist. Die Weideberechtigten übten damals die Waldverwüstung im großen Stil! Das „Schneideln", das „Ringeln", das „Waldbrennen" und die Vernichtung des jungen Holzwuchses waren alltägliche Erscheinungen. Der Wald wurde schonungslos verwüstet, um den beabsichtigten Zweck, die Vergrößerung der Weideflächen, zu erreichen, und doch blieb der wirthschaftliche Effect dieser Maßnahmen ein verschwindend geringer im Vergleich zu den dem Walde zugefügten Schäden. Diesem trostlosen Zustande hat die

Ablösung der Weideservituten ein Ende bereitet, da die nach Abtretung der Äquivalentflächen dem belasteten Gute erübrigende entlastete Waldfläche — ungefähr die Hälfte der ursprünglichen Gesammtfläche — nunmehr von allen schädigenden Einflüssen der Weidewirtschaft befreit, einer rationellen Forstcultur gewidmet werden konnte. Auf der entlasteten Theilfläche wird in Hinkunft mehr Holz producirt werden, als dies ehedem auf der belasteten Gesammtfläche möglich war und insoferne ist diese Ablösung ein erheblicher volkswirthschaftlicher Fortschritt. Die verderblichen Folgen der einstigen Weidewirthschaft machen sich jedoch in jenen Forsten noch heute geltend und es werden ihre letzten Spuren kaum vor Ablauf einiger Decennien vollständig verschwunden sein.

Wenn nichtsdestoweniger die Forstwirthschaft Schlesiens, insbesondere im Vergleiche mit jener einzelner Alpenländer, eine hervorragende Stellung in Österreich einnimmt, so ist dies wesentlich auf einige besonders günstige Verhältnisse zurückzuführen.

In Schlesien ist es vor Allem der Großwaldbesitz mit seinen auf wissenschaftlicher Basis eingerichteten, sorgfältig gepflegten, von den schädigenden Einflüssen der Servituten befreiten Forsten, welcher der gesammten Waldwirthschaft das Gepräge einer fortgeschrittenen Forstcultur verleiht. Die Standortsverhältnisse sind im Allgemeinen besser, die schädlichen klimatischen Einflüsse weniger excessiv und die Bringungsschwierigkeiten erheblich geringer als in den Alpenländern. Wird ferner erwogen, daß der Consum des stark bevölkerten Landes und seiner hochentwickelten Industrie ein bedeutender, die Lage an der Nordgrenze der Monarchie eine für den Holzexport günstige ist, und daß die Production des werthvollen Nutzholzes in Schlesien circa 60 Procent beträgt, während der Nutzholzanfall der Alpenforste kaum 25 Procent erreicht, so dürfte der besonders erfreuliche Zustand des schlesischen Forstwesens seine genügende Erklärung finden.

Die große volkswirthschaftliche Bedeutung der Forste für Schlesien erhellt daraus, daß der Werth der jährlichen Holzproduction etwa vier Millionen Gulden beträgt, wovon ungefähr zwei Millionen auf Arbeitslöhne entfallen. Nebstbei liefern die Forste den Waldarbeitern unentgeltlich oder doch für sehr mäßigen Preis Abfallholz als Brennmaterial, billiges Gras, Streu und allerlei Nebennutzungen.

In dem Maße, als der Forstwirthschaftsbetrieb durch vermehrte Zwischennutzungen, Steigerung der Nutzholzproduction und weitere Vervollkommnung der Transportmittel an Intensität gewinnt, werden auch die aus dieser wichtigen Quelle des Nationalwohlstandes fließenden Einkünfte und Verdienste sich erhöhen.

Der gegenwärtige Zustand der Forste Schlesiens und die conservativen Principien ihrer Besitzer gewährleisten auch für die Zukunft alle segensreichen Einflüsse, deren sich jene Länder erfreuen, in welchen die für das Forstwesen maßgebenden Factoren mit der Liebe zum Walde das volle Verständniß seiner volkswirthschaftlichen Bedeutung verbinden.

Jagd und Fischerei.

Die Jagd. Wiewohl die besten Lagen Schlesiens, insbesondere in Bezug auf die Niederjagd, bei weitem nicht jenen Wildreichthum aufweisen wie die berühmten Jagdgebiete des mittleren und südlichen Mähren, so bestehen doch hinsichtlich der hohen Jagd zwischen den beiden Nachbarländern keine nennenswerthen Unterschiede. Im westlichen wie im östlichen Theile Schlesiens beherbergen die Hochlagen der Sudeten und Beskyden reiche Bestände von Edelwild, und zwar insbesondere (im westlichen Theile) die Forste des Deutschen Ritterordens (Forstbezirk Hubertskirch-Karlsbrunn), des Breslauer Bisthums (Forstbezirk Freiwaldau, Zuckmantel und theilweise Friedeberg) und im östlichen Theil die Bergforste der erzherzoglichen Kammer Teschen, wo in den Revieren Schwarz- und Weißweichsel schmucke Jagdhäuser unter weiland Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Albrecht erbaut wurden. Seit etwa zehn Jahren haben die meisten Forstämter (namentlich im Sudetengebiete) durch Anlage von Wildzäunen das Auswechseln ihrer Hochwildbestände zu hindern gesucht, doch wird trotzdem alljährlich eine bedeutende Anzahl von Hirschen und Kahlwild außerhalb der Zäune erlegt.

Zu Ende der Achtziger- und anfangs der Neunziger Jahre wurden die besten Hochwildbestände theils durch bedeutenden Wildeingang in den strengen Wintern, theils durch starken Kahlwildabschuß erheblich reducirt. Seit etwa 15 Jahren schwankt der jährliche Durchschnittsabschuß von Edelwild (Hirsche und Kahlwild) zwischen 300 und 350 Stück.

Das Damwild wird in Schlesien nur in einigen Thiergärten (Bezirk Troppau und Bielitz) in geringer Anzahl gehegt und werden jährlich ungefähr 30 Stücke abgeschossen. Dagegen sind die schlesischen Sudeten und die Beskydenwälder reich an Rehwild, welches allenthalben vorzüglich geeignete Standorte findet. Besonders gute Rehwildstände findet man in den waldigen Mittellagen der politischen Bezirke Teschen, Freiwaldau, Jägerndorf, Freudenthal und Troppau. Der Durchschnittsabschuß beträgt jährlich rund 1700 Stück. Wie in Mähren konnte man auch in Schlesien die Wahrnehmung machen, daß das Rehwild die Hochwildreviere, welche mit Wildzaun eingefriedet sind, nach und nach verließ und in den freien Wäldern außerhalb des Zaunes erfreulicher gedieh, sowohl in Bezug auf Vermehrung, als auch individuelle Kraft. Der Umstand, daß dem Rehbock (wie in Mähren) eine viel zu geringe Schonzeit eingeräumt ist (vom 1. Februar bis 30. April), trägt viel dazu bei, daß dort, wo nicht der Jagdherr durch Fixirung einer längeren Schonzeit selbst auf die Hege bedacht ist, eine Abnahme, beziehungsweise ein Degeneriren dieses unseres schmucksten Wildes zu beklagen ist.

In Schlesien besteht nur ein Saugarten, der fürstliche Lichnowsky'sche in Gräz bei Troppau, wo etwa 10 bis 15 Stücke jährlich abgeschossen werden; als Wechselwild in

freier Wildbahn werden im Bielitzer und Teschener Bezirke jährlich einige Stücke Schwarzwild erlegt, auch in den westlicheren Bezirken versetzt mitunter ein solch wanderndes Wildschwein die dortige Jägerwelt in Aufregung.

Überall im Lande kommt der Proletarier der Wildbahn, der Hase, in mehr oder minder starker Besetzung vor, am häufigsten in dem ebenen Theile der Bezirke Troppau, Jägerndorf, Teschen, Freistadt und Bielitz. Zwischen 30.000 und 40.000 Stück werden alljährlich erlegt. In manchen geeigneten Lagen (um Teschen, Jägerndorf-Olbersdorf und Freiwaldau-Weidenau) wurde zur Belebung der Jagd das wilde Kaninchen ausgesetzt, das sich so stark vermehrte, daß man in einzelnen Revieren auf dessen energischen Abschuß bedacht sein muß.

Von den gefiederten Repräsentanten der hohen Jagd ist der Auerhahn in den einsamsten Bergrevieren des Breslauer Bisthums, des Deutschmeisterthums und der Kammer Teschen (Weichselgebiet) verhältnißmäßig gut vertreten (Jahresabschuß zwischen 20 und 30 Hähnen). Das Birkwild ist am reichsten in dem Gebiete des Hochmoors „Moosbruch" (bei Freiwaldau) vertreten. Obgleich auch in Schlesien eine Wanderung des Birkwildes aus den Hoch- in die Mittellagen vereinzelt beobachtet wurde, so ist sie doch nicht in so auffallenden Beispielen nachweisbar wie vielfach in Mähren. In ganz Schlesien werden im Durchschnitt jährlich kaum mehr als 20 Birkhähne erlegt. Auch das Haselhuhn kommt in den Bergwäldern der Sudeten und Beskyden, wenngleich in geringer Anzahl vor. Sehr erfreulich ist die sichtliche Zunahme der Fasane, namentlich im Freistädter, Teschener und Bielitzer Bezirke; auch um Troppau und Jägerndorf werden Fasane in freier Wildbahn erlegt. Die Fasanerien der erzherzoglichen Kammer Teschen, sowie des Grafen Larisch-Moenich im Freistädter Bezirke sind vorzüglich besetzt und geben alljährlich glänzende Jagden, welche weiland Kronprinz Rudolf gern besuchte und neuester Zeit auch mehrmals durch den Besuch Ihrer kaiserlichen Hoheit der Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie und anderer hoher Gäste beehrt wurden. (Der jährliche Durchschnittsabschuß an Fasanen beträgt in Schlesien 2000 bis 3000.) Das Rebhuhn ist am zahlreichsten in den Bezirken Jägerndorf, Troppau und Teschen vertreten, kommt aber auch in allen nur halbwegs geeigneten Lagen Schlesiens in mehr oder weniger reichem Besatze vor (Jahresabschuß 20.000 bis 30.000). Die Waldschnepfe, welche in den Heidegebieten der Sudeten und in den Beskyden als Nistvogel, überall aber als Strichvogel vorkommt, wird ganz besonders in den Vorwäldern und Büschen des Teschener und Bielitzer Bezirkes in größerer Anzahl erbeutet. Der Frühjahrsstrich ist in den westlichen Gebieten schon seit Jahren wenig lohnend. Wildgänse, Wildenten, Moosschnepfen, sowie die meisten heimischen Arten von Sumpf- und Wasserwild kommen in bedeutender Anzahl auf den zahlreichen ausgedehnten Teichen des Bielitzer, Teschener und Freistädter Bezirkes vor.

Aus den Urwäldern Galiziens und Ungarns statten bisweilen Bären und Luchse (selten ein Wolf) dem benachbarten östlichen Schlesien Besuch ab. Der letzte Bär in Schlesien wurde im Jahre 1887, der letzte Luchs 1894 erlegt. Füchse (jährlich gegen 500), Dachse (gegen 20), Marder und Iltisse (500), sowie Fischottern, namentlich im östlichen Schlesien (gegen 30 Stück) werden alljährlich in allen Revieren durch Fallen und Blei erbeutet. Adler und Uhu, die beiden Häuptlinge der gefiederten



Erzherzogliches Jagdhaus in Schwarz Weichsel.

Räuber, werden alljährlich angetroffen und zwar erstere besonders in den Beskyden, letztere in den Sudetengebieten.

Nach den behördlichen Ausweisen beläuft sich der Durchschnittswerth des jährlich abgeschossenen Wildes in Schlesien auf etwa 75.000 fl

Für die gedeihliche, waidgerechte Entwicklung des Jagdwesens sorgen in Schlesien nebst den hohen Jagdherren, deren durchaus fachmännisch gebildeten Beamten und den vielen hegebeflissenen Jagdpächtern auch zwei rührige Vereine, nämlich der Jagd- und Fischerei-Schutzverein für Ostschlesien in Teschen (gegründet 1885) und der

Jagdschutzverein für Westschlesien in Troppau (gegründet 1891). Beide Vereine streben mit lobenswerthem Eifer die Besserung der jagdlichen Verhältnisse nach allen Richtungen an.

In kynologischer Beziehung wurde bisher in Schlesien nichts Nennenswerthes geleistet, doch findet in neuerer Zeit durch den Einfluß der Österreichischen Hundezuchtvereine (namentlich derjenigen von Mähren und Niederösterreich) allmälig ein edleres Material an Jagdhunden in Jägerkreisen Eingang.

Das Wilderer-Unwesen hat im Allgemeinen entschieden abgenommen, wenigstens soweit es das Wildern mit der Büchse betrifft. Dennoch kommen fast in jedem Jahre ernste Zusammenstöße zwischen Jägern und Wilderern vor, bei denen leider manch wackerer, diensteifriger Jagdschutzmann kühnen Wildschützen zum Opfer fällt. Die beiden heimischen Schutzvereine, sowie viele humane Jagdherren haben in der Fürsorge für solche im Dienst verunglückte Jäger oder deren Hinterbliebene oft genug zu schaffen.

Jagdliche Fachblätter bestehen zur Zeit in Schlesien nicht, doch werden die waidmännischen Interessen des Kronlandes durch das „Illustrirte Österreichische Jagdblatt" (vormals „Mährisch-schlesisches Jagdblatt") aufs beste vertreten. Erhalte St. Hubertus dem schönen Schlesierlande Wald und Wild und edle Waidmannsfreude!

Die Fischerei. Da die Teichwirthschaft Schlesiens unter dem Capitel „Landwirthschaft" behandelt wird, sei dieselbe hier übergangen und lediglich die Flußfischerei in Betracht gezogen. Seit langen Jahren schon steht Schlesien in Bezug auf die Fischerei auf einer hohen Stufe, ganz besonders aber das östliche Schlesien. Unter den Flüssen und Bächen Schlesiens, welche für die Flußfischerei Bedeutung haben, sind zu nennen: die Oppa, Mohra und Biela mit ihren Nebenwässern (im westlichen), und die Oder, Ostravica, Olsa und Weichsel (im östlichen Landestheile).

Die Oppa ist in ihrem Quellengebiete ein ausgezeichnetes Forellenwasser; andere Edelfische fehlen ihr. Bei halbwegs rationell betriebener Flußfischerei müßten alle Quellbäche der Oppa unbedingt zu den besten, reichsten Forellenwässern der Monarchie zählen; leider aber wird hier fast in allen Bachgerinnen von Berufenen und Unberufenen zwar eifrig gefischt, doch für Bevölkerung der geplünderten Flußläufe so viel wie gar nichts gethan. Dazu kommt noch der mißliche Umstand, daß die Oppa schon nach kurzem Laufe in den Dienst zahlreicher, zum Theil sehr fischereischädlicher Industrien tritt, so daß die Kammer für die Forellenbesetzung der Oppa nur auf die Quellbäche beschränkt ist. Daß infolge dieser Umstände eine rationelle Bevölkerung dieser Quellbäche durch Brutfische, die Anlage gut geleiteter Brutanstalten, kurz eine zielbewußte Fischzucht in jenen Gebieten das einzige Mittel ist, um das Aussterben der Forelle im herrlichen Oppagebiete zu verhüten, scheint leider von den maßgebenden Factoren noch nicht erkannt worden zu sein. Die Fischerei in der Oppa unterhalb Jägerndorf ist infolge der schädlichen Abfallwässer

dieser Fabriksstadt von keiner Bedeutung. Von Troppau aus wird die Oppa durch den „Ersten österreichisch-schlesischen Fischzucht-Verein" (gegründet 1879) mit einigen Edelfischsorten bevölkert, die jedoch erst unterhalb der Einmündung der Mohra in die Oppa sichtlich zur Geltung kommen.

Weitaus günstiger für die Fischzucht, beziehungsweise die Flußfischerei sind die Verhältnisse im Flußlauf der Mohra, welche in ihrem Mittel- und Unterlaufe nebst der Forelle die Äsche, den Aal, den Hecht, die Barbe und andere Fischarten beherbergt. Von fischereischädlichen Industrien weit weniger behelligt als die Oppa, von nahrungsreichen Nebenbächen begünstigt, wurde die Mohra vom vorgenannten Fischzucht-Vereine seit mehreren Jahren zum Hauptwasser desselben erwählt und auch in anerkennenswerthem Eifer mit Bach-, Lachs- und Regenbogenforellen, sowie auch mit manchen anderen Edelfischsorten bevölkert. Im Quellengebiete der Mohra aber sind die Verhältnisse leider nicht günstiger als in dem der Oppa.

Die Biela, ein Nebenbach der Neiße, ist ebenfalls ein zur Forellenzucht vorzüglich geeignetes Gebirgswasser, doch führt es von Waldenburg (also kurz nach seinem Ursprung) bis nach Niklasdorf (also bis zum Übertritt nach Preußisch-Schlesien) fast ununterbrochen durch belebte Ortschaften, wo die Forelle sowohl durch Industrien als auch durch zweibeinige Feinde gefährdet wird.

Auch der Weidenbach und andere im nördlichsten Theile Schlesiens entspringende Bäche führen in ihren Quellengebieten zahlreiche Forellen.

Wie bereits erwähnt, müssen sich in fast allen diesen Flußläufen (mit Ausnahme der Mohra) die Forellen selbst behaupten, da für die Hebung der Fischerei unzureichend oder gar nicht gearbeitet wird.

Bei weitem erfreulicher steht es in dieser Hinsicht im östlichen Theile Schlesiens. Tüchtige, regsame Züchter, unterstützt von Herrschaften und fördernden Körperschaften, waren hier schon seit Jahrzehnten bemüht, die Teichwirthschaft wie die Flußfischerei im Gebiete des Teschener Kreises emporzuheben. Namentlich waren der Erzherzog Albrecht'sche Fischmeister Johann Dubisch (Skotschau), Giebner und Burda (Bielitz) u. A. sowohl praktisch als literarisch auf dem Gebiete der Fischzucht thätig. Ein Hauptfactor für den erstaunlichen Aufschwung der Fischzucht im östlichen Schlesien ist die geradezu einzig dastehende Opferwilligkeit der Kammer Teschen, woselbst in neuerer Zeit vorzüglich eingerichtete Fischbrutanstalten mit bedeutenden Opfern an Geld und Mühe begründet wurden, so in Brenna (schon seit 1874), in Istebna, Weichsel, Moravka, Mohelnitz und Tyra.

Der „Jagd- und Fischerei-Verein für Ostschlesien" in Teschen wendet seit seinem Bestehen (1885) der künstlichen Fischzucht und Wiederbevölkerung der Flüsse

und Bäche seine größte Aufmerksamkeit zu, wobei der Verein von der erzherzoglichen Kammer durch Überlassung der Brutanstalten zur Erbrütung der durch den Verein erworbenen Fischeier auf das kräftigste unterstützt wird. Der „Deutsche" und der „Galizische Fischereiverein" liefern alljährlich eine große Anzahl von Lachseiern, welche in der Brutanstalt der erzherzoglichen Revierverwaltung Weichsel erbrütet werden; mit den hier erzogenen jungen Lachsen wird das Ursprungsgebiet der Weichsel bevölkert.

In der Zeit von 1878 bis 1892 gelangten in Ostschlesien durch den Fischereiverein insgesammt zur Aussetzung: 400.000 Rheinlachse, 260.000 Dunajeclachse, 3.400 californische Forellen, 1000 Seeforellen, 1,200.000 Lachsforellen, 14.000 Regenbogenforellen, 16.000 Saiblinge, 800 Huchen, 200 Schiele, 25.000 Äschen, 3.000 Aale und 1000 Goldorfen. Demselben Vereine gebührt auch die Priorität, die Aufzucht und Mast von Edelfischen in kleinen Hausteichen angeregt und die ersten praktischen Versuche mit sehr günstigem Erfolg durchgeführt zu haben.

Leider werden all diese mühevollen Arbeiten im Dienste der Fischzucht fast alljährlich gefährdet durch die oft furchtbaren Verwüstungen durch Hochwasser, welche im Gebiete der Weichsel und Oder häufig auf weite Strecken hin die mühsam errungenen Erfolge mit einem Schlage vernichten.

So wie in Mähren wurde auch in Schlesien die vom Ackerbauministerium angeregte Gründung eines Lehrcurses für Berufsfischer freudigst begrüßt, ein Lehrplan für Schlesien vom Fischereivereine ausgearbeitet und dem Ackerbauministerium zur weiteren Verfügung übermittelt. Mit der Realisirung dieser Schule für Berufsfischer wird jedenfalls das allgemeine Interesse für die Fischzucht im Lande belebt und ein Stamm fachlich gebildeter Züchter für die Zukunft gesichert werden.

Schlesien verdient hinsichtlich der Fischzucht ein Musterland unter den Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie genannt zu werden und sieht die Fischzucht, dieser heute leider noch viel zu wenig gewürdigte Zweig der Volkswirthschaft, sowie der edle Sport der Fischerei in diesem regsamen Lande hoffentlich einer fröhlichen Zukunft entgegen.

Der Bergbau.

Der älteste Bergbau Schlesiens war, wie im Nachbarlande Mähren, der auf Edelmetalle. Seine Spuren können bis zum XII. Jahrhundert zurückverfolgt werden, wenn er auch in jenen Zeiten seine Thätigkeit mehr der Tagesoberfläche und den Alluvien als dem festen anstehenden Gesteine zugewendet haben mag. Alle Überlieferungen, die wir von diesem Bergbaue Schlesiens haben, wissen zu berichten, daß er sehr ergiebig gewesen sei: so übersendete z. B. der Bischof Andreas Jerin von Breslau vor 300 Jahren

aus dem den Bischöfen von Breslau gehörigen Goldbergbaue am Querberge bei Zuckmantel zwei Stufen Goldes von vier Mark fünfzehn Loth, beziehungsweise sechs Mark sechseinhalb Loth damaligen Wiener Goldgewichtes an Kaiser Rudolf II. als Geschenk zum Zeichen des reichen Bergsegens in seinem Bergbaue. Dieses Werk ist erst seit 100 Jahren zum vollständigen Erliegen gekommen, nicht etwa, weil die vorhandenen Erzmittel bereits abgebaut gewesen wären, denn im Laufe unseres Jahrhunderts vorgenommene Arbeiten wiesen das Vorhandensein der goldhaltigen Kiese und Bleiglänze, der goldführenden krystallinischen Schiefer und der goldhaltigen Kupfererze nach; die Ursachen des Verfalles scheinen vielmehr in vom Bergbau unabhängigen Verhältnissen gelegen zu haben. Das Terrain, auf welchem diese alten Goldbergbaue umgingen, ist zwar heute noch mit Grubenmassen gedeckt, ein Bau auf Edelmetalle findet jedoch nicht statt. Ein zweiter Bergbau auf Gold, der in der Goldkoppe bei Freiwaldau, welcher, nach den alten Bauen zu schließen, ehedem gleichfalls intensiv betrieben worden sein muß, wurde auf Grund des Vorkommens von Frei- und vererztem Golde, welches daselbst im Quarz und Gneiß begegnet, im Jahre 1885 wieder aufgenommen, konnte sich aber nicht erhalten. Die berühmten Silber- und Bleibergbaue bei Bennisch, welche im XVI. Jahrhundert noch in blühendem Betriebe standen, sind heute verlassen und der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unternommene Versuch, sie im Betriebe zu erhalten, mißlang. Das gleiche Schicksal theilen alle Edelmetallbergbaue Schlesiens, wie die in Würbenthal, Engelsberg und andere. Die Zeiten, in welchen der Edelmetallbergbau auf das Interesse der Unternehmungslustigen rechnen konnte, scheinen in der That insolange nicht wiederkehren zu wollen, bis vielleicht einmal ein genügend kräftiger Versuch, die in der Erde geborgenen Schätze zu heben, vom Erfolge gekrönt sein wird. Die auf edelmetallhaltige Mineralien verliehene Fläche betrug mit Ende des Jahres 1891 18 Hektar, aber eine Erzeugung von Gold- oder Silber-Erzen fand nicht statt. Die in einer Unternehmung bei Zuckmantel von 14 Arbeitern gewonnenen 35 Tonnen Schwefelkiese wurden nur in der chemischen Fabrik des Besitzers in Würbenthal verarbeitet.

Gleich wie sich in Mähren der Bergbau auf Eisensteine nur dort entwickeln konnte, wo er nahe dem Hochöfner war, ebenso konnten die schlesischen Eisensteinbergbaue, welche auf den beiden Erzzügen des sogenannten Sudetenrevieres, die im Norden Schlesiens in der Gegend bei Zuckmantel beziehungsweise Seitendorf beginnen und in südwestlicher Richtung parallel nach Mähren streichen, umgingen, nur bei Vorhandensein von Wald und Wasserkraft entstehen und gedeihen. Als sich jedoch einerseits die Waldbestände lichteten und die Holzpreise stiegen, andererseits aber auch die Holzkohle zur Roheisengewinnung und Erzeugung von Eisen und Stahl überflüssig wurde und bei der Entwicklung der Verkehrsmittel die Nothwendigkeit des Besitzes nahegelegener Eisenerzgruben entfiel,

mußten nicht nur die Hütten, sondern auch die Bergbaue mit ihren armen, absätzigen Erzen hinsiechen; es hätten sich nur jene erhalten können, welche in der Lage gewesen wären, ihre Erze einer nahegelegenen Hütte, deren Betrieb auf die Verwendung von mineralischen Brennstoffen gegründet war, zuzuführen. Da diese Vorbedingung fehlte, waren sämmtliche Eisensteinbergbaue des Sudetenrevieres gezwungen, ihren Betrieb ohne Hoffnung, denselben in absehbarer Zeit wieder aufleben zu sehen, einzustellen.

Für die Eisensteinbergbaue des sogenannten Karpathenrevieres in den politischen Bezirken Teschen und Bielitz war jedoch die erwähnte Existenzbedingung vorhanden und sie konnten sich daher erhalten, trotzdem die Erze dieses Revieres — Sphärosiderite —, ebenfalls sehr arm und in ihrem nester- und lagerförmigen Vorkommen absätzig sind. Die derzeit im Betriebe stehenden fünf Bergbau-Unternehmungen sind im Besitze Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Friedrich und erzeugten im Jahre 1891 mit nicht ganz 100 Arbeitern noch 51.000 Metercentner Eisenerze, welche zum größten Theile in den eigenen Eisenwerken zur Verhüttung gelangten. Die Gewinnung dieser Erze findet, wie es den gegebenen Verhältnissen entspricht, ohne irgend welche maschinelle Einrichtungen zur Förderung und Wasserhaltung statt. Die gesammte Fläche der auf Eisensteine in Schlesien verliehenen Grubenfelder beträgt nur 570 Hektar.

Der Steinkohlenbergbau, welcher durch seine Entwicklung mit zum Niedergange des Eisensteinbergbaues beigetragen hatte, hat sich in Schlesien seit etwas mehr als 100 Jahren zu großartiger Blüte entfaltet. Der größere Theil des Ostrau-Karwiner Revieres — siehe „Bergbau Mährens“ — liegt in diesem Kronlande. Von hier aus hat sich der Bergbau dieses Revieres entwickelt, denn auf die im Burnia-Thale bei Polnisch-Ostrau zu Tage ausbeißenden Steinkohlenflötze wurden im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die ersten Muthungen eingelegt. Dieselben wurden kurz darauf vom Grafen Wilczek erworben und bilden den Grundstock des heute so entwickelten Bergbaues daselbst. Dieser Bergbau hat infolge seines Alters alle Stadien der Entwicklung vom Handbetriebe zum Pferdegöppel, vom Pferdegöppel zur Dampfmaschine mit mehreren hundert Pferdestärken durchgemacht. An die Stelle der Stollen und seichten Schächte auf den Ausbissen traten große Förderschachtanlagen, welche Millionen von Metercentnern Steinkohle jährlich zu Tage fördern; der Wasserkübel des alten Betriebes ist durch großartige Wasserhaltungsmaschinen ersetzt, der Feuerkorb und der Wetterfocher durch gewaltige Ventilationsmaschinen. Um ein Bild der Entwicklung des Betriebes der Steinkohlenbergbaue des schlesischen Theiles des Ostrau-Karwiner Revieres im Jahre 1891 zu geben, sei erwähnt, daß 41 große Dampfmaschinen mit 5000 Pferdekräften und 30 Lufthaspeln für die Förderung zur Verfügung stehen, 46 mit Dampf und 20 mit gepreßter Luft betriebene Wasserhaltungsmaschinen von 5000 Pferdekräften die



Moderne Kohlenschachtanlage im Ostrauer Revier Graf Wilczek.

Wässer zwingen, 42 große Ventilatoren der bewährtesten Systeme, die zu ihrem Betriebe an 2000 Pferdekräfte benöthigen, matte und schlagende Wetter aus den Gruben absaugen und 42 Maschinen mit 1000 Pferdekräften die geförderte Kohle für ihre verschiedenen Verwendungszwecke aufbereiten.

Bevor aber dieser Bergbau auf eine solche Stufe der Entwicklung gelangt war, daß er jährlich über 35 Millionen Metercentner Steinkohlen zu Tage bringen konnte, welche schwierigen Zeiten mußte er durchmachen! Bis in die Mitte unseres Jahrhundertes wollte es mit dem Betriebe durchaus nicht vorwärts gehen, da die Vorbedingung der Entwicklung des Bergbaues, ein consumtionsfähiges Absatzgebiet, fehlte. Als aber knapp vor Schluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Kaiser Ferdinands-Nordbahn eröffnet und damit die Möglichkeit geschaffen war, die Kohle überall dorthin zu befördern, wo man ihrer bedurfte, als sich zu den Werken führende Montanbahnen nach und nach an die Hauptlinien anschlossen, begann der rasche Aufschwung des schlesischen Steinkohlenbergbaues. Heute zählt Schlesien außer dem schon erwähnten Bergbaubetriebe der Grafen Wilczek, welcher im abgelaufenen Jahre mit 4 Förderschachtanlagen fünfeinhalb Millionen Metercentner Steinkohle zu Tage förderte, noch vier Betriebe der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in den Gemeinden Hruschau, Polnisch Ostrau und Michalkowitz mit siebeneinhalb Millionen, drei Betriebe der Freiherr von Rothschild'schen Pachtgesellschaft in den Gemeinden Polnisch-Ostrau, Hruschau, Dombrau und Orlau mit viereinhalb Millionen, drei Betriebe Sr. kaiserl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Friedrich in Karwin und Peterswald mit vier Millionen, die Gruben des Grafen Heinrich Larisch in der Gemeinde Karwin mit sechs Millionen, die Heinrichsglückzeche in Peterswald der Grafen Eugen Larisch'schen Erben mit einer Million, zwei Betriebe der Gebrüder Gutmann in Posemba und Orlau-Lazy mit dreieinhalb Millionen, die Gruben des Fürsten und Altgrafen Salm-Reifferscheid in Polnisch-Ostrau mit zwei Millionen und endlich die Zechen der Zwierzina'schen Steinkohlengewerkschaft in Polnisch-Ostrau mit einer Million Metercentner Jahresförderung. Die bei diesen Betrieben gewonnenen Steinkohlen gelangen aber nicht in ihrer Gesammtmenge als solche zur Verwendung oder auf den Markt; 17 Procent der geförderten Kohlen wurden in den theils mit der Grube verbundenen Anstalten, theils in der Centralcoakesanstalt vercoakt und lieferten dreieinhalb Millionen Metercentner Coakes, von denen der größere Theil im Inlande verbraucht wird.

An der gesammten Kohlenproduction Schlesiens, d. i. an der des Steinkohlenrevieres, da der Braunkohlenbergbau auf eine kleine Zeche in Sörgsdorf mit minimaler Production beschränkt ist, betheiligten sich 20.000 Arbeiter, welche zum großen Theile in eigenen Werkscolonien wohnen. Die Betriebseinrichtungen gelten als musterhaft und

dienen in- und ausländischen Fachgenossen vielfach als Vorbild. Stellt doch gerade der Bergbau dieses Revieres dem Bergmann die schwierigsten Aufgaben! Das Vorkommen schwimmenden Gebirges zwingt ihn, beim Abteufen der Schächte die Erfahrungen der Genossen im Auge zu behalten, ihre erprobten Einrichtungen anzunehmen und eine unermüdliche Ausdauer und großen Scharfsinn zu entwickeln. Ist der Bergbau nach Überwindung zahlloser Schwierigkeiten glücklich bis in die flötzführenden Schichten vorgedrungen, so hat er die Wässer zu zwingen, die Wetter zu erneuern und abzuleiten, matte und schlagende zu bekämpfen, dabei aber rüstig seine Strecken unter fortwährender ängstlicher Wachsamkeit für das Wohl der seiner Kunst und Gewissenhaftigkeit anvertrauten Arbeiter zu betreiben, denn stets steigen im Geiste des Bergmanns die Erinnerungen an die furchtbaren Katastrophen, deren Schauplatz die Ostrauer Steinkohlengruben waren, auf und stacheln ihn zur größten Achtsamkeit. Ist er glücklich bis zum Abbau gelangt, so gesellen sich zu den bleibenden Gefahren der Aufschlußarbeiten die die ökonomische Gebarung betreffenden Sorgen. Kurz, die Sorge verläßt den Steinkohlenbergmann nie. Unter diesen und ähnlichen Mühen, Sorgen und Plagen schwindet dem Bergmann Tag um Tag, Jahr um Jahr; der Erfolg, die Anerkennung, treue Kameradschaft und seine Liebe zum Berufe halten ihn aufrecht, „und bricht“, wie es in dem schönen Bergmannsliede, das die Bergleute ihren dahin geschiedenen Kameraden in's Grab nachsingen, „einst der Lohntag heran — Und des Lebens Schicht ist verfahren, dann schwingt sich der Geist aus der Teufe hinan — Vom Dunkel der Schächte zum Klaren. — Und die Knappenschaft des Himmels nimmt ihn auf, begrüßt ihn jauchzend: Glück auf, Glück auf!“

Das Hüttenwesen.

Der Eisenhüttenbetrieb in Schlesien verdankt seine Entstehung weniger dem spärlichen Eisenerzvorkommen als den ausgedehnten Waldcomplexen in den Karpathen (Beskyden) und Sudeten, für deren Holzreichthum durch Jahrhunderte keine andere Verwerthung bestand als die Erzeugung von Brennholz und Holzkohle. Insbesondere im östlichen Schlesien, im ehemaligen Teschner Kreise, waren die Erzverhältnisse ungünstig, denn die gestörten armen und schwachen Sphärosiderit-Flötzzüge der Kreideformation und der Eocäne lieferten Erze mit dem geringen Eisengehalt von 16 bis 22 Procent. Heute ist die dort blühende Eisenindustrie auf einer vollständig geänderten Erz- und Brennstoffgrundlage basirt.

Im westlichen Schlesien war das Erzvorkommen für die Entwicklung des Hüttenwesens in bescheidenem Umfange günstiger, denn die im Troppauer Antheile in der primären und Devonformation vorkommenden Magnet-, Braun- und Rotheisensteine haben einen

Eisengehalt von 40 bis 50 Procent. Thatsächlich fällt hier auch der Beginn der Eisenerzeugung in eine sehr frühe Zeitperiode, in welcher in Westschlesien Edelmetallerze gewonnen wurden; das Eisen war ein unentbehrliches Hilfsmittel dazu. Die Eisenerzeugung in Westschlesien wurde wahrscheinlich schon zu Römerzeiten betrieben; die Erzgruben, welche Tacitus anführt, sollen im mährisch-schlesischen Gesenke zu suchen sein. Die Eisenerzlager bei Zuckmantel, Einsiedl, Obergrund u. a. dürften seit undenklichen Zeiten verhüttet worden sein. Die Pingenzüge (Bodensenkungen) und Eisenschlacken bei Klein-Mohrau stammen wohl zum Theile auch aus grauer Vorzeit; die ersten authentischen Nachrichten gehen in das XIII. Jahrhundert zurück.

Auf der Herrschaft Freudenthal sind die Eisenwerke uralt, insbesondere jene von Klein-Mohrau. Die düstere, wilde Gegend am Althackelsberge auf dem bischöflichen Gebiete Zuckmantel verdankt dem Bergbau und Hüttenbetrieb ihre Cultur; die Bischöfe überließen jenen, welche daselbst Eisenhämmer anzulegen beabsichtigten, große Flächen zur Ansiedlung und Benützung, hiervon soll das Dorf An- oder Einsiedl den Namen erhalten haben. Um das Jahr 1570 erwarb Bischof Kaspar von Logau diese Ansiedlung und vermehrte die Zahl der Hammerwerke. Urkunden aus den Jahren 1277 bis 1288 besagen, daß bei der Bergstadt Bennisch Erzgräbereien und Eisenhämmer bestanden haben. Im Jahre 1552 sollen zu Hermstadt bei Zuckmantel Hütten und Hammerwerkstätten und ebenso um die Bergstadt Freiwaldau in dem waldreichen Thale Sandhübel, ehemals Wüstenkirchen benannt, ausgedehnte Erzgräbereien, Eisenhämmer, Drahthütten und Sensenwerke bestanden haben, was die noch vorfindlichen Schlackenhalden und die im Freiwaldauer Grundbuche enthaltenen Kaufcontracte bekunden. Ende des XVI. Jahrhunderts wurde das fürstlich Liechtenstein'sche Eisenwerk im Orte Hütten, jetzt Karlsdorf genannt, gegründet, welches Werk im Jahre 1725 wegen Holz- und Erzmangels aufgelassen wurde. Die Mongoleneinfälle, die Husitenkriege und der dreißigjährige Krieg haben, wie urkundlich nachgewiesen ist, das Hüttenwesen, besonders aber die Edelmetallgewinnung in Schlesien sehr nachtheilig beeinflußt, die Eisenerzeugung jedoch nicht zum Stillstande gebracht.

Im östlichen Schlesien ist vor Ende des XVII. Jahrhunderts nicht einmal der Sage nach etwas über Eisengewinnung bekannt. Erst eine im Jahre 1730 in Kupfer gestochene Karte des Herzogthums Teschen zeigt uns Eisenhämmer in Moravka und Althammer an.

Ohne Zweifel wurden in alten Zeiten auch in Schlesien die Erze direct in kleinen Herdfeuern durch Holzkohlen unter Zuhilfenahme von Blasbälgen „zu Gute" gebracht; später wurden niedrige Schachtöfen mit kräftigeren Gebläsen, sogenannte Stück- oder Wolfsöfen, verwendet. Der Eisen- oder Stahlklumpen wurde sodann ausgebrochen und mußte abgeschmiedet und zerschrotet werden, um in den Herdfeuern der Hammerwerke

weiter verarbeitet werden zu können. Dieser primitive intermittirende Stückofenbetrieb, welcher nur kleine Productionen zuließ und trotz seiner Brennstoffverschwendung reiche und leicht reducirbare Erze voraussetzte, erhielt sich bis ins XVIII. Jahrhundert. Es müssen aber schon früher sogenannte Blau- oder Blaseöfen, welche den Übergang von den Stücköfen zu den Hochöfen bilden, bestanden haben, da in den Jahren 1642 bis 1660 auf den Hoch- und Deutschmeister'schen Eisenwerken in Klein-Mohrau eiserne Kanonen gegossen worden sein sollen. Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts trat der Hochofen- und Frischfeuerbetrieb an die Stelle der Stückofenarbeit und die Eisengewinnungsstätten rückten in die Thäler an die größeren Wasserläufe herab, da für den Betrieb der Gebläse und der Hammergeschläge größere Wasserkräfte erforderlich waren. Der Hochofenbetrieb ermöglichte nun auch die Gußwaarenerzeugung. In den Jahren 1703 und 1704 wurden unter dem Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein zu Neuburg, Herzog in Baiern, in Ludwigsthal ein Hochofen und ein Hammerwerk und in Hubertuskirch, dem heutigen Karlsbrunn, ein Hochofen errichtet. Die Breslauer Bischöfe concentrirten den Hüttenbetrieb in Buchbergsthal und erbauten dort im Jahre 1795 einen Hochofen und Frischhütten. Bei Zuckmantel wurde im Jahre 1809 das Eisenwerk Endersdorf — Hochofen und Hammerwerk — gegründet. An allen drei Orten erstreckte sich die Erzeugung außer auf Roheisen auch auf Stabeisen und Gußwaaren. Im XIX. Jahrhundert wurden diese drei wichtigsten Gewerkschaften Westschlesiens durch Cupolofengießereien, Eisen- und Blechwalzwerke, Draht- und Drahtstiften-Fabriken erweitert.

Vom Jahre 1874 an beginnt der Rückgang der westschlesischen Eisenindustrie. Die Depression der Eisenpreise und die durch den Bau der Centralbahn hereingebrochene Concurrenz der kräftig entwickelten Eisenindustrie der Nachbarländer reducirten die Ertragsfähigkeit der westschlesischen Eisenwerke sehr empfindlich. Andererseits stiegen auch die Holzpreise und man zog es vor, das Holz als Bauholz und Schnittmaterial zu verwerthen; so kam es, daß der Hochofenbetrieb Westschlesiens aufgelassen wurde. Die Hochöfen erloschen im Buchbergsthal 1874, beim Hoch- und Deutschmeisterthum 1877 und in Endersdorf 1884. Jetzt beschränkt sich das Hüttenwesen in Westschlesien auf die Fabrikation von untergeordneten Mengen von Walzeisen, Feinblechen, Geschmiedeeisen und Gußwaaren aus Roheisen und Halbfabrikaten fremder Provenienz.

Von größerer Bedeutung wurden in den letzten Decennien nur die Draht- und Drahtstiftenfabrikation, die Erzeugung von Blechwaaren und Blechnägeln in Karlsdorf, Ludwigsthal, Würbenthal, Buchbergsthal und Branka. Zu einer namhaften Production konnten sich die westschlesischen Eisenwerke bei den dortigen natürlichen Verhältnissen nie aufschwingen; mit dem Auflassen der Roheisenerzeugung hat dieses bis in das graue Alterthum zurückreichende Hüttenwesen seine eigentliche Grundlage verloren.

Ganz entgegengesetzt hat sich das ostschlesische Eisenhüttenwesen entwickelt und eine nie geahnte Höhe erreicht.

Herzog Albert von Sachsen-Teschen und Erzherzog Karl waren die Begründer dieser Industrie in Ostschlesien, welche in deren Nachfolger im Besitze der Kammer Teschen, weiland Feldmarschall Erzherzog Albrecht, einen opferwilligen und erleuchteten Förderer fand.

Der Bergbau auf Eisenerz und das Hüttenwesen wurden in Ostschlesien seit jeher nur auf der Teschener Kammer betrieben. Der Eisensteinbergbau in Ostschlesien wurde 1770 aufgeschlossen, der Bau des Hochofens in Ustron an der Weichsel fiel in das Jahr 1772, jenes in Baška am Ostravicaflusse in das Jahr 1806 und des Hochofens in Trzyniec an der Olsa in das Jahr 1838. Hand in Hand mit der Roheisenerzeugung ging auch die Gußwaarenfabrikation; der Frischfeuerbetrieb wurde in Ustron und Baška eingerichtet und das Hammerwerk Karlshütte in Leskovitz an der Ostravica 1833 erbaut. Brennstoff und Wasserkräfte waren reichlich vorhanden, unsicher dagegen die Eisensteindotation, da die geognostischen Verhältnisse noch unbekannt waren. Der intermittirende Jahresbetrieb der Hochöfen wurde in den Vierziger-Jahren in einen ununterbrochenen verwandelt, als man feuerbeständigen eisenfreien Karpathensandstein der Gaultformation als Zustellungsmaterial wählte.

Die große Entwicklung dieses Hüttenwesens wurde aber erst von dem damaligen Gewerks-Director Ludwig Hohenegger inaugurirt, der im Jahre 1839 die Leitung des Montanwesens auf der Kammer Teschen übernahm. Sein reiches theoretisches und praktisches Wissen und seine klare Voraussicht lenkten die Montanindustrie in rationelle, moderne Bahnen, seine Forschungen über die geologischen Verhältnisse der Nordkarpathen wiesen dem früher nur empirisch betriebenen Bergbau neue Wege. Die erzführenden und die flötzleeren Gesteine wurden richtig erkannt, wodurch die mit einiger Berechtigung befürchtete Erschöpfung der Erzlagerstätten in weite Ferne rückte. Die manganarmen Karpathenerze förderten schon in den Vierziger-Jahren die directe Gußwaarenerzeugung aus den Hochöfen, und man verbesserte bald diesen Hauptbetrieb durch Einführung eiserner Cylindergebläse und durch erwärmten Wind. Bei dem Gußwerke in Trzyniec wurde im Jahre 1845 eine Emailhütte und in Ustron ein Feineisenwalzwerk zur Erzeugung von Fein- und Schneideisen gebaut; die Wasserkraft dieses Walzwerkes wurde später durch Dampfkraft ersetzt, die Walzenstraßen vermehrt und der Puddelbetrieb eingeführt.

Nach und nach entstanden in Ustron noch eine Zeugschmiede, eine Nagelhütte, eine Dampfkesselschmiede, eine Schrauben- und Nietenfabrik, eine Maschinenfabrik und eine Constructionswerkstätte für eiserne Brücken. Die Kesselschmiede und Maschinenfabrik

wurde successive bis in die Gegenwart erweitert und durch Aufstellung zahlreicher zeitgemäßer Arbeitsmaschinen vervollkommt; nebst diversen Kessel- und Maschinenanlagen für die verschiedenartigsten Industrien und für Eisenbahnen stammen aus dieser Fabrik



Gewerks-Director Ludwig Hohenegger.

fast sämmtliche maschinellen Einrichtungen der erzherzoglichen Hüttenwerke, die Förder und Wasserhaltungsanlagen der eigenen und zum Theile auch der fremden nachbarlichen Steinkohlenbergbaue. In neuerer Zeit wurde die Erzeugung von Dampfpfluglocomotiven (Zweimaschinen-System) und von selbstthätigen Straßenlocomotiven als Specialartikel mit Erfolg eingeführt.

In der Karlshütte wurde im Jahre 1855 ein Puddel- und Walzwerk errichtet mit Motoren von 400 Pferdestärken, theils Wasser-, theils Dampfkraft. Die Production von Eisenbahnschienen, Grobeisen und Walzblechen aus Puddeleisen erreichte circa 80.000 Centner. Auch die Stahlpuddelei wurde mit Erfolg eingeführt und die Fabrikation von Puddelstahlschienen betrieben, bis im Jahre 1874 der Bessemerproceß in seine Rechte trat. Diese wichtige metallurgische Reform wurde bald maßgebend für die Erzeugung von Eisenbahnschienen, die nun durchwegs aus Bessemerstahl gewalzt wurden. Karlshütte wurde in den Siebziger-Jahren fortwährend erweitert; es wurde die Erzeugung von Radreifen für Eisenbahnräder (Tyres) eingeführt und zur Erzeugung von schweren Stahl- und Eisenblechen, von Trägern u. dgl. ein Reversirwalzenwerk mit einer Dampfmaschine von 1000 Pferdekräften aufgestellt. Bei den Hochöfen wurden Dampfgebläse eingeführt und die Gichtgase, die schon früher zur Winderhitzung benützt wurden, fanden nun auch Verwendung zur Dampfkesselfeuerung.

Alle diese Erweiterungen im Hüttenbetriebe, insbesondere aber die Substitution des Frischfeuerbetriebes durch den Puddelproceß, führten zu einer wesentlichen Vermehrung des Bedarfes an Roheisen, welches in jener Zeit hauptsächlich aus Oberungarn bezogen werden mußte. Da die Erzeugung der erzherzoglichen Holzkohlenöfen in Schlesien nur mehr für den Bedarf der Gießereien ausreichte, so wurden über 200.000 Wiener Centner Roheisen auf combinirtem Wasser- und Landwege aus Oberungarn nach Schlesien gebracht. Diese Verhältnisse charakterisiren die zweite Periode in der Entwicklung der ostschlesischen Eisenwerke.

Dem zielbewußten Wirken des Gewerks-Directors Hohenegger gelang es kurz vor seinem Tode (1864) die nothwendigen Grundlagen für die mächtige Entwicklung der dritten Periode des Hüttenwesens zu schaffen. Es galt das nothwendige Roheisen selbst zu produciren und dadurch den Bestand und die Erweiterungsfähigkeit aller Betriebe sicherzustellen; dazu mußten Erzgruben mit reichem Vorkommen und Steinkohlengruben erworben werden. Beides wurde fast gleichzeitig durchgeführt; in Oberungarn wurden reiche Spateisensteingruben gekauft und in Schlesien im Karwiner Steinkohlenbecken die Gabrielenzeche erworben und Bohrungen auf Steinkohlenflötze durchgeführt. Der Bau der Kaschau-Oderberger Bahn gab zur rechten Zeit das Bindeglied zwischen Erz und Kohle, und jetzt konnte man zum Bau großer Hochöfen für Coaksbetrieb schreiten, die in Trzyniec errichtet und im Jahre 1872 angeblasen wurden. In dieselbe Zeit fiel auch der Bau der Ostrau-Friedländer Bahn, der Karlshütte und Baška mit dem großen Bahnnetz und dem Orte der Roheisenerzeugung (Trzyniec) verband. Der Bessemerproceß, der in den Sechziger Jahren zuerst in den Alpenländern und dann in Deutschland zum Durchbruch gekommen war, wurde nun im Jahre 1874 auch in der Teschener Eisenindustrie in



Partie vom erzherzoglichen Eisenwerk: „Kaiser Franz Joseph Hütte“ zu Trzyniec nächst Teschen.

Karlshütte eingeführt. Schon in den nächsten Jahren aber schritt man unter dem Eindruck der volkswirthschaftlichen Krisis des Jahres 1873, welche eine dauernde Preisdepression brachte, zu einer weitergehenden Centralisirung und Reconstruction der Eisenwerke, um an Transport für Roheisen und Brennstoff rc. zu ersparen; es wurden das Bessemerwerk und das Ustroner Walzwerk nach Trzyniec verlegt und beide Betriebe zeitgemäß reconstruirt und erweitert. Die erste Charge in dem reconstruirten neuen Bessemerwerk in Trzyniec wurde in Anwesenheit des unvergeßlichen Kronprinzen Rudolf am 29. October 1877 erblasen, und es führt die Bessemerhütte seitdem den Namen Kronprinz-Rudolfhütte.

Naturgemäß wurde auch die Schienenproduction von Karlshütte nach Trzyniec verlegt. Der großen Reversirmaschine in Karlshütte wurde die Erzeugung von Traversen und Grobblechen belassen. An Stelle der Betriebe, welche die Karlshütte verloren hatte, wurde ihr die Erzeugung von Eisenbahnbrücken und Eisenconstructionen überhaupt überwiesen, für welche das Material an Ort und Stelle selbst erzeugt wird. Die Bedeutung der Eisenconstructions-Werkstätte kann aus den Thatsachen ermessen werden, daß dieselbe sich unter Anderem in namhaftem Maße an der Dachconstruction des Wiener neuen Rathhauses, an der Herstellung der Budapester neuen Getreide-Elevatoren betheiligte, daß die Stromfelder der Kaiser Ferdinands-Nordbahn-Donaubrücke, ferner zahlreiche Eisenbahnbrücken und Förderhallen bei eigenen und fremden Steinkohlengruben rc. aus diesem Etablissement hervorgingen.

Die letzte Zeitperiode brachte verschiedene Erweiterungen und Ergänzungen der Betriebe, die in der Gruppirung verblieben, in die sie seit 1877 gelangt waren. Die Hochöfen wurden vergrößert und Winderhitzungsapparate nach Regenerativsystem aufgestellt, die Zahl der Coaksöfen in Trzyniec wurde vermehrt, an die Erzeugung von Gußemailgeschirr reihte sich auch die Erzeugung von Blechemailgeschirr, die Bessemerstahlhütte wurde durch eine Martinstahlhütte erweitert; ein großes Stahlwalzwerk zum Vorblocken schwerer Stahlingots für die Erzeugung von Schienen und Traversen in den größten Dimensionen entstand in neuester Zeit. Dieses Stahlwalzwerk wird von einer Reversirdampfmaschine von 1400 Pferdekräften betrieben, ist mit Siemensgasöfen, mit Durchweichungsgruben zur ergänzenden Erhitzung der Gußblöcke vor dem Walzproceß, den neuesten Transportvorrichtungen für das automatische Zuführen der schweren Stahlblöcke in die Walzen und mit den vorzüglichsten Hilfsmaschinen für die Appretur der Walzproducte versehen.

Überhaupt lag der Concentrirung der modernen Betriebe in Trzyniec die Tendenz zu Grunde, nicht nur an Frachten, sondern auch an Umschmelzungskosten zu sparen und die Brennstofföfonomie nach Möglichkeit zu steigern. Zu diesem Zwecke wird die Überhitze



Aus dem erzherzoglichen Stahlwerk „Rudolf Hütte“ zu Trzyniec nächst Teschen.

der Coakereiöfen zur Dampferzeugung verwendet, das flüssige Roheisen direct vom Hochofen im Bessemerconverter verblasen oder in den Martinöfen verarbeitet und die Hitze der Stahl- oder Flußeiseningots sofort für den Walzproceß nutzbar gemacht.

Um die Sortirung und Auswahl der Steinkohlenflötze nach ihrem Phosphorgehalt für die Erzeugung des phosphorarmen Bessemerroheisens zu vermeiden, wird derzeit der Bessemer- und Martinproceß combinirt in der Weise durchgeführt, daß die Oxydation von Silicium, Kohlenstoff und Mangan des Roheisenbades und die Verschlackung von Kieselerde und Mangan im Bessemerconverter vorgenommen wird, welcher mit sauerer, kieselsäurereicher Chamotte ausgefüttert ist. Unmittelbar darauf folgt die Überführung des flüssigen Metallbades in den basisch mit gebranntem Magnesit ausgefütterten Martinöfen, in welch letzteren unter Zuschlag von caustischem Kalk die Entphosphorung und Fertigraffinirung des Flußstahl- oder Flußeisenproductes unter gleichzeitiger Mitverwendung von Schweißeisen- und Stahlabfällen vollzogen wird.

Dieser combinirte Bessemer-Martinproceß gewährt die Vortheile, daß ein Roheisen, welches sich seines Phosphorgehaltes halber für den Bessemerproceß nicht eignet, dessen Phosphorgehalt aber für den Thomasproceß oder das basische Windfrischen noch viel zu gering ist, zu phosphorfreiem, respective sehr phosphorarmem Flußstahl oder Flußeisen verarbeitet werden kann und daß durch die Vorarbeit im Bessemerconverter die Productionsfähigkeit der Martinöfen überdies auf das Doppelte gesteigert werden kann.

In Karlshütte entstanden nacheinander Fabriken zur Herstellung von Feilen und von Eisenbahnkleinmaterial, von gepreßten Stahlschaufeln, von Nieten, Schrauben und Wellblechen, welch letztere in der Neuzeit zu Dach- und Tragconstructionen und zu schnell aufstellbaren Baracken verwendet werden.

Der Aufschwung dieser Eisenindustrie kann richtig ermessen werden nach der Zahl der Arbeiter, Motoren und der Productionsmenge. Im Jahre 1844 verfügte man über Wasserkräfte von 300 Pferdestärken und beschäftigte etwa 350 Arbeiter, die Erzeugung betrug 17.000 Metercentner Roheisen, 8000 Metercentner Gußwaare, 10.000 Metercentner geschmiedetes Frischeisen; jetzt arbeiten Dampfmaschinen von etwa 6500 und Wasserkräfte von circa 400 Pferdestärken und über 4000 Arbeiter in den Hütten. Die Erzeugung des Jahres 1892 betrug: an Roheisen 550.000 Metercentner, an Zwischenfabrikaten 470.000 Metercentner, an Eisen- und Stahlgußwaaren 110.000 Metercentner, an Eisen- und Stahlwalzwaaren 420.000 Metercentner, an gehämmertem Eisen und Stahl, an Pflugblechen, Wagenachsen und Zeugwaare 20.000 Metercentner.

Auf diese Weise hat das Hüttenwesen in Ostschlesien aus bescheidenen Anfängen sich glücklich entwickelt; es hat alle Fortschritte rasch durchlaufen, manche schwere Krise überwunden und ist heute eine reiche Quelle des Volkswohlstandes.

Die Curorte.

Schlesien besitzt eine große Zahl von Heilquellen, namentlich ist der westliche Theil, der ehemalige Troppauer Kreis, in ganz besonderem Maße damit bedacht, so daß Westschlesien hinsichtlich seines Reichthums an Heilquellen unstreitig zu den gesegnetsten Theilen des Reiches gehört. Die schlesischen Curorte zeichnen sich zumeist durch ihre günstige Lage in der Nähe von Wäldern und Gebirgen aus und bieten eine Fülle von landschaftlichen Reizen. Diese Umstände, sowie die im allgemeinen günstigen klimatischen Verhältnisse und die zweckentsprechenden Einrichtungen der Curorte tragen nicht unwesentlich dazu bei, die Wirkung der zur Anwendung gelangenden Curmittel zu unterstützen und die Erreichung des Heilzweckes zu fördern.

In Gräfenberg bei Freiwaldau wurde im Jahre 1826 durch Vincenz Prießnitz, den Vater der Hydropathie, die weltbekannte Wasserheilanstalt gegründet, die sich bald eines ausgezeichneten Rufes erfreute. In der That ließe sich in ganz Schlesien nicht leicht ein geeigneterer Ort hiefür finden als Gräfenberg, welches bei seiner staubfreien Lage, den großen und umfangreichen Waldungen, der kräftigen, reinen Luft und seinem überaus reichen Quellengebiete alle Vorbedingungen besitzt, von denen das Gedeihen einer solchen Anstalt abhängt. In der nächsten Umgebung der Curanstalt befinden sich über vierzig gefaßte Quellen, die Wasser von großer Reinheit und Klarheit und von seltener Frische besitzen, ein Wasser, welches seine niedrige, zwischen + 4·2 bis 8·8 Grad C. variirende Temperatur den stark bewaldeten Anhöhen verdankt. Gräfenberg, eine zur Bezirksstadt Freiwaldau gehörige Colonie, liegt auf dem vor dieser Stadt nordwestlich befindlichen Vorberge des Hirschbadkammes in einer Meereshöhe von 632 Meter, ihm zu Füßen die freundliche, industrie- und gewerbefleißige Stadt Freiwaldau. Bei dieser hohen Lage und dem Reichthume an Nadelholz ist die Luft äußerst kräftig und ozonreich. An Bedeutung gewann Gräfenberg erst seit jener Zeit, als Prießnitz hier sein neues Heilverfahren begann und mit seiner Kaltwassercur unerwartet glänzende Resultate erzielte.

Vincenz Prießnitz, der als der Sohn eines bürgerlichen Wirthschafters am 4. October 1799 in Gräfenberg das Licht der Welt erblickte, ist als der eigentliche Gründer des systematischen Naturheilverfahrens anzusehen. Schon frühzeitig zeichnete er sich durch scharfe Beobachtungsgabe aus, die ihm für seinen späteren Entwicklungsgang sehr zu statten kam. Die heilsame Wirkung des Wassers hatte er bei verschiedenen kleinen Verletzungen erkannt, wie es auch seinen aufmerksamen Beobachtungen nicht entging, daß Thiere, sobald sie verwundet waren, immer zum nächsten Wasser eilten und sich darin badeten. In solcher Weise auf dieses Heilmittel aufmerksam gemacht, wurde er, kaum 17 Jahre alt, von einem schweren Unglück getroffen, das einen Wendepunkt in seinem

Leben bedeutete. Als er nämlich mit einem beladenen Wagen auf das Feld fahren wollte, wurde das Pferd plötzlich scheu, warf ihn zu Boden und fuhr mit Wagen und Ladung über ihn hinweg. Vincenz Prießnitz erlitt dadurch einen Rippenbruch. Da die von dem beigezogenen Ärzte verordneten warmen Umschläge keine Besserung herbeiführten, griff er zum kalten Wasser, durch dessen Anwendung er nach längerer Zeit wieder hergestellt wurde. Seit dieser Heilung war das Vertrauen in die heilkräftige Wirkung des kalten Wassers bei Prießnitz fest und unerschütterlich geworden und seit dieser Zeit datiren auch seine vorzüglichsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Wasserheilkunde. Sobald er von Quetschungen, Verrenkungen, Verstauchungen und anderen äußeren Verletzungen erfuhr, empfahl er seinen Patienten dringend die Anwendung von kaltem Wasser, und bei dem Umstande, als seine Curen in der Regel von dem gewünschten Erfolge begleitet waren, konnte es nicht fehlen, daß sein Name rasch bekannt und Prießnitz überallhin zu Hilfe gerufen wurde.

Die Mittel, mit denen er seine Patienten heilte, waren kaltes Wasser, frische Luft und Bewegung. Trotzdem wurde er von den Ärzten stark angefeindet und hatte namentlich in den ersten Jahren seiner Thätigkeit manchen Strauß mit denselben auszufechten. Allein er ließ sich dadurch keineswegs abhalten, auf der eingeschlagenen Bahn weiter fortzuschreiten und seine Erfahrungen nach wie vor in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen, und der Lohn blieb nicht aus. Jene, welche durch das neue Heilverfahren Genesung gefunden, wurden bald eifrige Verfechter desselben, so daß Prießnitz bei seiner Ausdauer endlich die Genugthuung hatte, zu sehen, wie seine erbittertsten Gegner selbst an seiner Seite kämpften und sein System warm vertheidigten. Im Jahre 1838 endlich, als der von der kaiserlichen Hofkanzlei in Wien nach Gräfenberg entsendete Ministerialrath Freiherr von Türkheim sich über die Thätigkeit und über die Heilmethode Prießnitz's günstig ausgesprochen hatte, wurde die Bewilligung ertheilt, daß die Wasserheilanstalt in Gräfenberg unter der Leitung ihres Gründers fortbestehen dürfe.

Der Ruf dieses Unternehmens drang bis in die entferntesten Gegenden, und Gräfenberg beherbergte bald Curgäste aus aller Herren Länder. Nicht blos aus allen Staaten Europas, sondern auch aus außereuropäischen Staaten kamen Kranke nach Gräfenberg, um daselbst Linderung ihrer Schmerzen und Heilung von ihren Leiden zu suchen. Die Zahl der Kranken, welche nach Gräfenberg gingen, nahm so rasch zu, daß die Frequenz bald auf 2000 Personen in einem Jahre stieg. Das starke Anwachsen der Besucher Gräfenbergs kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, welch staunenswerthe Erfolge der unvergeßliche Prießnitz bei der Behandlung seiner Kranken erzielte.

Wie Dr. J. E. M. Selinger in seiner Lebensbeschreibung des Vincenz Prießnitz und Johann Ev. Engel in seiner Broschüre „Vincenz Prießnitz und dessen Nachfolger Josef Schindler an der Heilanstalt auf dem Gräfenberg in österreichisch Schlesien“

erzählen, wies der Todtengräber Funke in Freiwaldau aus den Sterberegistern daselbst nach, daß er in einundzwanzigjähriger Ausübung seines Berufes, vom Jahre 1830 bis zum Tode Prießnitz's (1851) nicht mehr als 45 Personen begraben hatte, die oben in Gräfenberg oder wegen dortigen Platzmangels unten in Freiwaldau die Wassercur durchmachten, obwohl nach den vorhandenen Curlisten in diesen 21 Jahren die Zahl der Kranken, welche Prießnitz behandelte, bei 25.000 betrug. Von 1000 Kranken sind also nicht



Gräfenberg im Jahre 1840.

einmal zwei gestorben, was umso bemerkenswerther ist, als sich unter den 25.000 Personen ein großer Theil schwer Erkrankter befand, die von Medicinern als unheilbar erklärt und ohne Aussicht auf irgend welchen Heilerfolg aufgegeben worden waren, die aber doch noch Rettung von Prießnitz erwarteten. Seither ist die Zahl der Curgäste von Jahr zu Jahr gestiegen und beläuft sich jetzt auf circa 3000 Personen jährlich. Im Jahr 1893 war Gräfenberg von 3040, 1894 von 2713 und 1895 von 2914 Curgästen besucht.

Für den hohen Werth, welchen Gräfenberg als Curort besitzt, sind sprechende Zeugen auch jene Monumente, welche die Vertreter verschiedener Nationen dem Begründer des

Kaltwasser-Heilverfahrens in dankbarer Verehrung setzen ließen. Auf dem von Freiwaldau nach Gräfenberg führenden Wege fallen dem Spaziergänger sofort zwei Tafeln auf mit den Inschriften: „Glück auf!" und „Sie müssen Geduld haben!" Von letzterer nicht weit entfernt steht die von den Franzosen gesetzte große Granitpyramide mit der Inschrift: „Au genie de l'eau froide." Auf dem herrlichen Fußwege um die Koppe an der gegen Freiwaldau gelegenen Seite erhebt sich das von den Ungarn mit bedeutendem Kostenaufwande aufgeführte Monument, ein Sockel aus Granit, auf dem sich die lebensgroße Figur eines Löwen befindet. Dasselbe entstammt dem Atelier des berühmten Künstlers Schwanthaler und trägt in ungarischer Sprache folgende Inschrift: „Als der Mensch in seinem Stolze das Wasser, den Trank, der ihm mit dem Thiere gemein, zu verschmähen begann, ward er früh alt und hinfällig. Prießnitz gab zurück dem Wasser seine Macht und mit neuer Kraft ersteht das Menschengeschlecht. Die die Verdienste Prießnitz' als des Wohlthäters der Menschheit im Tode noch würdigenden Ungarn bringen an den lebensfrischen Quellen von Gräfenberg den Söhnen späterer Jahre aus dem Vaterlande ihre Grüße dar. 1839 und 1840." Das prachtvolle böhmische Monument an der Promenade zeigt die lebensgroße Figur der Hygiea, der Göttin der Gesundheit, verfertigt von dem Bildhauer Myslbek in Prag. Die Reversseite des Postamentes trägt folgende Inschrift: „Nad vodu nic! Z vody vznik, z vody vzrůst, — voda léčivo živné — Priesnitz zdarně konal — Thales moudře co tušil." (Wasser vor allem! Aus Wasser kam Ursprung, Wachsthum und Heilkraft. Was Thales geahnt, Prießnitz hat es glücklich vollbracht.) In einem schönen Fichtenwäldchen steht über einer klaren Gebirgsquelle das Marmordenkmal preußischer Curgäste, welches in goldenen Lettern folgende Widmung trägt: „Dem unsterblichen Prießnitz die dankbaren Preußen 1846." In der Nähe der Prießnitz'schen Gruft befindet sich das von den Polen gewidmete Monument: „Polskie źródło."

Das schöne Gräfenberg, „die Perle Schlesiens", macht auf jeden Fremden einen sehr freundlichen Eindruck; und wie könnte es auch anders sein! Besitzt doch Gräfenberg nicht blos prachtvolle Villen, sondern auch einen prächtigen Wald mit einer großen Zahl gut gepflegter Wege, welche den Besucher Gräfenbergs zu mannigfachen Spaziergängen einladen, von denen in erster Linie der Weg um die Prießnitzkoppe genannt zu werden verdient.

Von diesem Wege aus sieht man die ersten Sudetenhöhen, von welchen ein genußreiches Panorama sich dem Auge erschließt, im Westen den Schneeberg oder die Hochschar, ferner den Kepernik, im Südwesten den Dreh- oder Mittagberg, im Süden den Riesen des Gesenkes, den Altvater. Im Norden verliert sich der Blick in der schier unbegrenzten preußischen Ebene, in welcher einzelne Dörfer und Schlösser inselartig sich abheben. Dazu kommen noch die verschiedenen Promenaden längs des Quellengebietes.

Die Angelegenheiten des Curortes werden von einer neungliederigen Commission besorgt, deren Vorsitzender der jeweilige Bürgermeister von Freiwaldau ist und als deren Executivorgan der Curcommissär fungirt. Gräfenberg hat nicht, wie viele andere Badeorte, eine fixe Badesaison, sondern ist ein Curort, in welchem die Kranken sich zu jeder Jahreszeit der Cur unterziehen können; infolge dessen finden wir in dem schönen Gräfenberg, wo der Sommer nicht zu heiß und der Winter nicht zu kalt ist, Curgäste das ganze Jahr hindurch. Bis auf den heutigen Tag hat Gräfenberg seinen Ruf als Curort auf das glänzendste bewährt und dazu beigetragen, den Ausspruch des griechischen Philosophen zu bewahrheiten: „Ἄριστον ὕδωρ“.

Nächst Gräfenberg ist Karlsbrunn der bedeutendste Curort Schlesiens. Karlsbrunn ist am Fuße des Altvaters in einem romantischen, rings mit Gebirgen umsäumten, waldumrauschten Thale in einem Moorgrunde gelegen, an dessen Grenzen die eisenhältigen Säuerlinge hervorquellen, denen der Curort seine Entstehung verdankt.

Derselbe war ursprünglich blos unter dem Namen „Hin- und Wieder“ bekannt, an welche Bezeichnung heute noch der nördlich von Karlsbrunn befindliche Hin- und Wiederstein erinnert. Neben der reizenden Lage des Thales sind es vornehmlich die Mineralquellen mit ihrem reinen, krystallhellen Wasser und die frische, mit dem balsamischen Dufte der Nadelwaldungen erfüllte Luft, welche Karlsbrunn zu einem sehr besuchten Curorte gemacht haben, der in beständiger Entwicklung begriffen ist.

Der Sage nach soll ein frommer Einsiedler an der Stelle, wo jetzt Karlsbrunn sich befindet, in der Waldwildniß eine Kapelle zu Ehren des heiligen Hubertus errichtet haben, welcher auf das inbrünstige Gebet des Eremiten eine Quelle hervorsprudeln ließ, die bald ihre Heilkraft bewährte. Auch der damalige Hoch- und Deutschmeister'sche Statthalter von Freudenthal, Freiherr von Riedheim, welcher einst auf der Jagd in dieser Wildniß den rechten Pfad verfehlte und mehrere Tage umherirren mußte, wurde in hilfloser Lage von dem frommen Einsiedler aufgefunden und durch die sorgfältige Pflege desselben, sowie durch den Genuß des kräftigen Wassers in kurzer Zeit geheilt. Der Ruf der Quelle verbreitete sich rasch, und von nah und fern strömten Leute herbei, die Wunderkraft der Quelle zu erproben. Der Teufel indeß, welchen dieses Werk verdroß, beschloß, das Bad sammt den Menschen zu vernichten, und als das Zerstörungswerk mit Wassergewalt nicht gelingen wollte, weil infolge des sehr bedeutenden Gefälles das Wasser, welches die ganze Umgebung überschwemmen sollte, die gewünschte Wirkung nicht hervorrief, nahm er einen riesigen Felsblock und schleuderte ihn gegen das Kirchlein, in welchem die Gemeinde gerade beim Gottesdienste versammelt war. Allein derselbe verfehlte sein Ziel und fiel in der Nähe der Kirche nieder, wo er noch heute liegt und unter dem Namen „Hin- und Wiederstein“ bekannt ist, angeblich weil die Leute hin und wieder kamen, um diesen Stein

in Augenschein zu nehmen. So die Sage. Thatsache ist, daß in dieser öden Waldwildniß, welche damals außer den Jägern, Holzfällern und Bergleuten aus dem nahen Hubertskirch nur selten ein menschlicher Fuß betrat, den genannten Personen seit Langem eine unter einem alten, mit Moos bewachsenen Fichtenstocke hervorsprudelnde Quelle bekannt war, welche sie wegen ihrer äußerst heilkräftigen Wirkung als „gute Waldquelle" bezeichneten.

Die Curanstalt – Eigenthum des Deutschen Ritterordens — wurde im Jahre 1780 durch Erzherzog Maximilian, den damaligen Hoch- und Deutschmeister, gegründet, indem er die sogenannte „gute Waldquelle" reinigen und einfassen und überdies mehrere Baulichkeiten herstellen ließ, die für den ersten Anfang genügten. Der Quelle wurde die Bezeichnung „Maximiliansquelle" beigelegt.

Den Namen Karlsbrunn erhielt die Anstalt erst im Jahre 1802, als der damalige Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Karl, der spätere Sieger von Aspern, die Quelle mit seinem Besuche beehrte und nebst mehreren anderweitigen Herstellungen auch eine neue Quelle zum Gebrauche herrichten ließ, welche in dankbarer Erinnerung an diesen Fürsten „Karlsquelle" und sohin der ganze Ort „Karlsbrunn" genannt wurde.

Im Laufe der Zeit haben sich um die Hebung und Erweiterung der Curanstalt, Herstellung neuer Bauten, Verbesserung der Communication, der Anlage von Spaziergängen 2c. die Herren Hoch- und Deutschmeister Erzherzoge Anton, Maximilian von Österreich-Este und Wilhelm besonders verdient gemacht. Zu den bisherigen Quellen traten die Antons- und Wilhelms-Quelle; auch wurden umfassende Um- und Neubauten vorgenommen, um den Curgästen den Aufenhalt in Karlsbrunn so angenehm wie möglich zu machen.

Die Maximilians-, Karls- und Antons-Quelle gehören zu den alkalisch-erdigen Eisen-Säuerlingen, während die Wilhelms-Quelle, die sich vor den übrigen Quellen Karlsbrunns durch den großen Gehalt an doppelt-kohlensauerem Eisen und freier Kohlensäure auszeichnet, den reinen Eisen- und Stahl-Quellen zugezählt werden muß. Die Wilhelms-Quelle ist eine der eisenreichsten unter allen bis jetzt bekannten Eisenwässern und übertrifft selbst die berühmten Quellen von Bartfeld, Boclet, Franzensbad, Homburg, Königswart, Pyrmont, Rippoldsau, Schwalbach, Spaa, Szliacs.

Den größten Aufschwung erfuhr Karlsbrunn unter der Herrschaft weiland des hochwürdigst durchlauchtigsten Herrn Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Wilhelm, dem das ersprießliche Gedeihen des Curortes sehr am Herzen lag. Unter der Ägide dieses hochherzigen Prinzen wurde mit einem Kostenaufwande von 150.000 fl. ein den modernen und hygienischen Anforderungen entsprechendes Badehaus hergestellt, welches ein elektrisches Zweizellen-Bad, Moor-, Stahl-, Mineral- und Reinigungs-Bäder, einen Inhalationsraum und zwei Abtheilungen für Kaltwassercuren, eine geräumige Wandelbahn

und Wartezimmer enthält, ferner wurden einige prachtvolle Villen, der Musikpavillon und noch eine Reihe anderer Gebäude aufgeführt, so daß in Karlsbrunn heute für die Unterkunft der Curgäste hinlänglich gesorgt ist.



Aus Karlsbrunn.

Selbstverständlich besitzt Karlsbrunn nicht blos eine Reihe prächtiger Spaziergänge, sondern überdies eine reiche Fülle herrlicher Anlagen, so daß auch für jene vorgesehen ist, die außer Stande sind, im Gebirge oder im Walde ihre Spaziergänge zu unternehmen.

Das Klima Karlsbrunns ist ein gemäßigtes, auf das Nerven- und Gefäß-System tonisirend und erregend einwirkendes Gebirgsklima. So besitzt Karlsbrunn alles,

was dem Kranken Heilung, dem Erholungsbedürftigen Stärkung zu bringen geeignet ist. Allerdings ist Karlsbrunn kein Luxusbad, sondern ein vielgesuchter Zufluchtsort für Leidende mancherlei Art. In den lauschigen Wäldern des unvergleichlich schön gelegenen Karlsbrunn, wo alles Ruhe und Frieden athmet, glätten sich leicht die Wogen des aufgeregten Gemüthslebens und findet die Seele jene Ruhe wieder, welche sie in der Hast des geschäftlichen Lebens verloren.

Die Cur beginnt gegen Ende Mai und endigt gewöhnlich Mitte September. Als Curmittel kommen zur Anwendung Milch und Molke, Heilquellen, Mineral-, Fichtennadel- und Moorbäder, Kaltwassercur nach der Prießnitz'schen Methode und die Oertel'sche Terraincur mit genauer Bezeichnung der bestimmten Distanzen und Wege. Die Curmittel werden durch die würzige, kräftigende Luft wesentlich unterstützt. Ohne Einrechnung der Karlsbrunn zahlreich besuchenden Touristen beträgt die Frequenz des Curortes 700 bis 800 Personen pro Jahr.

Ganz besonders beachtenswerth ist die von Johann Schroth im Jahre 1829 gegründete diätetische Heilanstalt in **Lindewiese**, das, 4 Kilometer von Freiwaldau entfernt, in einem schönen, durch bewaldete Mittelgebirge vor Nordwinden geschützten Thal, 500 Meter über dem Meere gelegen ist. Während in Gräfenberg das kalte Wasser dominirt, bildet in Lindewiese feuchte Wärme den Hauptfactor der Cur; denn Schroth hielt an dem Grundsatze fest: „In feuchter Wärme gedeiht Holz, Frucht, Wein, selbst Fleisch und Bein.“ — Gleich Prießnitz wurde auch Schroth (geboren 11. Februar 1798 zu Böhmischdorf bei Freiwaldau) durch einen Zufall zum Naturarzte. Es war im Jahre 1817, als ihm, der damals das Fuhrwerk betrieb, durch den Hufschlag eines Pferdes das rechte Kniegelenk zerschmettert wurde. Trotz der Heilung blieb das Bein krumm, da eine bedeutende Anschwellung der Knochenmasse und der umliegenden Gelenkenden zurückgeblieben war, so daß er sich nur schwerfällig weiterbewegen konnte. Dieser Zustand dauerte längere Zeit, bis Schroth einen in frisches Wasser eingetauchten Leinwandlappen nahm, damit das kranke Bein umhüllte, darüber ein trockenes Tuch band und das kranke Gelenk während der Nacht mit Kotzen bedeckte. Die dadurch entwickelte feuchte Wärme war von wohlthätiger Wirkung. Die Anschwellung trat zurück und es zeigte sich bald eine Gelenkigkeit des erkrankten Beines, welches nach Ablauf von 10 Wochen wieder vollständig gebrauchsfähig war. Als Schroth durch die Anwendung dieses Mittels bei Erkrankungen verschiedener Art günstige Erfolge erzielt und die durchgreifend lösende Kraft der durch Umschläge hervorgerufenen feuchten Wärme an Menschen und Thieren erprobt hatte, gewann er die Überzeugung, daß feuchte Wärme die wichtigste Bedingung des Entstehens und Gedeihens aller Körper in der Thier- und Pflanzenwelt sei, und darauf ist auch sein diätetisches Heilverfahren gegründet.

Johann Schroth konnte bereits auf eine ganze Reihe der glänzendsten Heilerfolge, die er mit seiner Methode erzielt hatte, hinweisen, als ihm nach mancherlei Anfechtungen mit dem Hofkanzlei-Decrete vom 5. Mai 1840 das Recht zuerkannt wurde, seine Naturheilanstalt in Lindewiese unter Beobachtung der Sanitäts- und Polizeivorschriften weiter führen zu dürfen. Von nun an war seine gesammte Thätigkeit der leidenden Menschheit gewidmet und seither nahm der Curort einen mächtigen Aufschwung. Die Zahl der Gäste stieg von Jahr zu Jahr, und wenn auch zur Zeit des im Jahre 1856 erfolgten Ablebens des Gründers der Anstalt eine Verringerung in der Frequenz eintrat, so währte sie doch nicht lange. Da die Schroth'sche Diätcur von den Kranken nicht nur Entsagung, sondern auch Selbstbeherrschung verlangt, so wird Lindewiese von Niemandem zum Vergnügen aufgesucht,



Ernsdorf.

sondern es sind nur wirklich Kranke, die dahin kommen; dennoch beträgt die Frequenz jährlich 600 bis 700 Personen. Lindewiese, welches viele Kranke als ihre letzte Zuflucht ansehen, wird größtentheils von Personen besucht, die bereits alle Heilsysteme durchgemacht, aber das gewünschte Ziel nicht erreicht haben, und so ist es begreiflich, daß hier die desolatesten Krankheitsformen zur Behandlung gelangen. Viele von Gicht und Rheumatismus jahrelang geplagte, durch steife oder verbogene Glieder verunstaltete Menschen, die sich nur mühselig weiter schleppten oder sich oft allein gar nicht mehr fortbewegen konnten und wie kleine Kinder bedient werden mußten, haben Lindewiese gesund verlassen.

Die Mittel des Schroth'schen Heilverfahrens, das sich in allen Fällen, wo Heilung überhaupt möglich ist, auf das glänzendste bewährt hat, sind feuchte Wärme, trockene Diät, Wein und der Aufenthalt in reiner, sauerstoffreicher, miasmenfreier Gebirgsluft.

Die Jahreszeit hat auf die Wirkung der Cur keinen Einfluß, weshalb Lindewiese auch im Winter Curgäste beherbergt. In dankbarer Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche sich der menschenfreundliche Gründer der Anstalt, Johann Schroth, erworben, setzten ihm die Curgäste 1870 in Lindewiese ein Denkmal.

Zu erwähnen wäre außerdem die nach dem Vorbilde der Gräfenberger Heilanstalt eingerichtete Wasserheilanstalt in Zuckmantel, welche, 2 Kilometer von Zuckmantel am Fuße des Schloßberges in einer Höhe von circa 500 Meter über dem Meere unmittelbar an den viele Meilen sich erstreckenden städtischen und fürstbischöflichen Waldungen gelegen, sich eines zahlreichen Besuches erfreut. Endlich verdient noch der Curort Johannisbrunn bei Meltsch hervorgehoben zu werden.

Im östlichen Theile des Kronlandes finden wir Curanstalten in Ustroń, Ernsdorf, Bistrai bei Bielitz, sowie in Darkau.

In Ustroń wurde im Jahre 1780 zur Verhüttung der im Orte und dessen Umgebung vorhandenen Thoneisensteine ein Hochofen gebaut. Der Umstand, daß die bei diesem Schmelzprocesse resultirende Schlacke schwefelhaltig war, gab Veranlassung, die glühende, direct aus dem Hochofen fließende Schlacke in ein Wasserreservoir zu leiten und das auf solche Weise heiß gewordene Wasser zum Baden kranker, von Rheumatismus heimgesuchter Menschen zu verwenden. Das Badehotel — gegenwärtig Werksgasthaus — wurde 1802 errichtet. An demselben befindet sich folgendes Chronogramm:

RegIVs hanC PrInCeps ALbertVs strVXerat aeDeM,
Vt aeGrI IgnItIs restItVantVr aqVIs.

(Der königliche Prinz Albert hat dieses Gebäude errichtet, damit die Kranken durch heiße Wässer geheilt werden.)

Der Badeort entwickelte sich als solcher nur langsam. Erst im Jahre 1867 wurde ein Cursalon an das Badehotel angebaut und ein Jahr darauf hinter dem Wannenbadhause eine Molkentrinkanstalt nebst Wandelbahn errichtet. 1869 wurde der Curpark vor dem Badehotel angelegt. Im Jahre 1878 bildete sich in Ustroń eine Actiengesellschaft „Weichselquelle", welche im Jahre 1879 ein zweites Badehotel nebst einer zweiten Molkentrinkanstalt baute. Allein trotz der von verschiedenen Seiten gemachten Anstrengungen ist die Frequenz der Bäder, wie auch der Verbrauch der Molke fortwährend im Sinken begriffen. Im Jahre 1895 war Ustroń von 159 Curgästen besucht. Als Curmittel werden angewendet: Schafmolke, schwefelhältige Schlackenbäder, Kaltwasser- und Wellensturzbäder, diätische Curen, eisenhältige Trinkquellen 2c. Die Cur wird insbesondere empfohlen für sämmtliche Krankheiten der Athmungs- und Verdauungs-Organe, Rheumatismen und Frauenkrankheiten. Gegenwärtig wird Ustroń zum weitaus größeren Theile nur als Sommerfrische aufgesucht.

Inmitten einer der reizendsten Gebirgsgegenden Schlesiens, am Fuße der üppig bewaldeten Beskyden, liegt 360 Meter über dem Meeresspiegel in der Nähe der schlesischen Städtebahn die Curanstalt Ernsdorf-Jaworze, welche im Jahre 1862 gegründet wurde. Dieser Curort hat ein subalpines Klima, welches durch seine gleichmäßige Wärme und den durch die üppige Vegetation bedingten Feuchtigkeitsgrad beruhigend auf das Nervensystem einwirkt und mit Rücksicht auf die reine, kräftige Gebirgsluft zur Stärkung des Gesammtorganismus erheblich beiträgt. Die Saison dauert vom 1. Mai bis Ende September. Auch besitzt Ernsdorf ein neu eingerichtetes Pensionat, welches das ganze Jahr offen bleibt. In den letzten Jahren sind durchgreifende Verbesserungen der Gebäude und Anlagen, sowie neue Herstellungen vorgenommen worden, so daß für die Bequemlichkeit des Publicums in reichem Maße gesorgt ist.

In der Nähe von Bielitz ist noch eine Heilanstalt bemerkenswerth, und zwar jene in Bistrai. Das Jodbad Darkau hat während der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestandes sich sehr rasch entwickelt. Im Jahre 1862 wurde von Georg Freiherrn von Beeß-Chrostin ein Bohrversuch auf Kohle unternommen, wobei eine jodhältige Quelle zu Tage trat, die sich bald als eine der mächtigsten Jodquellen von ganz Europa erwies. Auch wird in Darkau Jodsalz durch Verdampfen der Sole erzeugt und exportirt, so daß auch Minderbemittelten, welche nicht in der Lage sind, den Ort selbst zu besuchen, die Möglichkeit geboten ist, Jodbäder zu gebrauchen.

Mögen die Curorte Schlesiens, die sich im allgemeinen bisher in erfreulicher Weise entwickelt und Tausenden von Kranken aus Nah und Fern die ersehnte Heilung gebracht haben, auch fernerhin sich entwickeln und gedeihen zum Wohle der leidenden Menschheit!

Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr.

Die Bethätigung Schlesiens auf gewerblichem Gebiete reicht bis in das XIII. Jahrhundert zurück. Allerdings konnte in dem verkehrsarmen Mittelalter, wo die Bewohner Schlesiens sich hauptsächlich mit der Verarbeitung der in diesem Lande vorkommenden Naturproducte für den Eigenbedarf beschäftigten, von einer eigentlichen industriellen Entwicklung nicht die Rede sein. Mit dem Eindringen deutscher Colonisten und der Entstehung von Städten und Dörfern hoben sich indeß Handel und Gewerbe. Nebst anderen Beschäftigungen auf dem Felde gewerblicher Thätigkeit waren es namentlich die verschiedenen Zweige der Bauhandwerke, welche, durch die Gründung von Städten und Dörfern, sowie durch die Herstellung von Burgen, Kirchen und Klöstern angeregt, günstige Gelegenheit zu lohnender Entfaltung fanden. Im XVI. Jahrhundert standen bereits nachweisbar mehrere, für die damalige Zeit wichtige Industriezweige in Schlesien in hoher Blüte. Leider wurde dieser ruhige Gang der Entwicklung durch den dreißigjährigen Krieg

gestört; die biedere, fleißige und genügsame Bevölkerung Schlesiens, die infolge ihrer Dichtigkeit, sowie im Hinblicke auf die insbesondere in den Gebirgsgegenden geringe Ertragsfähigkeit des Bodens schon frühzeitig auf die gewerbliche und commercielle Thätigkeit angewiesen war, wußte es indeß, dank ihrer Intelligenz, Ausdauer und Strebsamkeit und unterstützt durch zweckentsprechende, die gewerbliche Thätigkeit fördernde Maßnahmen der Regierung, dahin zu bringen, daß Schlesien heute in industrieller und gewerblicher Beziehung auf einer hohen Stufe der Entwicklung steht und selbst mit den industriell fortgeschrittensten Kronländern einen Vergleich in keiner Weise zu scheuen braucht.

Von der Werkstätte des kleinen Handwerkers angefangen bis zum vollkommensten Fabriksbetriebe hat Schlesien zahlreiche und zum Theile sehr bedeutende Unternehmungen der verschiedensten Art aufzuweisen, in denen viele Tausende von Arbeitern Erwerb und lohnende Beschäftigung finden, obschon in Bezug auf die Erleichterung der Communication noch Manches zu wünschen übrig bleibt, da mehrere Landestheile, welche die Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens im vollsten Maße in sich bergen, immer noch des segensreichen Einflusses eines Schienenweges entbehren.

Ende 1890 gab es in Schlesien, die großen Industrie- und Transportunternehmungen mit eingerechnet, 20.192 selbständige Handel- und Gewerbetreibende. Im Verhältnisse zur Einwohnerzahl breitet sich das dichteste Netz von Gewerbebetrieben über die Städtebezirke Troppau und Bielitz und über den politischen Bezirk Jägerndorf aus. Im westlichen Theile Schlesiens sind die Handels- und Gewerbebetriebe im Verhältnisse zur Bevölkerung weitaus zahlreicher, als im östlichen, wo auf je 1000 Einwohner blos 21 Gewerbe entfallen, während der westliche Theil auf je 1000 Einwohner 44 Betriebe aufweist.

Eine hervorragende Stellung behauptet in Schlesien vor allem die Textilindustrie. Nicht blos die außerordentliche Menge der verschiedenartigen Erzeugnisse, sondern auch die überaus große Zahl der beschäftigten Arbeiter lassen die Textilindustrie Schlesiens als besonders wichtig erscheinen, wobei zu bemerken ist, daß viele Zweige derselben noch als Hausindustrie betrieben werden.

Die Hauptcentren der schlesischen Tuchindustrie sind Bielitz und Jägerndorf. Fabriksmäßige Betriebe bestehen außerdem in Troppau, Skotschau, Odrau und Niklasdorf. Im Jahre 1890 zählte man in Schlesien 279 Etablissements, die sich mit der Schafwollwaarenerzeugung befaßten, und zwar: 63 Tuch- und Schafwollwaarenfabriken, in denen Spinnerei und Weberei regelmäßig vereinigt ist, 3 Strickwaarenfabriken, 1 Futterstoffabrik, 6 selbständige Streichgarnspinnereien, 1 Kammgarnspinnerei und -Weberei, 28 Färbereien und Appreturanstalten, 87 kleinere Tucherzeuger und 90 Strumpfwirkereien. In der schlesischen Wollwaarenindustrie standen eine Leistungsfähigkeit von circa 4000 Pferdekräften repräsentirende Motoren, an 5000 Stühle,

darunter mehr als 3.000 mechanische Stühle, und über 100.000 Spindeln in Verwendung; die Zahl der in der Schafwollwaarenfabrication beschäftigten Arbeiter belief sich auf rund 14.000. Das erforderliche Rohmaterial bezieht Bielitz und Umgebung aus den La Plata-Staaten, aus Ungarn und Rußland; der Bedarf an Streichgarn wird in eigenen Fabriken oder in Lohnspinnereien gedeckt, während Jägerndorf seinen Bedarf an Rohstoff fast ausschließlich aus Ungarn bezieht.

Erzeugt werden größtentheils Tuche und Modestoffe, jährlich circa 260.000 bis 270.000 Stück à 20 bis 30 Meter. Hievon entfallen auf Bielitz und Umgebung ungefähr 60 Procent und auf Jägerndorf 30 Procent, der Rest vertheilt sich auf die übrigen Standorte. Die in Schlesien erzeugten Tuche und Modestoffe zerfallen in zwei große Gruppen: in die für das Inland und in die für den Export bestimmten. Die ersteren, die sogenannte Commerzwaare, sind entweder Streichgarn- oder Kammgarnstoffe: Peruvienne und Doeskine (feine schwarze Waare), Uniformirungstuche, Egalisirungstuche (zu Uniformaufschlägen), Cheviots, billige Palmerstone, Damentuche und Damenloden, Billardtuche u. s. w. Diese Artikel werden sämmtlich im Stück gefärbt; ihnen stehen gegenüber alle Arten von Modestoffen, die in der Wolle gefärbt werden. Dieselben führen verschiedenartige, ihnen von den Fabrikanten beigelegte Bezeichnungen, wie Doeskine, Düffel, Mandarine u. s. w. Ebenso haben auch die Kammgarnstoffe, welche zur Commerzwaare gehören, keine bestimmten Handelsbezeichnungen.

Unter den für den Export bestimmten Erzeugnissen sind vor allem die sogenannten türkischen Tücher zu nennen, die nach der Türkei und Persien, wohl auch nach Indien, Tunis und Marokko gehen. Diese sogenannte „Orientwaare" wird nur in Bielitz und in Troppau erzeugt. Waggon- und Billardtuche werden nach Italien, Kammgarnstoffe vorzugsweise nach Nordamerika exportirt.

Die Jägerndorfer Schafwollwaarenfabrication beschäftigt sich vorwiegend mit der Erzeugung von Streichgarngeweben, obwohl in letzter Zeit auch die Herstellung von Kammgarnstoffen am Jägerndorfer Platze an Ausdehnung gewinnt. Der größte Theil der Jägerndorfer Production ist für die Landbevölkerung bestimmt, und nur der kleinere Theil ist sogenannte Stadtwaare, Cheviots, Militär- und Eisenbahntuche. Die Ausfuhr der Jägerndorfer Erzeugnisse erfolgt zumeist in confectionirtem Zustande, selten im Stück. Zur Erleichterung der geschäftlichen Abwicklung haben viele schlesische Tuchindustrielle Hauptniederlagen oder Vertretungen in Brünn und Wien, wohin auch der größte Theil der schlesischen Erzeugnisse zum Verkaufe gesendet wird. Außer Tuch werden in Schlesien noch andere Schafwollwaaren erzeugt, und zwar: In Jägerndorf Futterstoffe im jährlichen Ausmaße von 470.000 Meter; in Troppau, Odrau, Jägerndorf, Olbersdorf, Johannesthal, Röwersdorf, Engelsberg, Freudenthal und Lichten

Wirkwaaren, nämlich jährlich circa 76.000 Dutzend Wollstrümpfe, 27.000 Stück Wollleibchen, 10.000 Stück Schafwollmützen und 2000 Dutzend Wollhandschuhe, endlich in Freudenthal, Jägerndorf und Olbersdorf Flanelle, Kotzen und halbwollene Tischdecken, während in Troppau und Niklasdorf türkische Kappen (Fez) in einer jährlichen Gesammtmenge von 127.800 Dutzend erzeugt werden, welche nach der Türkei und deren Nebenländern, vornehmlich nach Constantinopel, Smyrna und Beyrut gehen.

Futterstoffe, Wirkwaaren, Flanelle, Kotzen und Tischdecken werden im Inlande abgesetzt.

Nächst der Schafwollwaarenerzeugung ist die Leinenindustrie einer der ältesten und ausgebreitetsten Industriezweige Schlesiens. Dieser urwüchsige Industriezweig führte in den Gebirgsstrichen der Sudeten bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein sehr kümmerliches Dasein. Die von der Hand gesponnenen Flachsgarne wurden in der Regel für den eigenen Hausbedarf verwoben; ein Theil fand als Gewebe im Wege des Hausirhandels Absatz oder wurde von Händlern aufgekauft und nach Böhmen gesandt. Eine Wendung zum Besseren trat erst zu Anfang dieses Jahrhunderts ein, indem sich um diese Zeit eine geregeltere Fabrication zu entwickeln begann, wozu nicht wenig die regelmäßigen Besuche der Brünner Märkte durch die Producenten beitrugen.

Während sich ursprünglich die Erzeugung auf glatte Leinwanden beschränkte, wurde schon im Jahre 1824 die Tischzeugfabrication, und zwar in Freiwaldau (zuerst in Österreich) eingeführt.

Einen weiteren Fortschritt erfuhr die Leinenindustrie durch die Annahme eines rascheren Bleichverfahrens (Chlorbleiche) im Jahre 1845. Damit wurde auch die Fabrication anderer Leinensorten, die damals noch aus dem Auslande bezogen werden mußten, möglich; so konnte mit der Erzeugung der zu dieser Zeit schon berühmten Rumburger Leinen begonnen und im Jahre 1858 zur Fabrication der sogenannten Irländer Weben geschritten werden. Dazu kommt seit dem Jahre 1864 die in großem Umfange betriebene Herstellung von Tischtüchern.

Der Übergang von der Handweberei zum mechanischen Betriebe vollzog sich im Jahre 1865, wo gleichfalls in Freiwaldau die erste mechanische Weberei ins Leben gerufen wurde. Heute steht die schlesische Leinenindustrie auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Mit Recht sind deren Erzeugnisse wegen der Reinheit und Gleichmäßigkeit der Gewebe, ihrer Festigkeit, Schönheit und Preiswürdigkeit und vor allem die Damastwaaren wegen ihrer vorzüglichen Qualität, des schönen geschmackvollen Dessins und wegen ihrer reinen Bleiche sehr gesucht. Aus diesen Gründen erklärt es sich, warum die schlesischen Leinenwaaren trotz der großen Concurrenz, welche ihnen durch die Erzeugnisse der Baumwollindustrie bereitet wird, nicht blos den inländischen Markt behaupten,

sondern auch in sehr großen Mengen zur Ausfuhr gelangen. Ist doch „das schlesische Linnen“ seit Jahrhunderten allerorten vortheilhaft bekannt und gesucht, und noch heute gibt es schlesische Unternehmer, die als Weltfirmen auf diesem Gebiete gelten und sich als solche eines ausgezeichneten Rufes erfreuen.

Die Leinenindustrie wird blos im westlichen Theile von Schlesien, und zwar in Freiwaldau, Freudenthal, Würbenthal, Bennisch, Engelsberg und in der Umgebung dieser Städte betrieben; der Hauptantheil der Erzeugung entfällt auf Freiwaldau.

Vielfach wird dieselbe noch als Hausindustrie ausgeübt von Leuten, die vom Fabrikanten oder Factor das Garn abholen und nach Ablauf von 8 oder 14 Tagen die



Bielitz.

fertiggestellte Waare abliefern. Die Erzeugung erstreckt sich heute auf alle Gattungen glatter Leinwand und Stuhlleinen, von den einfachsten bis zu den feinsten Hemdenleinen, Halbleinen, ferner auf Tischtücher der verschiedensten Qualitäten, auf sämmtliche Gattungen von Tischzeugwaaren, Zwillich, Jaquard und Damast, dann auf Handtücher aller Gattungen und verschiedene Luxustischzeug-Gewebe. Infolge des Rückganges im Consum glatter Leinwand hat die Erzeugung von Tischzeugwaaren in Schlesien an Bedeutung gewonnen, so daß gegenwärtig ungefähr drei Viertel des Wertes der ganzen Production auf Tischzeug entfallen und nur ein Viertel sich auf glatte Leinenwaaren und auf Taschentücher vertheilt.

Bis gegen Ende der Sechziger-Jahre beschränkte sich der Verkauf der Waare auf das Inland; seither haben für die Leinenindustrie in steigendem Maße ausländische Märkte an Bedeutung gewonnen. Während im Jahre 1878 kaum der zehnte Theil der schlesischen Leinenproduction nach dem Auslande und namentlich nach Nordamerika ging, hat sich der Export seither beträchtlich gesteigert, so daß er jetzt ungefähr 30 Procent der Gesammtproduction erreicht. Leinenwaaren werden gegenwärtig vorzugsweise exportirt nach Nordamerika, England, Belgien, Deutschland und Italien. Dieser Export betrifft fast ausschließlich Tischzeugwaaren (weiß und färbig), Luxusdecken und Leinen-Hand- und Taschentücher.

Spindel und Spinnrad, mit denen ehemals die Flachsspinnerei, welche eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner Schlesiens, insbesondere jener des westlichen Theiles, bildete, betrieben wurde, mußten der Spinnmaschine weichen. Damit hörte der Gang zum „Rocken" auf und der Zauber der trauten Spinnstube verschwand. Heutzutage wird die Flachsgarnspinnerei in Schlesien blos fabriksmäßig betrieben. Die schlesischen Spinnereien, sämmtlich Großbetriebe, befinden sich in Bielitz, Lichtewerden, Würbenthal, Freudenthal, Kunau, Teschen und Schigla.

In denselben standen Ende 1890 19 Motoren von mehr als 1300 Pferdekräften in Verwendung. Die Zahl der Spindeln betrug, und zwar an Feinspindeln 31.300, an Zwirnspindeln 840. Die hauptsächlichsten Rohstoffe, Flachs und Werg, beziehen die schlesischen Spinnereien aus dem Inlande, zum Theile indeß auch aus Preußen und Rußland. Die Jahresproduction der schlesischen Spinnereien darf mit ungefähr 50.000 Schock Flachs- und Werggarn veranschlagt werden. An Flachszwirn wurden 1400 Schock erzeugt. Die Production der Spinnereien ist in den letzten Jahren nicht unerheblich zurückgegangen, denn die Absatzverhältnisse sind für die Spinnereien schwierigere geworden, da infolge der billigen Baumwolle und Jute der Consum von Leinenwaaren und infolge hievon die Nachfrage nach Garn abgenommen hat. Dazu kommt, daß England, namentlich aber Belgien, in den feinsten Nummern von 60 aufwärts auch den österreichischen Markt beherrscht. Die Feinspinnerei kann wegen Mangel an feiner Flachsfaser in Österreich nicht mit Erfolg bestehen; infolge der in den Gebirgsländern herrschenden Boden- und klimatischen Verhältnisse ist nämlich die Faser von der Art, daß sie beim Verspinnen nur ein Garn von geringerer Feinheit liefert und auf Maschinen mit Vortheil blos bis Nummer 60 versponnen werden kann. Bis zu dieser Nummer aber brauchen die schlesischen Spinnereien die Concurrenz Englands und Belgiens in keiner Weise zu fürchten.

Da die stärkeren Leinengarne immer mehr durch Jute und die feineren durch Baumwolle verdrängt werden, in den feinsten aber die schlesischen Spinnereien nicht concurrenzfähig sind, so ist die schwierige Lage, in der sich die schlesischen Spinnereien befinden, leicht erklärlich.



Aus der Tuch- und Schafwollwaarenfabrik von Russo & Finzi in Troppau (Fezfabrication).

Das erzeugte Garn wird größtentheils im Inlande abgesetzt und nur in geringem Maße nach Deutschland exportirt.

Weniger hoch ist das Niveau der Zwirnerzeugung, welche in Würbenthal, Engelsberg und Pochmühl fabriksmäßig und in Röwersdorf als Hausindustrie betrieben wird. Erzeugt werden Leinen- und Baumwollzwirne, wofür die erforderlichen Garne, und zwar Leinengarne aus schlesischen, mährischen, böhmischen und belgischen Spinnereien, die Baumwollgarne aber aus der Schweiz und England bezogen werden. Die schlesischen Zwirne finden vorzugsweise im Inlande Absatz, werden aber auch nach Deutschland und Italien, sowie nach Serbien und Rumänien ausgeführt.

Die schlesische Zwirnfabrication hat namentlich in werthvolleren Sorten mit der englischen und belgischen Concurrenz einen schweren Kampf zu führen. Die Zwirnfabriken Englands und Belgiens sind gegenüber der heimischen Industrie insofern im Vortheil, als die letztere ihre Rohstoffe vielfach aus England und Belgien beziehen muß, wozu noch kommt, daß die Einfuhr von ausländischen Zwirnen durch die niedrigen Frachtsätze des Auslandes, sowie durch den gering bemessenen Einfuhrzoll begünstigt ist.

Ein weiterer, in ziemlich bedeutendem Umfange betriebener Zweig der schlesischen Textilindustrie ist die in stetem Zunehmen begriffene Fabrication von Baumwollwaaren, welche ihren Hauptsitz in Friedek und dessen Umgebung hat, obschon auch im westlichen Theile von Schlesien, insbesondere in Freudenthal, Freiwaldau, Bennisch, Engelsberg und Würbenthal Baumwollwaaren erzeugt werden. Dieser Industriezweig hat, insbesondere was Friedek und Umgebung anbelangt, wo nicht blos Spinnereien, sondern auch Webereien sich befinden, in den letzten Jahren an Ausdehnung sehr gewonnen. In Friedek und Umgebung stehen allein ungefähr 60.000 Spindeln und 1600 Webstühle in Verwendung. Die erforderliche Baumwolle liefern Amerika, Indien und Egypten.

Die Spinnereien erzeugen 5,000.000 englische Pfund Garn, welches entweder im Lande verwebt oder nach den benachbarten mährischen Webereien verkauft wird. Die gesammte Jahresproduction der Baumwollwebereien von Friedek und Umgebung beläuft sich auf circa 19,000.000 Meter Baumwollwaaren, wovon der größte Theil im Orte selbst gebleicht und appretirt wird und sodann als Molinos, Kammertuch, Calico, Creton, Gradl, Bettzeug, Shirting ꝛc. in den Handel gelangt, während ein kleiner Theil als Rohstoff in Färbereien und Druckfabriken geht. Färbige Kaffeetücher werden in großen Mengen in Freudenthal hergestellt.

Was die Handweberei betrifft, so wird dieselbe zumeist in der Umgebung Friedeks betrieben. In derselben ist ein Rückschritt zu verzeichnen, weil der Verdienst in den sich beständig erweiternden Fabriken ein sicherer und lohnenderer ist. Immerhin gibt es noch eine beträchtliche Zahl von Handwebern, die insbesondere Canevas, Bettzeug und



Die fürstbischöfliche Dampfbrettsäge in Waldeck bei Jauernig.

Weißgarn erzeugen. Die in Schlesien producirten Baumwollwaaren werden vorzugsweise im Inlande abgesetzt. Sie gehen zumeist nach Galizien und Ungarn, theilweise auch nach Amerika.

Auf nicht so hoher Stufe steht ein verhältnißmäßig sehr junger Industriezweig, die Jute-Erzeugung, die erst in den Achtziger-Jahren in Schlesien Boden faßte. Dieselbe zählt in diesem Kronlande drei Etablissements mit 3168 Spindeln und 218 mechanischen Webstühlen. Die Spindelzahl reicht nicht aus, um den Bedarf an Jutegarn zu decken, weshalb dieses großentheils noch aus England und Deutschland bezogen werden muß. Das Erzeugniß wird nur im Inlande abgesetzt, wobei hervorzuheben ist, daß der größte Theil der Jutegewebe zu Säcken verschnitten wird. Erzeugt wurden 2,274.000 Meter Jutegewebe und 3,350.000 Stück Jutesäcke.

Der Vollständigkeit wegen müssen wir noch erwähnen, daß in Odrau, Wigstadtl und Wagstadt Ganz- und Halb-Seidenwaaren, sowie halbseidene Sammtbänder hergestellt werden; diese Fabrikate dienen meist dem inländischen Consum, werden aber auch in nicht unbedeutender Menge in Deutschland, der Schweiz, England und Amerika abgesetzt. Die in Wigstadtl erzeugten Leinen- und Baumwollbänder sind blos für den heimischen Markt bestimmt.

Die Maschinenfabrication wird in bedeutenderem Umfange in Troppau, Bielitz, Jägerndorf, Ustroń, Karlshütte bei Friedek, Messendorf und Endersdorf betrieben. In diesem Industriezweige sind an 2000 Arbeiter thätig. Es werden Dampfmaschinen und Dampfkessel, verschiedene Arbeitsmaschinen und Apparate, so insbesondere Maschinen für die Textilindustrie und Papierfabrication, ferner Maschinen und Apparate für Brauereien, Brennereien, Zuckerfabriken, ferner Einrichtungen für Dampfmühlen und Brettsägen, Maschinen für Müllerei und Bäckerei, Nähmaschinen, landwirthschaftliche Maschinen, eiserne Brückenträger u. s. f. hergestellt. Die Erzeugnisse der schlesischen Maschinenfabrication finden hauptsächlich im Inlande, theilweise auch in Deutschland, Rußland, Bulgarien, Italien und Rumänien Absatz. Nach Rußland wird das Geschäft wegen des hohen Einfuhrzolles, unter dessen Schutz sich die dortige Maschinenindustrie zu entwickeln beginnt, immer schwieriger. Dazu kommt die unterbietende Concurrenz Deutschlands.

Orgelwerke in verschiedenen Größen (Salon- und Kirchenorgeln) erzeugt Schlesien in vorzüglicher Qualität. Zur Herstellung dieser Musikinstrumente besteht in Schlesien nur ein größeres Etablissement, und zwar in Jägerndorf, welches sich aus sehr bescheidenen Anfängen zu seiner heutigen, achtunggebietenden Stellung emporgearbeitet hat. Dasselbe wurde im Jahre 1873 gegründet und erzeugt jährlich über 30 Orgeln. Die Erzeugnisse der Orgel- und Harmoniumfabrik in Jägerndorf werden in

Österreich-Ungarn, dann in Deutschland, Rußland, Norwegen, Spanien, Italien, England, Rumänien, in der Türkei und im Occupationsgebiete abgesetzt. Die Jägerndorfer Orgeln stehen den gleichartigen ausländischen Erzeugnissen in keiner Beziehung nach.

Die Industrie Schlesiens in Marmor-, Granit- und Sandsteinwaaren ist eine sehr umfangreiche. Marmorbrüche befinden sich im Freiwaldauer Bezirke in den Gemeinden Saubsdorf, Groß-Kunzendorf, Ober- und Nieder-Lindewiese, ferner in den Gemeinden Alt-Kaltenstein und Setzdorf des Weidenauer Bezirkes. Der schlesische Marmor, zumeist von grauer, seltener von weißer und blauer Farbe, wird vorzugsweise zu Säulen, Ornamenten, Tischplatten, Grabsteinen, Monumenten, Schriftentafeln, Gesimssteinen u. s. w. verwendet und findet sein Absatzgebiet nicht nur in Schlesien, sondern in den meisten Kronländern der österreichischen Monarchie. Größere Werkstätten zur Verarbeitung von Marmor haben wir in den genannten Gemeinden, ferner in Troppau, Jägerndorf und Zuckmantel. Marmorwaaren werden auch nach Deutschland exportirt.

Die ausgedehnten Granitlager im Weidenauer Bezirk liefern ein vorzügliches Gestein, das für gewöhnliche und Kunstbauten, häufig auch für Denkmäler verarbeitet wird. Der gewonnene Granit wird theils im Inlande verkauft, theils nach Preußen verfrachtet.

Sandsteine werden im Bennischer Bezirk bei Raase, dann im Troppauer und Jablunkauer Bezirk gebrochen und zu Quadern, Mühlsteinen, Gesimsen, Säulen, vorzugsweise aber zu Bauzwecken verwendet. Der älteste Sandsteinbruch dürfte jener von Raase bei Bennisch sein, der schon über 800 Jahre besteht. Mühlsteine erzeugt Oderberg. Ferner sei hier noch an die mächtigen Kalklager, insbesondere jene von Setzdorf und die dortselbst schwunghaft betriebene Kalkindustrie erinnert, die in Setzdorf allein vier große Kalkbrennereien mit sieben Ringöfen aufweist. Nahezu vier Fünftel des gewonnenen Kalkes (Bau- und Weißkalk) werden nach Deutschland ausgeführt. Die vor Kurzem eröffnete Bahn Lindewiese-Heinersdorf wird voraussichtlich auf die dortige Kalkindustrie eine befruchtende Wirkung üben und dazu beitragen, die Kalkgewinnungsstätten im nordwestlichen Schlesien concurrenzfähiger und rentabler zu machen.

Sehr reich ist die Ausbeute an Schiefer. In Schlesien bestehen ganze Landstriche aus einem vorzüglichen Thonschiefer, dessen Fundorte das Wigstadtler und Bennischer Plateau bilden. In mehreren Gemeinden dieses Gebietes sind seit einer langen Reihe von Jahren sehr ergiebige Schieferbrüche im Betriebe, in denen ein Schiefer von vorzüglicher Qualität gefunden wird, der als Dachschiefer Verwendung findet. Besonders interessant ist der Schieferbruch von Budišovic. Dort wird sandfreier Schiefer gefunden, der sich wegen seiner geringen Spaltbarkeit zu gewöhnlichen Schieferplatten nicht eignet und infolge dieses Umstandes eine Bearbeitung erfährt, wie man sie

sonst nur in Werkstätten für Kunst- und Galanterie-Drechslerei zu beobachten Gelegenheit hat. Früher wurden dort auf der Drehbank reizende Nippsachen, Tassen, Becher, Dosen, Briefbeschwerer, Schalen, Leuchter u. s. w. erzeugt; gegenwärtig bilden, da Schiefer bekanntlich ein schlechter Elektricitätsleiter ist, den Hauptartikel der Erzeugung Isolatoren für elektrische Zwecke. Diese Gegenstände sind derart hergestellt, daß man bei Betrachtung derselben Producte aus schwarz polirtem Holze oder schwarzem Marmor vor sich zu haben meint. Die Budisovitzer Schiefer-Erzeugnisse finden ihr Absatzgebiet wohl hauptsächlich im Inlande, gehen aber auch theilweise in das Ausland.

Unter den gemeinen Thonwaaren, die Schlesien erzeugt, sind in erster Linie die gewöhnlichen Mauerziegel zu nennen. Im Jahre 1890 standen in Schlesien 98 Ziegelbrennereien im Betriebe. Die Jahresproduction kann auf 20,000.000 Stück Ziegel geschätzt werden; die Zahl der in den Ziegelbrennereien beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 1100. Thonwaarenfabriken hat Schlesien zwei, und zwar in Hruschau und Polnischleuten und eine Chamotteziegelfabrik in Nieder-Rothwasser. Die Thonwaaren werden nur im Inlande abgesetzt.

Schlesien hatte (1890) an holzverarbeitenden Gewerben zunächst 256 Sägewerke, wovon 218, und zwar 19 Dampf- und 199 Wasserbrettsägen, thatsächlich im Betriebe standen, in denen Dampf- und Wassermotoren in Verwendung waren, welche zusammen circa 2230 Pferdekräfte repräsentirten. Die Jahresproduction belief sich auf ungefähr 160.000 Cubikmeter Schnittholz, Bretter, Bauholz, Faßdauben und Faßböden, Dachschindeln u. s. w.

Die Tischlerei wird in circa 870 Werkstätten betrieben. Die meisten derselben beschäftigen sich mit der Herstellung von Holzmöbeln, einige auch mit der Bautischlerei. Besondere Bedeutung hat die Fabrication von Möbeln aus massiv gebogenem Holze, welche ihre Producte nach allen Theilen der Erde versendet. Zudem besitzen die schlesischen Fabriken von Bug-Holzmöbeln in fast allen europäischen Staaten, ja selbst in überseeischen Ländern, Niederlagen und Agenturen. Die Conjuncturen für diesen specifisch österreichischen Industriezweig sind in letzter Zeit keineswegs bessere geworden, indem die ausländische Concurrenz, welche ein an Qualität weit nachstehendes Fabrikat erzeugt, dazu beigetragen hat, den Markt zu verderben. Trotzdem kann erfreulicher Weise constatirt werden, daß die schlesischen Möbelfabriken vollkommen in der Lage sind, mit der ausländischen Concurrenz erfolgreich in Wettbewerb zu treten, so zwar daß dieselben nach wie vor ihre Erzeugnisse nach allen Weltgegenden versenden. Freilich trägt dazu, abgesehen von der niedrigen Preisstellung, bei welcher die Waare trotz der Frachtspesen und in vielen Fällen auch trotz des Zolles auf fremdländischen Märkten selbst mit den einheimischen Erzeugnissen mit Erfolg concurriren kann, nicht wenig der Umstand bei,

daß die Fabrikanten bemüht sind, ihre Erzeugnisse der Geschmacksrichtung und dem Bedürfnisse der Consumtionsländer möglichst anzupassen. Die peinlichste Genauigkeit in der Expedition, die Ausnützung der billigsten Seerouten, sowie die Erlangung niedriger Binnen-Frachtsätze sind unerläßliche Bedingungen für die Prosperität dieses Industriezweiges.

In Schlesien wird die Fabrication von Bug-Holzmöbeln erst seit dem Jahre 1870 betrieben, zu welcher Zeit die erste derartige Fabrik, und zwar in Teschen, errichtet wurde. Bug-Holzmöbel werden in drei Fabriks-Etablissements mit vier Dampfmaschinen von 195 Pferdekräften erzeugt; hiebei sind über 3000 Arbeiter beschäftigt. Producirt werden: Sessel, Fauteuils, Canapées, Schaukeln, Tische, Garten-, Phantasie-, Kinder- und Salonmöbel. Zur Ausfuhr gelangen insbesondere tapezierte und untapezierte Möbel mit Rohrgeflecht, Sitzmöbel mit imitirtem gepreßtem Leder, ferner Betten, Tische, Waschtische 2c.

Ein gleichfalls für den Export berechneter, Holz verarbeitender Industriezweig ist die Erzeugung von Holzstiften, welche in Schlesien zwar nur in einem Etablissement, aber in größerem Umfange betrieben wird. Die jährliche Erzeugungsmenge dürfte sich auf circa 1200 Metercentner deutscher und amerikanischer Holzstifte belaufen, welche theils im Inlande consumirt werden, theils ihren Weg nach Deutschland, Rußland, Bulgarien, Rumänien, Serbien, nach der Türkei, Klein-Asien und Egypten nehmen.

Die seit nahezu 30 Jahren in Wagstadt ansässige Knopffabrication, welche heutzutage daselbst mehrere Etablissements beschäftigt, umfaßt die Herstellung von Stoff-, Metall- und Steinnußknöpfen; auch werden Hosenschnallen und Ösen erzeugt. Odrau, wo dieser Erwerbszweig seit dem Jahre 1878 ausgeübt wird, beschränkt sich blos auf die Fabrication von Steinnußknöpfen. Die schlesische Knopfindustrie, in welcher weit über 1200 Arbeiter thätig sind, versieht nicht nur den inländischen Markt, sondern ein großer Theil ihrer Erzeugnisse gelangt auch im Auslande zum Verbrauche. So werden insbesondere Steinnußknöpfe, die bis auf wenige Ausnahmen den ausländischen vielfach überlegen sind, trotz der im Allgemeinen ungünstigen Zollverhältnisse nach Rußland, Frankreich und Amerika und überdies auch nach Deutschland, England, Schweden, Dänemark und dem Oriente versendet.

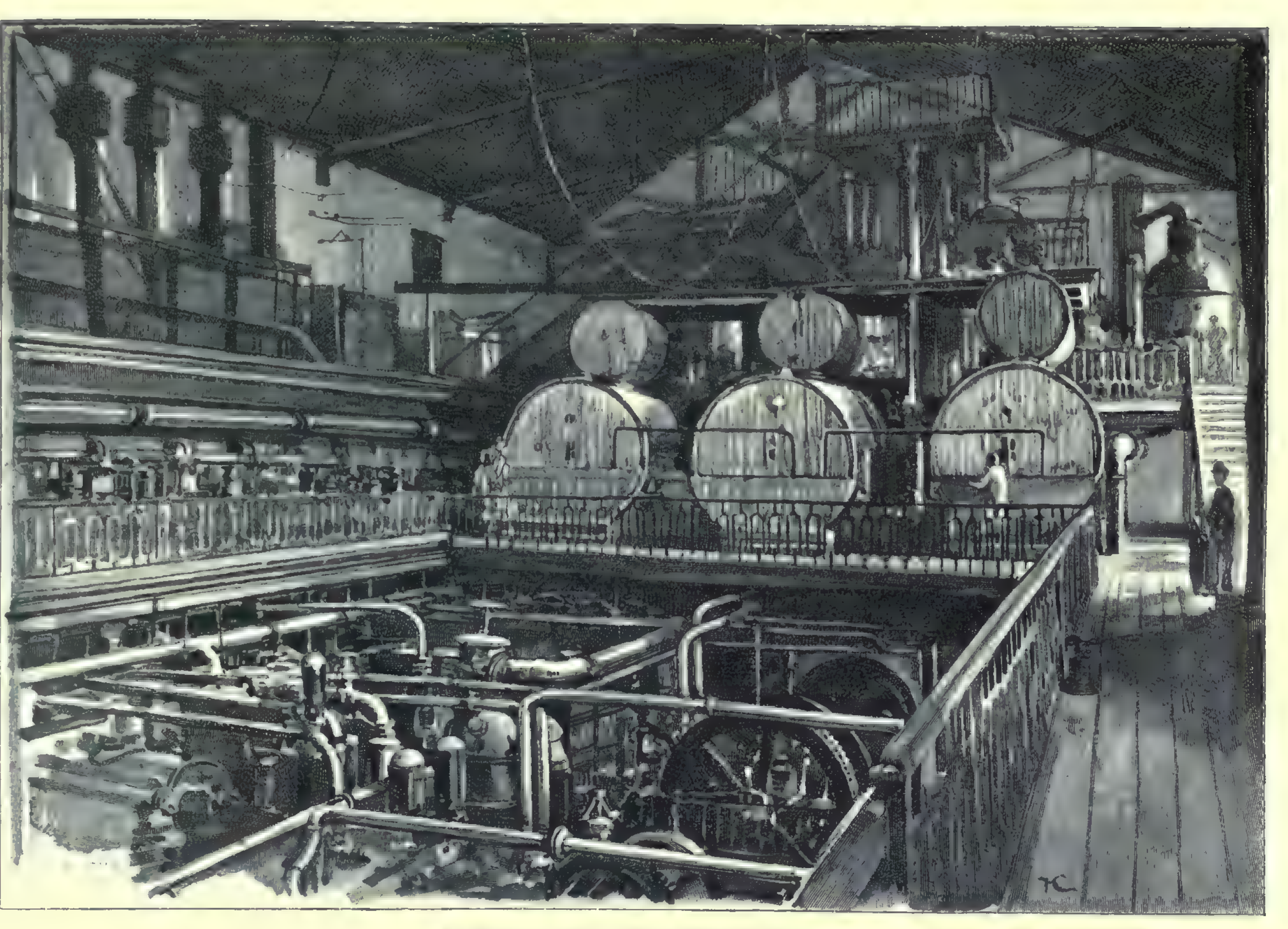
Hervorragend sind die Leistungen der schlesischen Papierfabrication. Größere Etablissements zur Herstellung von Papier und Pappendeckel bestehen in Bielitz, Jägerndorf, Annathal bei Wigstadtl, Klein-Mohrau, Gilschwitz und Grätz. Die Erzeugung erstreckt sich auf alle Sorten von Druck-, Schreib-, Pack- und Löschpapier, Seiden- und Cigarettenpapier, sowie Pappendeckel. In den schlesischen Etablissements waren 9 Papier- und

12 Pappenmaschinen in Verwendung. Die jährliche Erzeugungsmenge an Papier und Pappendeckel kann auf circa 36.000 Metercentner geschätzt werden, wovon auf Bielitz allein an 40 Procent entfallen. Das Erzeugniß geht größtentheils in den inländischen Consum über, obschon auch ein kleiner Theil nach dem Auslande, insbesondere nach Deutschland, England, Dänemark, Japan, ja selbst nach Australien exportirt wird.

Holzstoff erzeugen Klein-Mohrau, Gröditz und Sandhübel; Cellulose producirt Rattimau in einer Menge von 54.000 Metercentern, während sich das jährliche Erzeugungsquantum von Holzstoff auf 14.000 bis 15.000 Metercentner beläuft. Vielfach ist mit der Holzstofferzeugung die Papierfabrication verbunden. Cellulose geht auch nach Deutschland, Rußland, Italien und Nordamerika.

Die Fabrication von Chemikalien ist im östlichen Theile von Schlesien, im ehemaligen Teschener Kreise, in hervorragender Weise vertreten. Die größten und seit mehr als 40 Jahren bestehenden Etablissements sind die chemischen Productenfabriken zu Hruschau und Petrovitz. Außerdem sind noch zu nennen die Farbenfabriken zu Peterswald und Freudenthal, die chemischen Productenfabriken in Würbenthal, Trzyniec und die Fabrik pharmaceutisch-chemischer Producte in Troppau, während Zündwaaren in Troppau, Bielitz, Hotzenplotz, Barzdorf und Ober-Forst bei Jauernig fabricirt werden. Die Erzeugung von Seifen und Kerzen ist über ganz Schlesien verbreitet. Die Zahl der diesen Erwerbszweig ausübenden, theils größeren, theils kleineren Erzeuger beträgt 46. Chemikalien gehen in bedeutenden Mengen nach Deutschland, Russisch-Polen und Rumänien, chemisch-pharmaceutische Producte zum Theile auch nach der Schweiz und Frankreich, wogegen Zündwaaren im Inlande, sowie in Deutschland und Italien abgesetzt werden.

Unter den landwirthschaftlichen Gewerben steht die Zuckerfabrication obenan. Die Rübenzuckererzeugung, dieser mit den Interessen der heimischen Landwirthschaft im innigsten Zusammenhange stehende Industriezweig wird in Schlesien seit nahezu 60 Jahren betrieben. Im Jahre 1836 wurde in Ober-Suchau die erste Rübenzuckerfabrik Schlesiens errichtet, die aber nach ungefähr 40jährigem Bestande im Jahre 1875 den Betrieb einstellen mußte. Der Entwicklung der Rübenzuckerindustrie haben sich anfänglich nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegengestellt. Allein als das Vorurtheil, welches der Handel, sowie das consumirende Publicum dem Rübenzucker entgegengesetzt hatten, gebrochen war, nahm dieser Industriezweig, insbesondere auch infolge der sehr bedeutenden technischen Fortschritte, einen ungeahnten Aufschwung und entwickelte sich bald zur mächtigsten Exportindustrie des Landes. Schlesien besitzt gegenwärtig neun Rohzuckerfabriken. In den Fabriken zu Barzdorf, Chybi, Freiheitau, Groß-Kunzendorf (Bezirk Friedek), Hotzenplotz, Katharein, Skrochovitz und Stauding wird blos Rohzucker,



Der Sudsaal der erzherzoglichen Zuckerfabrik in Chybi.

in Wawrowitz dagegen nur weiße Waare erzeugt. Die Rohzuckerfabriken geben zumeist ihre Erzeugnisse an die schlesischen Raffinerien ab, deren sich zwei im Lande befinden, und zwar je eine in Troppau und Chybi. In den genannten Rohzuckerfabriken und Zuckerraffinerien standen am Ende des Jahres 1890 158 Motoren, welche gegen 2.770 Pferdekräfte repräsentiren, in Verwendung. Die Zahl der in der Zuckerfabrication beschäftigten Arbeiter belief sich auf 3.420, während die Menge des erzeugten Rohzuckers 275.650 Metercentner, die der weißen Waare 21.500 Metercentner betrug. Raffinadezucker wurden 234.700 Metercentner producirt. Die Qualität des in Schlesien erzeugten Zuckers ist eine vorzügliche. Derselbe wird nicht blos im Inlande consumirt, sondern geht auch nach den Ländern der Levante bis nach Klein-Asien und Egypten. Den französischen Raffinaden sind die schlesischen Erzeugnisse in qualitativer Beziehung überlegen, jedoch macht sich im Exportverkehr mit dem Orient die Concurrenz des russischen Zuckers in empfindlicher Weise fühlbar.

Bis zum Jahre 1865 gab es in Schlesien nur sehr primitiv eingerichtete Lohnmühlen. Die Landleute brachten das Getreide zur Mühle und warteten, bis sie das fertige Product wieder nach Hause führen konnten. Sie wurden „Mahlgäste“ genannt und mußten bei der Vermahlung mit thätig sein. Diese erfolgte auf gewöhnlichen Sandsteinen. Es wurde nur eine Gattung Mehl erzeugt und dieses war oft schwarz und sandig. In der Zeit von 1860 bis 1870 finden wir in einzelnen Mühlen statt des früher verwendeten Schafwollbeutels Seidengaze, auch wurden sogenannte „amerikanische Mahlgänge“ eingeführt, womit eine wesentliche Verbesserung in der Erzeugung des Mehles Hand in Hand ging. Seit jener Zeit läßt sich eine fortwährende Verbesserung in der Mühleneinrichtung constatiren. An die Stelle der alten Beutelkästen traten Cylinder mit Seidengazeüberspannung, durch deren Anwendung die Erzeugung eines weit schöneren und schmackhafteren Mehles als bisher erzielt wurde.

Eine vollständige Umwälzung in der Müllerei erfolgte in den Jahren 1870 bis 1880, in welche Zeit auch das Entstehen verschiedener Handelsmühlen fällt. Neuartige Getreidereinigungs- und Putzmaschinen, Centrifugalsichter, Walzenstühle und Elevatoren, welche das Mahlgut automatisch weiter befördern und die Arbeit wesentlich erleichtern, wurden in Verwendung genommen. Das Mahlgut wird nicht mehr zwischen Steinen zerrieben, sondern, nachdem es von allem Besatz und Schmutz vollständig gereinigt ist, auf den Walzenstühlen zerkleinert. Die daraus erzeugten Griese werden sortirt und geputzt, um mehrere Sorten feines Mehl zu erzeugen. Die heutigen Mahlgänge finden nur noch zum Ausmahlen Verwendung.

Unter solchen Umständen ist die schlesische Lohnmüllerei gegenwärtig stark im Rückgange begriffen; denn die Bäcker haben das Mahlen aufgegeben und kaufen fertiges

Mehl von den Handelsmühlen und auch bei dem Landmann ist es üblich geworden, daß er sein Getreide verkauft und sich fertiges Mehl anschafft. Schlesien besitzt circa 650 Mühlen. Darunter befinden sich mehrere größere Handelsmühlen, welche Mehl selbst nach entfernteren Gegenden exportiren.

Der Bierbrauerei waren (1890) in Schlesien 38 Etablissements gewidmet, unter denen jedoch die auf dem Lande befindlichen, welche die weitaus größere Mehrzahl bilden, vielfach noch höchst primitiv eingerichtet sind und nur eine unerhebliche Erzeugung aufweisen. Dagegen bestehen bedeutendere Dampfbrauereien in Troppau, Hennersdorf, Karwin, Radwanitz, Teschen, Bielitz und Freudenthal, deren Producte sich eines sehr guten Rufes erfreuen.

Die gesammte Production der schlesischen Bierbrauereien belief sich auf 300.000 Hektoliter Bier. Dasselbe wird größtentheils im Inlande consumirt. Ein Theil findet auch Absatz in Deutschland.

Mit der Erzeugung von Spiritus waren in Schlesien 86 Brennereien beschäftigt, in denen 79 Dampfmaschinen von 436 Pferdekräften neben 52 Maischmaschinen und 84 Destillirapparaten in Verwendung standen. Die Zahl der in den schlesischen Branntweinbrennereien beschäftigten Arbeiter belief sich auf circa 500. Erzeugt wurden: Spiritus aus Kartoffeln und Getreide 41.577 Hektoliter, aus Melasse 27.174 Hektoliter. Das Erzeugniß wird blos im Inlande abgesetzt.

Die Spiritusraffinerien zu Troppau, Mosty bei Teschen und Karwin verarbeiten zumeist schlesischen, galizischen und nur zum allergeringsten Theile ungarischen Rohspiritus. Der rectificirte Spiritus, dessen jährliche Erzeugungsmenge 50.000 Hektoliter betragen dürfte, wird zumeist an Liqueurfabriken abgegeben, die in großer Zahl in Schlesien vorhanden sind, und unter welchen sich auch mehrere bedeutende Etablissements befinden, so in Troppau, Teschen, Jägerndorf und Bielitz. Dieselben produciren unversüßten Branntwein, Rosoglien, Liqueure, Rum und sonstige aromatische Spirituosen. Das Absatzgebiet für die Erzeugnisse der schlesischen Liqueurfabrication ist größtentheils die österreichisch-ungarische Monarchie, jedoch unterhält dieser Erwerbszweig auch geschäftliche Beziehungen mit Deutschland, Frankreich, Bulgarien, Rumänien, Rußland, Amerika und dem Orient.

In Weidenau, Zuckmantel, Freiwaldau und Umgebung wird die Handschuhnäherei, im Hotzenplotzer Bezirke die Spitzenklöppelei, in der Umgebung von Friedek die Baumwollweberei und in den politischen Bezirken Freiwaldau und Freudenthal überdies die Leinenweberei in großem Maßstabe noch als Hausindustrie betrieben.

Den Zwecken des Gewerbes dienen die gewerblichen Fortbildungsschulen in Troppau, Wigstadtl, Odrau, Wagstadt, Königsberg, Jägerndorf, Hotzenplotz, Freudenthal, Engelsberg, Bennisch, Würbenthal, Freiwaldau, Zuckmantel, Teschen, Friedek, Bielitz

und Skotschau. Außerdem besteht in Schlesien eine ganze Reihe von Fachschulen, und zwar für die Textilindustrie: die k. k. Fachschulen für Weberei in Jägerndorf, Bennisch und Freudenthal, sowie die Webeschule in Bielitz. Zur Förderung der holzverarbeitenden Gewerbe wurde die Holzindustrieschule zu Würbenthal und zur Hebung der Korbflechterei die Korbflechtschulen zu Hillersdorf und Oderberg errichtet. Den Zwecken der Steinindustrie dienen die Landesfachschule für Marmorindustrie in Saubsdorf und jene für Granitindustrie in Friedeberg.

Commercielle Bildung vermitteln die schlesische Handelsschule in Troppau und die kaufmännischen Fortbildungsschulen in Troppau und Teschen. Auch bestehen an den gewerblichen Fortbildungsschulen in Freiwaldau, Jägerndorf, Bennisch und Wagstadt commercielle Abtheilungen. Höhere gewerbliche Ausbildung bietet die k. k. Staatsgewerbeschule in Bielitz.

Handel und Verkehr. Der Waldreichthum Schlesiens bedingt einen ausgedehnten Handel mit Brenn- und Werkholz. Was die Producte der Landwirthschaft und Viehzucht betrifft, so ist vor allem der in den größeren Städten des Landes in ausgedehntem Maße betriebene Getreidehandel hervorzuheben, und nehmen die Marktorte Troppau, Teschen, Bielitz, Jägerndorf und Freudenthal auf die Preisstellung des Getreides einen mehr oder weniger bestimmenden Einfluß. Nicht unbeträchtlich ist außerdem der Handel mit Hülsenfrüchten und der Samenhandel. In nennenswerther Ausdehnung wird auch der Viehhandel betrieben.

Ebenso ist der Kohlenhandel in Schlesien von Bedeutung. Verhältnißmäßig groß ist ferner auch der Colonial- und Specereiwaarenhandel. Troppau, welches in Colonialwaaren namhafte Bezüge über Triest und Hamburg macht, ist in der Lage, mit diesen Artikeln nicht nur die Detailhändler des westlichen Schlesien zu versehen, sondern auch beträchtliche Waarenquantitäten an Mähren und Galizien abzugeben.

In Schlesien zählt man gegen 6000 Handeltreibende, und zwar zumeist mittlere und kleinere Kaufleute; der Großhandel liegt in den Händen einiger weniger, in den größeren Städten des Landes etablirten Firmen. Im Allgemeinen werden Wolle und Garne, überhaupt die verschiedensten Arten von Rohstoffen für industrielle Zwecke, sowie Colonialwaaren nach Schlesien importirt, während sich der schlesische Ausfuhrhandel vorzugsweise auf gewerbliche und industrielle Erzeugnisse erstreckt und erfreulicher Weise immer mehr an Ausdehnung gewinnt.

Schlesien, ein lang gestrecktes Grenzland, von Deutschland durch hohe Zollschutzmauern, vom Inland theilweise durch hohe Gebirge abgeschnitten und bis in die jüngste Zeit durch wenig günstige Communicationsmittel mit dem Inneren des Reiches verbunden, konnte trotz der größten Anstrengungen sich in commercieller Beziehung nur wenig entwickeln,

insbesondere da bis zum Jahre 1850 selbst im Innern des Reiches gegen Ungarn noch Zollschranken bestanden. Der Handelsverkehr nahm einen lebhafteren Aufschwung, als im Jahre 1855 die Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Oderberg bis Oswięcim geführt und insbesondere die beiden Flügelbahnen Schönbrunn—Troppau und Dziedit—Bielitz in Betrieb gesetzt wurden. Infolge der Eröffnung dieser beiden Flügelbahnen trat die Landeshauptstadt Troppau, die der maßgebende Handelsplatz für das westliche Schlesien ist, sowie Bielitz, die industriereichste Stadt Ost-Schlesiens, in unmittelbare Verbindung mit dem Eisenbahnnetze der Monarchie und namentlich mit der Metropole des Reiches; kein Wunder, daß von diesem Zeitpunkte angefangen das wirthschaftliche Leben in Schlesien kräftiger zu pulsiren begann.

In den Jahren 1869 und beziehungsweise 1871 folgte sodann die Eröffnung der Theilstrecken Oderberg—Teschen und Teschen—Sillein der Kaschau-Oderberger Bahn, welche nebst der im Jahre 1871 dem Verkehr übergebenen Ostrau-Friedländer Bahn für die Förderung der volkswirthschaftlichen Interessen des ehemaligen Teschner Kreises von besonderer Wichtigkeit sind.

Damit aber auch der westliche Theil des Kronlandes nicht zurückbleibe wurde schon im Jahre 1872 die die Städte Troppau, Jägerndorf, Freudenthal, Olbersdorf 2c. verbindende Mährisch-schlesische Centralbahn eröffnet, deren letzte Theilstrecke Hennersdorf—Ziegenhals am 1. December 1875 in Betrieb gesetzt wurde. Zu diesen Schienenwegen traten im Jahre 1888 die zum weitaus größten Theile auf schlesischem Gebiete gelegene Linie Hansdorf—Ziegenhals und die das östliche Schlesien durchziehende Städtebahn. In den darauf folgenden Jahren wurden noch mehrere kleinere schlesische Localbahnen in Betrieb gesetzt.

So hat das schlesische Schienennetz sich nach und nach zu seiner heutigen, allerdings noch nicht vollständig entsprechenden Ausdehnung entwickelt, und es ist nur zu bedauern, daß ein großer Theil der schlesischen Bahnen Grenzbahnen sind, deren Attractionsgebiet zur Hälfte außer Landes liegt. Seither nimmt der Fracht-, Post- und Reiseverkehr immer größere Dimensionen an. Die Schienenlänge des schlesischen Eisenbahnnetzes belief sich 1890 bereits auf 427 Kilometer. Am 18. October 1891 wurde die nahezu ausschließlich auf schlesischem Gebiete geführte 36·7 Kilometer lange, von Zauchtl über Odrau und Wigstadtl nach Bautsch führende Bahn und am 29. Juni 1892 die Localbahn Troppau—Bennisch in Betrieb gesetzt, die eine Länge von 29·66 Kilometer hat. Am 20. October 1895 wurde die Localbahn Troppau—Ratibor und am 2. Juli 1896 die Bahn Nieder-Lindewiese—Heinersdorf dem Verkehre übergeben.

Der Zustand der Straßen in Schlesien muß im Allgemeinen als ein sehr befriedigender bezeichnet werden. Dieses Kronland besaß 1890 3600 Kilometer Straßen,

wovon auf Ärarialstraßen 375 Kilometer, auf Bezirksstraßen 1185 Kilometer und auf Gemeindestraßen 2040 Kilometer entfielen.

Die Post-Einrichtungen, sowie die Telegraphen- und Telephon-Anlagen Schlesiens stehen vollkommen auf der Höhe der Zeit. Der Post- und Telegraphen-Verkehr in Schlesien ist ein sehr bedeutender. Denselben vermitteln 123 Postämter, während für den Telegraphendienst 49 Staats-Telegraphenstationen bestanden; daneben waren noch 46 Eisenbahn-Telegraphenstationen in Thätigkeit. Die Länge der Staats-Telegraphenlinien betrug 692 Kilometer. Im Jahre 1890 wurden in Schlesien 14,868.100 Briefe, Correspondenzkarten, Kreuzbandsendungen und Waarenmuster befördert. Die Zahl der mittelst Post beförderten Zeitungen betrug 1,302.300; Packete und Geldbriefe, kurz Fahrpostsendungen, wurden 1,475.870 Stück expedirt. Staatliche Telephonanlagen bestehen dermalen in den Städten Troppau, Jägerndorf, Bielitz, Teschen und Freudenthal.

Die theuere Achsenfracht bildet noch immer ein Hinderniß für den wirthschaftlichen Aufschwung einzelner Gegenden Schlesiens. Die zunehmende Verzweigung des schlesischen Schienennetzes, dessen baldige Ausgestaltung im hohen Maße wünschenswerth ist, wird dazu beitragen, der industriellen, gewerblichen und Handelsthätigkeit Schlesiens neue Impulse zu geben und die Wohlhabenheit des Kronlandes zu fördern. Ganz besonders günstige Wirkungen verspricht man sich für Schlesien von der Realisirung des Donau-Odercanal-Projectes.



Gegend bei Trzyniec und Landeswappen von Schlesien.









Druck und Verlag
der
k. k. Hof- und Staatsdruckerei
Wien

Alfred Hölder
k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler